

SCHUMACHER
FESTSCHRIFT

MAINZ 1930

SCHUMACHER-FESTSCHRIFT

1848

SCHUMACHER-FESTSCHRIFT

ZUM 70. GEBURTSTAG
KARL SCHUMACHERS
— 14. OKTOBER 1930 —
HERAUSGEGEBEN VON DER DIREKTION
DES RÖMISCH-GERMANISCHEN ZENTRAL-
MUSEUMS IN MAINZ / MIT 48 TAFELN
UND 187 TEXTABBILDUNGEN

MAINZ 1930
IN KOMMISSION BEI L. WILCKENS / MAINZ

DRUCK UND EINBAND VON OSCAR SCHNEIDER
MAINZ

30,44, 22389



1930 IA 2362

GEDRUCKT MIT UNTERSTÜTZUNG DES HERRN
REICHSMINISTERS DES INNERN, DES HERRN
HESSISCHEN STAATSPRÄSIDENTEN UND DES
HERRN OBERBÜRGERMEISTERS DER STADT
MAINZ

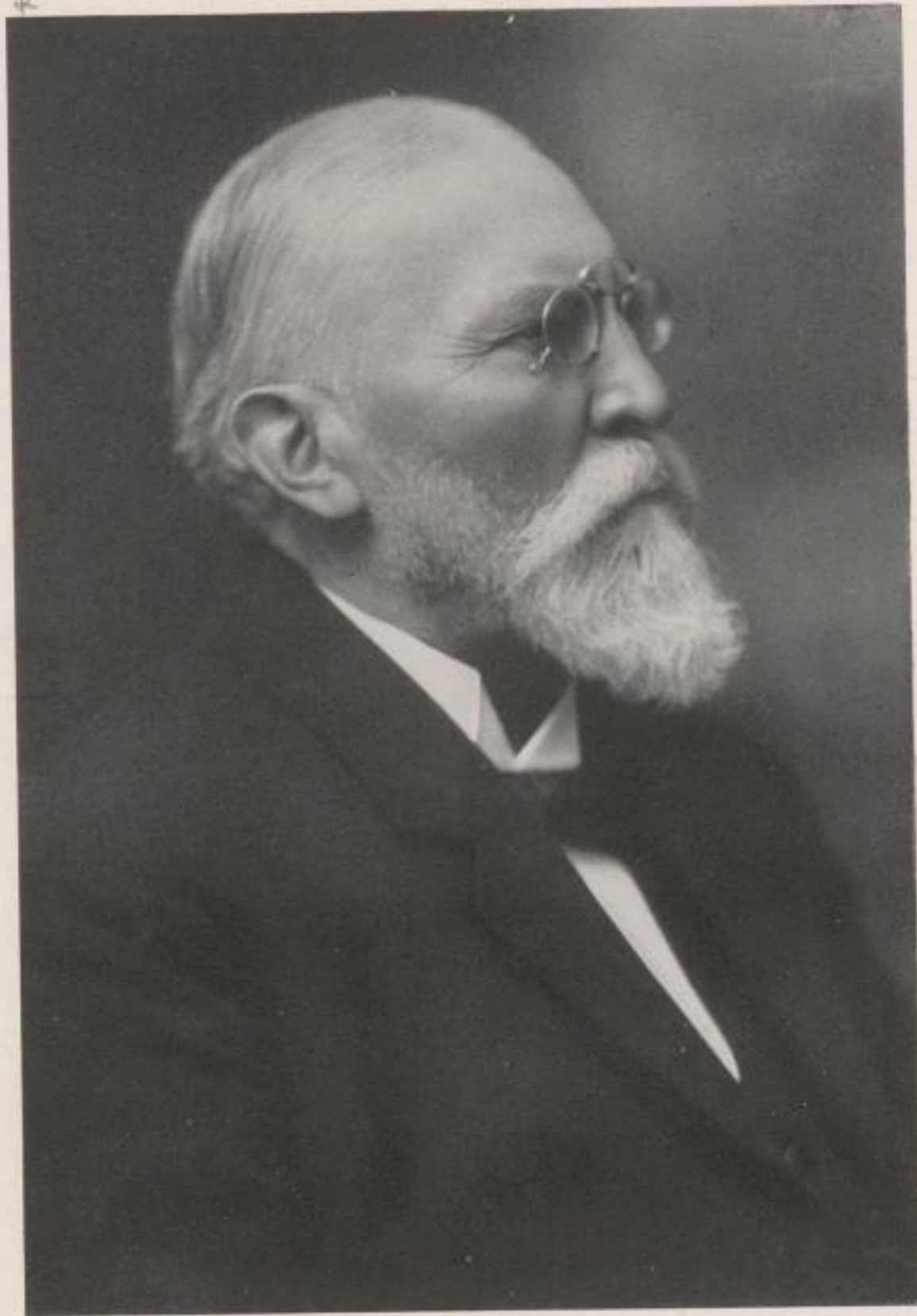
INHALT

	Seite
Karl Schumacher (Taf. 1).	
Von Oberstudiendirektor i. R. Prof. Dr. Johannes L e d r o i t - Mainz .	1
Die Anfänge des Dreiperioden-Systems.	
Von Museumsdirektor i. R. Prof. Dr. Hans S e g e r - Breslau .	3
Aus der Frühzeit der römischen Altertumswissenschaft in Mainz.	
Von Oberstudienrat i. R. Prof. Dr. Heinrich S c h r o h e - Mainz .	8
Mainzer antiquarische Briefe vor hundert Jahren.	
Von Oberbibliothekar Prof. Dr. Hermann F i n k e - Heidelberg .	13
Zur Entstehung der Deckschichten über ur- und frühgeschichtlichen Fundstätten Südwestdeutschlands.	
Von Geheimerat Prof. Dr. Wilhelm D e e c k e - Freiburg i. B. .	16
Die älteste Besiedlung der Gemarkung Budenheim bei Mainz.	
Von Studienrat Prof. Dr. Jakob C u r s c h m a n n - Mainz .	21
Der Kaiserstuhl in ur- und frühgeschichtlicher Zeit.	
Von Direktor i. R. Karl S. G u t m a n n - Breisach .	35
Siedlungskundliche Fragen in Oberbaden.	
Von Privatdozent Dr. Georg K r a f t - Freiburg i. B. .	47
Zur vorrömischen Besiedlung des bayerischen Alpengebietes (Taf. 2 u. 3).	
Von Konservator Prof. Dr. Friedrich W a g n e r - München .	53
Die Besiedlung Rügens in vorgeschichtlicher Zeit.	
Von Studienrat und Privatdozent Dr. Wilhelm P e t z s c h - Greifswald .	56
Hallstatt- und latènezeitliche Hausgrundrisse aus dem Ries.	
Von Pharmazierat Apotheker Dr. Ernst F r i c k h i n g e r - Nördlingen .	62
Die vorgeschichtliche Siedlung von Lüdersdorf, Kreis Teltow.	
Von Museumsdirektor Dr. Albert K i e k e b u s c h - Berlin .	67
Vorrömische Funde aus Trier: Die Anfänge des Tempelbezirkes im Altbachtale (Taf. 4 u. 5).	
Von Museumsdirektor Dr. Siegfried L o e s c h c k e - Trier .	73
Vorgeschichtliche Leichendörrung, die Mittelstufe zwischen Bestatten und Verbrennen (Taf. 6).	
Von Museumskonservator Konrad H ö r m a n n - Nürnberg .	77
Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Technik.	
Von Hauptkonservator Prof. Dr. Georg H o c k - Würzburg .	80
Harug, harah in Ortsnamen.	
Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Edward S c h r ö d e r - Göttingen .	84
Nachweise einer paläolithischen Besiedlung im engeren Gebiet des Mainzer Beckens.	
Von Museumsdirektor Prof. Dr. Otto S c h m i d t g e n - Mainz .	88
Die Besiedlung des Bodensees zur mittleren Steinzeit (Taf. 7 u. 8).	
Von Privatdozent Dr. Hans R e i n e r t h - Tübingen .	91
Hirschgeweihgeräte aus der Rheinpfalz.	
Von Museumsdirektor Prof. Dr. Ferdinand B i r k n e r - München .	96
Zur Systematik der Großsteingräber des nordischen Kulturkreises, ihrer Feuerstein- äxte und ihrer Tonware (Taf. 9).	
Von Prof. Dr. Paul L. B. K u p k a - Stendal .	98
Die Bedeutung der Kupferbergwerke der Ostalpen für die Bronzezeit Mittel- europas (Taf. 10).	
Von Hauptkonservator Prof. Dr. Paul R e i n e c k e - München .	107

	Seite
Urnengrab mit Peschierafibel aus Nordtirol (Taf. 11).	
Von Prof. Dr. Gero von Merhart - Marburg/Lahn	116
Formenkreise der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland.	
Von Museumsdirektor Dr. Ernst Sprockhoff - Mainz	122
Die ältere und mittlere Bronzezeit im Neuwieder Becken.	
Von Museumsdirektor Adam Günther - Koblenz	137
Die Lanzenspitzen vom Lüneburger Typus.	
Von Museumsdirektor Dr. Karl Hermann Jacob-Friesen - Hannover	141
Tongefäße aus der jüngeren Bronze- und ältesten Eisenzeit im Museum der Stadt Osnabrück. Ein Beitrag zur Terminologie (Taf. 12—14).	
Von Museumsdirektor Dr. Hans Gummel - Osnabrück	146
Fünf Mittel-La-Tène-Häuser vom Goldberg, O.-A. Neresheim, Wttbg. (Taf. 15).	
Von Direktor Dr. Gerhard Bersu - Frankfurt a. M.	156
Die Wallburg Babilonie.	
Von Oberstudienrat i. R. Prof. Dr. Friedrich Langewiesche - Bünde i. W.	160
Germanisches La-Tène im Kölner Gebiet (Taf. 16).	
Von Museumsdirektor Dr. h. c. Carl Rademacher und Reg.-Baurat Emil Rademacher - Köln	162
Eine vorgeschichtliche Plateaufeste im Trevererland.	
Von Museumsdirektor Dr. Paul Steiner - Trier	166
Zur ersten germanischen Besiedelung Starkenburgs (Taf. 17—19).	
Von Museumskustos und Privatdozent Prof. Dr. Friedrich Behn - Mainz	178
Die Schulenburg bei Cotzofeni und andere dakische Burgen.	
Von Museumsdirektor i. R. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Carl Schuch- hardt - Berlin	184
Keltische Grabpfeiler aus Glanum (Taf. 20 u. 21).	
Von Prof. Dr. Paul Jacobsthal - Marburg/Lahn	189
Olérdola, eine iberische Felsenfeste in Katalonien.	
Von General Dr. h. c. Adolf Lammerer - München	195
Korinthische Salbgefäße.	
Von Prof. Dr. Georg Lippold - Erlangen	199
Zur hellenistischen Schmuckkunst (Taf. 22).	
Von Museumsdirektor Prof. Dr. Robert Zahn - Berlin	202
Epigramm der Kinderstatue eines Lysippos in Kos.	
Von Prof. Dr. Rudolf Herzog - Gießen	207
Barditus (Tac. Germ. cap. 3).	
Von Studienrat Dr. Heinrich Klenk - Mainz	210
Der keltische Schlüssel und der Schlüssel der Penelope, ein Beitrag zur Geschichte des antiken Verschlusses.	
Von Museumsdirektor Baurat Dr. h. c. Heinrich Jacobi - Homburg v. d. H.	213
Aus der Werkstatt eines griechischen Toreuten in Ägypten (Taf. 23).	
Von Museumskustos Prof. Dr. Karl Anton Neugebauer - Berlin	233
Die stadtrömische Haartracht an den Bildnissen italischer und provinzialer Grabsteine.	
Von Studienrat Prof. Dr. Harald Hofmann - Heidelberg	238
Matres Parcae im Treverergebiet (Taf. 24).	
Von Museumsdirektor Prof. Dr. Emil Krüger - Trier	249
Colonia Treverorum.	
Von Museumsdirektor i. R. Prof. Dr. h. c. Johann Baptist Kune - Trier	254

	Seite
Ein neues früh römisches Erdlager bei Hedderheim.	
Von Studienrat Prof. Dr. Friedrich G ü n d e l - Frankfurt a. M.	260
Römische Tongewinnung in der Pfalz.	
Von Museumsdirektor Dr. Friedrich S p r a t e r - Speier	265
Eine Mainzer Bildhauerwerkstätte claudischer Zeit (Taf. 25 u. 26).	
Von Museumsdirektor Dr. Ferdinand K u t s c h - Wiesbaden	270
Der Bronzekopf eines jugendlichen Satyr (Taf. 27 u. 28).	
Von Museumsdirektor Dr. August F e i g e l - Darmstadt	280
Ein frühkaiserzeitlicher Prunksporn von der Donaugrenze.	
Von Museumskustos und Privatdozent Dr. Martin J a h n - Breslau	282
Spät römische Kerbschnittschnallen (Taf. 29—32).	
Von Museumsdirektor Prof. Dr. Gustav B e h r e n s - Mainz	285
Die Herstellung der Diatreta.	
Von Museumskustos Dr. Fritz F r e m e r s d o r f - Köln	295
Barocke Reliefkeramik aus Tiberius' Zeit (Taf. 33—36).	
Von Prof. Dr. August O x é - Krefeld	301
Verzierte Sigillata des I. Jahrhunderts mit Töpfernamen.	
Von Prof. Dr. h. c. Robert K n o r r - Stuttgart	309
Römisches Dolium mit Biermaische aus Alzey.	
Von Museumsdirektor Dr. Wilhelm U n v e r z a g t - Berlin	314
Eine römische Kasserolle aus dem unteren Wesergebiet (Taf. 37).	
Von Museumsdirektor und Privatdozent Dr. Gustav S c h w a n t e s - Kiel	316
Mitteldeutsch-südwestdeutsche Beziehungen in der spät römischen Germanenkultur (Taf. 38).	
Von Museumskustos und Privatdozent Dr. Walther S c h u l z - Halle / Saale	319
Vier neue römische Funde in Pommern (Taf. 39 u. 40).	
Von Museumsdirektor Dr. Otto K u n k e l - Stettin	323
Spätantike und frühmittelalterliche Elfenbeinarbeiten aus dem Rheinland und ihre Beziehungen zu Ägypten (Taf. 41 u. 42).	
Von Museumskustos Dr. Fritz W. V o l b a c h - Berlin	329
Zur Geschichte der Kringoten.	
Von Oberbibliothekar Dr. Ludwig S c h m i d t - Dresden	332
Zwei langobardische Gräber von Dresden-Nickern (Taf. 43).	
Von Museumskustos Dr. Georg B i e r b a u m - Dresden	337
Die Fibeln mit ausgezackter Kopplatte (Thüringischer Typ) (Taf. 44 u. 45).	
Von Privatdozent Prof. Dr. Herbert K ü h n - Köln	343
Zu den Hornhauser Steinen (Taf. 46 u. 47).	
Von Museumsdirektor Prof. Dr. Julius B a u m - Ulm	351
Von den württembergischen Landgräben.	
Von Museumsdirektor Prof. Dr. Peter G o e b l e r - Stuttgart	355
Technische Beobachtungen an der Mainzer Adlerfibel (Taf. 48).	
Von Museumskustos Peter Thaddäus K e b l e r - Mainz	366
Berichtigungen und Nachträge	371
Verzeichnis der Mitarbeiter	373





KARL SCHUMACHER
geb. 14. Oktober 1860.

KARL SCHUMACHER

VON JOHANNES LEDROIT, MAINZ

70 Jahre werden es am 14. Oktober 1930, daß Prof. Dr. Karl Schumacher zu Dühren im Badischen Ländle geboren ward. Sieben Jahrzehnte, davon fünf im unermüdlichen, erfolgreichen Dienste der Wissenschaft, schließen sich ihm da ab, und noch immer steht zu unser aller Freude Schumacher in geistiger Frische und regem Schaffenseifer in unsrer Mitte. Welcher Segen und welche Gnade!

Gewiß auch ein Anlaß, einen Blick in dieses Leben voll steter frischer Arbeit und reicher Erfolge zu tun.

Nach lichter Kindheit im lieben Vaterhaus bezieht Schumacher zunächst das Gymnasium zu Heidelberg und dann dorten die Universität sowie die von Freiburg und Bonn.

Zu Heidelberg, der feinen, der Stadt an Ehren reich, verlebt er seine Jugend und Jünglingsjahre. Das Leben in dieser Stadt mit ihrer über 2000jährigen Geschichte, ihrem wunderbaren Schlosse, dessen Ruinen jeden ja mit Gewalt zum deutschen Patrioten machen, ihrem reichen geistigen Leben, ihrer Burschenherrlichkeit und ihrer einzig schönen reizvollen Umgebung gab von vorn herein Schumacher etwas *Großzügiges* für sein Schaffen mit auf den Lebensweg.

Zunächst betätigt er sich nach bestandenen Examen in der Kleinarbeit der Schule, ist an den Gymnasien zu Heidelberg, Bruchsal, Konstanz und Karlsruhe tätig, aber nicht zu seinem Nachteil für seine spätere Entwicklung. Von da nimmt er eine gewisse *Vorliebe* für das *Lehrhafte*, die aber nie sich in Pedanterie zeigt, mit. Er behält von daher nicht neidisch wie Zwerg Alberich die Schätze seiner späteren Arbeit und Wissenschaft nur für sich, bewahrt auch nicht ängstlich wie die Druiden der Kelten diese nur für eine bestimmte Kaste, nein, teilt sie eben mit seinem Lehrgeschicke den weitesten Kreisen mit. Trotz dieses unleugbaren Lehrgeschickes bleibt die Schule nicht sein Beruf. 1887 wird er Assistent am Landesmuseum in Karlsruhe und 1892 *Streckenkommissar* für Baden in der Reichslimeskommission.

Die Altertümer und die Denksteine, die er dabei hebt, sind zugleich Bausteine für seine spätere eigentliche Entfaltung. Jahre praktischer, mühseliger Kleinarbeit, aber auch archäologischer Schulung und beginnender schriftstellerischer Tätigkeit vergehen. Daneben weitet er seinen Blick durch *wissenschaftliche Reisen* nach Frankreich, Italien, Griechenland, Südrubland, Kleinasien und Nordafrika. Eine gewisse *Vorliebe* für das sonnige Italien ist ihm da geblieben und gar

oft vergleicht er, namentlich im Frühlinge, einzelne deutsche Gaue, insbesondere die Bergstraße, mit dem Sonnenlande.

Am 21. September 1900 wählt der Vorstand des Römisch-Germanischen Zentral-Museums zu Mainz den nun praktisch geschulten Archäologen, den weitgereisten Forscher und den erfolgreichen Publizisten zum ersten Direktor des Museums.

Am 1. März 1901 tritt er seine Stellung an und wird damit *u n s e r*.

Keine leichte Aufgabe ist ihm gestellt, es gilt, das von Ludwig Lindenschmit dem Älteren, dem Unvergeßlichen, in so vielen Mühen und Sorgen begründete Museum von einer Anstalt mehr Mainzer Charakters zu einem Museum für Alldeutschland umzuformen, es aus der Enge der räumlichen und geldlichen Verhältnisse frei zu machen.

Mit frischem Jugendmute geht Schumacher ans Werk und stellt bald mit dem seitherigen Leiter, Ludwig Lindenschmit, dem Sohne, der als zweiter Direktor ihm beigegeben, ganz ausgezeichnet. Der wissenschaftlich geschulte Archäologe auf der einen Seite und der Künstler und Techniker auf der anderen ergänzen einander ganz vorzüglich. Es sind eben beide vornehme Charaktere.

Die erste Sorge eines Museumsdirektors ist natürlich, die *S a m m l u n g e n z u v e r g r ö ß e r n* und sie in entsprechender Art dem Publikum darzubieten. Statt aller Einzelheiten nennen wir hier nur einige Zahlen: Im Frühjahr 1900 umfaßten die Sammlungen insgesamt 20 215 Gegenstände, 1925 aber 29 756 Kopien und 12 202 Originale. Bezüglich der Aufstellung aber dürfte das Römisch-Germanische Zentral-Museum in Mainz in den Sälen, von denen fast jeder einzeln widerstehenden Kräften abgerungen werden mußte, geradezu vorbildlich sein, zumal die von historischem Hauche durchwehten Räume ja ein köstliches Milieu abgeben. Wissenschaftliche Kataloge über einzelne Teile der Sammlungen erschienen im Laufe der Jahre auf Schumachers Anregung zahlreiche.

Die erwähnten Kopien wurden hergestellt in den eigenen Werkstätten des Museums, die Lindenschmit der Ältere begründet, Schumacher und Lindenschmit Sohn aber auf einer solchen Höhe hielten, daß sie vielleicht in einzelnen Branchen, aber nicht in ihren allgemeinen Leistungen durch andere übertroffen werden.

In ihnen wurden aber nicht nur Kopien hergestellt, sondern auch Rekonstruktionen versucht, die nach und nach in alle bedeutenden Museen kamen. Ja, der römische Legionär und das Tropäum

fehlen als Abbildungen in keinem Werke über die Zeit der Römer oder einer Kulturgeschichte und Geschichte von Bedeutung.

Aber nicht nur durch billige Abgabe solcher Kopien an andere Museen wirkte das Zentral-Museum zu Gunsten fremder Museen, sondern auch durch fachmännische Konservierung von Funden. Selbst privaten Sammlungen ging es zur Hand und rettete durch Kopieren ihrer Stücke diese wenigstens in der Nachbildung für die Wissenschaft; denn Privatbesitz wird meist verschleudert.

Aber Schumachers Tätigkeit beschränkt sich nicht auf das Museum, er nimmt sich der vielfach so vernachlässigten Denkmalspflege mit Feuereifer an, übt sie vor allen Dingen in Mainz selber, dann aber auch weiterhin in Rheinhessen und im ganzen ehemals römischen Rheingebiete. Bald geht man ihn von überall im Hessenlande und Rheinlande um Rat und Tat an.

Von den vielen Ergebnissen dieser Tätigkeit seien nur drei erwähnt, die archäologische Karte der Umgebung von Mainz, die Festlegung der Umfassungsmauern des Mainzer Kastells und die Karte der römischen Straßen in den Rheinlanden, die ebenfalls in keinem Werke der römischen Epoche in Deutschland fehlt.

Allen diesen Bestrebungen nun ersteht in der unter Schumachers Führung begründeten Mainzer Zeitschrift 1906 ein ganz vorzügliches Publikationsorgan, das 1909 in Prof. Dr. Neeb einen tüchtigen Schriftleiter erhält. Mit diplomatischem Geschicke verstand es Schumacher hier, die nicht immer genau parallel laufenden Interessen von Altertumsverein und städtischem Museum mit denen des Zentral-Museums zu vereinen. Diese Zeitschrift gibt uns nun einen vorzüglichen Begriff von der weiteren wissenschaftlichen Entwicklung Schumachers; denn neben seinen interessanten Berichten über den Weiterausbau seines Museums finden wir eine ganze Menge vorzüglicher Abhandlungen, alle dem bereits 1902 ausgesprochenen Plane einer Siedelungs- und Kulturgeschichte zustrebend. Immer größer und weiter ausgreifend werden nach und nach die Abhandlungen. Ihren Abschluß finden diese Bestrebungen in dem groß angelegten Werke der Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, dessen Erscheinen in allen interessierten Kreisen Freude, ja Jubel erregte und das für mindestens ein halbes Jahrhundert die Grundlage aller Forschungen hierüber bilden wird. Möge er uns bald den zweiten Teil des dritten Bandes dieses einzigen Werkes schenken. Durch diese allseitige Tätigkeit wächst er weit über das Zentral-Museum und Mainz hinaus, gehört bald dem ganzen Rheinlande,

ja dem ganzen wissenschaftlichen Deutschland. Neben diesem allen vergißt er seine Pflicht als Lehrer des deutschen Volkes, insbesondere am Rheine, nicht, führt selbst Vereine und Schulen oder veranlaßt ihre Führung, schult junge Archäologen und beginnt die Herausgabe der kulturgeschichtlichen Wegweiser.

Es regt sich eben immer der Erzieher wieder. Voll Freuden würde er in seinem Gebiete zum Erzieher des ganzen deutschen Volkes, das er so gerne wieder auf jener politischen, sittlichen und materiellen Kulturhöhe sähe, wie er es in der Blüte seiner Jahre geschaut. Denn Vaterlandsliebe, glühende Vaterlandsliebe ist ein Grundzug seines edlen Charakters. Praktisch betätigt sich diese eben besonders in der Pflege der Liebe zur Heimat.

Da bescherte uns nun der nimmer Rastende in seinem Ruhestande ein ganz köstlich Büchlein: *Durch Odenwald und Frankenland*. Hier lernen wir nun Schumacher von einer ganz anderen Seite kennen, nicht nur als Archäologen, sondern auch als feinen Kunstkenner und Ästheten. Auch in der mittelalterlichen und neuen, ja der allerneuesten Geschichte und namentlich wieder Kulturgeschichte zeigt er sich beschlagen. Land und Leute finden ihre Würdigung. Die landschaftlichen Reize des Landes entschleierte er uns, und von den Menschenlein dorten und ihren Schwächen weiß er gar lieblich und humorvoll zu reden. Ein gar milder Richter ist er aber, denn Güte und Liebenswürdigkeit sind ihm ja in seltener Weise eigen.

Die zeigte er auch immer als Vorgesetzter und zeigt sie namentlich im Freundeskreise, wenn er beim goldenen Saft der Reben am Abend die Unterhaltung pflegt. Wem es vergönnt auf seinem Lebenswege mit Schumacher zusammenzutreffen, der freut sich daher mit ihm an seinem 70. Geburtstage, dankt ihm von Herzen für das, was er ihm persönlich und der Allgemeinheit geboten. So wollen wir vom Römisch-Germanischen Zentral-Museum denn auch hier nicht fehlen, ihm danken, was er für unser Museum getan, ihm danken, welche Ehren er dem Museum eingebracht, und ihm danken, was er an wissenschaftlicher Arbeit für uns, für die Rheinlande und unser ganzes liebes Vaterland geleistet. Ein tiefreligiöser Zug geht von seinem Vaterhause aus durch Schumachers Seelenleben, drum sei unser Wunsch: Der liebe Gott schenke ihm noch eine Reihe von gesunden, schaffensfreudigen Jahren zur eigenen Freude, aber auch zur Freude seiner zahlreichen Freunde und Verehrer in Mainz, in Hessen, im ganzen Deutschland, ja in den verwandten wissenschaftlichen Kreisen der ganzen gebildeten Welt!

Der Ortsausschuß des Römisch-Germanischen Zentral-Museums
im Auftrage: Dr. Ledroit

DIE ANFÄNGE DES DREIPERIODEN-SYSTEMS

VON HANS SEGER, Breslau

Die Aufstellung des Dreiperioden-Systems, man könnte auch sagen die Entdeckung des Bronzealters, wird mit Recht als der entscheidende Schritt zur wissenschaftlichen Behandlung der vorgeschichtlichen Denkmäler betrachtet. Weil die Dreiteilung zuerst in dem 1836 erschienenen „Ledetraad for nordisk Oldkyndighed“ klar und deutlich ausgesprochen war, gilt dieses Jahr allgemein als das der Aufstellung und der Verfasser jenes Leitfadens, Christian Jürgensen Thomsen, als der Urheber des Systems. Von deutscher Seite sind dagegen Einwände erhoben und die Ansprüche von Joh. Friedrich Danneil in Salzwedel und Friedrich Lisch in Schwerin als mindestens gleichberechtigt hingestellt worden¹. Bei den Erörterungen hierüber wurde schon immer betont, daß Thomsen, wenngleich er mit seinen Gedanken erst 1836 hervorgetreten sei, doch schon viel früher in der Anordnung der Kopenhagener Sammlung die Dreiteilung durchgeführt und damit vorbildlich auch auf die Nachbarländer gewirkt habe. Es liegen darüber mancherlei Zeugnisse seiner Zeitgenossen vor, aber anscheinend keine von Thomsen selbst, so daß man über den genauen Zeitpunkt seiner Entdeckung bisher mehr oder weniger auf Vermutungen angewiesen war². Durch einen glücklichen Fund im Archiv des Breslauer Altertummuseums sind wir in der Lage, diesen Zeitpunkt spätestens auf das Jahr 1824 festzusetzen.

Der Begründer der Breslauer Altertumsammlung, Johann Gustav Büsching³, unterhielt in den Jahren 1819—1825 einen regen Briefwechsel mit den Gelehrten des In- und Auslandes, von denen er eine Förderung seiner antiquarischen Bestrebungen erhoffen durfte. Namentlich handelte es sich dabei um Erlangung und Abgabe von Vergleichsstücken für die beiderseitigen Museen. Zu den Kopenhagener Kreisen mag er durch seinen Kollegen Heinrich Steffens⁴ in Beziehung getreten sein. Jedenfalls gestalteten sich diese Beziehungen bald so herzlich, daß er zum Korrespondierenden Mitgliede der Königl. Gesellschaft für Nordische Altertumskunde ernannt wurde und mit Männern wie Nyerup und Thomsen freundschaftliche Briefe wechselte. Von Thomsen sind insgesamt 12 Briefe erhalten, die sich auf den Sommer 1823, den Herbst 1824 und das Frühjahr 1825 verteilen. In den Sommer 1824 fällt eine Reise Thomsens nach Deutschland, wobei er von Dresden aus auch Breslau besuchte und die dortigen Altertümer besichtigte. Die Briefe enthalten geschäftliche und persönliche Mitteilungen, Auskünfte und Anfragen, Nachrichten über neue Funde im Norden, Ansichten über die

wissenschaftlichen Bewegungen der Zeit. Im ganzen sind sie gewiß geeignet, das Charakterbild des Mannes zu vervollständigen, den Nyerup in einem seiner Briefe an Büsching „unseren herrlichen Thomsen“ nennt. Hier kann jedoch nur der auf das Dreiperioden-System bezüglichen Stellen gedacht werden⁵.

Zuvor noch eine Bemerkung über die Form der Briefe. Thomsen beherrschte die deutsche Sprache soweit, daß er sich gut darin verständigen konnte, aber er hatte sie offenbar nur durch den praktischen Gebrauch, nicht durch planmäßigen Unterricht erlernt. Mit der Grammatik war es infolgedessen schlecht bestellt. Verwechslungen von Dativ und Akkusativ, falsche Anwendungen von Präpositionen und dergleichen häufen sich in jedem Satze. „Wann darf ich dänisch schreiben?“, schließt er einmal seinen Brief. „Bis dahin müssen Sie ja mit die unverantwortlich schlechte und fehlervolle Briefe vorlieb nehmen, die aber immer aufrichtig gemeint sind von Ihrem Thomsen.“ Da es hier nicht auf philologische Treue, sondern auf den Gedankeninhalt ankommt, habe ich es für richtig gehalten, bei der Wiedergabe der Briefe so zu verfahren, wie wenn es sich um eine Übersetzung handelte, d. h. die störenden Sprachfehler zu beseitigen und ein lesbares Deutsch herzustellen — natürlich unter möglichster Schonung des Urtextes.

Anlaß, sich über sein System zu äußern, gab dem Kopenhagener Gelehrten die Zusendung von Büschings Büchlein „Abriß der deutschen Altertumskunde“ (Weimar 1824). Der Verfasser hatte darin ein höchst verzwicktes System aufgestellt, das als Grundlage für Vorlesungen bestimmt war, und sich in der Vorrede etwas skeptisch über „die nur zu oft trüglichen Zeichen“ ausgesprochen, „welche wir jetzt immer aufstellen, nämlich die Folge von Stein, Kupfer und Eisen bei Anfertigung der Geräte und Waffen“. Thomsen dankt ihm unterm 23. November 1824 zunächst nur kurz für das Buch und fügt in einer Nachschrift hinzu: „Unter den nordischen Altertümern sind nach allen Spuren die einfachen die ältesten. Alles, was künstlicher und zusammengesetzter ist, kommt unsrer Zeit näher. Nach dieser Ansicht ist unser System eingerichtet, wovon ein andermal mehr. Unsere heidnischen Sachen fallen in drei Haupt-Epochen oder -Abteilungen.“

Diesem Brief folgt am 19. Februar 1825 ein zweiter, worin es nach einigen Vorbemerkungen heißt: „Das kleine Buch aber von wichtigem Inhalt habe ich mehreremal durchgelesen: ich finde manches gute darin, aber manches, das wenigstens

nicht mit unsern Erfahrungen im Norden paßt. Die Sachen gestalten sich hier einfacher, indem wir höchst wenig von römischem Einfluß und gar nichts von tartarischem spüren können. Ich würde nicht aufrichtig gegen Sie sein — und dies ist doch hundertmal mehr wert, als alle Komplimente —, wenn ich Ihnen sagte, daß ich Ihre Meinung im ganzen teile. Um Altertümer in eine gute Verbindung zu bringen, finde ich es höchst wichtig, auf die *Z e i t f o l g e* Rücksicht zu nehmen, und glaube, daß die alte Idee von erst Stein, dann Kupfer und endlich Eisen sich für den Norden immer bewährter findet. Wären Sie doch hier, ich würde Ihnen mit hundert und wieder andern Hunderten von Beispielen unsere Ansichten deutlich machen; nur zu gut fühle ich, daß es mir schwerlich in einem Briefe gelingen wird. Doch ich bin es Ihnen gewissermaßen schuldig und versuche es. — — —⁶

Es scheint uns klar, daß in einer frühen Periode der ganze nördliche Teil von Europa: Skandinavien, das meiste von Deutschland, Frankreich und England von im Grunde unter sich sehr ähnlichen und sehr rohen Völkerstämmen bewohnt war. Daß diese mit den wilden Nordamerikanern in vielen Dingen übereinstimmten, ist gewiß. Sie waren kriegerisch, wohnten im Walde, kannten keine Metalle oder doch nur sparsam, teilten sich in Haufen und wurden teils aufgerieben, teils unterjocht, teils in äußere Enden und in entfernte Gegenden hingedrängt. In diese *e r s t e E p o c h e*, wo ich es für Unsinn halte, an Städte, Buchstabenschrift, künstliche eigne Arbeiten zu denken, nehmen wir die Gräber, wo wir Steinsachen nicht als Symbole, sondern als wirklich gebrauchte Waffen und Gerätschaften finden. Da sich in Frankreich, England und Norddeutschland ganz mit diesen übereinstimmende Sachen finden, zweifle ich nicht, daß dort die nämlichen Verhältnisse herrschten, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort früher aufhörten. Dies ist wieder die Ursache, daß man im Norden verhältnismäßig viel häufiger Altertümer dieser Epoche findet als in obbenannten Ländern.“

[Folgt eine Auseinandersetzung, warum die entsprechenden Denkmäler in Frankreich nicht von den Normannen herrühren können.]

„Wann hörte nun diese Periode auf? Für den Norden geben uns unsere ältesten Sagen einen Fingerzeig, der nicht zu verachten ist. Es heißt nämlich, Odin, der mit den Asen aus dem Osten kam, setzte sich in dem nächstgelegenen Lande, nämlich in Schweden, und zu Upsala fest. Er führte Krieg und verdrängte die früheren Einwohner des Nordens oder unterjochte sie. Diese früheren Bewohner werden als in Höhlen wohnende Riesen und Zwerge geschildert. Vermutlich gehörten dazu die ins nördliche Norwegen gedrängten Finnen und die Mehrzahl der Trulle oder unfreien Männer. Weiter wird gesagt, Odin habe die Kenntnis der

Metalle mitgebracht und zu hexen verstanden, besonders durch die von ihm erfundenen Runen. Wenn wir nun annehmen, daß Odin mit seinem Schwarm etwa um Christi Geburt nach Norden kam, finde ich es wahrscheinlich, daß die ältere Ordnung und Art allmählich in ein paar Jahrhunderten verschwand, und daß man die zweite Epoche etwa von Ao. 200 n. Chr. anfangen kann. Die erste Epoche muß besonders in Frankreich weit früher aufgehört haben.“

„Wie lange dauerte nun diese *z w e i t e E p o c h e*“ und wodurch unterschied sie sich von der ersten und dritten?, ist die natürliche Frage, welche sich von selbst aufdrängt. Ich glaube, die norddeutschen Altertümer geben uns hier einen glücklichen Fingerzeig und Aufschluß. Mit eignen Augen habe ich mich überzeugt, daß Waffen und Geräte aus dieser Periode ganz und ohne den geringsten Unterschied die nämlichen wie die im Norden gefundenen sind. Das Charakteristische dabei sind Form und Zierraten, die letzteren sehr genau in einem eigenen, bestimmten Geschmack, ich möchte sie zirkel- oder wellenförmige nennen, etwa so, wie ich hier mehrere Arten skizziere“: [folgen Zeichnungen von Spiralen, konzentrischen Kreisen, Wellenbändern usw.]. „Aus dieser Periode wird im Norden kein Eisen, kein Silber gefunden, oder doch höchst wenig und nur in der Übergangsperiode. Alles ist von Bronze oder Gold. Unter den Formen sind vorherrschend Schwerter ohne Parierstangen, die Celte, die sogen. Paalstäbe, Steinsachen, angewandt als Symbole und von zu weicher Art und zu zierlich, auch oft zu klein, um als Waffen oder Gerätschaften zu dienen. In der besten Zeit dieser Periode hat man es schon zu einer ziemlich bedeutenden Fertigkeit in Metallarbeiten gebracht und sowohl Formen wie Zierraten waren im Grunde geschmackvoller als in der folgenden Periode, sicher nicht so überladen wie nachher. Buchstabenschrift war nach der Aussage unsrer ältesten Nachrichten da, aber als Zaubermittel höchst selten und nur von einzelnen Priestern gebraucht. Schiffe verstand man zu bauen, doch nach den Abbildungen, die uns geblieben sind, auf Felsen und auf verschiedenen anderen Sachen, waren es ziemlich flache und lange Ruderfahrzeuge. In Deutschland hörte diese Periode durch ein doppeltes Einwirken auf, nämlich durch den Einfall der slawischen Nationen von Osten und die nachherige Oberherrschaft der Franken von Westen. Ich glaube, daß dies nicht vor dem 5. bis 6. Jahrhundert in vollen Gang gekommen ist, und dieser Geschmack erst dann in Deutschland aufgehört hat, hier (im Norden) vielleicht um ein oder zwei Jahrhunderte später, und daß dann ein ganz anderer Geschmack in den Arbeiten allmählich eingeführt worden ist.“

„Dies war für den Norden der sogen. *S c h l a n g e n g e s c h m a c k*. Unter heidnischen Altertümern

habe ich nicht ein einziges Stück dieser hier so häufigen Art in Deutschland gefunden. Als Repräsentanten dieses Geschmacks nenne ich Ihnen den schon längst gesandten Abguß von einem Tierkopf, der vermutlich zum Oberteil einer Fahne gehört hat, die Goldbrakteaten mit Schlangen, die Brustspangen auf den Kupfern über den Goldbrakteaten, und, wenn Sie hier wären, hundert andere. In dieser Periode kamen auch die künstlich geflochtenen und gewundenen Arbeiten zum Vorschein, Stahl und Eisen wurden allgemein, sowie Silber, erstere verdrängten die Bronze, die Schwerter erhielten Parierstangen, Buchstabenschrift wurde angenommen, die Runen von jedem Gebildeten verstanden, man baute große künstliche Schiffe, die eine große Anzahl Menschen aufnehmen konnten, und machte schon bedeutende Reisen, und stand überhaupt in vielen Punkten hoch über den Nordamerikanern — ich nenne nur die drei obengenannten Vorzüge: 1. künstliche Behandlung von Metallen, 2. Buchstabenschrift, 3. große Schiffe zu bauen. Daß der Schlangengeschmack dieser letzten Zeit gehört und selbst eine Weile ins Christentum übergang, zeigt sich aufs bestimmteste durch viele Monumente, die wir datieren können, und die alle in diesem Geschmack gearbeitet sind, z. B. die Überbleibsel der Kostbarkeiten aus dem Grabe der noch halb heidnischen Königin Tyra Dannebod, die meisten Runensteine, die ältesten Bauzieraten etc. etc. Doch auf den letzteren scheinen mir Spuren dieses Geschmacks auch in Deutschland, England und Frankreich vorgekommen zu sein. Ich will nicht behaupten, daß sie von Norden nach Süden kamen, aber etwas dem Nordischen ähnliches ist wirklich da. Vielleicht stammt alles ursprünglich aus einer Quelle, nur mit dem Unterschiede, daß im Norden, wo noch Heiden waren, man solche Zierkunst in Gräbern finden kann, wogegen sie in den südlichen Ländern nur auf christlichen Monumenten zu sehen ist, z. B. auf Säulen-Kapiteln, Türverzierungen, Manuskripten aus dem 10.—11. Jahrhundert etc. etc. — Die obenstehenden, leider nicht genug ausgearbeiteten Ansichten werden Ihnen noch undeutlich gezeigt haben, wie unser Vorrat von Sachen, der heidnischen Zeit angehörend, in drei große Epochen oder Perioden geteilt ist, die wieder ihre gehörigen Unterabteilungen haben. Da wir aus vielen Erfahrungen gesehen haben, daß die von einer zur anderen Periode übergehenden Stücke wenige sind, dagegen die Perioden selbst sich deutlich aussprechen, entstehen hieraus weit weniger schwierig zu entscheidende Fragen, als man glauben sollte. Daß man z. B. in Norwegen früher und häufiger Eisen gebraucht hat, als hier, zeigen uns die Grabhügel. Daß Eisen in der Übergangsperiode teurer war, als Bronze, scheint mir aus mehreren hervorzuleuchten. Wir haben es in ihr sparsam angewandt gefunden, z. B. Äxte von Bronze mit

Schneiden von Stahl, und Pfeilspitzen von Bronze, wo man Schwerter von Eisen fand. Letzteres ist noch nicht bestimmt, es spricht aber, wenn es sich bestätigt, für meine Meinung. — Doch Sie Verehrtester, sind gewiß längst müde, diese oft abgebrochenen und daher undeutlichen [Darlegungen] zu lesen. Kommen Sie und sehen Sie — ich hoffe, ich werde dann eher verstanden werden.“

Etwas über eine Woche später, am 1. März 1825, schickte Thomsen einen Nachtrag zu seiner Erklärung: „In diesem Augenblicke beendige ich die Lesung einer sehr wohl geschriebenen Rezension in den Göttingischen gelehrten Anzeigen v. 1. Mai v. Js. über ein Buch, das ich mir sogleich anschaffen muß. Ich hatte freilich davon gehört, aber es noch nicht gesehen. Es ist die Beantwortung einer holländischen Preisfrage über die sogen. Heunenbetten von Nicolaus Westendorp, wovon schon zwei Editionen existieren, die letzte 1822 und noch nicht hier!! Zu meiner nicht geringen Verwunderung sehe ich, daß dieser Gelehrte mit Hinsicht auf die frühesten Monumente meine Ansichten teilt. Der gelehrte Rezensent setzt diese so auseinander, daß ich sie aufs deutlichste sehe, ja so deutlich, daß ich fürchten muß, Sie glauben, ich habe diesen Herrn ausgeschrieben. Obgleich meine Erfahrungen, die zu dem nämlichen Resultat führen, nicht so ausgearbeitet und mit gelehrten Belegen versehen sind, und überhaupt nur eine fragmentarische freundschaftliche Mitteilung an Sie privat gerichtet war, kann ich doch unmöglich aufschieben, Ihnen sogleich von dieser Übereinstimmung zu berichten. Die Gött. gel. Anz. erhalte ich in einer Journal-Lese-Gesellschaft immer spät. Nun haben wir aber ein neues Institut hier errichtet, um mehr à jour zu sein. Der Rezensent scheint nicht ganz diese Ansichten zu billigen und ist wohl eigentlich Sprachforscher, was vermutlich der schwächere Teil von Westendorps Werke sein mag, und neigt sich mehr denen zu, welche nicht die Roheit der ältesten Monumente zugeben wollen. Er ist durch die Versicherung Westendorps irreführt, daß die Urnen in den Hünenbetten zierlicher seien als die späteren. Ich finde das nicht, und alles, was ich aus Gräbern habe von einer Zeit, wo man noch Stein als wirkliche Waffe gebrauchte, ist wenigstens, soweit mir bekannt, roh, freilich einmal ein bißchen mit Strichen ausgeziert, ein andermal mit Rändern versehen, mehr oder weniger genau aus freier Hand geformt, aber an eine Töpferscheibe und selbst an Herrn Westendorps Formen ist nicht zu denken, und gewiß, man hat mehr gesehen, als in Wirklichkeit existierte. — Selbst in meiner zweiten Periode war Töpferarbeit im Norden mittelmäßig; es scheint aber, daß Reichere Urnen aus Bronze, ja aus Gold gebraucht haben. Und oft habe ich mit Sachen aus der dritten Periode Urnen, auf der Töpferscheibe geformt und mit einer Glasur versehen, gefunden — auch die

Glasurnen gehören, glaube ich, dieser Periode an. Ich billige nicht, daß Herr Westendorp nur die Hünengräber dieser [der ersten] Periode aneignet, und glaube, daß die Bestimmung von als Waffen wirklich gebrauchten Steinsachen besser ist. Auch will ich eben nicht sein Keltenvolk, eher aber sein Keltentum verteidigen. Daß man in Frankreich und England weit zurückgehen muß, ist gewiß, doch bis zu der Zeit, wie dieser Herr, ist gewiß nicht nötig. Für den Norden ist schon ehe oder im Anfang der römischen Periode, zirka um Christi Geburt, genug. Ich will auch gleich drei oder vier Monumente dieser Art hier zeigen für jedes, das man in südlicheren Ländern aufweisen kann. — Die deutlichsten Belege für und wider Skule Thorlacius⁷ finden sich in unserem Museum, das zu der Zeit, da dieser Gelehrte schrieb, nur auf dem Papier existierte. Daß Steinsachen zuerst als Waffen gebraucht wurden, ist dadurch deutlich, daß wir viele abgebrochene und zum zweiten Male geschliffene gefunden haben. Dies würde nicht der Fall sein bei Symbolen. Weiter haben wir einmal ein Rind mit einem halb im Schädel eingetriebenen Keile gefunden. Daß zu einer späteren Zeit Steinsachen als Symbole und zu heiligem Dienst gebraucht wurden, ist ebenso deutlich aus den gar zu kleinen und selbst von Bernstein gearbeiteten Steinen, die unmöglich als Waffen oder Gerätschaften dienen konnten. Die steinernen Messer gehören größtenteils zu dieser Klasse; sie sind sämtlich angeschliffen und finden sich doch häufig mit anderen geschliffenen Sachen. — — — Entschuldigen Sie mein eiliges und undeutliches Schreiben. Ich möchte nicht, daß Sie mich für einen Plagiarius hielten: die Ähnlichkeit meiner Ansichten mit den in der Rezension mitgeteilten erweckt wirklich diesen Anschein.“

Vergleicht man die brieflichen Darlegungen Thomsens mit denen des Leitfadens von 1836, so findet man eine ziemlich vollständige Übereinstimmung in den chronologischen Grundzügen. Sie geht so weit, daß z. B. die im Leitfaden (S. 63 der deutschen Ausgabe von 1837) abgebildeten Ziermuster aus der Bronzezeit mit den im Briefe skizzierten nahezu identisch sind. Gewisse Abweichungen erklären sich leicht aus dem verschiedenen Charakter der Erklärungen: hier ein flüchtig hingeworfenes Schreiben an einen Fachgenossen, dort ein sorgfältig ausgearbeitetes Lehrbuch für die Allgemeinheit. Thomsen hebt ja das Unzulängliche, Fragmentarische seiner schriftlichen Äußerungen selbst nachdrücklich hervor. Es wäre deshalb verfehlt, wenn man etwa aus der Nicht-Erwähnung der Altersunterschiede in den Grab- und Bestattungsformen schließen wollte, Thomsen habe diese Unterschiede damals noch nicht erkannt. Ein Zufall ist es wohl auch, daß die drei Zeitalter nicht mit ihren kennzeichnenden Namen angeführt sind, denn in gleichzeitigen Veröffentlichungen, die

auf seiner Gliederung der Museumssammlung fußen, werden die Ausdrücke „Steinwaffenzeit“ und „Kupferwaffenzeit“ schon verwendet⁸. Gleichwohl macht es den Eindruck, daß dieses auf den Werkstoffen gegründete Einteilungsprinzip dem Thomsen von 1825 zwar wichtig genug, aber doch nicht als die eigentliche Hauptsache erschienen sei, sondern daß er daneben größtes Gewicht auf mehr theoretische oder spekulative Erwägungen über den historischen Hergang der Dinge gelegt habe. Den Beweis dafür liefert seine Besorgnis, daß er in Verdacht geraten könnte, seine Ideen dem Westendorpschen Werke entlehnt zu haben. Grund dazu geben ihm die Betrachtungen des Verfassers über den Kulturzustand der Erbauer der Hünenbetten, die er gleich Thomsen mit den heutigen „Wilden“, insbesondere den nordamerikanischen Indianern vergleicht und für die ältesten Bewohner Europas hält⁹. Auch Westendorp stützt sich auf eigene Beobachtungen an den Denkmälern, und er hat richtig erkannt, daß die Megalithbauten Grabstätten eines Steinzeitvolkes waren. Zu einer Schilderung der späteren Periode hatte er nach der Art seiner Aufgabe keinen Anlaß, er nimmt jedoch an, daß die germanischen Odinsverehrer jenes Urvolk besiegt und in denselben Gebieten die runden Grabhügel errichtet hätten. Diese historisierende Urvolk-Hypothese in Verbindung mit dem Odinskult war es also, worin Thomsen den Wiederklang seiner persönlichen Ansichten und das Selbständige seiner Auffassung erblickte.

Im Grunde genommen ist es auch wohl begreiflich, daß er die stoffliche Gliederung — Stein, Bronze, Eisen — nicht als etwas wesentlich Neues und als sein geistiges Eigentum ansah. Sie lag, wie oft gesagt worden ist, in der Luft. Der dänische Forscher Vedel-Simonsen hatte sie in dem 1813 erschienenen ersten Bande seiner „Übersicht der ältesten und denkwürdigsten Perioden der Nationalgeschichte“ mit aller Deutlichkeit ausgesprochen¹⁰, der Adressat von Thomsens Briefen, Büsching, hatte sie, wie erwähnt, in seinem „Abriß“ gewissermaßen als eine Moderichtung hingestellt, und Thomsen selbst nennt sie (S. 4) „die alte Idee“. Die Geschichte unsrer Wissenschaft lehrt uns indes, daß derartige Erkenntnisse, so lange sie nur als Meinungen Einzelner vorgetragen werden, sehr leicht wieder in Vergessenheit geraten und durch Irrlehren verdrängt werden. Durchschlagskraft erlangen sie erst durch den methodischen Nachweis, daß es so und nicht anders gewesen sein muß. Diesen Nachweis hat zweifellos Thomsen zuerst erbracht. Es ist bezeichnend, daß er Büsching immer wieder auffordert, zu ihm nach Kopenhagen zu kommen: er würde ihn dann durch Hunderte von Beispielen überzeugen. In der Tat hat erst seine Museumsarbeit das feste Gerüst für das System geliefert und den lernbegierigen Besuchern die Gewißheit verschafft, daß damit der

Weg zum eindringenden Verständnis der Altertümer beschritten sei. In dieser stillen, und doch in die Ferne wirkenden, aufbauenden Tätigkeit beruht die Größe des Mannes. Es sind dieselben Eigenschaften, die wir auch an unserem Jubilar verehren!

Anmerkungen:

¹ Vgl. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung, S. 107 f. und R. Beltz in Eberts Reallexikon, Bd. II, S. 457 ff., wo auch auf die reichhaltige Literatur über den Prioritätsstreit verwiesen ist.

² Hans Hildebrand, dem wir die eingehendste Darstellung der Geschichte des Dreiperiodensystems verdanken (Verhandl. d. Berliner anthrop. Ges. 1886), sagt (S. 363), daß er leider nicht angeben könne, wann Thomsen sich zuerst zum Dreiperiodensystem bekannt habe. A. W. Broegger (bei F. Johansen, De forhistoriske Tider i Europa, II, 221) nennt das Jahr 1827 als dasjenige, in welchem Thomsen die Dreiteilung vorgenommen hätte. Herr J. Brøndsted in Kopenhagen teilte mir auf eine Anfrage freundlichst mit, daß nach seinen Feststellungen

hierhergehörige Archivalien oder Dokumente seit Sophus Müllers Behandlung der Frage (Nordische Altertumskunde I, 220—227) in Dänemark nicht erschienen seien.

³ Näheres über ihn in meinem Nachrufe zu seinem 100. Todestage, Altschlesien II, S. 169 ff.

⁴ Steffens, Naturforscher, Philosoph und Dichter, gleich Büsching Professor an der Universität Breslau, war in Norwegen geboren und hatte in Kopenhagen studiert und doziert. In Thomsens Briefen wird er öfters erwähnt.

⁵ Den Briefwechsel zwischen Büsching und Thomsen erwähnt bereits Hans Hildebrand a. a. O., S. 365. Dem schwedischen Gelehrten haben jedenfalls die Briefe Büschings vorgelegen.

⁶ Die durch Gedankenstriche bezeichneten Stellen sind hier im Interesse der Kürze als unwesentlich weggelassen.

⁷ Vgl. S. Müller, Nord. Altertumskunde I, 179.

⁸ S. Müller, a. a. O., S. 221.

⁹ Über Westendorps seltsame Keltentheorie, die schon der kluge Rezensent der Göttingischen gelehrten Anzeigen sehr bedenklich gefunden hat vgl. Jacob-Friesen, Grundlagen, S. 209.

¹⁰ Verhandl. d. Berliner anthrop. Ges. 1886, S. 361.

AUS DER FRÜHZEIT DER RÖMISCHEN ALTERTUMSWISSENSCHAFT IN MAINZ

VON HEINRICH SCHROHE, MAINZ

„Do wart ein keiser, hieß Trusus; derselbe was ein Dutscher man . . . und wonete zu Menz mit sinem huse (Hausgesinde). Do sprach er, er wolt niergent anders ligen (begraben liegen) wann in der schonen stat Menz, do sin besten frunde ligen begraben . . . Er starp in Menz und die von Menz begrubent in (ihn), also (wie) sie einen herren billigen (billiger Weise) solten begraben: do man zalt (zählt) von konig Treverus 12 hundert jor in den winachten uf sant Thomastag (21. Dezember), do komen sin frunde und sin magen (Verwandte) und alle sin gesinde und trugent (schichteten auf) mit iren schilten und mit iren dartschen (kleinen, länglichrunden Schilden) den berg Trusenloch durch ere (zu Ehren) dez vorgenanten keisers und noment (nahmen) den leimen (Lehm) naher (nahe bei) Oppenheim zehen schühe von dem berge und machten im (ihm, dem Berge Trusenloch) oben dri spitzen und satzten dozwaschen (setzten zwischen) die dri spitzen ein kupfern sule (Säule), die was hundert und 64 schühe hoch. Daruf so stunt ein knopf, der was überguldet (übergoldet). Nü nomen (nahmen) sie den doten keiser und branten in (ihn) zu pulver, als dez mols (damals) sitte was, und daten (taten) daz pulver in den vergulden knopf. Den sach (sah) man verre glissen (fernhin glitzern), wannen er stunt (stand) hoch uf der küpfers sulen (Säule); und dovon (davon) hieß die stat gulden Menz . . .“

Diese Erzählung¹ rührt nicht von einem schlichten Mainzer Bürger her, der sein ganzes Leben hinter den Mauern der Stadt verbrachte. Ihr Urheber ist vielmehr ein demokratischer Parteiführer, ein vielgereister Geldmann, ein Vertrauter Kaiser Sigmunds. Eberhard Windeck (1380–1440) war sich nicht bewußt, daß das Denkmal des römischen Feldherrn und die wirtschaftliche Blüte, die der Stadt die Bezeichnung das goldene Mainz eintrug, völlig getrennten Kulturabschnitten angehören. Dazu fehlte ihm die historische Kritik. Diese setzte in Mainz erst ein, als man den Unterschied zwischen der römischen und mittelalterlichen Zeit klar erkannte, als man daran ging, nicht die kirchlichen, sondern die römischen Inschriften zu sammeln und zu veröffentlichen. Zu solcher wissenschaftlich sichtenden Tätigkeit waren die älteren Humanisten berufen, Männer, die in der Wiederbelebung des klassischen Altertums nicht einen vollwertigen Ersatz, wohl aber eine willkommene Ergänzung der kirchlichen Weltanschauung sahen.

Dietrich Gresemund² der jüngere, einer der Führer unter den Mainzer Humanisten, widmete als erster seine Aufmerksamkeit den römischen Inschriften der Stadt; antiquarische Studien in Rom hatten ihn hierfür vorgebildet. Im Sommer 1509 reiste³ der Straßburger Gelehrte Beatus Rhenanus nach Mainz, um die dortigen römischen Denkmäler zu besichtigen. Bei Gresemund fand er eine überaus freundliche Aufnahme. Dieser zeigte ihm einen Schrein mit alten Münzen, Epitaphien von nicht alltäglicher Eleganz sowie mannigfaltige Inschriften, die teils unversehrt waren, teils unter dem Zahn der Zeit gelitten hatten. Obwohl dem Straßburger Humanisten Rheinzabern an Inschriften, wie sie daselbst am Rheine lagen, überreich zu sein schien, so gelangte er doch zu der Überzeugung, daß an keinem Orte der beiden Germanien, Trier ausgenommen, mehr römische Inschriften zutage kamen als zu Mainz. Abgesehen von dem Grabmal des Drusus begegneten auf dem Berge des hl. Alban, auf dem einstmals dem Mars geopfert wurde, erstaunliche Überreste von römischen Altertümern. An dieser Stelle wurden Särge mit römischen Inschriften ausgegraben. Ja sogar an geweihten christlichen Kirchen sah Rhenanus Bildwerke angebracht, welche die Römer einstmals in falschem Glauben ihren Göttern errichtet hatten.

In Mainz tat sich den Blicken des Straßburger Gelehrten eine neue Kulturwelt auf: die römisch-germanische Zeit, welche das christliche Mittelalter jahrhundertlang mit seinem Ideenreichtum übersponnen hatte, lag entzaubert vor seinen Augen. Noch im Banne überwältigender Eindrücke schrieb⁴ er am 12. Januar 1510 von Straßburg aus dem neugewonnenen Freunde. Er durchlebt zunächst noch einmal den Mainzer Aufenthalt; dann widmet er ihm in Dankbarkeit die dem Pomponius Laetus zugeschriebene Abhandlung *de antiquitatibus urbis Romae*. Zum Schlusse ermahnt er Gresemund, seine Sammlung römischer Altertümer in Mainz nach dem Vorgange Konrad Peutingers in Augsburg endlich der Öffentlichkeit zu übergeben.

Noch von einer anderen Seite wurde der Mainzer Altertumsforscher hierzu aufgefordert. Im Spätherbst 1509 reiste der Schlettstadter Humanist Jakob Wimpfeling von Heidelberg nach Worms. Eingedenk seiner alten Freundschaft mit Gresemund, konnte er es sich nicht versagen, diesen aufzusuchen. Trotz der ungünstigen Jahreszeit erfüllte ihn der Aufenthalt in Mainz mit Befriedigung. Er sah und hörte den ebenso gelehrten wie gerechten

Erzbischof Uriel von Gemmingen. Am 11. November, dem Tage des hl. Martinus, des Dom- und Diözesanpatrones, empfing er im Dome den besten Eindruck, als die Priester fast aller Mainzer Stifte gemeinsam und würdig die Psalmen und die hl. Messe sangen. In der Gebäulichkeit des hochgelehrten Godeschalk Eschenbrocker⁵, der später als Stiftsherr von St. Stephan nachweisbar ist, besichtigte er den Sarg, in dem angeblich einstmals der hl. Willigis verwahrt war. Gresemund, der selbst zu dem Stifte St. Stephan gehörte, bildete zweifellos an der letztgenannten Stelle den Führer. Er wird aber auch den Freund am Martinstage in den Dom eingeladen und die Audienz beim Kurfürsten vermittelt haben. Unter solchen Verhältnissen war Wimpfeling erstaunt, daß der Freund bei anstrengenden Verpflichtungen gegenüber dem geistlichen Gerichtshofe — er war seit 1508 Protonotar und Generalrichter des Mainzer Stuhles, seit 1509 Definitor (Vertreter) des Mainzer Sekundarklerus⁶ —, Muße fand, den schönen Wissenschaften und dem schätzenswerten Altertum seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nach seiner Rückkehr nach Worms faßte Wimpfeling die erwähnten Erlebnisse in einem Briefe an Gresemund zusammen und beschwor ihn bei seiner unveränderlichen Freundestreue, u. a. auch die gesammelten römischen Inschriften zu veröffentlichen.

Als Gresemund 1510 auf Wimpfelings Anregung einige Schriften des Valerius Probus und des Pomponius Laetus bei Jakob Chobelius in Oppenheim erscheinen ließ⁷, gab er dem Briefe des Freundes hinter dem Titel seinen Platz. In der Vorrede an den Leser, die er folgen ließ, bemerkte Gresemund: Alle diese Abhandlungen (des Valerius Probus und des Pomponius Laetus) seien von Vorteil für die Kenntnis der Altertümer; er habe sie Theodericus Zobel, dem Gelehrtesten unter den Adligen, dem Adligsten unter den Gelehrten, gewidmet. In kurzem ständen dem Leser auch die Sammlungen der römischen Inschriften zur Verfügung, die in der Stadt Mainz und auf ihrem Felde gefunden worden seien.

1511 oder Anfang 1512 übergab⁸ Gresemund eine diesbezügliche Arbeit dem Buchhändler, vermutlich Johann Schöffler in Mainz. Doch ehe sie im Drucke erscheinen konnte, erreichte Dr. iur. utr. Dietrich Gresemund, der seit 1510 Scholaster von St. Stephan war, 1512 im besten Mannesalter der Tod. An einer heute nicht mehr kenntlichen Stelle des Kreuzganges oder der Kirche von St. Stephan fand er seine Ruhestätte⁹. Seine Inschriftensammlung ging wohl durch Nachlässigkeit in der Druckerei verloren.

Mit Dr. iur. utr. Balthasar Geyer¹⁰, der später an St. Peter, St. Viktor und Heiligkreuz in Mainz sowie an St. Bartholomaeus in Frankfurt a. M. bepfündet war, machte¹¹ sich Johann Huttich aufs

neue an eine Sammlung der Mainzer römischen Inschriften.

Huttich war 1487 oder 1488 zu Strinz-Trinitatis in Nassau geboren¹². Als angehender Student kam er nach Mainz und wurde daselbst Schüler des Hochschulprofessors Johann Rhagius, dem er die Vorliebe für römische Geschichte verdankte. Mit seinem Lehrer siedelte Huttich nach Frankfurt a. d. O. und Leipzig über, um frühestens 1513 nach Mainz zurückzukehren. Hier wirkte er als Magister, Examinator und Geistlicher¹³; vielleicht war er auch in den Druckereien von Johann Schöffler in Mainz und Jakob Köbel (Chobelius) in Oppenheim als Korrektor tätig¹⁴. Im Laufe des Jahres 1517 wurde er nach Saarbrücken als Lehrer an den Hof des jungen Pfalzgrafen Ludwig II. von Pfalz-Zweibrücken berufen. Ende Juli 1517 war der Überzug dorthin bewerkstelligt. Ohne nach Mainz zurückzukehren, starb Huttich am 4. März 1544 in Straßburg.

Mithin entstand seine Sammlung Mainzer Inschriften in den Jahren 1513—1517. Wie er selbst bemerkt¹⁵, hielt er mit dem genannten Balthasar Geyer bei den Mainzer Bürgern, aber auch bei den Bauern der Umgegend fleißig Nachfrage nach römischen Altertümern. Die Abschriften, die ihm geliefert wurden, prüfte Huttich im Wortlaut und in der Zeichnung nach. Am 22. Juli 1517 gab¹⁶ er von Schloß Kirek im Westrich¹⁶ dem Mainzer Domherrn Dietrich Zobel von Giebelstadt brieflich über seine Kollektaneen Rechenschaft.

Wie bereits erwähnt, hatte ihm Gresemund 1510 die Ausgabe des Valerius Probus und Pomponius Laetus unter ehrenden Ausdrücken zugeeignet. Gresemunds dichterische Darstellung des Kreuzfelds, den 1383 der Soldat Schelkropf in der Nähe von Heiligkreuz bei Mainz begangen hatte, widmete¹⁷ Jakob Wimpfeling Zobel als dem Freunde des Dichters. In der Mainzer Liviusausgabe von 1518 wird rühmend hervorgehoben¹⁸, daß sich der Domscholaster Dietrich Zobel, der Vikar in spiritualibus des Mainzer Erzbischofes Albrecht, besonders bemüht habe, den Ruhm der neuen und vermehrten Liviusausgabe Mainz zu sichern.

Die Tatsache, daß Huttich seine Kollektaneen der Mainzer Inschriften mit einem Briefe an Zobel einleitete, gewinnt dadurch besondere Bedeutung. Er sagt u. a.: „Dir, dem vielverehrten Liebhaber Mainzer Münzen, biete ich mit den Kollektaneen, die ich unter deinen Auspizien veröffentlicht habe, eine sichere Handhabe und Grundlage. Diese Sammlung soll dich veranlassen, bisher unentdeckte oder unbeachtete Denkmäler, wenn sie vor deine Augen kommen, nicht dem Untergange zu übergeben, sondern aus den Händen Ungebildeter möglichst unversehrt zu erretten.“ Mithin nahm Zobel an den antiquarischen Forschungen eines Gresemund und Huttich geistig innigsten Anteil, förderte sie vielleicht auch mit Geldmitteln,

galt aber unter allen Umständen als die Persönlichkeit, die den Überresten römischer Kultur Schutz vor drohendem Verderben gewähren konnte und wollte. Kurz, Zobel war ein Mittelpunkt für die humanistische Wissenschaft, wie ihn jüngsthin der edle Prälat Domkapitular Dr. Friedrich Schneider (gest. 21. September 1907) für die christliche Kunst und ihre Geschichte in gleich hervorragendem Maße bildete.

Erst im März 1520 lag Huttichs Sammlung Mainzer Inschriften vollendet vor¹⁹. Sie war ein

liefert. Daß Huttich aus der Ferne die Korrektur nicht leichtin besorgen konnte, mag mitgewirkt haben. Vielleicht erforderten auch die Bildstöcke mehr Zeit, als ursprünglich dafür vorgesehen war. Abgesehen von der Vorrede und Widmung, setzte sich nämlich die eigentliche Abhandlung aus Inschriften zusammen, die sich auf 39 einseitig bedruckte Tafeln verteilen.

Es befand sich zur Zeit der Drucklegung die Inschrift: 1 (13)²⁰ an dem Wohnhause des Buchdruckers Johann Schöffers, Schusterstraße 18—20;



Abb. 1: Der Eichelstein, nach Huttich*.

Werk der Johann Schöfferschen Offizin. Warum zwischen der Fertigstellung der Handschrift und des Druckes drei Jahre verstrichen, ist nicht über-

* (Jo. Huttichius) *Collectanea antiquitatum in urbe atque agro Moguntino repertarum*, Mog. 1520, Tab. C I. Höhe der Abbildung 27,5 cm, Breite 19,5 cm; ebenso in der Ausgabe Mog. 1525; beidemale von Süden gesehen. Von Norden geschaut: Petr. Apianus et Barth. Amantius, *inscriptiones sacrosanctae vetustatis*, Ingolstadii 1534, pag. CCCCLXXIV; Höhe der Abbildung 21,5 cm, Breite 12,5 cm.



Abb. 2: Der Eichelstein, nach Hiegell**.

2 (1) an dem Hause zum Schildknecht, Leichhofstraße 5; 4 (5) an dem Hause zum Sampson, Willigisstraße 1; 5 (4) an dem Nachbargebäude des Sampson, wahrscheinlich Willigisplatz 1 und 3; 6 (3) in der Stiftskirche von St. Alban; 7 (6) an dem Wohnhause des Weihbischofes, Schusterstraße 41; 8 (7) an dem Wohnhause des Domvikars Martin Starck (vielleicht die Kurie zum Ingel-

** (Dr. med. Joh. Crafft Hiegell) *Collectaneorum specimen I*, Mog. 1697, Tab. I, Nr. 1. Höhe des Bildnisses 8,5 cm, Breite 5 cm.

heimer, Erbacherhofgasse 6; Fr. Herrmann, Mainz, Domkapitelprotok. III, 1, S. 262, Anm. 1); 9 (8) an dem Wohnhause des Vizedominus und Hofmeisters Eitelwolf v. Stein (unbekannt); 10 (9) an dem Wohnhause des Baumeisters Gerlach (unbekannt); 11 (10) an dem Hause zum Korb, Korb-gasse 3; 13 (12) vor dem Tore des Kirchhofes von St. Peter; 14 (14) an der Stiftskirche von St. Viktor bei Weisenau; 15 (15) bei St. Alban; 16 a (16 a) an der Stadt-mauer, nicht weit von St. Peter; 16 b (16 b) am Roten Haus, Liebfrauenplatz 7 oder wahrscheinlicher Ballplatz 1; 17, 18 (17, 18) an der Propstei auf dem Albansberg; 19 (39) Eichelstein; 20 a (19 a) im Garten des Domdechanten Laurenz Truchseß von Pommersfelden; 20 b (19 b) bei St. Alban; 21, 22 a und b (20, 21 a und b) in dem Baumgarten an der Mauer, wo man ad malam crucem geht (unbekannt); 23 a (22 a) in Mombach; 23 b (22 b) an der Stadt-mauer unweit der Martinsburg; 24 (23) an dem Wohnhause des Scholasters von St. Stephan, Stephansberg 6 (dieses Haus hatte vermutlich Dietrich Gresemund als Scholaster von St. Stephan 1510—1512 inne); 25 (24) bei Frauenstein im Rheingau in der Mauer der Kapelle des Armudter Hofes; 26 (25) am Fuße eines Stadtturmes, unweit der Pfarrkirche St. Paul; 27 (26) in der Vorhalle der Bretzenheimer Kirche; 28 (27) in Bretzenheim, am Bach; 29 (28) am Hause „im Hemhof“, vielleicht der Haner oder Hainer Hof, Augustinerstraße 63; 30 a (29 a) am Hause „im alten Clockhof“, vielleicht die Behausung zur Glocke, Flachsmarktstraße 6; 31 (30) in Laubenheim am Rhein; 32 (31) in Praunheim; 33 (32) am Mainufer in Flörsheim; 36 (35) in Kastel.

Huttichs Inschriften waren an den genannten Stellen angebracht. Damit wollte er keineswegs sagen, daß man sie auch an den betreffenden Orten gefunden hatte. Der Vorgang war vielmehr ein anderer. Geistliche, Beamte und einflußreiche Männer hatten sie in früherer Zeit von den Fundstellen verschleppt und zum Schmucke, als Baumaterial oder ihrer Eigenart wegen an ihren Gebäulichkeiten verwendet. Hier entdeckte sie Huttich. Wenn er den Fundort kannte, gab er ihn ausdrücklich an. Als solchen bezeichnete er bei Inschrift 3 (2), 16 c (16 c), 30 b (29 b) St. Alban, bei Inschrift 12 (11) die St. Mauritiuskirche, bei Inschrift 34 (33) und 35 (34) die St. Martinuskapelle zu Kastel, bei den Inschriften 37 (36), 38 (37), 39 (38) Worms. Bei diesen Inschriften versäumte es Huttich zu erwähnen, ob sie noch an Ort und Stelle beruhten oder anderswohin verbracht waren. Die heute selbstverständliche Genauigkeit in derartigen Angaben wurde in der Frühzeit der Altertumskunde noch nicht erstrebt. Ebenso fehlt die paläographische Genauigkeit; denn die Ausgaben von 1520 und 1525 weisen in dieser Hinsicht Unterschiede auf²¹. Auch auf die Wiedergabe aller bekannten Inschriften kam es Huttich nicht an.

Denn er sagt in den Schlußzeilen des Werkes: „Es gibt in Mainz noch weit mehr Bruchstücke von römischen Inschriften. Diese habe ich mit Absicht unbeachtet gelassen, damit sie nicht in ihrem zerriebenen, zertretenen und zerschissenen Zustande dem Leser Ekel verursachen“²².

Mitten unter den Inschriften brachte Blatt 19 die erste brauchbare Abbildung des Eichelsteines (vgl. **Abb. 1**; **Abb. 2** ist Joh. Crafft Hiegell, Collect. spec. I., Mog. 1697, Tab. I, entnommen). Daß es dem Holzschneider auf Naturwahrheit ankam, läßt die Umgebung des Denkmals deutlich erkennen. Rechts von ihm ist die gotische Kapelle und in einiger Entfernung der romanische Turm der früheren Basilika von St. Alban sichtbar. Links machen sich die Turmspitze von St. Nikolaus auf der Steige und die beiden Helmdächer der alten St. Ignazkirche bemerkbar. Auf der Rückseite des 19. Blattes gibt Huttich dem Leser folgenden Bericht²³: Diese Steinmasse pflegt heute das Volk Eichelstein zu nennen, nach der Gestalt, die sie zur Zeit hat. Die Höhe beträgt 100 Fuß (= 28,75 m), die Breite auf dem höchsten Punkte 8 Fuß (= 2,30 m), woraus sich schließen läßt, daß das Denkmal einst beträchtlich höher war. Sein Sockel hat einen Umfang von 132 Fuß (= 37,94 m). Wem zu Ehren dieser Bau errichtet wurde, meldet kein literarisches Zeugnis. Einige sehen darin einen Gedächtnisstein für den Sohn des Mamaea, den Kaiser Aurelius Alexander, weil dieser angeblich in Mainz bei einem Soldatenaufstand den Tod fand. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß das Denkmal zu Ehren des Drusus errichtet ist. Als Gewährsleute führt Huttich Eutropius, Otto von Freising und bezeichnenderweise den Humanisten Konrad Celtis an.

So ist das erste Buch, das in Mainz über römische Altertumswissenschaft erschien, nicht frei von methodischen Fehlern. — Immerhin war es begehrt; denn im September 1525, d. h. nach 5 Jahren, erlebte es eine zweite, unveränderte Auflage²⁴.

Trotz aller Ausstellungen bedeutet es den ersten Markstein auf dem weiten Wege, den seitdem die Mainzer Altertumswissenschaft genommen hat. Er führt in ununterbrochener Folge in die Gegenwart und bis zu Herrn Professor Dr. Schumacher, dem verdienstvollen und weitschauenden, langjährigen Direktor des Römisch-Germanischen Zentral-Museums, dem bahnbrechenden Forscher auf dem Gebiete des römisch-germanischen Siedlungswesens.

Anmerkungen:

¹ Eberhart Windeckes Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Zeitalters Kaiser Sigmunds von W. Altmann, Berlin 1893, S. 457 Z. 19 ff. In dem Kloster St. Jakob, das unmittelbar bei dem Eichelstein lag, herrschte eine ähn-

liche Tradition (Joannis, Rer. Mogunt. Francofurti a. M. 1727, Tom. III, p. 339). Vielleicht ist Windeck von dieser abhängig.

² L. Geiger, Gresenmundt, Allg. Deutsche Biographie IX, 1879, S. 640 f. Gustav Bauch, Aus der Geschichte des Mainzer Humanismus, Archiv f. Hess. Gesch. N. F. V, besonders S. 9 f., 18 ff., 27 ff.

³ A. Horawitz und K. Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Rhenanus, S. 27, 28. G. Knod, Zur Biographie und Bibliographie des Beatus Rhenanus, Centralblatt f. Bibliothekswesen II, 1885, S. 260 f. gibt nur einen Auszug aus dem Briefe.

⁴ Vgl. Anm. 3.

⁵ Wagner-Schneider, Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogtum Hessen II, 1877, S. 533, Z. 5 v. u.

⁶ G. Bauch, a. a. O., S. 33. Joannis, Rer. Mog. Tom. II, p. 563. Das Totenverzeichnis des St. Stephansstiftes (Wagner-Schneider a. a. O. II, 533) erwähnt auffallenderweise Gresemund nicht.

⁷ Th. Gresemund: In hoc libello subiecta continentur Valerii Probi interpretamenta . . . de diversis Legibus Rom . . . Impressum Oppenheim . anno . Domini . millesimo . quingentesimo decimo.

⁸ Joh. Huttich, Collectanea Antiquitatum In Urbe Atque Agro Moguntino Repertarum MD.XX (Mainz, Stadtbibliothek, 12:4^o, 1), Rückseite des Titelblattes; Joannis, Rer. Mog. Tom. III, p. 328.

⁹ Beschreibung seines Äußeren bei Bauch, a. a. O., S. 35.

¹⁰ Joannis II, p. 505.

¹¹ Vgl. Anm. 8.

¹² F. W. E. Roth, Johann Huttich (1487—1544) in der Zeitschr. Euphorion IV, 1897, S. 772 ff.; Th. Schneider,

Zur Biographie Johann Huttichs aus Strinz, Nassauische Annalen L, 1929, S. 240—243.

¹³ Joannis III, 322.

¹⁴ Roth, Euphorion IV, 777.

¹⁵ Joannis III, 328.

¹⁶ Joannis III, 327 f. Ex arce Curcellina ist in dem Exemplar des Euphorion, das der Mainzer Stadtbibliothek gehört, S. 778, von unbekannter Hand (Franz Falk?) mit „Schloß Kirkel im Westrich“ erklärt.

¹⁷ Bauch, a. a. O. und Anm. 73; Roth, Euphorion IV, S. 779, Anm. 3, spricht fälschlich von dem „Domdekan Lorenz“ Zobel.

¹⁸ Bauch, a. a. O., S. 77.

¹⁹ Die Schlußschrift von Huttichs Collectanea (vgl. Anm. 8) lautet in der Ausgabe von 1520: Sunt adhuc Moguntiae non paulo plura fragmenta, quae ex industria negleximus, ne corrosa illa: detrita: et vetustate consumpta lectori nauseam obiciant. Tu lector vale et bene optes ei: antiquitates has qui collegit. Ex aedibus Joannis Schoeffer Moguntini, Anno Christi MDXX mense Martio. Die Ausgabe von 1525 (Mainz, Stadtbibliothek, Inkunabeln IV d, 2^o, 69) hat das Datum Anno Christi MDXXV Mense Septemb.

²⁰ Die eingeklammerten Ziffern geben die Nummern an, welche die Tafeln bei Joannis Rer. Mog. Tom. III zwischen pag. 328 und 329 tragen; aus unbekanntem Gründen hat er die ursprüngliche Reihenfolge der Inschriften geändert.

²¹ Z. B. in der Inschrift 3, gefunden bei St. Alban, sind die Enden der Zeilen in den beiden Abdrucken von 1520 und 1525 durchweg verschieden.

²² Vgl. Anm. 19.

²³ Abgedruckt bei Joannis III, p. 329.

²⁴ Vgl. Anm. 19.



Abb. 3: Der Drusus-Stein im heutigen Zustand.

MAINZER ANTIQUARISCHE BRIEFE VOR HUNDERT JAHREN

MITGETEILT VON HERMANN FINKE, HEIDELBERG

Die Universitäts-Bibliothek Heidelberg besitzt als Cod. Batt. 327 eine Sammlung von Briefen usw., die sich auf die Riesensäule auf dem Felsberg im Odenwald und andere Funde aus Granit beziehen. Der Empfänger dieser Briefe war der Mainzer Domkapitular Johann Konrad Dahl¹, der anno 1827 in der zu Hamm erschienenen Zeitschrift: Die Hermione, Nr. 43 und 44 der 2. Abteilung, einen Aufsatz über die Riesensäule und das Felsenmeer veröffentlichte². Dahl scheint eine Erweiterung dieses Aufsatzes beabsichtigt zu haben, denn die Briefe sind erst aus dem Jahre 1828 oder noch jünger. Die Schreiber sind — neben den Mainzern Braun und Lehne — Viktor Joseph Dewora, damals Direktor des Katholischen Schullehrerseminars in Trier, Pfarrer Pfender in Enkirch, Dr. G. A. Batt in Weinheim³ und die Mineralogen Heinrich Bronn und Johann Steininger, die Dahl auf geognostische Fragen Auskunft gaben.

Vermutlich kamen die Briefe aus Dahls Besitz an Batt und mit dessen gesamtem Nachlaß an die Universitäts-Bibliothek Heidelberg. Hier sind die Mainzer Briefe ausgewählt, die von dem Professor der Rhetorik Georg Christian Braun⁴ und dem Professor und Bibliothekar Johann Friedrich Franz Lehne⁵ geschrieben sind, da sie zumeist von Mainzer Funden handeln.

1.

Mainz, den 12. November 1827.

Verehrter Freund!

Sie müssen es meinem kränklichen Zustande zu gute halten, wenn Sie so lange keine Antwort erhielten. Mein Gedächtnis ist dabei in einen so üblen Zustand geraten, daß es mich überredet hat, Sie hätten längst Ihre Antwort und ich erst durch eine Stelle Ihres Briefes an Hrn. Schaab⁶ ersah, daß dies nicht der Fall sei. Daher ohne weitere Zögerung zu dem Gegenstande.

Die Säule, welche lange in dem Hofe der Stadtbibliothek lag und nun auf dem Tiermarkte den Brunnen schmückt, fand ich zufällig unter der Erde in dem ehemaligen Elzischen Hofe auf dem Höfchen. Ein kleines Eck stand etwas hervor und, da ich es für einen kleinen Stein hielt, dessen Farbe mir auffiel, wollte ich ihn aufheben, fand aber, daß er sich schief in die Erde verlor. Ich ließ ihn nachgraben und fand eine regelmäßige dorische Säule von 6 ganzen Modeln. Ich ließ darauf den merkwürdigen Fund auf die Bibliothek bringen. Dies geschah beiläufig im Jahre 1804—05. Die Säule ist von dem nämlichen Syenit, wie die Riesensäule. So viel ich mich erinnere, sind die zwei in der Domcapitelstube liegenden von demselben Steine

sowie eine dritte in der Kirche zu Kloster Eberbach, die ich aber nicht gesehen habe, gleichfalls sein soll. Dies wären also vier von gleicher Größe und wenn die vier am Schloßbrunnen zu Heidelberg, welche von Ingelheim dahin gebracht wurden, von ebenderselben Größe und Steinart sind, so bildeten sie offenbar das Portal eines römischen Tempels oder anderen Gebäudes, denn für Werke Karls des Großen können wir sie und die Riesensäule nicht halten, weil schon die Römer unter den Constantinen den Granit oder noch härteren Syenit nicht mehr bearbeiten konnten. Die Regelmäßigkeit der Säulen in Form und Verjüngung deutet auf eine vollkommeneren Kunstepoche, etwa auf die Zeit Trajans und Hadrians. Karl der Große hat es wahrscheinlich wie Constantin bei der Paulskirche zu Rom gemacht, indem er die damals noch häufigen Ruinen der römischen Gebäude zum Schmuck seiner Residenz benutzte. Die drei unvollendeten korinthischen Capitäl, die ich von Ingelheim in unsere Sammlung bringen ließ, beweisen, daß er sogar unvollendete Baustücke dazu verwandte. Sie sind von weißem Marmor und Herr Prof. Ocken⁷ versicherte, daß dieser Marmor in Deutschland und Frankreich nicht gefunden werde, sondern italischer Marmor sei. Das Wort marmora im Briefe des Papstes Hadrian bezieht sich gewiß nicht auf die Übersendung von Säulen, die man sogar heutzutage nicht über die Alpen, höchstens zur See transportieren könnte, sondern auf Basreliefs oder Statuen, auch auf leichtere Marmorstücke, um sie an Ort und Stelle zu bearbeiten. Sind diese Capitäl zu dieser Zeit gearbeitet worden, so beweisen sie, daß man zwar die römische Form nachahmen, aber nicht vollenden konnte, denn selbst an den Stellen, wo sie vollendet sind, ist die Arbeit äußerst roh. Da es aber den damaligen Arbeitern schon an dem Marmor so schwer fiel, ihn fein zu bemeißeln, wie wäre es ihnen möglich gewesen, dem Granit, an den man sich schon über 400 Jahre nicht mehr wagte, so viel Glätte und Proportion zu geben? Ich habe gesehen, welche ungeheure Mühe es machte, in die Säule ein Loch zu bohren um sie zum Brunnen brauchbar zu machen. Die härtesten Instrumente waren in wenigen Minuten stumpf und man arbeitete bei vierzehn Tage daran mit unsäglicher Anstrengung. Was aber so viele Jahrhunderte früher die Ägypter und Römer nicht mehr vermochten (:denn wir haben nach Hadrian keine einzige bedeutende Arbeit in Granit:), können und dürfen wir mit historischer Gewissenhaftigkeit es der Zeit Karls des Großen zugestehen? Daß aber die Römer den Syenit des Mölibochs⁸ wirklich bearbeiteten, beweist eine Inschrift, die wir besitzen und worauf

die Leg. II Trajana genannt ist; leider ist die Schrift ein Fragment⁹.

Die Oppenheimer Säule kenne ich nicht. Ob nicht vielleicht Herr Oberbaurat Moller¹⁰ sie gesehen hat? oder Herr Gallerie Inspector Müller¹¹?

Die Säule auf Herrn Le Roux' Grabe ist dieselbe, welche zu Liebfrauen war. Man nennt die Steinart in Italien verdo antico; es ist eine Art von Puttingstein¹², großkieselig weiß, dunkel- und hellgrün. Er verdiente geschmackvoller bearbeitet zu sein, denn man hat auf das Säulenfragment (:es ist etwa 5 Schuh hoch:) ein schlechtes Capitel von schwarzem Marmor mit einer Urne aus dem Stein der Säule gesetzt und die Inschrift auf die Säule gehauen.

So viel, werter Freund! weiß ich über den Gegenstand Ihrer Fragen für den Augenblick zu antworten. Sollten Sie noch weiterer Auskunft benötigt sein, so wenden Sie sich an Ihren mit Hochachtung und Freundschaft

treuergebenen
Lehne.

2.

Mainz, den 16. März 1829.

Verehrter Freund!

Meine, wie Sie wissen werden, ausgestandene Gefahr hat mich abgehalten, Ihr freundschaftliches Schreiben sogleich zu beantworten und auch izt muss ich mich auf das Nothwendige beschränken.

Es ist mir lieb, daß Sie meine Ansichten über die 22. Legion kennen und ich wünsche dem jungen Wiener¹³ Glück, daß er unter der Leitung eines so emsigen Altertumsforschers arbeitet. Hierbei folgt die verlangte Inschrift¹⁴ und wenn sich Freund Brühl¹⁵ zeigen wird, soll er alle Erleichterung zur Abzeichnung des Steines finden.

Eine Säule von Granit ist bei den Bauten nicht gefunden worden, wohl aber ein kleines Stück einer Säule in folgender Form:



von einem Schuh Höhe und Breite, also nicht zu den größeren Säulen gehörig. Bei einer flüchtigen Untersuchung fand ich es von grauem Sandstein und erst, als es verloren war, behauptete man [am Rand von Dahls Hand: (Professor Braun)], es sei von Granit gewesen, was aber nach meiner Überzeugung nicht der Fall war. Solche Fragmente von Granit finden sich öfter, ohne daß man darauf achtet, wenn sie die Form oder Größe nicht interessant macht. Dagegen wurde eine große Marmor-Platte von dem salzkörnigen Marmor gefunden, die noch vorhanden ist.

Wenn Sie an mich etwas zu bestellen haben, wird es mein Sohn, der auf 8 Tage sich bei Herrn General-Advocaten Weber¹⁶ in Geschäften befindet, mitnehmen. Vielleicht, wenn es seine Zeit erlaubt, wird er Ihnen seine Aufwartung machen.

Empfehlen Sie mich Hrn. Dr. Dilthey¹⁷ und den jungen Wiener¹⁸ grüßen Sie von mir; auch vergessen Sie nicht

Ihren

ergebensten Freund

Lehne.

3.

Hochzuverehrender Herr Kirchenrat,
verehrter Freund!

Auf Ihre Anfrage beeile ich mich sogleich zu erwidern, daß allerdings bei Aufgrabung der Fundamente des Nellischen Hauses auf dem Höfchen, der Wohnung des Hrn. Grafen von Kesselstadt gegenüber, Bruchstücke von Bausteinen und unter diesen das Segment einer Säule gefunden wurde. Daß dieselbe von Granit (oder wie Sie schreiben Syenet) war, bestätigt auch Hr. Habel¹⁹, der das Stück damals sah. Es mag zu einer Säule gehört haben, welche etwa den Umfang der im Dom befindlichen hatte und die Steinart war auch die nämliche, was mich damals auf den Gedanken brachte, daß alle diese Säulen ehemals zu römischen Gebäuden könnten gehört haben, welche im Odenwald gehauen und von den dortigen Römerbesitzungen nach der Hauptfestung gebracht wurden. In einer Kammer am Kreuzgang des Domes sah ich seither noch eine schöne, welche ein kleines Gewölbe stützt. Es werden dort alte Möbel aufbewahrt. Diese Säule ist noch sehr gut erhalten und poliert, scheint aber etwas im Boden zu stecken und hat den Umfang, vielleicht auch die Höhe der anderen.

Auch in Ingelheim hat der Herr Amtmann in seinem Garten ein Säulenstück von Carls Palast aufgestellt. Die übrigen finden Sie in meinen Noten zur Rheinfahrt²⁰ angezeigt. Die Rommersdorfer Säulen mögen auch vielleicht Granit sein. Herr Habel wird Ihnen darüber wohl nähere Auskunft geben können, oder ein Bekannter jener Gegend.

Das Bruchstück im Nellischen Hause ist beim Bau entwendet worden, obgleich ich riet, es aufzuheben. Noch ist eine Legionstafel mit LEG XXII bezeichnet in der Mauer des Hofes eingelassen; auch fand sich bei dem Fundamentgraben die trefflich gearbeitete Mauer eines großen römischen Gebäudes, welche große behauene Quader zur Unterlage hatte. Einen Hercules aus Bronze, etwa 3 Zoll hoch, besitzt noch Herr With²¹. Die großen Baustücke lagen an 12 Fuß tief; weiter oben viele Lagen von Schutt und Branderde, Zeugen vieler Zerstörungen. Ehemals soll an dieser Stelle auch eine Capelle oder Kirche gestanden haben und es erschienen demnach oben her mehr neuere Baustücke.

Nehmen Sie einstweilen mit diesen dürftigen Nachrichten vorlieb, unter der Hand werde ich noch weiter nachfragen und nachsuchen. Herr Galleriedirector Müller²² hat richtig gesehen. Ich bitte ihn von mir vielmal zu grüßen, meinen Dank

für die 2 letzten Lieferungen verbindlichst abzustatten und ihm zu sagen, wie sehr wir uns auf seinen Besuch freuten und uns darnach sehnten.

Mit vorzüglicher Hochachtung und Freundschaft

Ihr ganz ergebener

G. C. Braun.

Mainz, den 30. März 1829.

4.

Wertester Herr Kirchenrat,
insbesondere geehrter Freund!

Ehe ich Ihrem Verlangen, die Kugel von Granit, welche vielleicht 2 Centner wiegen mag, zu senden willfahre, schicke ich Ihnen von der Steinart dreier dieser Kugeln von Syenit Proben und füge eine 4te Probe von einem andern Gestein bei, wovon eine andere gleichdicke Kugel ist. Sie sind sämtlich an den Thoren einer Werke, Fort Carl usw., gewesen und damals dorthin versetzt worden²³. Wollen Sie nun eine ganze Granitkugel, so mag sie der Fuhrmann mitbringen; sie kostet 1 fl. 30 xr. Der Transport wird ebenso hoch kommen. Von der Platte in der Bibliothek habe ich Ihnen schon, wenn ich nicht irre, geschrieben. Hierbei folgt die Inschrift²⁴ von Herrn Lehne geschrieben, sowie das Maß der Platte und ein kleines abgeschlagenes Stückchen zur Probe des Stoffs, den übrigens Luden²⁵ für Syenit erklärte. Diese Platte wurde im Jahre 1821 am 20. Mai bei Aufgrabung der alten Wasserleitung gefunden, die von der Karthause nach der Favorite hinzog. Es scheint ein Denkstein zu sein, den 3 Centurionen ihrem Obersten oder Tribunen weihten und der Schrift nach aus Alexander Severus' Zeit. Auch Habel²⁶ fand in Hedderheim Granitstücke. Kugeln sollen noch mehrere hier vor Häusern liegen. Das Säulenstück zu Kreuznach bei dem Herrn Director Eilers aus rotem, und das andere aus grauem verdient noch eine genauere mineralogische Untersuchung und Sie sollten von beiden sich ein Stückchen kommen lassen, was Herr Heinrich Kaufmann Ihnen gern besorgen würde.

Empfehlen Sie mich schließlich Herrn Dr. Müller²⁷ und verfügen Sie ferner über mich in allen antiquarischen Angelegenheiten. Mit vollkommenster Hochachtung und Freundschaft

Ew. Hochwürden
ergeb. Braun.

Mainz, den 19. Mai 1829.

Anmerkungen:

¹ Über sein Leben vgl. Scriba, Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Abtlg. 1, 1831, p. 61.

² Vgl. Scriba, l. c., p. 65, Nr. 22.

³ Über ihn vgl. Sillib, Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz. Bd. 5, 1903, p. 168, Anm. 1.

⁴ Vgl. Scriba, l. c., p. 39.

⁵ Vgl. Scriba, l. c., p. 210.

⁶ Karl Anton Schaab, Jurist und eifriger Sammler von Materialien zur Geschichte von Mainz; vgl. Scriba, l. c., p. 337.

⁷ Der Naturforscher Lorenz Oken, der bekannte Herausgeber der „Isis“.

⁸ Der Melibokus bei Zwingenberg an der Bergstraße hieß früher Malchen, bis von Gelehrten der aus Ptolemaeus 2, 11, 5 entlehnte Name Melibokus auf ihn übertragen wurde.

⁹ Gemeint ist das anno 1821 in einem Wasserkanal zwischen der ehemaligen Carthause und der Favorite gefundene Fragment aus Granit:

leg. VIII Aug. item
leg. II Troiane
T. Fl. Aeternus et
T. Fl. Albinus et
T. Fl. Verecundus

(C. I. L. XIII, Nr. 6883). Vgl. unten Anm. 24.

¹⁰ Vgl. Scriba, l. c., p. 256.

¹¹ Vgl. Scriba, l. c., p. 259.

¹² Puddingstein, auch Wurststein genannt, ein Conglomerat von Feuerstein, Hornstein und Jaspis; wurde nicht selten geschliffen.

¹³ Paul Ernst Hermann Wiener aus Darmstadt schrieb: De legione Romanorum vicesima secunda. 1830.

¹⁴ Vermutlich eine der vielen zu Mainz gefundenen Inschriften mit Nennung der leg. XXII primigenia.

¹⁵ Heinrich Brühl war Repetitor und Professor des Zeichenunterrichts an der Artillerieschule in Mainz; später Gymnasiallehrer für Mathematik; vgl. C. Scriba, l. c., p. 47.

¹⁶ Vgl. Scriba, l. c., p. 416. Gottfried Weber war in seinen Mußstunden eifriger Musiker und enge befreundet mit dem Komponisten Carl Maria von Weber.

¹⁷ Julius Friedrich Karl Dilthey war Direktor des Gymnasiums zu Darmstadt; vgl. Scriba, l. c., p. 84.

¹⁸ Vgl. oben Anm. 13.

¹⁹ Friedrich Gustav Habel war nassauischer Archivar und erkaufte reichhaltige archivalische Sammlungen von seinem Lehrer, dem ehem. kurmainzischen Universitätsprofessor, Bibliothekar und Tribunalpräsidenten Franz Joseph Bodmann, die dann als „Habelscher Nachlaß“ nach Schloß Miltenburg kamen. Besonders verdient machte sich Habel auch um Ausgrabungen in Hedderheim. Vgl. über ihn: Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. 11, 1871 p. 186 ff. und Götze, Archivalische Zeitschrift, Bd. 2, 1877 p. 146 ff.

²⁰ Braun schrieb: Die Rheinfahrt. Ein Natur- und Sittengemälde des Rheinlandes in drei Gesängen. Mainz 1824.

²¹ Die hier von Braun angeführten Funde habe ich erwähnt in der Zusammenstellung römischer Inschriften im 17. Bericht des Deutschen Archäologischen Instituts, 1927 (1929) p. 70, Nr. 211.

²² Vgl. oben Anm. 11.

²³ Der Satz steht wörtlich so da, ist aber völlig unverständlich; Braun wollte wohl sagen, wo die Kugeln ursprünglich gefunden und bei welcher Gelegenheit („damals“) sie an diese Tore versetzt wurden.

²⁴ Diese Abschrift Lehnens befindet sich nicht mehr bei den Briefen; nach dem ganzen Zusammenhang ist auch hier C. I. L. XIII, Nr. 6883 gemeint. Vgl. oben Anm. 9.

²⁵ Der Historiker Heinrich Luden?

²⁶ Vgl. oben Anm. 19.

²⁷ Vgl. oben Anm. 11.

ZUR ENTSTEHUNG DER DECKSCHICHTEN ÜBER UR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN FUNDSTÄTTEN SÜDWESTDEUTSCHLANDS

EINE SKIZZE VON WILHELM DEECKE, FREIBURG I. BR.

Beobachtungen und sonstige Erfahrungen, welche ich im Laufe der Jahre bei eigenen und fremden Grabungen auf ur- und frühgeschichtliche Funde, vor allem in Süddeutschland, habe machen können, lassen sich vielleicht zu einer Skizze über die Entstehung der Deckschichten an solchen Fundstätten vereinigen. Freilich ist das Problem viel ausgedehnter, als es hier behandelt werden darf, obwohl gleich alles ausscheidet, was als künstliche Bestattung oder Zudeckung gedeutet werden muß. Es handelt sich also um rein natürliche Vorgänge, um Prozesse, welche der Gegenwarts-Geologie angehören, aber für die Prähistorie von höchster Wichtigkeit sind.

Beginnen wir mit den Höhlen und betrachten sie nach der Richtung ihrer Erfüllung, nach der Gesteinsabwitterung und deren Folgen. Außer dem mir aus eigener Anschauung bekannten fand sich Material in dem großen Werke von R. R. Schmidt und E. Koken, das viele süddeutsche Höhlen und Felsüberhänge aufzählt und, soweit möglich, die dort ermittelten Profile der Bodenschichten wiedergibt.

Nach Art der Erfüllung lassen sich diese Höhlen in 2 Gruppen einteilen, eine erste, welche hauptsächlich feineres, lehmiges Material über und zwischen den Kulturlagen enthält, und eine zweite, in der lokaler Verwitterungsschutt in Form von Breccien bei weitem vorwaltet.

Für beide gebe ich je wenige Beispiele und verweise in Bezug auf die Einzelheiten der anderen genannten Fälle auf das Werk von R. R. Schmidt.

Gruppe I (mit Lehm).

Sirgenstein: Die Höhle liegt 35 m über dem Tal, ist gegen Süden offen und hat hinten einen langen, hohen Schlauch. Die meisten Lagen fallen von der Terrasse einwärts. Terrasse vor der Höhle 1 m Humus, in der Höhle nach hinten abnehmender Deckenschutt, maximal 0,50 m. Bronze- bis Jetztzeit.

Oberes Diluvium: Hellgraue lößähnliche Schicht 0,40 m.

Gelbgrauer Lehm 0,30 m. Magdalénien.

Mittleres Diluvium: Ockerfarbiger, sandiger Lehm 0,70 m. Solutréen.

Typischer Höhlenlehm.

Unteres Diluvium: Gelbbrauner Lehm 0,20 m.

Dazu gehören ferner Wildscheuer in der Leerschucht bei Steeden, 10 m über dem Tal; die Backsteinhöhle im Lohnetal, 10 m über dem Tal, nach Westen offen; Keßler Loch bei Schaffhausen, 4 m über der Talsohle, gegen Südosten offen.

Gruppe II (Schutthöhlen).

Hohlefels bei Hütten, 10 m über der Talsohle, nach Osten offen, Gehänge und Höhleninneres gleich gebaut.

Humus 0,40 m.

Grauer Schutt 0,20—0,50 m

Gelber Schutt 0,30—0,40 m

Magdalénien.

Brauner sandiger Lehm 0,30—0,50 m; in der Höhle dicker.

Petersfels bei Bittelbrunn im Hegau, 5 m über dem Tal, nach Norden offen.

0,20 m Humus und Reste einer grauen Moderschicht.

0,30 m Kalkblöcke, Kalkbrocken, Humus.

0,65 m Kalkkies, Kalkplatten.

0,30—0,40 m Rotgelbe Mad. Sch., Kalkplatten.

0,45 m Kalkkies über 2—4 cm dicker Kalkspatschicht.

0,65 m Anstehendes (Kalkmergel, Kalksand, Kalkbrocken, Kalkblöcke, Fels).

2,65 m.

Hier wären anzuschließen: Schmiechenfels bei Schelcklingen, nach Norden offen; Ganserfels bei Schelcklingen, 3 m über dem Tal; Probstfels bei Beuron, 8 m über der Donau, im alten Hochwasserbereich, gegen Norden offen; Ofnethöhlen, oben am Kamme, nach Südwesten offen.

Als besondere Gruppe darf man einige Abris anschließen, die natürlich im wesentlichen Verwitterungsschutt am Fuße der Schutzwand haben. Ich nenne Schweizersbild bei Schaffhausen, Wand im Osten; Bildstockfelsen im Wasserburgertal, Wand im Westen; Oelberg bei Ehrenstetten, Wand im Westen.

Aus diesen allerdings verhältnismäßig wenigen Unterlagen ergibt sich mit einer gewissen Schärfe, daß die nach Westen, Süden und Südosten geöffneten Höhlen mit Lehm und einem lößartigen lehmigen Gestein, die gegen Norden und Osten

gewendeten Höhlen dagegen vorzugsweise mit Verwitterungsschutt erfüllt sind, und daß naturgemäß die Kulturschichten der Abris unter abgebröckelten Gesteinmassen liegen. Die lehmigen *Basis*schichten der genannten Albhöhlen werden meist echter Höhlenlehm sein, die höheren dagegen möchte ich für eingewehten, stark verlehnten *Löb* halten. In den ausgedehnten, mit Glazialsand und Schutt übergossenen Flächen der Gletscher am Nordfuß der Alpen haben wir das natürliche Ursprungsgebiet dieses Staubes, der von den Fallwinden aufgenommen nordwärts über die Alb ins Neckarbecken fortgetragen wurde. Auf der kahlen oder dünn bewachsenen Kalktafel fand sich für den *Löb* wenig Halt; er wurde wohl auch später weggeschwemmt oder versank als Höhlenlehm in den Dolinen und Spalten. In den gegen Süden geöffneten Höhlen konnte er sich dagegen ansammeln. Im Schwarzwalde trifft man bis hoch gegen den Kamm hinauf zwischen den Blockhalden der Granite und Buntsandsteinhänge auf lehmige Massen, die augenscheinlich aus dem *Löb* hervorgingen, der vom Rheintal aus dort vom Sturme abgelagert, aber wegen seiner geringeren Menge vom Regen bald abgespült worden ist. Er wird auch mit schmelzendem Schnee sich in die Löcher der Verwitterungskruste festgesetzt haben. Ähnlich mag es auf der Alb gewesen sein. Reinere Reste wären eben diese Höhlenfüllungen.

Auf die Nord- und Ostseite der Höhen und Täler gelangten infolge des Südwindes diese Massen dagegen nicht, so daß sie den Vorkommen der 2. Gruppe fehlen. Dort herrschte wie in den nach denselben Himmelsrichtungen gewendeten Karen die reine, jedes Jahr langandauernde Frostwirkung, weshalb sich diese Höhlungen mit dem niederrieselnden Verwitterungsschutte auffüllten¹.

Dies zugegeben, folgt für die Höhlen eine wichtige andere Tatsache. Die lehmgefüllten Höhlen sind also in der Hauptsache primär, sie mögen ja ihre Form auch etwas, aber ziemlich wenig geändert haben. Die anderen müssen aber ihre Form zum Teil erheblich umgestaltet haben; denn das Brockenmaterial ihrer Böden befand sich oben an der Decke und zum geringeren Teile an den Wänden. Je nachdem sind sie erweitert worden, meistens wohl nach oben hin verschoben und, um ihren Raum zur Zeit der verschiedenen Besiedelungen sich vorzustellen, hätte man in Gedanken die jetzt unten lagernden Massen an die Decke zurückzusetzen. Auch von den Abris wird man sich kaum eine richtige Vorstellung machen können. Heute wenig geräumige und flache Nischen und Unterhöhlungen mögen ursprünglich treffliche Unterschlüpfe gewesen sein.

Betrachten wir nun die Mächtigkeit der Füllmassen, und zwar zunächst nur bis inklusive der Magdalénien-Kulturschicht, dann erhalten wir folgende Zahlen:

Sirgenstein	1,20 m	Hohlefels	1,30 m
Wildscheuer	1,30 m	Ganserfels	1,10 m
Keßler Loch	2,40 m	Petersfels	2,30 m
Schmiechenfels	0,90 m		

Daraus ergibt sich sofort, daß die Schuttmassen im Hegaugebiet seit dem letzten Paläolithikum bedeutender sind, als in der Schwaben-Alb. Ich führe dies auf die Nähe der alpinen Gletscher und deren abkühlende Wirkung in der Zeit zurück, als das Eis den Alb- und Randenuß schon geräumt hatte.

Dieses Resultat ist deswegen von Wichtigkeit, weil sich in dem Hegau alle Grabungen zur Entdeckung paläolithischer Kulturen unbedingt bis über 2,50 m in die Tiefe erstrecken müssen, an den Abris sogar bis 3 m. Erst dann hat man kaum Aussicht mehr, das Magdalénien anzuschneiden.

Die obigen Zahlen gestatten noch eine andere Berechnung. Setzen wir das Magdalénien auf die Zeit von 14 000 v. Chr. — es kommt bei dieser Betrachtung nur auf eine runde und annähernd richtige Zahl an — so läßt sich die durchschnittliche jährliche Aufhöhung der Höhlenböden ermitteln. Es wären zum Beispiel beim Sirgenstein 1200 mm in 160 Jahrhunderten, d. h. in 100 Jahren 120:16 = 7,5 mm. Da die Albhöhlen um 1,20 m schwanken, ist die Zahl von $\frac{3}{4}$ cm überall fast gleich. Bei den Hegau-Randenhöhlen erhalten wir annähernd das Doppelte, 1,5 cm. Beide Zahlen zeigen, wie langsam und unmerklich diese Veränderungen eintreten. Rückt man das Magdalénien noch weiter zurück, so werden die Zahlen noch kleiner. Über der Freilandstation von Munzingen am Tuniberg bei Freiburg i. Br. fand A. P a d t b e r g rund 2 m *Löb*, der sich aus spätglazialen ursprünglichem und postglazialen herabgespültem Material zusammensetzte. Auch dort gelangen wir zu 1,2 cm im Jahrhundert.

Die geringere Anhäufung in den Löchern der Schwäbischen Alb ist durchaus begreiflich, da ihre Eingänge klein sind und geschützter lagen. Außerdem mag diese summarische Berechnung einen Fehler haben, nämlich den, daß die *Löb*staubmassen nicht in dem Gesamtzeitraum bis zur Jetztzeit sich absetzten, sondern nur in der glazialen Epoche und mit der Bewachsung des Moränenschutttes nachließen. Es wird sich aber dies Verhältnis sehr schwer genau ausdrücken lassen. Daß an manchen Stellen ein Wechsel eintrat, ist an dem ganz zu oberst oder mitten in die Schichtenfolge eingeschalteten Breccienstreifen und Kalkblöcken der Lehmhöhlen zu erkennen. Ganz ist auch diese Gruppe der natürlichen Verwitterung nicht entgangen, besonders hat sie sich zuletzt nach Aufhören der *Löb*bildung bemerkbar gemacht. Postdiluvial wird im allgemeinen der sog. „Humus“ sein. In den Schwäbischen Höhlen wird er mit 0,40 bis 1,00 m angegeben. Im Keßler Loch ist er mit großen Kalkbrocken durchsetzt und schwankt

zwischen 0,20 und 0,60 m, während die darunter liegenden Schuttmassen mit den drei beobachteten Magdalénienschichten rund 2 m betragen. Am Petersfelsen war der Humus ganz gering, die Schuttmassen unter ihm aber auch 2 m. Man sieht, daß im Hegau und am Randen tatsächlich die Hauptverwitterung in den Anfang des Postglazials, d. h. in die Zeit stetig wiederkehrender erheblicher Temperaturschwankungen fiel. Demgemäß müssen die eben ermittelten Durchschnittszahlen bewertet werden. Sobald irgendwelche eiszeitliche Einwirkungen (Löß oder glaziale Abwitterung) in Frage kommen, wäre eine anfangs steile, sich dann rasch verflachende Kurve wohl das zutreffendste Bild für den Aufschüttungsvorgang. Das extremste Beispiel bietet der Löß, dessen Entstehung mit der Zunahme der Vegetation und dem Aufhören der vom Eise kommenden Fallwinde aufhörte, dessen Kurve sogar durch Regenabspülung und Verwitterung in das Negative überging. Nehmen wir die Lößanwehung mit 1 cm pro Jahr an, so wäre bei Munzingen eine 2 m mächtige Decke in 200 Jahren entstanden. Dort ist aber nahezu die Hälfte herabgespülter Schwemmlöß, so daß wir nur auf 100 Jahre für die ursprüngliche Deckschicht kommen und, wenn wir wegen der Nähe der Ursprungsstätte, der kiesbedeckten Rheinebene, gar 2 cm Aufhöhung voraussetzen auf 50 Jahre. Rasch muß die Zudeckung erfolgt sein; sonst wären die freiliegenden Knochenreste stärker verwittert, und dies gilt nicht nur von den Artefakten, sondern überhaupt von den im Löß steckenden Elefant-, Rhinoceros- und Rentierknochen. Man könnte die Berechnung nun auf die unter 8 m Löß ruhenden Acheul-Funde von Achenheim bei Straßburg übertragen und erhielte lächerlich geringe Zeitmaße. Aber das geht deswegen nicht, weil die eingeschalteten Lehmblätter und die petrographisch verschiedenen Löße auf Unterbrechung und Änderung der Staubzufuhr hinweisen, Vorgänge, deren Grund und Dauer vorläufig nicht abzuschätzen sind.

Ich habe nun in anderen Gebieten und unter anderen Umständen nach ähnlichen Vorgängen und Zahlen gesucht. Das beste Beispiel bietet die zwischen Aare- und Reußmündung gelegene dreieckige, jungdiluviale Schotterfläche mit dem Römerkastell von Vindonissa (Windisch bei Brugg) im Aargau. Dies hoch über den beiden Flüssen befindliche, ganz ebene Gelände trug die römischen Bauten. Irgend eine Zufuhr von Schutt durch fließendes Wasser ist dort ganz und gar ausgeschlossen. Trotzdem liegen heute nach rund 2 Jahrtausenden die Fußböden der römischen Unterstockwerke 1 m unter der Ackerfläche, die aus feinem lehmigen Boden sich zusammensetzt. Die Masse kann nur durch den Wind dort aufgetragen worden sein; einen Teil mögen außerdem die Regenwürmer hochgebracht haben. Das ergibt

einen halben Millimeter pro Jahr (1000 mm in 2000 Jahren) oder 5 cm in 100 Jahren. Das ist eine ganz andere Größenordnung, als wir sie anfangs in den Höhlen gefunden haben. Man kann sich denken, daß die dortige Topographie mit der trichterförmigen Öffnung des untersten Aartaales zwischen der Bötzen- und Lägernekette Wind und Staub besonders angezogen haben und daher diese starke Aufschüttung bewirkten².

Ähnlich sind die Ergebnisse von Brigobanne, dem römischen Kastell und Soldatenweiler bei Hüfingen in der Baar. Auch dort auf der Muschelkalkfläche hoch über der Breg kann durch fließendes Wasser kein Material zugetragen sein, und trotzdem liegen die römischen Reste über 1 m unter der Oberfläche. Im Gegensatz dazu möchte ich anführen, daß in Immendingen oberhalb Tuttlingen im Donautal die Römerstraße im Keller eines Hauses zwar ebenfalls 1 m unter der Oberfläche hervorkam, dort aber mündet der Krebsbach von der Seite her in die Donau und mag durch sein Delta langsam die Straße verschüttet haben. Ebenso fand sich bei Riegel am Nordostende des Kaiserstuhls der Fußboden einer römischen Villa 1,50 bis 2,00 m unter Tag, wahrscheinlich infolge der starken Lößabschwemmung, welche dort bei Gewitterregen im Sommer und bei Schneeschmelze im Frühjahr oft in sehr umfangreichem Maße vor sich geht. — Schließlich könnte man noch die Baulichkeiten und ihre Trümmer für die Aufhöhung verantwortlich machen. Man beobachtet nämlich durchweg, daß die Stellen solcher römischen Villen sich als ein ganz flacher Hügel im Gelände bemerkbar machen. Es ist der Schutt der Gebäude und, da diese oft aus Lehmfachwerk errichtet waren, der ausgebreitete Lehm der Wände zwischen Stein- und Ziegelwerk oder Aschen- und Mauerresten. Für zwei ganz ausgegrabene Villen bei Bauschlott im Kraichgau und bei Brötzingen habe ich unter Annahme von 3 m Gebäudehöhe den Schutt berechnet; er betrug auf der Grundfläche 1,10 und 1,00 m. In solchen Fällen findet man vielerlei Trümmer, Mauern, welche bis nahe zu Tage reichen oder 10 bis 30 cm unter der Erde stecken (sog. Maurenfeld, Maueracker, Steinmauerlesäcker, Steinbühl usw.). Von allem dem ist bei Windisch und Hüfingen nicht mehr die Rede; es kann als Hauptfaktor nur der Wind mit Staub in Frage kommen.

Den Vorgang denke ich mir etwa folgendermaßen. Der feine, teils aus der Luft niedersinkende, teils auf dem Boden forttriebende Staub, dessen Menge wir heute vielfach unterschätzen, weil wir seine jeweils dünnen Lagen sofort beseitigen, wird einst an aufragenden Fundamentmauern seinen Halt gehabt haben, so daß er in den Ecken und im Windschatten liegen blieb und sich langsam anhäufte. Je weiter die Verwitterung des Mauerwerkes vorschritt, wurde er durch Regen ausgebreitet, vermehrt um das feine Verwitterungsmehl,

dann aber auch festgehalten nebst aller neuer aërischer Zufuhr durch die Pflanzen. Man ist oft erstaunt, auch auf freiem Feld zu sehen, wieviel „Schmutz“ eine tauende Schneedecke hinterläßt. Bruchteile eines Millimeters im Jahre summieren sich in 1000 Jahren schon zu einer beachtenswerten Decke, welche durch die halbverwesten Bestandteile einer Vegetation und kolloide Substanzen sehr vermehrt und dicht werden kann, also gut konservierend wirkt.

Mit dem „Humus“ selbst vermögen wir sehr wenig anzufangen, da er nach seiner Entstehung so wenig greifbar ist. Im Freien unterliegt er ständiger Zersetzung und ebenso ständiger Neubildung und ist auf jedem Kulturland, selbst in unseren durchforsteten Wäldern ein künstlich beeinflusstes Gebilde. In Höhlen hängt seine Dicke und Natur davon ab, ob viel Laub hat hineinwehen können, ob Tiere verschiedener Art darin und wie lange hausten (Fledermäuse, Eulen, Dachse, Füchse; früher Bären, Nashörner und Hyänen), ob Menschen der historischen Zeit darin wohnten und in welchem Umfange. Nur die großen Moore lassen sich vielleicht zu einer Art Chronologie benutzen, wenn man den jährlichen Zuwachs kennt. Doch kommt dabei oft hindernd der Umstand dazwischen, daß in dem weichen Material alles Schwere langsam auf den Boden herabsinkt, und sich Verschiedenartiges auf eine einzige Ebene projiziert vorfindet. So liegen in pommerschen Flußtalmooren bisweilen Rentiergeweihe und Bronzekelte friedlich nebeneinander auf dem Seekreideschlamm. — Ferner sei auf eine oft vorkommende Verwechslung hingewiesen. Die oben dunkle Humuslage von Höhlen wird gegen unten heller und sieht in trockenem Zustande *a s c h g r a u* aus, besonders wenn sie mit feinstem Kalkstaub vermischt ist. Der Kalk zehrt humose Stoffe auf. Solche Lage ist von unerfahrenen Forschern oft für „Asche“ erklärt worden und als Rest von Feuerstellen betrachtet. Das ist eine gelegentlich schwerwiegende Verwechslung. Holzasche ist in fossilem Zustande *s c h w a r z*, weil die hellen Salze ausgelaugt werden und sich eigentlich nur die Holzkohlenreste erhalten. Wenn von „grauer Aschenlage“ gesprochen wurde, bin ich meistens sicher gewesen, daß es solche nicht war.

Wenn ich noch einmal auf den Staub und Wind zurückkommen darf, so ist ein weiteres, ganz lehrreiches Beispiel die Höhle oben im Leucitphritfelsen von Burkheim im Kaiserstuhl, welche Dr. Kraft und Oberpostrat Peters untersuchten. Sie liegt hoch über dem Rhein und ist dessen Fluten nicht ausgesetzt, ist gegen Südwesten geöffnet und nach ihrer Anlage im festen Felsen erst seit der Metallzeit, wahrscheinlich erst im Mittelalter geschaffen. Ihr Boden war mit feinstem, grauem Sand bedeckt und ist bisher auf 1,70 m erforscht. In dieser Tiefe stieß man auf

(?früh)mittelalterliche Scherben. Demnach wären in rund 1000 Jahren dort 1,70 m feiner Rheinsand und -staub eingeweht, d. h. 17 mm pro Jahr, was ein sehr hoher Betrag wäre und zeigt, daß ich mit 1 cm Löß nicht notwendig eine zu hohe Zahl erfaßt habe.

Ein ähnliches, aber doch wieder anderes Problem bietet der *Lochenstein* bei Balingen (Fundber. aus Schwaben 1924, S. 78 und 80). Auf seiner Hochfläche sind Siedelungen der Hallstattzeit nachgewiesen und untersucht. In Schnitt III und V zeigte sich zwischen Hallstatt A und D 50 cm Gestein und über Ha D noch 80 cm. Wo kommen diese Massen oben auf dem Felsplateau her? Will man hier nicht auch eine seit 3000 Jahren erfolgte Anhäufung äolischen Staubes annehmen, bleibt nur übrig, daß jene Leute in Löchern oder Gruben wohnten, die mit Verwitterungslehm durch den Regen zugeschwemmt wurden. Auf jeden Fall hat hier in 100 Jahren auch eine Aufhöhung von 43 mm stattgefunden.

Wir haben bei *Hüfingen*, unweit Donaueschingen, im Muschelkalk eine Höhle mit folgendem Profil:

Decke,
1 m Abstand,
römische Kulturschicht 0,50 cm,
Lehm ohne Funde 0,70 cm,
jüngere Bronzezeit 0,30 m,
Lehm bis 2 m tief ergraben.

Die jüngere Bronzezeit mag auf 1200 v. Chr., die Römerzeit auf 100 n. Chr. angesetzt werden, dann brauchte die Lehmlage zwischen beiden Kulturschichten rund 1300 Jahre zur Bildung, das sind 5 cm im Jahrhundert, was merkwürdigerweise mit dem vorigen Beispiel übereinstimmt, obwohl bei jenem eine Wirkung oberflächlicher Anhäufung in Frage kommt, diese Lehme durch Einschwemmung in die Spalten des Muschelkalkes entstanden sind, und zwar zu verschiedenen Zeiten.

In diesen beiden Fällen — dadurch unterscheiden sie sich von den bisher behandelten — dürften der Regen und das im Boden versickernde Wasser die Ursachen der Zudeckung gewesen sein. Alle Gesteine verwittern und gehen als Endprodukte des Prozesses in Lehm über. Dieser wird durch den Regen auf Geländeflächen gleichmäßig verteilt oder in irgendwelche Vertiefungen hineingespült. So sehen wir auf Kalktafeln, wie der Schwäbischen Alb, die Einbruchstrichter oder Dolinen seit der Kreidezeit mit Lehm (Höhlenlehm, Bohnerzlehm) erfüllt. In gleicher Weise müssen sich alte Wohngruben damit auseben oder in Höhlen der Boden aufhohen. Das erste war wohl beim *Lochenstein*, das zweite bei der *Hüfinger Höhle* der Fall.

Da wir nun beim Wasser angelangt sind, mag als letztes noch der Einfluß des Sickerwassers besprochen sein. In den meisten

Schichtgesteinen haben wir keine ursprüngliche horizontale Lage mehr, sondern eine Aufrichtung, also ein Einfallen der Schichten. Die Hauptmasse des Grundwassers zieht naturgemäß auch im Gestein in der Richtung des Fallens ab und kommt deshalb vorzugsweise am unteren Ende der Tafel heraus. Ganz hoch gelegene Höhlen pflegen trocken zu sein, ferner am Randen und in der Alb die am Nordrande der Felsplatten befindlichen, weil beide Hochflächen gegen Südosten und Süden sich abdachen. Auf seinem Wege durch das Gestein nimmt das Wasser Kalk mit sich und scheidet ihn als Sinter beim Austritt wieder ab. So erklärt sich die kräftige Versinterung im Keßler Loch, das am Ende der nach Südosten geneigten Juraschichten liegt, im Gegensatz zu dem ganz unverbackenen Schutt im Petersfelsen, der sich an der wasserarmen Nordseite der fast gleichen Gesteinsserie befindet.

Hier möge einem weitverbreiteten Irrtume entgegengetreten werden, nämlich dem, daß die Dicke einer Sinterdecke der Länge ihrer Bildungsdauer entspräche. Ihre Entstehung hängt von vielen anderen Faktoren ab, z. B. vom Wasserzufluß, von dessen Art und Weise, ob tropfenförmig oder flächenartig, von dessen Kalkgehalt, von der Durchlüftung, von der Wärme und vom Zusammentreffen mit anderen Wassern oder Lösungen. Wie der Travertinabsatz bei Tivoli und an den Sarnoquellen bei Nocera in Campanien zeigt, bilden sich dicke Krusten in wenigen Jahren, sodaß dieselben Gruben nach 10—12 Jahren wieder zu Bausteinen ausgestochen werden können. In Höhlen mag eine Decke auf dem Boden oder an den Wänden sehr lange zu ihrer Entstehung brauchen, aber unter Umständen in ganz kurzer Zeit sich entwickeln und nachher gleichsam fossil sein. Nie ist Sinter an sich als Chronometer brauchbar, nicht einmal in einer und derselben Höhle.

Für die Erhaltung der Knochen jeder Art ist das kalkhaltige Sickerwasser in allen diesen Kalkhöhlen und im Löß von größter Bedeutung; denn in diesen kalkreichen Trümmergesteinen pflegt die Feuchtigkeit gesättigt zu sein, und sehr oft dürfte die Kalklösung ein sog. Kalkgel, d. h. eine kolloide Substanz sein, die zur raschen Ausscheidung der aufgenommenen Salze neigt. Man trifft dieses Kalkgel beim Aufgraben als eine milchähnliche Flüssigkeit (Bergmilch, Kalkmilch) nicht selten in tropfbarer Form an, die rasch zu weißen Krusten erhärtet. Sie greift Knochen nicht an, weil sie gesättigt ist, und läßt weiche Knochen schon bei einfachem Austrocknen erhärten, wenn sie dieselben vorher durchtränkt hatte. Die Anwesenheit

reichlicher Kalkgele äußert sich darin, daß beim Austrocknen frischer Anschnitte sich eine kreidige Farbe an der Oberfläche oder Ausblühungen wie Kalksalpeter an den Hausmauern einstellen. Wiederholt beobachteten wir, daß die Schuttmassen, welche am Abend freigelegt waren, am folgenden Morgen zementartig erhärtet und nur mit dem Pickel zu zerschlagen waren, so daß solche Grabungsstellen durch Abdecken gegen die Austrocknung der Gele geschützt werden mußten. Wie wichtig diese Eigentümlichkeit der Decke für den Inhalt der Kulturschichten ist, bedarf kaum der weiteren Darstellung. Jede Verletzung der Oberfläche heilt sich auf diese Weise von selbst wieder aus. Nur bei vollständiger Austrocknung verkittet und versintert alles. Das gegen Süden geöffnete Keßler Loch mag durch die sommerliche Durchwärmung mit seiner starken Versinterung empfangen haben. Je tiefer die Kulturschichten im Boden liegen, um so weniger sind sie der Gefahr einer Verbackung ausgesetzt, da die Sonnen- und Sommerwärme ja nur sehr wenig in die Tiefe dringen.

Diese im vorstehenden skizzierten Vorgänge gehören, wie ich anfangs sagte und was mir wohl jeder Leser zugeben wird, der Gegenwarts-Geologie an und sind als solche von recht geringer Größe, vom menschlichen Standpunkte aus gesehen. Sie finden in dem langsamen Vorgänge der Hebung und Senkung, des Faltenwurfes, der Abtragung der Festländer und anderer Prozesse ihr Analogon. Die stetige Wiederkehr kleinster Wirkungen in einem langen Zeitmaße bringt sie uns erst zum Bewußtsein und zu einer Wirkung, welche uns gestattet hat, in die ersten Anfänge menschlicher Kultur hineinzusehen. Deshalb mag dieses kurze Kapitel aus dem interessanten Grenzgebiet zwischen Geologie und Prähistorie in dieser Festschrift seinen Platz finden.

Anmerkungen:

¹ Es ist hier nur von den süddeutschen Höhlen die Rede, nicht von denen Westfalens und des Harzes, in denen z. T. andere allgemeine Verhältnisse herrschen, welche z. B. von Bächen durchflossen werden und deshalb oft eine bedeutendere Lehmfüllung haben. Mag der Lehm auch dort z. T. Lößlehm sein, so ist er an die heutige Lagerstätte meistens nicht durch Wind, sondern durch Karstgewässer gelangt.

² Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Oberpostrat Peters ist eine ganz ähnliche Staubdecke über den Fundamenten von Castra Noveria vorhanden, das auf einer Höhe über dem Rhein steht.

DIE ÄLTESTE BESIEDLUNG DER GEMARKUNG BUDENHEIM BEI MAINZ

VON JAKOB CURSCHMANN, MAINZ

Sie haben, hochverehrter Herr Jubilar, 1908 in Ihrer Archäologischen Karte der Umgebung von Mainz (Mainz. Zeitschr. III.) auch die bis dahin bekannt gewordenen archäologischen Funde aus der Gemarkung Budenheim nach ihren Fundstellen, soweit Sie diese bestimmen konnten, und Gräber und Siedlungsstellen eingetragen; Sie haben in den Erläuterungen die verschiedenen auf der Gemarkung vertretenen vorgeschichtlichen Stufen kurz gewürdigt und auf alle in der Westd. Zeitschr. oder sonst gemachten Veröffentlichungen mit genauen Angaben hingewiesen. Ist es da eine Ehrung für Sie, wenn das, was ich in Ihren Fußtapfen wandelnd noch einmal festgestellt habe, von mir vielleicht etwas breiter und volkstümlicher wiederholt wird? Daran darf ich mir nicht genügen lassen. Daß ich das Glück hatte, in einzelnen Punkten Ihre Ergebnisse zu ergänzen, werden Sie begrüßen. Aber auch diese Erweiterungen halten sich natürlich in dem von Ihnen gesteckten Rahmen der allgemeineren siedlungsgeschichtlichen Gesichtspunkte, die Sie in dieser erwähnten Arbeit und dann weiterhin 1921 in Ihren Beiträgen zur Siedlungs- und Kulturgeschichte Rhein Hessens (Mainz. Zeitschr. XV/XVI 1920/21), ja schon 1902 in der Festschrift des Römisch- Germanischen Zentralmuseums aufgestellt haben. So sagen Sie 1908 S. 20: „Es kommt mir darauf an, aus der verwirrenden Menge von Einzelnachrichten ein klares Bild zu gewinnen, an welchen Stellen der einzelnen Gemarkungen, bzw. in welcher wirtschaftlich bedeutsamen Umgebung sich allmählich größere Gruppen menschlicher Behausungen von längerer Zeitdauer gebildet haben, und in welchem Zusammenhang diese stehen mit den Dorfgemeinschaften des frühen Mittelalters und der neueren Zeit.“

Diesem Zusammenhang mit den natürlichen Vorbedingungen, der wirtschaftlichen Auswirkung und der Übernahme und Fortsetzung der von vor- und frühgeschichtlichen Menschen auf der Gemarkung geleisteten Arbeit durch Römer und Franken bin ich erneut und ausführlicher nachgegangen, als Sie es in Ihren Erläuterungen zur Karte tun konnten und wollten. Ursprünglich galt meine Wiederaufnahme Ihrer Forschungen über die westlichen Nachbargemarkungen von Mainz (Mombach, Budenheim, Heidesheim) nur der Beziehung zwischen römischen Gütern und den von den Franken abgegrenzten Gemarkungen. Es sollte eine Untersuchung sein, ähnlich der, die ich in dem 3. Bande Ihrer Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rhein-

lande unter Anmerkung 17 auf Grund der beigegebenen Karte 17 über die „römische Besiedlung im heutigen (fränkischen) Gemarkungsbild“ angestellt habe. Ich wollte also wie bei meiner Heimatgemarkung Dautenheim auf Grund der nachgewiesenen und zu vermutenden römischen villae rusticae die zugehörigen Güter zu rekonstruieren und damit festzustellen versuchen, wieweit die heutigen Gemarkungen sich mit römischen Gutsbezirken decken, um zu erkennen, ob und wieweit die fränkischen Eroberer bei ihrer Zuweisung des Landes an die Gemeinden die noch erkennbare römische Vermessung zugrunde gelegt haben. Aber bei meinen wiederholten Besuchen auf dem Lande und auf den verschiedenen Ämtern mußte ich leider feststellen, daß, wie Sie selbst (M. Z. 1908 S. 19) schreiben, immer noch „die ganze Öffentlichkeit wenig Verständnis und Verantwortungsgefühl für dieses Erbe unserer Väter besitzt“, und so habe ich mich denn entschlossen, ähnlich wie in meiner ausführlichen Arbeit über Dautenheim bei Alzey (M. Z. XVII/XIX 1922/24 S. 80—107) noch einmal an dem Beispiel einer Gemarkung der „dauernden Besiedlung ein und derselben Stätte durch die verschiedenen Perioden hindurch“ in minutiöser Weise, wie ein Kritiker es nennt, nachzugehen. — Der französische Professor Albert Grenier an der Universität Straßburg, der meine soeben erwähnte siedlungsgeschichtliche Arbeit (gleich der von H. Klenk, Gang der Besiedlung in der Gemarkung Langen bei Darmstadt, in der Festschrift des Zentralmuseums 1927) im Rahmen seines Aufsatzes „La conquête du sol français“¹ kurz zusammenfassend, aber doch ziemlich eingehend analysiert, nennt sie „un bon exemple de l'explication, à l'intérieur d'un ban de village, des faits archéologiques par la nature du sol“, und er empfiehlt es gleich Ihnen nachdrücklich, die landwirtschaftliche „Eroberung des Bodens“ zu studieren und für die Geschichte dieser menschlichen Leistung alle nur möglichen wissenschaftlichen Hilfsquellen heranzuziehen: die Geologie, die Ortsbeschreibung, die persönliche Kenntnis des Landes und seines heutigen landwirtschaftlichen Standes, die Archäologie und nicht zuletzt die Deutung der Orts- und Flurnamen. „Die Flurkarte ist die Tafel der menschlichen Tätigkeit, die geologische Karte die der natürlichen Vorbedingungen“, sagt Grenier kurz vorher. All diese Forderungen kenne ich längst schon durch Ihre wegweisenden Arbeiten, und ich habe diesen in der Sache liegenden Mahnungen

bei meinen Studien über Budenheim gerecht zu werden gesucht, aber während ich bei Dautenheim den Vorteil hatte, Gemarkung und Bewohner von Jugend auf zu kennen, mußte ich mir beides hier erst erobern, und mancher Fund dürfte mir nicht gemeldet worden sein (Sie schreiben ja selbst von solchen, die ins Ausland gekommen oder sonst verschleppt worden seien), und dann sind seit Ihrer Veröffentlichung über Budenheim wieder mehr als 20 Jahre vergangen, und der ausgiebige Spargelbau mit seinen Rodungen hat in manchen Gewannen die letzten Möglichkeiten beseitigt, noch oberflächlich Spuren von Wohngruben oder ehemaligen Fundamenten wahrzunehmen. So mußte denn die persönliche Fühlungnahme durch mehrere Versammlungen, zu denen außer den Feldgeschworenen Ackerbesitzer und die Freunde der Heimatgeschichte geladen waren, und durch volkstümliche Ausführungen in den „Amtlichen Nachrichten“ auf möglichst weite Kreise ausgedehnt werden. In der Darstellung habe ich mich trotz der oben ausgesprochenen Absicht, den natürlichen Zusammenhang zwischen Boden, Siedlung und Wirtschaft im einzelnen nachzuweisen, so kurz wie möglich gefaßt. Was die römische Vermessung angeht, bin ich mir wohl bewußt, daß der Versuch, diese noch im heutigen Gemarkungsbild nachzuweisen oder, wo sie völlig verwischt ist, für die römische Zeit wahrscheinlich zu machen, trotz der notwendigen Einzelforschungen auf jeder Gemarkung eine Übersicht über ein größeres Gebiet, mindestens über eine Reihe von Nachbargemarkungen, erfordert. Aus äußeren Gründen konnten die römische und fränkische Zeit nur anhangsweise behandelt werden.

I. Die natürlichen Grundlagen der Besiedlung.

1. Die Lage von Dorf und Gemarkung.

Das heutige Dorf Budenheim hat 463 bewohnte Häuser, rund 2800 Einwohner und liegt 5 km von dem in Mainz eingemeindeten Mombach, an der über Nieder-Ingelheim führenden Eisenbahn und Straße Mainz—Bingen. Die Gemarkung, die 1905 etwa zur Hälfte Ackerland (424,61 ha) und zur anderen Hälfte Wald war (444,1 ha), gehört mit im ganzen 1097,8 ha zu den größten Gemarkungen Rheinhessens; im Jahre 1905 hatte Budenheim auch noch 44,28 ha Wiesen und 17,73 ha Weinberge, während beide Kulturarten heute an Umfang zurückgegangen sind, ja die Weinberge nur noch einen verschwindend kleinen Bruchteil der angebauten Fläche ausmachen. Der Getreidebau, der früher in der fruchtbaren Niederung ganz achtbare Erträge lieferte und selbst auf den Kalkböden betrieben wurde, ist zu Gunsten des einträglicheren Anbaus von Beeren- und Kernobst sowie von Spargeln im letzten Jahrzehnt gleichfalls sehr stark zurückgegangen, aber namentlich im östlichen Teil immer noch nicht ganz aufgegeben; Budenheim war eben

doch früher, ehe Steinbruch, Zementwerk und andere Fabrikzweige und die wachsende nahe Großstadt zu anderen Verdienstmöglichkeiten lockten, in der Hauptsache ein Ackerbau treibendes Dorf, zum Unterschied von dem nahen Mombach, wo wegen des vorwiegenden Sandes der Ackerbau stets zurücktrat und jetzt kein Halm Getreide mehr angepflanzt wird.

Die Gemarkung Budenheim (**Abb. 1**) erstreckt sich vom Rhein aus gegenüber Ober-Walluf, Nieder-Walluf und Schierstein in südlicher Richtung bis fast zur höchsten Oberkante des steilen Hanges, wo das rheinhessische Plateau mit der Gemarkung Finthen beginnt; die Nord- und Südgrenze sind also bis zu einem gewissen Grade natürliche Grenzen, was von der Mombacher Südgrenze nicht gilt. In west-östlicher Richtung erstreckt sich die Gemarkung von der fast gradlinig verlaufenden Ostgrenze der Heidesheimer bis zu der in zwei rechten Winkeln gebrochenen Westgrenze der Mombacher Gemarkung; an der hierzu stumpfwinklig weiterlaufenden Südostgrenze stößt sie auf die Gonsenheimer und zuletzt wieder auf die Finther Gemarkung. West- und Ostgrenze sind, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt, nicht durch natürliche Verhältnisse bedingt, sondern gehen vielleicht auf die römische Vermessung zurück. Die Lage des Dorfes selbst an der Kreuzung der Gonsenheim-Budenheimer Straße mit der Rheintalstraße Mainz-Bingen mag durch die günstigen Quellwasserverhältnisse, von denen gleich zu reden sein wird, bestimmt worden sein; das Dorf liegt außerdem ziemlich zentral in dem für den Ackerbau geeigneten Teil der Gemarkung.

2. Bodengestalt und Bodenart.

Vom Rhein an steigt das Gelände zunächst bis etwa zur Bahnlinie ganz allmählich an, nämlich 4 m auf 500 bis 600 m Erstreckung, sodaß die Gewanne außer Gewann Erenkopf nahezu als eben anzusehen sind und die Feldbestellung als leicht zu bezeichnen ist. Dann beginnt ein stärkeres Steigen, besonders im Gebiet der Kalksteinbrüche. Der Obere Mombacher Weg liegt im Dorf 90 und 92,5 m hoch, dann weiter östlich außerhalb des Dorfes auf 100 und 105 m; die Höhenlinie 90 geht hier nördlich bis zur Mainzer Straße herab. Der nördliche Waldrand liegt in diesem östlichen Teil der Gemarkung auf 110 m, im westlichen Teil bei der Binger Straße auf 100 m, weiter westlich nahe der Bahn auf der Höhenlinie 90; von da steigt das Waldgelände südwärts auf 155 m, während es im östlichen Teil südlich einer buchtartig eingeschobenen waldfreien Fläche über den Brüchen im Lenneberg und der Südgrenze 170 m erreicht. Der stärkere Anstieg in der östlichen Hälfte der Gemarkung schon dicht bei der Bahn und die Höhen des Lennebergs und der Südgrenze hängen mit dem Abbruch des rheinhessischen Tertiärplateaus und der Rheintalsenke

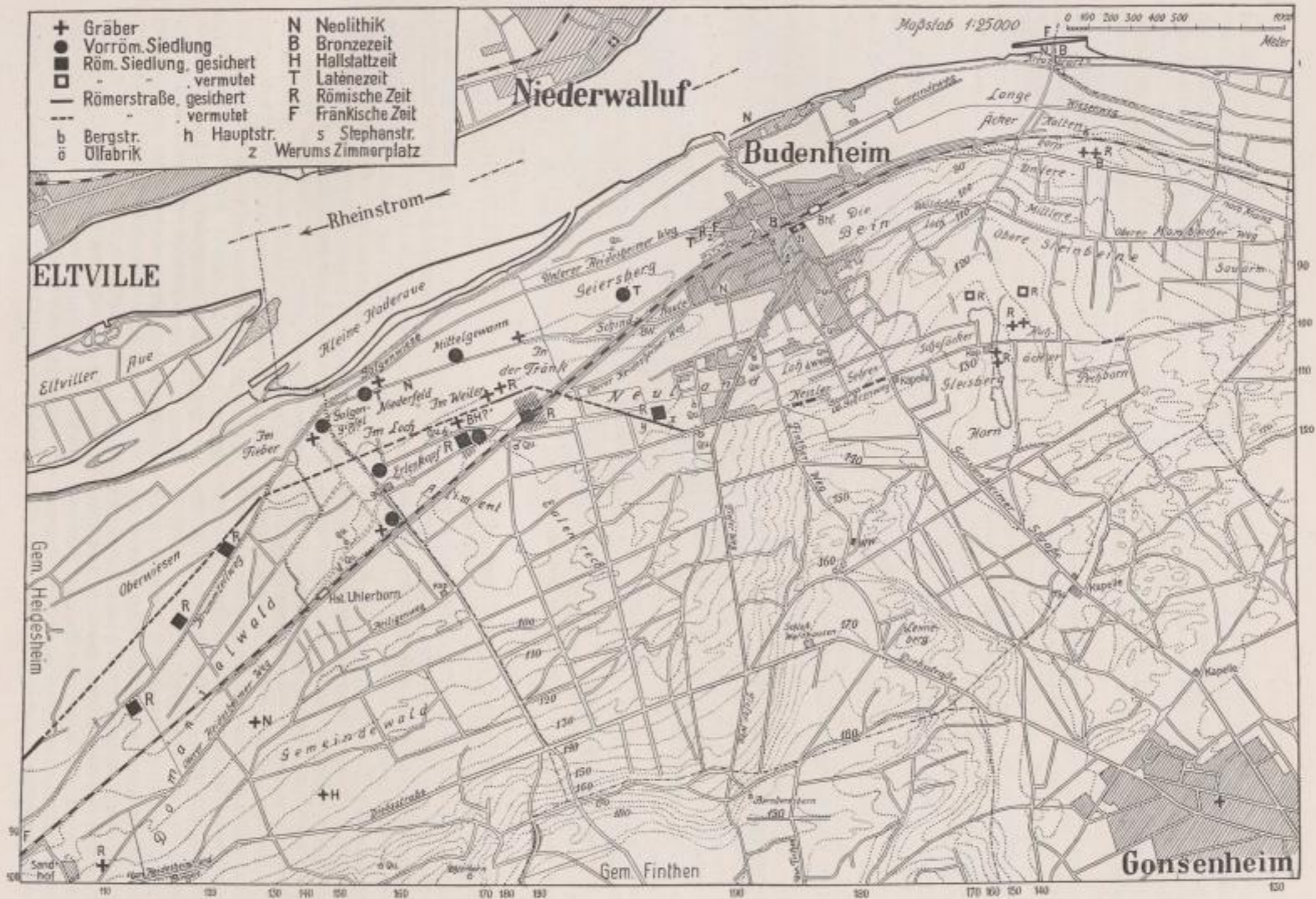


Abb. 1: Fundkarte der Gemarkung Budenheim.

und im Gebiet der Budenheimer Steinbrüche mit einer besonderen Verwerfung zusammen². Sowohl dicht an der Südgrenze auf Gonsenheimer Gebiet wie zwischen Mainzer Straße und Wald werden Kalke abgebaut, in den Budenheimer Steinbrüchen Litorinellenkalke, die nach Lepsius gegen die Corbiculakalke des Lennebergs etwa 40 m abgesunken sind.

Die Bodenart ist durch die beschriebene Bodengestaltung schon mehr oder weniger gegeben. An ein 100—500 m breites Band fruchtbar, angeschwemmten Schlickbodens, auf dem heute noch Wiesen üppig grünen, und außer Spargeln Getreide und Futterkräuter gepflanzt werden, schließt sich ein schmaler Streifen Löß, der in den Nachbargemarkungen fehlt; es folgt südlich der Bahn und westlich der Rheinstraße eine schmale Zunge Cyrenenmergel, der den Untergrund der beiden „Berge“ im ältesten Teil des Dorfes (s. fränk. Zeit!) bildet, während westlich wie östlich davon schmale Streifen Dinotheriumsandes sich abgelagert haben. Das Gebiet der heute weithin abgebauten Steinbrüche hatte einst eine dünne Humusschicht aus Litorinellenton, der eine lange Lebensdauer der Obstbäume und eine ungewöhnliche Süße der Früchte gewährleistet und auch den Anbau von Getreide und Viehfutter lohnt. Nur beiderseits des oberen Gehrenwegs verraten die schon im Juni auffallend gelben Blätter älterer Bäume, daß dicht unter dem Sand, wie die Bauern klagen, ein steriler Letten liegt. Die aufgeführten Alluvial- und Diluvialböden und die tertiären Mergel sind nach den eingezeichneten vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen seit der jüngeren Steinzeit von den fleißigen Menschen angebaut worden. Aller andere Boden der Gemarkung, also der südliche Teil des Gewanns Loch, der Erenkopf, Aliment, Neuland und das ganze Waldgebiet³ außer dem Lenneberg besteht aus den sog. oberen diluvialen Sanden und Schottern, die wenig fruchtbare Stoffe enthalten und reichliche Düngung und Bewässerung verlangen. Wahrscheinlich ging in der Frühzeit der Besiedlung der Wald im Gebiete des Kalkes und namentlich des Sandes bis an die untere Grenze der Sande und Schotter, wie heute noch an der Heidesheim-Budenheimer Grenze im Gewann Galgenkopf; das beweisen u. a. die Flurnamen Wäldchenloch, Loh (mundartlich Luh) und Neuland. Auf dem letztgenannten Gewann wurden zwischen Binger Straße und Heßlerweg hohe Dünen erst vor wenigen Jahrzehnten beim Bau der Turnhalle verschleift.

Die Budenheimer Quellen, einerlei ob sie weiter oberhalb aus den Kalken selbst oder unterhalb über den Cyrenenmergeln austreten, werden alle gespeist aus dem großen unterirdischen Wasservorkommen der Mulde des Mainzer Beckens, die nach Westen zum Hunsrück, nach Norden zum Taunus, ebenso südlich von Mainz aufgebogen ist,

aber ihren tiefsten Punkt im Kästrich zu Mainz hat und durch einige süd-nördliche Verwerfungen einen Teil des Grundwassers nach Norden austreten läßt. Die Karlsquelle südlich oberhalb Heidesheim und die Finther Quellen, die einst das Mainzer Legionslager versorgten, der Uhlerborn und der Bernhardsborn nahe der Südgrenze der Gemarkung, desgl. das Mombacher Wasserwerk, dessen Leistung ständig 10—11 Sekundenliter ausmacht, und das noch nähere Karlsbrunnchen, beide an der Römerstraße nach Mainz gelegen, beweisen den Wasserreichtum dieses unerschöpflichen Reservoirs. Es kann den frühen Siedlern auf der Budenheimer Gemarkung nicht an Quellwasser gefehlt haben, da über den tonigen und mergeligen Böden, die infolge von Verwerfungen in verschiedener Höhe unter den diluvialen Sanden anstehen, an nicht wenigen Stellen früher stets Quellen offen abflossen, die meine jetzt 60- und 70 jährigen Gewährsmänner noch gekannt und gekostet haben. Gewann Neuland war so von Wasser durchtränkt, daß Drainage notwendig war, um landwirtschaftliche Arbeiten zu ermöglichen. Vor der Anlage des von Finthen aus gespeisten Budenheimer Wasserwerks hatte das Dorf 6 Laufbrunnen und 4 öffentliche Pumpen aus eigenen Quellen.

Das Klima Budenheims ist das denkbar günstigste; die Gemarkung gehört wie die Nachbargemeinden im Norden der oberrheinischen Tiefebene heute zu den Gebieten mit dem frühesten Frühlingszug und mit Getreidefrühernte. (E. Ihne in: Arbeiten der Hess. Landwirtschaftskammer, 1918 H. 22).

II. Die Siedlungen und die Wege.

1. Die Steinzeit.

Daß in der älteren Steinzeit einzelne Menschenhorden als Jäger oder Fischer hier irgendwo am Hang wie auf dem nahen Linsenberg bei Mainz (Mainz. Zeitschr. XVII/XIX S. 108 ff.) oder näher dem Rhein eine Raststelle hatten, dafür fehlt bis jetzt jeder Anhaltspunkt. Wer die Mainzer Freilandstation der Aurignacleute und ihre Ausbeute kennt, darf auch auf Budenheimer Boden Ähnliches erwarten, zumal ja die neuen paläolithischen Funde aus einer Ziegelei bei Wallertheim⁴ zeigen, daß das heutige Rheinhessen schon in der noch früheren Zeit der Mousteriens von Jägern durchzogen war. — Für die Siedlungen der jüngeren Steinzeit lagen aus Budenheim vor Schumachers Archäologischer Karte folgende Funde im Mainzer Museum vor: 1. u. 2. eine Steinaxt aus Flußschiefer und ein kleines, weißelartiges Gerät aus Grünstein, gefunden in Budenheim (Westd. Zeitschr. 1896 S. 361), 3.—5. ein Schuhsleistenkeil (13,2 cm lang), eine Hammeraxt (11,2 cm lang) und ein Bruchstück eines Feuersteinmessers aus dem Rhein bei Budenheim, am Kreuzerort, oberhalb der Ölmühle

(Westd. Zeitschr. XXI 1902 S. 426), 6. ein *Schuhleistenkeil* (10,5 cm lang), aus dem Rhein bei Budenheim (Westd. Zeitschr. XXII 1903 S. 421). Aus den vier im Rhein ausgebaggerten Geräten folgert Schumacher vorsichtig: „Auch hier scheinen die vorliegenden Rheininseln und einige Uferstellen (Haderau, Kreuzerort unterhalb der Laach, jetzt allerdings keine Insel mehr, nahe der Ölmühle beim Fahr) am frühesten besiedelt gewesen zu sein“. Während er aber für Bodenheim und Laubenheim (südlich von Mainz) und für Mainz selbst mit der Möglichkeit von Pfahlbausiedlungen am Rande der Rheininseln rechnet, spricht er für Budenheim diese Vermutung nicht aus, da die ausgebaggerten Steinwerkzeuge der Stufe der ackerbautreibenden Spiralkeramiker angehören.

7. Nun konnte ich aber kürzlich ein walzenförmiges Steinbeil der Michelsberger Stufe (19,5 cm lang; s. **Abb. 2**), das im Krieg einem Acker in Niederfeld

gipfel haben nur Spuren einer Früh-La-Tène-Siedlung ergeben (s. u.). Wenn wirklich Michelsberger da gegessen haben, so müßte ihre Hinterlassenschaft entweder durch den Schacht zerstört sein oder weiter östlich in den noch ungerodeten Äckern in der Nähe des Steinbeils stecken. Da bei sämtlichen Rheininseln von Mainz bis Budenheim bzw. Schierstein Steinbeile und auch Scherben aus allen neolithischen Perioden gefunden wurden, da sogar die Ackerbauer der Bandkeramik auf einer Insel, der Petersau, durch Schuhleistenkeile nachgewiesen sind, so wundert man sich, daß auf dem fruchtbaren Schlickboden bei Budenheim — auch Löß war ja vorhanden — keine gesicherten Siedlungen oder Gräber der steinzeitlichen Ackerbauer vertreten sind. Die Möglichkeit, hochwasserfrei auf gutem Boden zu siedeln, war ja, von ganz ungewöhnlichen und seltenen Katastrophen abgesehen, auf fast allen Gewannen bis

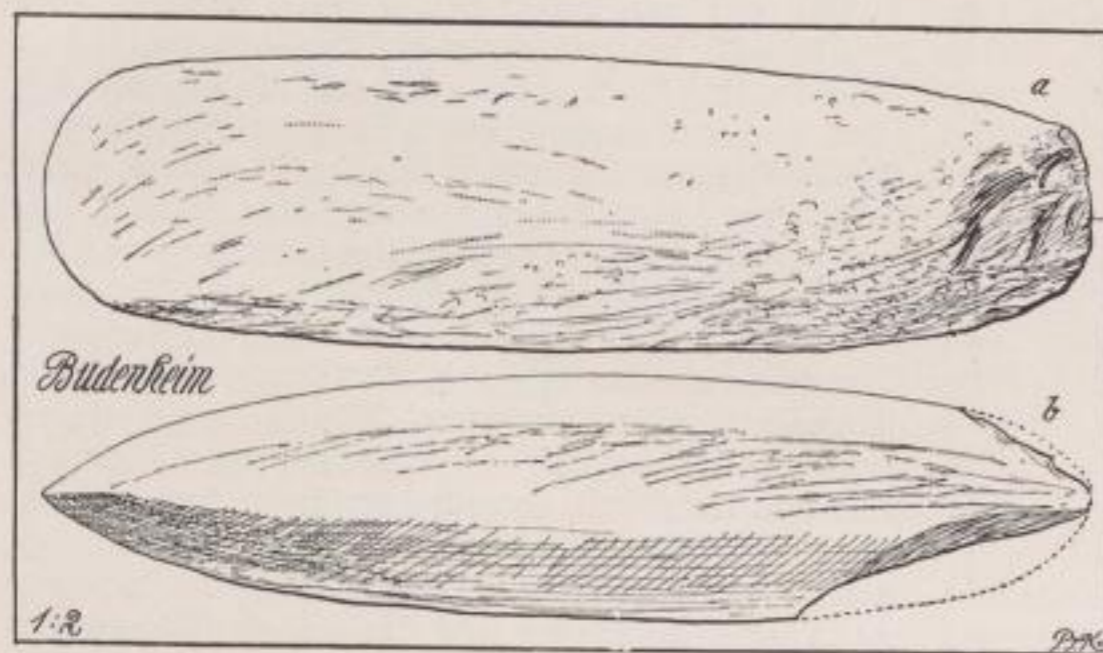


Abb. 2: Steinbeil.

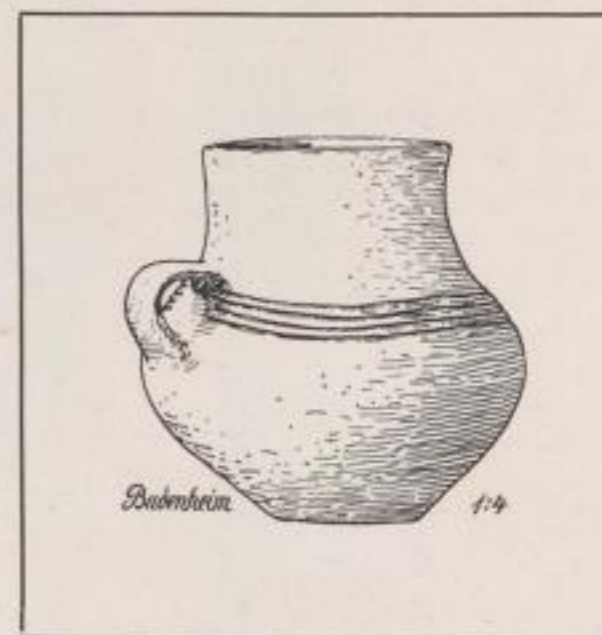


Abb. 3:
Henkelkrug der älteren Bronzezeit.

240 m östlich vom Galgengipfel entfernt enthoben wurde, der Städtischen Altertumssammlung zuführen. Ist der Fund auch vereinzelt — weder Gräber noch Siedlung konnte ich bis jetzt in der Nähe nachweisen — und mag das Beil auch von einem Michelsberger aus der schräg gegenüberliegenden jungsteinzeitlichen Festung bei Schierstein⁵ stammen können, der den Rhein überquerte, es gibt doch zu denken, daß der aus zwei Kuppen bestehende Galgengipfel, 7—11 m hochwasserfrei über dem Strom gelegen, mit seiner zur Siedlung geeigneten Senke zwischen den Kuppen, mit einer nahen Quelle⁶ und saftigen Wiesen am Fuße, eine vorzügliche Landstation der Michelsberger abgegeben hätte. Schumacher hat in der nordöstlichen Ecke des von der Bahnverwaltung 1902 ausgebaggerten Schachtes dicht westlich am Galgengipfel angeschnittene Wohngruben und Grabstellen beobachtet, konnte sie aber keiner bestimmten vorgeschichtlichen Stufe zuweisen. Die ausgedehnten Rodungen der letzten Jahre auf dem Galgen-

zur heutigen Bahnlinie gegeben, und die unter Nr. 1 und 2 aufgeführten Werkzeuge dürften nach der allgemeinen Angabe „in Budenheim“ an Land gefunden sein.

8. Ein „großer Steinkeil, meißelartig auslaufend“, den ein Landwirt schon vor Jahrzehnten auf Gewann Schindkaute, also am Rande des guten Bodens gefunden und an einen auswärtigen Händler verkauft hat, könnte ein Pflug der Bandkeramik gewesen sein.

9. Da am Ende der Steinzeit Zonenbecherleute nahe südlich der Haltestelle Uhlerborn auf der Heidesheimer Gemarkung saßen (Mainz. Zeitschr. VIII/IX, S. 52), könnte eine Gruppe dieser Jäger und Viehzüchter auch bei Budenheim auf gleicher Höhe am Waldesrand oder auf einer Lichtung gehaust haben, vielleicht bei den Quellen südlich Gewann Neuland, wo ein prähistorischer Weg vorbeizuziehen scheint (s. u. S. 30); vgl. auch Schumacher a. O.: „Auch am Heßler-Brunnen sind (vorrömische) Ansiedlungen zu vermuten“.

2. Die Bronzezeit.

a. Die Funde: 1. ein gehenkelter Tonkrug mit Rillen auf der Schulter, ältere Hügelgräberbronzezeit, nach dem Inventar des Städt. Altertums museums „gefunden im Ort aus einer Aschengrube“, nach Schumacher, der sich auf eine Mitteilung Professor Körbers bezieht, etwa 200 m östlich von Werums Zimmerplatz (Abb. 3; s. auch Westd. Z. 1894 S. 293); 2. eine Bronzenadel mit leicht abgeplattetem Kugelkopf mit 5 stark vortretenden, am Rande geperlten Rillen verziert, aus dem Rhein bei Budenheim am Kreuzerort (Westd. Z. 1903

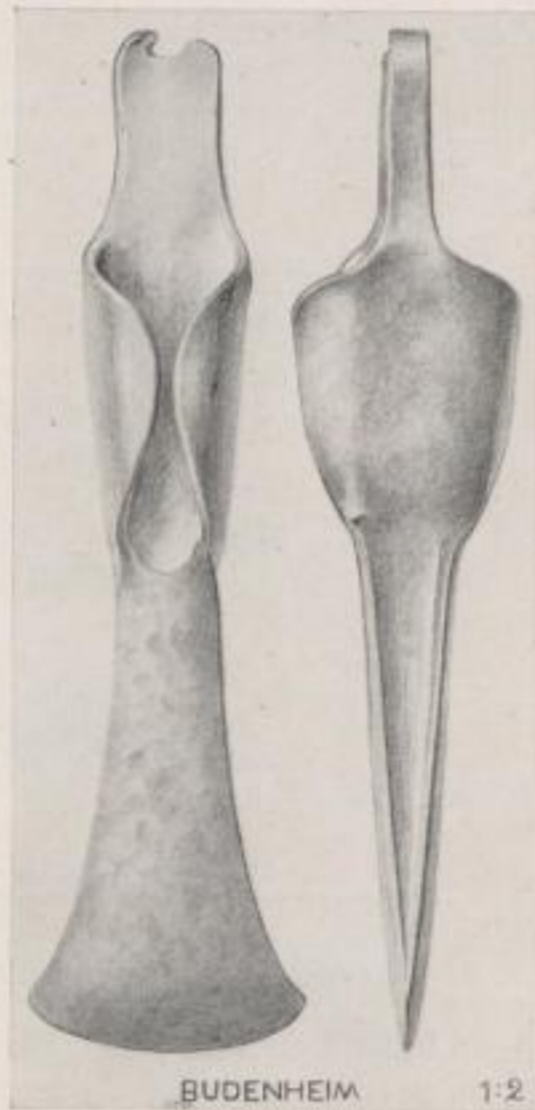


Abb. 4: Bronzebeil.

S. 421 und Tafel 5, 1); 3. ein Tüllenbeil mit Öse, 10,5 cm lang, aus dem Rhein bei Budenheim, am Kreuzerort (Westd. Z. 1903 S. 422 und Tafel 5, 10); 4. durch meine Nachfrage festgestellt: ein Schaftlappenbeil, 18 cm lang, im Besitz der Familie Jos. Schmitt Wwe., gefunden in der Böschung der Mainzer Straße, Gewann Kaltenborn (Abb. 4); 5. Herbst 1929 bei der Feldarbeit im Gewann Loch angetroffen, aber zerschlagen bzw. zerfallen und wieder zugedeckt: eine große Urne, in der mehrere kleinere Urnen standen (Flur III 209). Da keine einzige Scherbe zur genaueren Zeitbestimmung vorliegt, so muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß das Grab in die Hallstattzeit gehört. — Die von Herrn Weinhändler Woske in Budenheim geschenkte

Kugelkopfnadel mit geripptem Hals, 9,3 cm lang (Westd. Z. 1896 S. 367), stammt, wie mir Herr Woske versichert, wahrscheinlich nicht von der Budenheimer Gemarkung; sie ist aus der Sammlung eines Engländers ersteigert, der vorübergehend in Budenheim wohnte, vorher in Gonsenheim und Mainz gewohnt hatte und ein eifriger Sammler von Altertümern war.

b. Die Siedlungen. Die Zonenbecherleute, die, wie oben angenommen, am Waldesrand bei Gewann Neuland saßen, werden gleich denen an der Station Uhlerborn, in deren Gräber schon Kupfer begegnet, hier auch noch die ersten Jahrhunderte der Bronzezeit erlebt haben, bis sie mit der neu auftretenden Hügelgräberbevölkerung verwachsen. — Wenn aus der älteren Hügelgräberzeit auch nur der eine gehenkelte Tonkrug vorliegt, so ist dieser doch ein so bezeichnendes Stück für das Grabinventar dieser Stufe (s. Behrens, Bronzezeit, S. 221; auch Behrens, Eine bronzezeitliche Grabanlage bei Wallertheim, Mainz. Zeitschr. XXII S. 44 ff., Abb. 4), daß damit ein Grab und eine in der Nähe befindliche Siedlung unzweifelhaft bezeugt sind. Letztere lag wohl nicht weit von dem Grabfund nahe dem Walde, der damals, wie schon gesagt, weiter heruntergegangen sein dürfte; auch die Quelle fehlte nicht, da dicht neben dem hier aufliegenden Dinotheriumsand Cyrenenmergel ansteht und auch heute noch wenig oberhalb Quellen austreten. Die Siedler konnten von ihren Hütten, die wir vielleicht beim Bahnhof oder bei der Kirche annehmen dürfen, bequem die von da leicht fallende Ebene überschauen und beherrschen. Weitere aufklärende Funde sind hier im Gebiete des Dorfes und des Bahnhofs kaum zu erwarten. — Die Bronzenadel (2) und das Tüllenbeil (3), beide aus dem Rhein beim Kreuzerort, gehören ebenso wie das gut erhaltene Schaftlappenbeil (4) der spätesten Stufe der Bronzezeit, der Urnenfelderzeit, an und könnten nach den Fundstellen alle drei auch zu derselben Siedlergruppe in Beziehung stehen. Die Nadel und das Tüllenbeil sind wohl im Rhein bei der Überfahrt oder beim Durchwaten verloren gegangen, das Schaftlappenbeil, das aus der Straßböschung herausgescharrt wurde, könnte sowohl aus einem Grabe wie aus einem Depot oder auch aus einer Siedlung stammen, natürlich auch als Einzelstück verloren worden sein. Für eine Siedlung der Ackerbau treibenden Urnenfelderleute lagen hier die günstigsten Bedingungen vor: die als ganz vorzüglich gerühmte, heute noch ergiebige Quelle des Kaltenborns und das fruchtbare Marschland in der Ebene nördlich davor, für Äcker wie Wiesen gleich geeignet. Da hier noch Ackerbau vorherrscht — selbst Wiesen sind noch erhalten — so könnten bei späteren Rodungen hier noch Funde gemacht werden, außer zwischen Born und Mainzer Straße, wo durch Steinbrüche, die jetzt verschleift sind,

alles Vorgeschichtliche zerstört sein wird. — Die zu dem Grab mit dem Urnenservice (5) im Gewann Loch gehörige Siedlung hatte eine ähnliche Lage wie die am Kaltenborn; jene am Fuße der Steinbrüche, diese unmittelbar da, wo die Sanddünen des Erlenkopfes jäh abbrechen und in die gesegnete Ebene übergehen; beide Stellen liegen 3,2 km auseinander, so daß zwei spätbronzezeitliche Siedlungen innerhalb des Rahmens der heutigen Gemarkung nicht ausgeschlossen erscheinen; aber das Urnengrab könnte, wie gesagt, auch in die Hallstattzeit gehören.

3. Die Hallstattzeit.

Für die Hallstattzeit liegt aus Budenheim kein einziges Fundstück vor, und doch darf man annehmen, daß die Gemarkung in der Zeit von 1000—500 v. Chr. nicht unbesiedelt war. Es ist doch wohl allgemein anerkannt, daß die spätbronzezeitliche Urnenfelderbevölkerung sich durch die ganze Hallstattzeit hindurch in der nördlichen Rheinebene noch behauptet (Schumacher, Handb. I S. 87/88), Behrens (Die Hallstattzeit am Mittelrhein, insbesondere in Rheinhessen, Festschr. des Röm.-Germ. Zentral-Museums 1927 S. 125—155) kommt nach Vergleichung des keramischen Formenbestands der frühen und mittleren Hallstattzeit mit der späten und mittleren Bronzezeit zu dem Endergebnis S. 138: „Für das Mittelrheingebiet können wir deutlich sehen, daß ältere und jüngere Urnenfelder in unmittelbarer Kontinuität stehen“, und S. 143: daß auch in der mittleren Hallstattzeit „die jüngste Urnenfelderstufe sich weiterentwickeln konnte, nicht ohne aus Nachbargebieten Einflüsse aufzunehmen“ (gemeint sind namentlich die Graphitmuster). Auch für die späte Hallstattzeitkultur nimmt er eine Entstehung im Lande selbst an (S. 155). Nun ist die ältere Hallstattzeit in Kempten am Rhein bei Bingen (a. O. Abb. 50), 17 km westlich von Budenheim, und in dem noch näheren Ober-Ingelheim (Behrens, Bodenkunden aus Rheinhessen, Abb. 143) durch bezeichnende Funde vertreten. Die seitherigen Belege der mittleren Hallstattzeit stammen aus dem inneren Rheinhessen, zwei auch aus Nierstein (Behrens, Festschr. Abb. 58 und 59). Dazu kam in diesem Frühjahr 1930 beim Roden einer Kiefernparzelle für Spargeln ein noch unveröffentlichter Grabfund aus der Gemarkung Heidesheim, Gewann „An der Mainzer Straße“, zwischen den vorgeschichtlichen Wegen „Diebsstraße“ und „Heiligenweg“ (s. u.), nicht weit von der Station Uhlerborn, wo auch die oben erwähnten Gräber der Zonenbecherleute herkommen. Es wurden geborgen und kamen ins Städtische Altertummuseum: eine große und eine kleinere Urne mit Schrägrand, die kleine mit einer Schale als Deckel, eine weitere Schale neben den Urnen und ein kleiner Spitzbecher, der nach Aussage der Finder in der großen Urne stand, also ein

typisches Inventar von Hallstatt C, die ihre rheinhessische Parallele nur in Worms hat (Behrens, Festschr. Abb. 63). — Wie der Ober-Ingelheimer und der Kemptener Fund für die ältere Hallstattzeit, so darf der Heidesheimer für die mittlere uns auch die gleiche Besiedlung auf der Budenheimer Gemarkung mehr wie wahrscheinlich machen. Ob der unter Nr. 5 Bronzezeit besprochene, wieder verscharrte Grabfund dorthin oder erst in die Hallstattzeit gehört, muß weitere Beobachtung lehren. Gutes Ackerfeld wie günstige Weideflächen waren im Gewann Loch und nördlich anschließend vorhanden.

4. Die La-Tène-Zeit.

500 Jahre lang hatte sich die Urnenfelderbevölkerung, wenn auch etwas in die Enge gedrängt, im heutigen Rheinhessen gegen die aus Osten kommenden Hallstattleute behauptet und nur mancherlei Neuerungen von ihnen übernommen; durch die um 500 v. Chr. aus Westen vordringenden Kelten, die Vertreter der La-Tène-Kultur, sollten sie aber hinweggefegt werden. Es ist etwas ganz Neues, anderwärts Entstandenes, was uns jetzt in den hiesigen Bodenfunden seit der frühesten Stufe der La-Tène-Zeit entgegentritt: untrügliche Zeugnisse der keltischen Eroberung Süd- und Mitteldeutschlands. Es ist weniger das stärkere Vorkommen des Eisens, sondern die neuen Formen bringen das veränderte Bild, insbesondere bei den Schmucksachen, den Tongefäßen und anderen Gebrauchsgegenständen.

a. Die Funde (alle befinden sich im Mainzer Museum; sie werden nach dem Jahr der Einlieferung aufgeführt, da von 1881—1897 nur in einem von fünf Fällen die Fundstelle bezeichnet ist): 1. „eine Gewandnadel aus Bronze mit fratzenartigen Masken an beiden Enden des Bügels; auf der Stirn, auf der Wölbung und auf beiden Seiten derselben kreisförmige Vertiefungen, wahrscheinlich einst mit einem schmelzartig glänzenden Harzstoff gefüllt; gefunden in einem Grabhügel bei Budenheim“. So Lindenschmit in den *Altertümern der heidn. Vorzeit* III, 9 (1881), jetzt auch abgebildet bei Behrens, *Bodenkunden*, Nr. 174, der an Korallen als Einlage denkt; 2. ein Bronzehalsring, zwei Bronzearmringe, alle drei mit Pufferenden, die Armringe durchaus, der Halsring nur zur Hälfte zu eierartigen Verdickungen anschwellend, die durch dünnere Glieder verbunden sind, eine Bronzefibel, ein Bruchstück einer zweiten Bronzefibel mit verziertem Bügel, wahrscheinlich Beigaben eines Skelettgrabes, gefunden 1882 (abgebildet bei Behrens, *Bodenkunden*, Nr. 198); 3. ein gekrümmtes Eisenmesser, eine Eisenlanze, mehrere Eisensfibeln und ein Erzarmring (*Westd. Zeitschr.* 1885, S. 212), als Grabfund eingetragen; 4. ein

flaschenförmiges Tongefäß, gefunden „am unteren Ende des Dorfes auf der Straße beim Werumschen Gebiet“ (Westd. Zeitschr. 1897 S. 347, Tafel 13, 16 u. hier **Abb. 5**), nach Schumacher 1908 „unter der Straße am Westende des Dorfes“; ähnlich die Biebelheimer Flasche bei Behrens, Bodenkunden, Nr. 194. Wie diese Biebelheimer wird auch die Budenheimer Flasche aus einem Grabe stammen; 5. „ein langes (eisernes) Schwert in der Scheide, deren Vorderseite aus Bronzeblech besteht, seitlich ein eiserner Koppelring angerostet“ (Westd. Zeitschr. 1902, S. 428, Taf. 18,18); gefunden oberhalb der Ölmühle im Rhein, etwa 100 m vom Ufer entfernt; 6. durch meine Nachforschungen in diesem Frühjahr festgestellt: ein eisernes Hiebmeser und viele

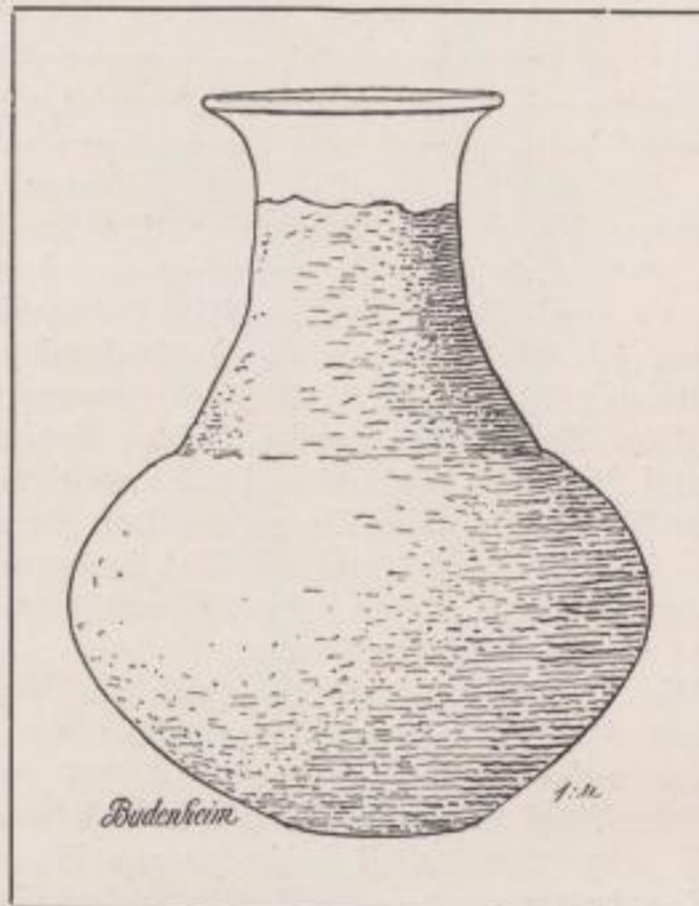


Abb. 5: Flasche der Früh-La-Tène-Zeit.

Scherben von feineren und gröberen Gefäßen der frühesten La-Tène-Stufe aus Wohngruben auf dem Galgengipfel erhoben (**Abb. 6**), zusammen mit Knochen vom Rind, Schwein, Schaf oder Ziege und einem bearbeiteten Hirschhorn (Flur III 143); 7. 70 m weiter westlich (Flur III 152) im nördlichen Teil des Ackers ein Skelett (erhalten noch der Schädel mit stark abgeschliffenen Zähnen), südlich des Weges schon vor mehr als 20 Jahren aus Wohngruben außer Töpfen bzw. Scherben ein Mühlstein (Napoleonshut); 8. auf den Nachbaräckern Nr. 153 und 154 gleichfalls viele schwarze Stellen mit Scherben, die denen unter Nr. 6 gleichen; 9. Zimmermeister Werum, dessen Gebiet bei der Tonflasche (Nr. 4) erwähnt wurde, soll nach mehrfachen glaubwürdigen Mitteilungen auf seinem Zimmerplatz einst ein Skelett mit reicher Ausstattung, darunter Hals-, Arm- und Fußringen bloßgelegt und

die Schmucksachen teuer verwertet haben (an einen Händler in Wiesbaden, der sie nach Paris weiter verkaufte); Fußringe aus Rheinhessen sind bei Behrens, Bodenkunden (vgl. Nr. 190 und 194) mehrfach belegt. Es sind nur zwei geschlossene Grabfunde (Nr. 2 und 3), die von Budenheim vorliegen, zu denen als dritter das unter Nr. 9 erwähnte Grab käme; die Maskenfibel (Nr. 1) und die Tonflasche (Nr. 4) sind wohl gleichfalls Teile von Grabausstattungen.

b. Die Siedlungen. Die Funde Nr. 6, 7 und 8 stammen aus einer frühen La-Tène-Siedlung, deren letzte Spuren auf dem Galgengipfel ich im März noch beobachten konnte. Eine zweite Siedlung der Früh-La-Tène-Zeit hat Schumacher auf dem Geiersberg festgestellt. Die dritte ergibt sich aus den Funden Nr. 4 und 9, während Fund Nr. 5 nicht unbedingt einem auf der Budenheimer Gemarkung wohnenden Kelten angehört haben muß, sondern auch von einem Kämpfer verloren sein kann, der anderswo ansässig war. Drei Siedlungsgruppen der Früh-La-Tène-Zeit sind also ganz sicher: die erste auf dem Galgengipfel, die zweite auf dem Geiersberg, die dritte beim Werumschen Gebiet. Bei dem geringen Abstand von etwa 1 bzw. 0,5 km, den diese doch wohl gleichzeitigen La-Tène-Dörfchen haben, fragt man sich: warum sollte der Kaltenborn, der die Menschen der späten Bronzezeit, vielleicht auch schon die Steinzeitbauern angelockt hatte, jetzt keine Siedler angezogen haben, wo doch hier fetter Marschboden auszunutzen war? Alle drei oder vier frühlatènezeitlichen Siedlungsstellen sind gegen die bronzezeitlichen etwas in die Ebene vorge-schoben, vielleicht durch den intensiveren Ackerbau bestimmt. Die Siedlung auf dem Galgengipfel beherrschte durch ihre Lage den Uferweg, der dicht an der Kuppe vorbeiführt, rheinauf und rheinab und war vielleicht als militärische Straßenstation gedacht. Die nächste Umgebung bot auch wirtschaftlich alles, was Früh-La-Tène-Bauern nur wünschen konnten: Wiesen, unmittelbar nördlich vorliegend, gutes Ackerfeld östlich und südöstlich im Loch und Niederfeld. Nach den schwarzen Stellen im Flugsand und den Scherben auf den Äckern Flur III, Nr. 143–154 muß die Siedlung ziemlich ausgedehnt gewesen sein, namentlich wenn sie sich auch noch in das Schachtgebiet hinein fortsetzte. Die bis jetzt festgestellte Erstreckung von Westen nach Osten beträgt 120 m; über die Möglichkeit der Befestigung des Galgengipfels vergleiche man, was oben zu dem Michelsberger Steinbeil gesagt wurde.

Daß auch die zugehörigen Gräber dicht bei der Siedlung anzunehmen sind, verrät das eine Skelett, das hier gefunden wurde. Die Maskenfibel (Nr. 1) könnte am ersten von hier stammen, da die Bemerkung „gefunden in einem Grabhügel“ sich aus den heute noch in Bewegung befindlichen

Dünen des Gipfels erklären ließe. Ob die von Schumacher in der Nordostecke des Schachtes beobachteten Menschenknochen den La-Tène-Siedlern oder einer älteren Stufe angehören (s. o. bei Steinzeit!), war nicht mehr zu ermitteln. Ebenso habe ich nicht feststellen können, ob einer der ersten drei Funde von hier stammt. Das Hieb-messer (Nr. 6) ist jedenfalls aus der Siedlung erhoben, nicht aus einem Grab. Sollte nicht vielleicht doch der dritte Fund, bei dem das Eisen überwiegt, hierher gehören? Es könnte diese Galgenkopf-Siedlung die erste und einzige der eben ankommenden Eroberer auf der Budenheimer Gemarkung sein, die anderen in der Ebene könnten später besetzt worden sein.

Die Siedlung auf dem nahen Geiersberg, etwa 1 km weiter östlich, war nach Schumacher, der auf diese einen Grabfund des Mainzer Museums beziehen konnte (wahrscheinlich Nr. 2), auch ziemlich umfangreich. „Grubenwohnungen einer ausgedehnten Ansiedlung der Früh-La-Tène-Zeit sah ich auf dem Felde zwischen dem Wege nach dem Galgenkopf und dem unteren Heidesheimer Weg, nordwestlich von dem Bahnwärterhaus (am Geiersberg)“. Die Rheinuferstraße zog wohl nahe nördlich vorbei. Für die Siedlung am Westausgang des Dorfes beim Werumschen Gebiet (und beim Kaltenborn?) gilt in der Hauptsache, was zu den Funden der Bronzezeit über die natürlichen Bedingungen gesagt wurde.

Die Vertreter der La-Tène-Siedlungen bei Budenheim sind, wie allgemein um diese Zeit in Süddeutschland, Kelten, daran ist kein Zweifel. Sie haben nach der Lage ihrer Siedlungen auf dem guten Marschboden ihr Vieh weiden lassen und Ackerbau getrieben und für diesen vielleicht auch noch die schon etwas kiesigen Böden in der Nähe des Waldes benutzt. Ob sie Rodungen über das schon von ihren Vorgängern bearbeitete Feld hinaus vorgenommen haben, dafür fehlen die Belege; so wissen wir auch nicht, ob das Gebiet der Steinbrüche schon unter den Pflug genommen war. Alle diese Siedlungen haben rein landwirtschaftlichen Charakter. Auf dem Galgenkopf kam auch feinere Ware zutage; Schumacher macht keine Bemerkung über die Art der Scherben auf dem Geiersberg; mein Gewährsmann, der 1913 dort rodete, weiß nur von groben Scherben und im übrigen auch von einer Feuerstelle zu berichten, die sich durch mehrere Rodgräben fortsetzte. Daß die keltischen Siedler aber doch einen gewissen Wohlstand gehabt haben müssen, dafür sind die wenigen Funde, insbesondere die bronzenen Schmucksachen mit bunten Einlagen, redende Zeugen, einerlei ob jene die Kostbarkeiten in dem nahen keltischen Mainz oder von Händlern kauften, die zu ihnen kamen. Allerdings ein größerer Friedhof mit vielen Gräbern verschiedener Ausstattung fehlt, und so sind tiefere Einblicke in die sozialen

Verhältnisse nicht verstatet. Cäsar, der die Zustände in der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts vor Augen hatte, berichtet bekanntlich (B. G. I, 4) von dem Reichtum eines keltischen Großgrundbesitzers und dem Bestand an Klienten und Sklaven. Dafür können wir weder bejahend noch verneinend einen Beitrag liefern. Ebenso fehlt jegliches Zeugnis für gewerbliche Tätigkeit, etwa in den Steinbrüchen. Nach Prof. Grenier a. O. (S. 47) besteht zwischen der gallischen und römischen Zeit auf süddeutschem Gebiet „ein Bruch“, während in dem eigentlichen Gallien selbst die römischen fundi meist an die Stelle der ehemaligen gallischen Großgüter treten.

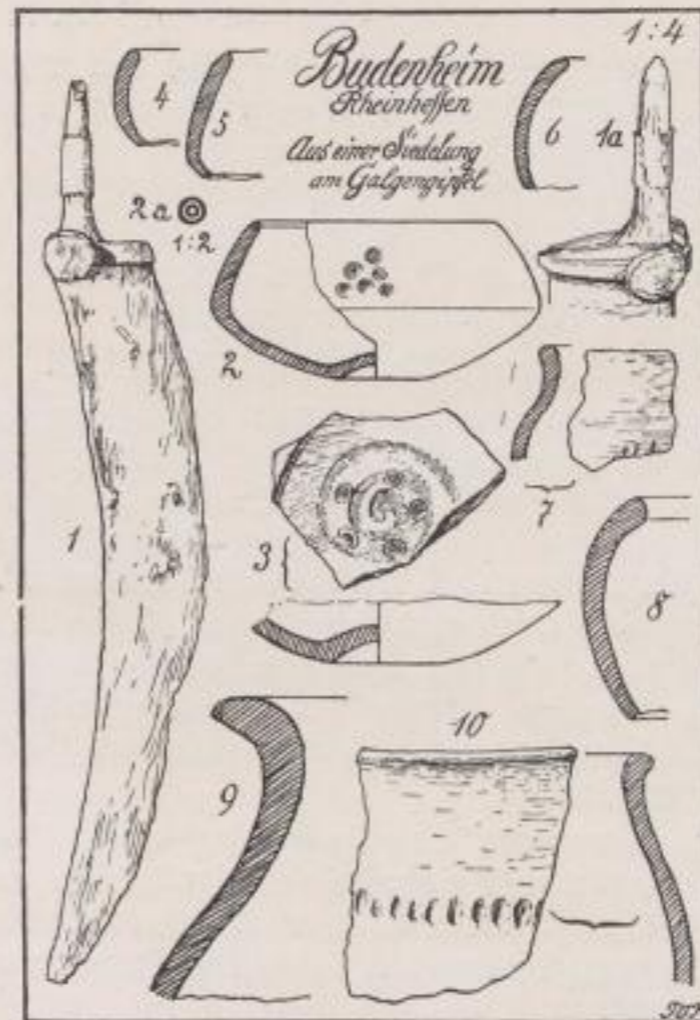


Abb. 6: Wohngrubenfunde der Früh-La-Tène-Zeit.

Die mittlere und späte La-Tène-Zeit sind bei Budenheim nicht nachzuweisen. Natürlich haben sich die Kelten hier in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten behauptet, bis die Germanen, die unter Ariovist seit etwa 70 v. Chr. hier vordrangen, nicht mehr aufzuhalten waren. Auf der nahen Heidesheimer Gemarkung haben sowohl im Dorf selbst (Behrens, Bodenkund. S. 63) wie auch im Gewann Höllberg Germanen an dem Höhenweg gesessen, der südlich von der Budenheimer Südgrenze von Mainz über den Gonsenheimer Bahnhof, den Königsborn bei Finthen und über die Karlsquelle oberhalb Heidesheim nach Bingen zog. Da fragt man sich: sollten sie nicht auch den alten Rheintalweg, der über Mombach und Budenheim nach Ingelheim und Bingen führte, durch ein Dörfchen wehrhafter Männer gesichert haben? Wenn

dies der Fall war und wenn sie es anders als die Gallier nur an einer Siedlungsstelle taten, so könnte es natürlich auch unter dem heutigen Dorf gewesen und so jede Spur verwischt sein. Jedenfalls liegen aus Budenheim keine Spät-La-Tène-Funde germanischen Ursprungs vor.

Zeitlich unbestimmte Stellen.

1. und 2. Schumacher schreibt a. O.: „Bei der Ausbaggerung der großen Materialgrube für die neuen Mainzer Bahnanlagen wurden sowohl in der süd- wie in der nordöstlichen Ecke derselben vorrömische Wohn- und Grabstellen, teilweise mit Skeletten und Tongefäßen, angeschnitten (eigene Beobachtung), doch wurden die Funde verschleppt.“ Vgl. oben Steinzeit Nr. 7!

3. An der nördlichen Umbiegung des zum Gewann „Loch“ führenden Weges wurden in einem auf den Schacht aufstoßenden Acker (Flur XVI, 7 80/100) beim Roden eine Feuerstelle und eine Wohngrube mit zerbrochenen Tongefäßen, darunter eine Schüssel von 50—60 cm Durchmesser, getroffen und alles wieder vergraben.

4. Vgl. Bronzezeit Nr. 5 und Hallstattzeit!

5. Im Osten des Erenkopfs (bei Schumacher irrtümlich „Galgenkopf“, aber richtig: „etwa 250 m westlich vom Bache nahe am Wege“) beobachtete Schumacher „schwarze Stellen, die wohl von Wohngruben und Herdstellen herrühren“. Ich fand dort nur noch einzelne Terrasigillata-Scherbchen. Es ist möglich, daß die schwarze Kulturschicht, die hier angetroffen wurde (auch nach meinen Erkundungen), mit der römischen Siedlung zusammenhängt.

6. Auf Gewann Schindkaute zwischen Heidesheimer Straße und Bahnlinie und nördlich davor saßen vielleicht steinzeitliche Bauern der Bandkeramik; vgl. Steinzeit Nr. 8! Die Fundstelle ist jetzt bebaut.

7. Zonenbecherleute siedelten vielleicht am Südrand des Gewannes Neuland beim Heßlerbrunnen, nahe der Fortsetzung des Heiligenwegs der Heidesheimer Gemarkung; vgl. Steinzeit Nr. 9!

8. Dicht bei dem Mittelgewannweg, 115 m westlich des Grabens, wurde ein Skelett vom Schädel bis zur Mitte des Brustkorbs (sitzender Hocker?) aufgedeckt und aus Scheu von den Findern wieder zugescharrt.

9. 285 m weiter westlich in dunkler Erde eine große Urne, die aber sofort zerfiel.

Die vorrömischen Wege.

Einerlei aus welcher Richtung die ersten und spätere Bewohner der Gemarkung kamen, der Weg war ihnen durch das Rheintal, durch die weit heruntergehenden Wälder und im äußersten Nordwesten durch die über die Ebene erhöhte Dünenwand des bewaldeten Galgengipfels vorge-

schrieben. Selbst wenn wir schon für frühe Zeiten einen Uferweg und einen am unteren Hang, ungefähr bei der Bahn, annehmen, so mußten sie doch rheinabwärts beim Galgengipfel wieder zusammenlaufen, um sich westlich wieder zu trennen wie heute, ehe vielleicht durch die im Wald sitzenden Zonenbecherleute ein dritter Weg durch Abholzung geschaffen wurde. Aber nur zwischen Binger Straße und Finther Weg sind, wo diese in den Wald eintreten, schwache Spuren eines zum Waldrand parallel laufenden Hohlweges zu erkennen, welche Reste eines urzeitlichen Waldwegs sein mögen. Der westlich anschließende Heiligenweg der Heidesheimer Gemarkung, der sich durch seine Führung deutlich von den eigentlichen Schneisen unterscheidet, könnte auch für diese Annahme sprechen. Für Querverbindungen vom Rheinufer beim Kreuzerort und bei der Ölmühle, wo eine breite Furt gewesen sein dürfte, nach der Hochfläche über Gonsenheim und Finthen, können außer vielleicht manchen der aus dem Rhein gebaggerten Gegenstände keinerlei Funde bei den hierfür in Frage kommenden Wegen angeführt werden. Der vom Kreuzerort ausgehende Steinweg macht allerdings zum Teil den Eindruck, als ob er nicht erst durch die Abfahrt der Steine aus den Brüchen entstanden, sondern älter sei; es fehlt die entsprechende Fortsetzung nach der Hochfläche. Diese könnte natürlich durch die römische Rodung und Aufteilung beseitigt sein. Vielleicht hingen indessen doch der Finther Weg, der in seinem nördlichen Teil heute an das römische Wegenetz angepaßt erscheint, und der Steinweg in jener Frühzeit zusammen und dienten seit der Einwanderung der Michelsberger, die bei Finthen und bei Schierstein Siedlungen hatten, dem lokalen Verkehr links- und rechtsrheinischer Stammesgenossen. — Auch der Weg, der der Gonsenheim-Heidesheimer Straße vorausging, einst „Diebsstraße“ genannt, scheint wie der Heiligenweg und der bei der Heidesheimer Germanensiedlung erwähnte Höhenweg ein alter Weg zu sein; für seinen vorrömischen Ursprung können vorläufig nur die von Schumacher beobachteten „Reste eines Brandgrab-Hügels“ am „Alten Heidesheimer Weg“ (jetzt Lennebergstraße) in Gonsenheim angeführt werden (a. O. S. 25).

5. Die römische und fränkische Zeit.

Die römische Besiedlung und die römische Vermessung werden, wie schon einleitend bemerkt, in dieser Arbeit aus äußeren Gründen nur kurz behandelt. Die in das städtische Altertumsmuseum gelangten Funde an römischen Gefäßen und Gläsern, die alle aus Gräbern erhoben wurden, werden hier nicht einzeln aufgeführt (Lit. bei Schumacher a. O.). Sie stammen, wie Schumacher festgestellt hat, von mindestens vier Siedlungsstellen: 1. auf dem Gleisberg im Gebiet der Steinbrüche; 2. am Nordwestende des Dor-

ies bei Werums Zimmerplatz; 3. auf den Gewannen „Tränk“ und „Im Weiler“ (bei Schumacher irrtümlich „am oberen Galgenkopf“ genannt); 4. auf dem Erlenkopf (mundartlich), in den Flurkarten „Aliment“ genannt (bei Schumacher in der Karte richtig eingetragen, aber ohne Bezifferung und mit folgender Erläuterung: „Auch auf dem Galgenkopf sah ich Reste römischen Mauerwerks und römischer Gräber“; indessen kennen weder die Flurkarten noch die Ackerbesitzer einen Unterschied zwischen Galgenkopf und oberem Galgenkopf, sondern nur den einen, mehrfach erwähnten Galgengipfel). Heute ist der ganze mit Flußschotter bedeckte Erlenkopf, den wahrscheinlich erst die Römer gerodet und besiedelt haben, mit Beerensträuchern, Kernobst und Spargeln angebaut, und jegliche Fundamente sind verschwunden; nur noch zwei Bruchstücke großer Dolien am Weg zum Gewann Loch führten mich auf die Spur, und es wurde mir bestätigt, daß dort schon Ende der siebziger Jahre römische Gefäße und Mauern gefunden worden seien.

Zu diesen vier aufgezählten Siedlungsstellen dürfte wahrscheinlich nach früheren Funden noch eine weitere kommen, wo Brandgräber angetroffen wurden: 5. an der Mainzer Straße beim Kaltenborn.

6. Bei dem geringen Abstand zwischen den römischen Gutshöfen auf dem Erlenkopf und Gewann Tränk möchte man noch mehrere Siedlungen zwischen der letzten und Werums Zimmerplatz und überhaupt eine Aufteilung in Kleingüter von Zenturien oder Halbzenturien annehmen. Zwar nicht beim Bahnwärterhaus, wo wieder eine Villa gestanden haben könnte, aber 3–400 m südlich, im Gewann Neuland, wurden in den letzten Jahren, namentlich auch in diesem Frühjahr, beim Spargelroden südlich des Baches und merkwürdig dicht bei der schräg durch das Gewann ziehenden Römerstraße (s. u.) viele Terrasigillata-Scherben, Stücke von Reibschalen und Leistenziegeln, auch hartgebrannte, geriefte angetroffen, die ganz bestimmt auf römische Gebäude hinweisen. Leider waren alle Funde zerschlagen, und nur eine weite Schüssel ließ sich zusammensetzen.

7. 100 m östlich der 1905 beim Steinbruchbetrieb auf dem Gleisberg aufgedeckten Särge wurden später noch zwei weitere dicht nördlich des Kuhäckerweges angetroffen, als auch dort das Feld in das Gebiet der Brüche einbezogen wurde. Da fragt es sich, ob man auf dem Gleisberg zwei oder mehrere römische Villengüter annehmen darf, oder ob es sich um verschiedene Gräberstellen desselben Gutes handelt. Leider weiß niemand von Fundamentsspuren auf dem steinigen Gleisberg zu berichten.

Bei diesen Fundplätzen dürfte es sich doch wohl meist um die Stellen von *villae rusti-*

ca e., um römische Gutshöfe handeln, die bisweilen durch oft dürftige Fundamentsspuren, dann wieder durch Gräber, seltener durch beides bezeugt sind. Schumacher nimmt am Westende des Dorfes (bei z) — wahrscheinlich wegen der Menge der römischen (und auch der fränkischen) Grabfunde — „eine kleine Gruppe römischer Häuschen“ an, „aus welchen der allemannisch-fränkische Ort hervorging“. Einen ähnlichen Eindruck habe ich von den Funden auf Gewann Neuland, die rund 300 m weit längs der schräg laufenden Straße zutage kamen. Römische Fundamente sind an beiden Stellen nicht gesichert, könnten natürlich vorhanden gewesen und längst verschwunden sein (s. u.).

Nur im Gewann Tränk und auf dem Erlenkopf sind Mauerzüge festgestellt worden; an den Resten der Tränk-Villa südlich des Weges haftet heute noch der Glaube, es habe da ein Kloster gestanden. Sigillata, römische Ziegel und Schiefer liegen sogar noch südlich der Bahn bis zum Waldrand. Im Walde selbst ist alles stark versumpft, vielleicht von einer ehemals von den Römern gefaßten Quelle. Nördlich der Bahn war noch vor Jahrzehnten innerhalb der römischen Ruinen ein gemauerter Brunnen vorhanden. Diese Villa scheint die größte gewesen zu sein und könnte vielleicht zu einem Großgut gehören. Daß an allen anderen Stellen, wo man noch Villen zwischen Gewann Tränk und Kaltenborn vermuten könnte, alle Fundamente ausgebrochen sind, also etwa beim Bahnwärterhaus, beim Zimmerplatz und vielleicht gegenüber dem Bahnhof, wo heute noch ein großer Gutshof mit großem Garten steht, der aus einem Klostersgut⁷ hervorging, ist bei der Nähe des Dorfes und bei den Sand- bzw. Lehmhöden nicht zu verwundern, in denen die gemauerten Reste als solche erkannt und ausgebrochen wurden. Die Fundamente auf dem Erlenkopf waren nach dem Abzug der Römer wahrscheinlich wieder mit Wald zugewachsen und die in der Tränk zum Teil durch Versumpfung, zum Teil durch Wiesenbestand bis in unsere Tage geschützt; die Wiesen wurden erst in den letzten Jahren umgepflügt, und die Äcker zwischen Weg und Bahn sind heute noch Gemeindebesitz!

Die römischen Güter suche ich im einzelnen nicht zu rekonstruieren. Die Fluren und Gewanne lassen zwar eine gewisse Regelmäßigkeit nicht verkennen, weisen aber keine bestimmten römischen Maße auf. Aber es verdient doch für weitere Forschung Beachtung, daß der Abstand zwischen der Heidesheim-Budenheimer Grenze und der das Dorf teilenden Hauptstraße Budenheim-Gonsenheim, die im wesentlichen parallel laufen, an verschiedenen Punkten ziemlich genau 2130 m beträgt, also der Breite von 3 Centuriengütern, d. h. Quadraten von 710 m Seitenlänge entspricht ($3 \times 710 \text{ m} = 3 \times 2400'$; 1 römischer Fuß = 29,6 cm; s. m. Arbeiten über Dautenheim a. O.). Die *Limites*

(Grenzwege) der römischen Güter auf der Rhein- und auf der Bergseite kann ich nicht bestimmt angeben, so sehr auch einzelne Wegstrecken, insbesondere der Untere Heidesheimer Weg, einen echt römischen Charakter zu haben scheinen. Es könnten also 6 Halbzenturien-Güter von je 355 m Breite zwischen der Budenheimer Westgrenze und der Hauptstraße Budenheim-Gonsenheim auf einer Erstreckung von rund 2130 m oder vielleicht ein größeres von 1420 m Breite in der Mitte und zwei kleinere an den Flügeln (auf dem Erlenkopi im Westen und bei Werums Zimmerplatz neben der Hauptstraße) bestanden haben, desgleichen je zwei bis drei im östlichen Teil der Gemarkung, zunächst nördlich des Oberen Mombacher Weges und zwei bis drei südlich desselben Weges, bzw. eines Limes ungefähr in der Richtung der Mainzer Straße (drei Gewanne führen den Namen „die Bein“ bzw. die mittlere und obere Steinbein; bein = biunda = geschlossenes Gut, meist auf römische Güter zurückgehend; auf vielen Beunden, Bunden, Benden und Bein-Gewannen sind römische Funde gemacht worden⁸. Alle diese Güter konnten ihr Auskommen haben durch ertragreichen Ackerbau und reichliche Weide, selbst auf den steinigen Feldern des Gleisbergs (s. o. bei Bodenart!). Nur wenn auf Gewann Neuland, durch das die römische Straße schräg hindurchzog, wirklich auch ein Gut bestand, so war es in der Hauptsache auf Sandboden beschränkt. Die Lage der Villen aber über dem breiten Rhein und gegenüber dem Gebirge war doch geradezu herrlich. Alle die Villen standen in engster Beziehung zur römischen Straße; die Verbindung mit Mainz und damit der Absatz der Erzeugnisse war so günstig wie möglich.

Ob die römische Straße, die wir jetzt zu besprechen haben, in ihrer ganzen Erstreckung westlich und östlich des schräg laufenden Teiles die Basis für die Vermessung abgegeben hat, läßt sich nicht bestimmt sagen, solange nicht größere Stücke durch Grabung bloßgelegt sind. Jedenfalls macht sie gleich den heutigen Gewannen, deren West- und Ostgrenzen senkrecht zum Flusse ziehen, den Wechsel des Rheinlaufes mit, so daß man ebensogut eine Vermessungsbasis in der Nähe des Flusses annehmen möchte, die die Unregelmäßigkeit des Flußlaufes ausglich, während die Straße doch mit ihrer Rücksichtnahme auf vorrömische Wege und das Gelände zu manchen Abweichungen von der geraden Linie in ihren Teilstrecken gezwungen war. Aber diesen Fragen der römischen Vermessung muß einmal in einem besonderen Aufsatz nachgegangen werden.

Die römische Straße auf der Budenheimer Gemarkung ist ein Glied der im Rheintal ziehenden Fernstraße Mainz—Bingen, einer sekundären Verbindung dieser beiden Orte, während die Hauptstraße über Finthen, Wackernheim und Niederengelheim in gerader Linie auf Bingen zu zieht.

Auf der Heidesheimer Gemarkung ist sie durch die Bemühungen des Gutsbesitzers Ernst Krebs gesichert. Kurz vor dem östlichen Ende des Heidesheimer Krummzeilweges muß sie stumpfwinklig durch das Dünengebiet des Galgengipfels abgebogen sein, den die vorrömischen Wege umgangen hatten. Schumacher hat den römischen Straßenkern in den beiden Schachtwänden beobachtet (Westd. Zeitschr. 1904 S. 92); heute ist nichts mehr zu erkennen. In vielen gerodeten Äckern des Gewanns Tränk wurde sie dicht vor der dortigen Villa wieder beobachtet, während im Gewann Weiler die Richtung durch die Fundstelle von Steinsärgen, Skeletten und ein Gewännchen an ihrer Bergseite gesichert erscheint; die Stückung selbst wurde dort mangels Rodung und weil der steile Sandhang sie von jeher überschüttet hat, noch nicht durch den Pflug erreicht. Seither wurde nun angenommen, daß die Straße ihre östliche Fortsetzung innerhalb des Dorfes in der Heidesheimer Straße und jenseits im Oberen Mombacher Weg habe. Aber keiner der Ackerbesitzer östlich von Flur III, Nr. 316 hatte sie bei Rodungen entdeckt. Da hörte ich von Scherbenfunden im Gewann Neuland und konnte gerade noch in einem schmalen Acker, 24 m vom Wegrand entfernt, die Reste eines römischen Straßenkerns (bei Punkt x) sehen und den bergseitigen Rand auf etwa 1 m Länge und die Mächtigkeit mit

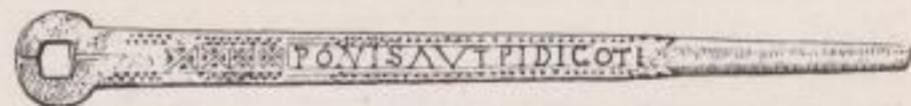


Abb. 7: Schenkel eines römischen Bronzezirkels.

98 cm im letzten Rodgraben feststellen. Die Breite von etwa 4 m und die Richtung ergaben sich ungefähr aus den Darstellungen des Arbeiters und der Nachbarn, die sie bei früheren Rodungen getroffen hatten, ja, der Verlauf kann durch den Endpunkt im Gewann Tränk und die Einmündung in den Weg am Waldrand als gesichert gelten.

Vielleicht hängt der bei Drainagearbeiten auf Gewann Neuland etwa bei y zutage gekommene Schenkel eines römischen Zirkels (im Besitz des Finders in Budenheim) mit der Absteckung der schräg ziehenden Straße zusammen. Leider ver-raten uns die Verzierung des Zirkels und die Inschrift (Abb. 7) nichts über die Zeit des Straßenbaues. Die Aufschrift (Ponis aut pidico te = du legst mich weg oder ich steche dich) gehört in die Reihe der redenden Inschriften; der Zirkel paßt eher in das Reißzeug eines römischen Vermessungsbeamten mit dem Sitz in Mainz als in eine Villa bei Budenheim. — Der Straßenkern bei x ließ keine zeitlich verschiedenen Schichten erkennen, sondern war wie in Gewann Tränk einheitlich aus ungewöhnlich großen Bruchsteinen gefügt, eine Maßregel, die wahrscheinlich durch den hohen Grundwasserstand in den jetzt „drainierten“ Ge-

wannen bedingt war. Nur eine Scherbe aus der Stückung, etwa 20 cm unter der Oberfläche, war etwas älter als die längs der Strecke aus Gewann Neuland erhobenen Gefäßreste, die ins zweite Jahrhundert gehören.

Nach Osten, nach Mainz hin, ging die Römerstraße in der Richtung Gehrenweg, Gleisbergweg weiter. Bei der Einmündung in den Kuhackerweg muß die durch den Rheinlauf bedingte stumpfwinklige Abbiegung erfolgt sein. Alle Teilstrecken aber machen durch Aufdämmung und Führung einen echt römischen Eindruck. Daß die Straße hoch am Waldrand herführte, dürfte für frühromische Zeit sprechen. An der Stelle, wo die Straße bei dem Kapellchen durch einen Schacht der Zementwerke geschnitten wurde, kann man leider mit Bestimmtheit keinen alten Straßenkern erkennen. Aber die Steinsärge liegen heute noch in diesem Schacht, nur wenige Meter von der heutigen Schachtbrücke entfernt. Es war wohl keineswegs die Sorge vor dem Hochwasser des Rheins — dem auszuweichen genügte schon die jetzige Bahnlinie — sondern es war wohl das Bestreben, dem vorrömischen Wege am oberen Hang über das keltische Mombach beim Suderbrunnen (Schumacher 1908 S. 30) zu folgen. Im übrigen ging die Straße in Mainz in der Frühzeit von der porta sinistra des Kastells auf dem Linsenberg aus, was auch für diese Tracierung entschied. Daß die Straße aber auf der Budenheimer Gemarkung beim Gewann Neuland in die Ebene hinabstieg und den Galgenpfel nahe seiner nördlichen Kuppe schnitt, nicht in der Richtung des Heiligenwegs auf den Sandhof zu weiterging, das mag durch die Rücksicht auf die Villen mitbestimmt worden sein; vielleicht auch wurde der Heiligenweg, der in der Zeit der Zonenkeramiker eine Rolle gespielt hatte, in der La-Tène-Zeit nicht mehr benutzt. Ob in der spätrömischen Zeit eine Straße von der ummauerten Stadt Mainz, etwa von der Mitternacht aus, am römischen Hafen und der Nordseite des heutigen Mombach vorbei, weiterhin der Bahnlinie oder dem Oberen Mombacher Weg folgend, nach Bingen zog, dafür fehlen gesicherte Anhaltspunkte, außer wenn vielleicht die Brandgräber am Kaltenborn dicht bei einer solchen Straße gelegen hätten. In diesem Zusammenhang mag auch auf einen spätrömischen (allemanischen?) Grabfund hingewiesen werden (**Abb. 8**), der westlich des Zimmerplatzes ausgepflügt wurde (seit kurzem vom Mainzer Museum erworben; auch Menschenknochen und ein verrostetes Schwert kamen dabei zutage, wurden aber nicht geborgen). Saßen hier nach dem Abzug der Römer die ersten germanischen Ankömmlinge (Allemanen?) mitten auf der Ebene und an einer hier führenden Straße? Auch der Untere Heidesheimer Weg und der östlich der Rheinstraße in gleicher Richtung ziehende „Gemeindeweg“ könnten Teile einer Römerstraße der Spätzeit sein. Die Überschwemmungsgefahr, die von den Heutigen

dagegen angeführt wird, bestand wahrscheinlich in der Römerzeit nicht in der gleichen Weise wie seit den großen Abholzungen des späten Mittelalters.

Wir wissen leider nichts über den Abzug der letzten Römer von der Budenheimer Gemarkung; wir wissen weder von den Schicksalen der in den letzten Jahrhunderten der Römerherrschaft durch Germaneneinfälle bedrohten Provinzialen in hiesiger Gegend noch von der Frühzeit der Besitzergreifung oder den Jahrhunderten ruhiger Entwicklung und gesegneter Arbeit auf den Gütern und in den Villen. Wir kennen keinen der römischen Gutsbesitzer bei Budenheim mit Namen. Waren es Veteranen wie bei Dienheim und Kleinwinternheim (s. m. Besiedlung Dautenheims S. 106/107), die hier versorgt waren? Besaßen auch Mainzer Kaufleute hier Landgüter wie die Sekundinier bei Trier? Waren einheimische Wangionen auf diesen Gütern nur als Sklaven tätig, oder saßen sie auch als Kolonen auf zinspflichtigen Teilgütern? Auf diese

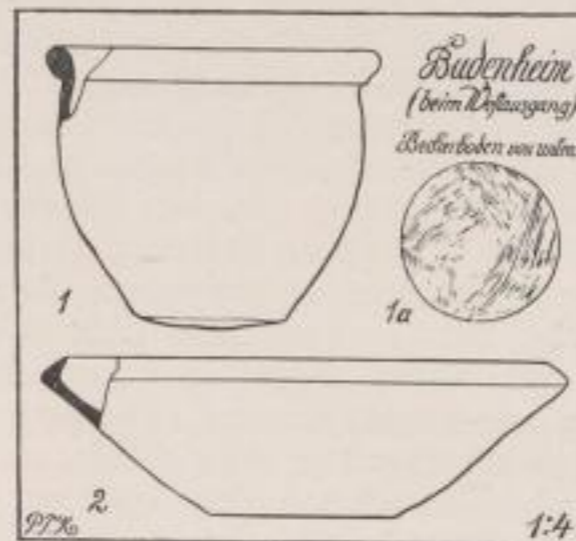


Abb. 8: Tongefäße der frühen Völkerwanderungszeit.

brennenden Fragen können nur Grabungen Antwort geben. Die wenigen, zufällig aufgedeckten Gräber mit ihren Beigaben an Gläsern und Gefäßen dienen zwar der Bestimmung der Zeit, erzählen aber sonst nicht viel. Nur in drei Fällen hörte ich von einzelnen gefundenen Münzen: vom Erlenkopf, von einem Feld südlich der Ölfabrik und aus der Gärtnerei Heinrich auf der Bein; die zweite (eine Mittelbronze des Augustus?) soll einen Nachstempel gehabt haben; die dritte, die einzige, die ich sah, ist eine Kleinbronze des 3. Jahrh. (Kaiser mit Strahlenkrone).

Das aber glauben wir aus Gewannen und Wegen zu erkennen, daß die Franken, die nach den Allemanen hier ihre heim-Orte gründeten, sich die wirtschaftliche Vorarbeit der Römer zunutze machten, wenn sie auch nicht in ihren auf der Gemarkung verteilten Villen hausten. Jedenfalls haben die germanischen Nutznießer das von den Römern angebaute Feld nicht durch Rodungen zu erweitern brauchen, vielmehr sogar im Gebiet der Stein-

brüche und des Erlenkopfes wieder dem vor-
dringenden Wald überlassen. Auch der Name
Neuland verrät, daß hier in neuerer Zeit wieder
gerodet werden mußte, wo die Römer schon
offenes Gelände geschaffen hatten.

Die Franken hatten ihren Friedhof nach Aus-
weis der Gräberfunde auch nahe bei Werums Zim-
merplatz und zwar nach meinen Erkundungen
wahrscheinlich dicht südlich zwischen dem Ge-
höfte und dem heutigen Friedhof, während die la-
tènezeitlichen Funde mehr westlich lagen. Der
Kern des heutigen Dorfes soll beim „Budenberg“
(mundartlich Butterberg) und der Bergstraße, zwi-
schen Stephanstraße und Hauptstraße liegen; ob
schon bei der ersten Besetzung durch die Franken
oder erst später, durch Überschwemmungen be-
stimmt, vermag ich nicht zu sagen. Da aber für
beide „Berge“ auch noch der Name „Rech“
(= Rain) gebraucht wird, so dürfte dadurch Schu-
machers Ansicht von der ältesten Dorflage be-
stätigt werden. Man verlegte zu irgend einer Zeit das
Dorf auf den höheren, außerhalb ziehenden Feld-
rain, und auch die Kirche (mit dem Friedhof) bekam
ihren jetzigen Platz. Von diesem Gebiet um die
Kirche gehen auch die Wege nach den Nachbarorten
aus, wie am deutlichsten der Finther Weg und der
auf die Kirche hin zielende Knick des Unteren
Heidesheimer (auch Heidenfahrter) Weges zeigen.
Die fränkischen Ortsverbindungen Buden-
heims sollen hier nicht im einzelnen besprochen
werden. Daß der Gonsenheimer Weg sich wahr-
scheinlich mit einem römischen Limes deckt, ist
oben schon angedeutet worden. Für den Oberen
und Unteren Mombacher Weg (Mainzer Straße)
beiderseits der „Bein“ und den Unteren Heides-
heimer Weg scheint es auch je auf eine Strecke zu
gelten. (Bei dieser Annahme ist auch mit unregel-
mäßigen Zenturien, nicht nur mit Quadraten ge-
rechnet; vgl. Anm. 17 in Schumachers 3. Hand-
buch!) Einzig der Obere Heidesheimer Weg, der
über zwei Villengebiete hinwegführt, verrät da-
durch seinen nachrömischen Ursprung.

In der Frühzeit aber haben wir nur den einen
fränkischen Friedhof bei Budenheim und ersehen
daraus, daß die Franken, wie auch sonst allgemein,
die zerstreute Siedlung der Römer sich nicht zum
Muster genommen haben, sondern von vornherein
geschlossen siedelten. Die römische Vermessung
mag indes der Zuteilung der fränkischen Gemarkung
zu Grunde gelegt worden sein, wie die Ge-

wannsgrenzen, die Reste der ehemals geschlossenen
Güter, die Beingewanne, und auch das römische
Ausmaß im westlichen Teil der Gemarkung und
auch sonst nahelegen⁹.

Anmerkungen:

¹ In den Annales d'histoire économique et sociale.

² Lepsius, Das Mainzer Becken (1883), S. 177—181.

³ Auf der Karte (Abb. 1) ist der Wald, der sich süd-
lich der Gewanne Erlenkopf, Neuland, Heßler, Gleis-
berg usw. erstreckt, nicht besonders bezeichnet; nur wo
die Waldgrenze nicht durch Wege gebildet wird, ist sie
durch einfache Striche angegeben.

⁴ O. Schmidtgen und W. Wagner. Eine altpaläoli-
tische Jagdstelle bei Wallertheim in Rheinhessen (Notizbl.
d. Ver. f. Erdkunde und der Hess. Geol. Landesanstalt zu
Darmstadt 1928).

⁵ Altertümer unserer heidn. Vorzeit V, Tafel 19,
Nr. 316—319; Kutsch in: Der ehemalige Landkreis Wies-
baden 1930, Tafel 6 und Tafel 7, Abb. 4.

⁶ Heute ist der Schacht im Norden trocken, aber die
Quellen, die in seiner Südwand in der Nähe der Bahn
über den Letten reichlich fließen, sind sicherlich in der
Frühzeit auch weiter unterhalb ausgetreten.

⁷ Wenn an der Stelle des erwähnten ehemaligen
Klosterhofes eine römische Villa gestanden hätte — es
sind im Gehöfte am Nordrande des Schafstalles schon
Fundamente angetroffen worden, die mit diesem Ge-
bäude nichts zu tun haben —, so wären sie wohl zu einem
römischen Gut in Beziehung zu setzen, das in dem Ge-
wann „Die Bein“ (größtenteils noch Eigentum des Main-
zer Universitätsfonds!) zwischen der Bahnlinie und dem
Oberen Mombacher Weg noch fortlebt.

⁸ Das nahe Heidesheim hat eine Rheinbeine,
östlich von dem Weiler Heidenfahrt, die eine Halbzen-
turie von 710 × 355 m längs des Rheines gewesen zu
sein scheint (die zugehörige röm. Villa, die wahrschein-
lich nördlich vor dem Rechteck lag, wird durch das aus-
gegangene Dorf Wahlsheim und den nach 1800 auf-
gegebenen Kartäuser Hof an derselben Stelle
längst ausgebrochen sein); dgl. im südlichen Teil der
Gemarkung eine Langbein und eine Abbatisten-
bein, alle drei wohl einst geschlossene Güter; die
Rheinbeine wurde nach Mitteilung des Herrn Guts-
besitzers Ernst Krebs auf dem Sandhof bei H. durch
das Kloster Eberbach stets als 80-Morgengut einem
ihrer Förster zum Unterhalt überlassen.

⁹ Im Gebiet der Steinbrüche sind im Lauf der Zeit
zum Zwecke der Steinabfuhr die Wege vermehrt und
das ursprüngliche Gewannetz gestört worden; immerhin
scheint südlich des Oberen Mombacher Weges an der
Ostgrenze der Gemarkung im Gewann „Sauarm“ der
Rest einer Halbzenturie mit 355 m Breite erhalten zu sein.

DER KAISERSTUHL IN UR- UND FRÜHGESCHICHTLICHER ZEIT

VON KARL S. GUTMANN, BREISACH

Wie ein Naturwunder erhebt sich inmitten der südlichen Hälfte der oberrheinischen Tiefebene der Kaiserstuhl, ein kleiner, massiver Gebirgsstock, der zwischen 25° 14' und 25° 25' östlicher Länge von Ferro und 48° 01' und 48° 09' nördlicher Breite liegt. Sein Grundflächeninhalt beträgt 120 qkm. Er ist das Produkt eines in der mittleren Tertiärzeit entstandenen, wiederholt tätigen Vulkans. Daher besteht seine Felsenmasse nur aus Eruptivgesteinen: Tephrit-Agglomeraten, Essexit, Phonolith, Nephelinbasalt. Er bildet ein ganzes Gewirr von Hügeln, Kuppen und Spitzen mit unzähligen Tälchen und Rinnen, während nur ein in ost-westlicher Richtung ziehendes Haupttal vorhanden ist, durch das der einzige erwähnenswerte Wasserlauf, der Krottenbach, fließt. Auf dem Kamm des alten Kraterwalles stehen die höchsten, meist kegelförmigen Erhebungen: die Eichelspitze 522,3 m, die Neunlindenspitze 556,8 m, der Totenkopf 558,7 m, der Kathrinenberg 494,4 m hoch.

In den verschiedenen Steppenzeiten des Diluviums wurde das nackte Felsgestein mit einem Lößmantel bedeckt, dessen Mächtigkeit teilweise 20–30 m beträgt. Damit war die Vorbedingung für eine Besiedelung geschaffen. Auch das außerordentlich warme Klima, das im Kaiserstuhlgebiet herrscht, dessen mittlere Jahrestemperatur diejenige des übrigen Deutschlands um nahezu 1 Grad übertrifft, war der Entwicklung einer Flora und Fauna günstig. Es stellten sich denn auch alsbald die Vertreter der Diluvialtierwelt ein, deren Skelettreste allerorts im Löß gefunden werden: das Mammut (häufig), das Rhinoceros, der Urstier, der Bison, der Riesenhirsch, das Wildpferd usw. Wo diese Tiere hausten, hat sich bekanntlich auch der Diluvialmensch niedergelassen. Von ihm konnte aber bis jetzt keine Spur entdeckt werden. Es mag dies darin seinen Grund haben, daß die aus Ergußsteinen bestehende Gebirgsformation keine Höhlenbildung, also auch keine natürliche Wohnungsmöglichkeit gestattete. Es könnte aber immerhin irgendwo eine Freilandsiedelung bestanden haben, die heute tief unter Löß begraben liegt.

Nach dem jetzigen Stand unseres Wissens ließ sich der Mensch erst im Neolithikum am Kaiserstuhl (Abb. 1) nieder.

Riegel.

Unser hochverehrter Jubilar, Herr Professor Dr. Karl Schumacher, hat vor 30 Jahren als Erster am Kaiserstuhl den wissenschaftlichen

Spaten angesetzt. Im Spätjahr 1900 begann er mit Bodenuntersuchungen an der äußersten Nordost-ecke des Gebirges, beim alten Dorfe Riegel. In etwa achttägiger Kampagne gelang es ihm, ein reiches, für die Besiedelungsgeschichte wertvolles Material zu gewinnen¹.

Schon mehrere Jahre früher wurden in einer alten Kiesgrube nördlich des Friedhofes, im Winkel zwischen dem Kenzinger Weg und der Kaiserstuhlbahn, öfters Feuersteinklingen, Pfeilspitzen und Steinbeile gefunden, die von der Besiedelung des betr. Geländes zur neolithischen Zeit Zeugnis ablegten.

Der frühesten Bronzezeit gehörte ein Grab an, das im Jahre 1892 am Osthang des Michelsberges, gegenüber dem Zusammenfluß von Dreisam und Elz, festgestellt worden ist. Es befand sich etwa 30 m über der Sohle in einer in die Lößwand eingeschnittenen Nische und enthielt ein in hockender Stellung bestattetes Skelett einer jugendlichen Person, die als Schmuck eine Rollennadel, eine aus mehreren Gliedern bestehende Kette und 3 glatte, spitzendende Armringe, alles aus Bronze, bei sich hatte.

Herr Professor Schumacher gelang es vor allem, eine Hallstattsiedelung in der Gewann Feldgasse, zwischen der Kaiserstuhlbahn und dem Sankert-Weg zu entdecken. Nahe bei einander lagen 4 Wohngruben der älteren Hallstattperiode mit reichem Scherbenmaterial, aus dem Schüsseln, Henkelkrüge und Näpfe zusammengesetzt werden konnten. Die genannten Hütten sind jedenfalls nur ein kleiner Teil des Hallstattdorfes, das sich anscheinend nach Süden bis an den Gebirgsfuß ausdehnte, wo am Hagelstein bei einer römischen Villa eine Topfscherbe gefunden worden ist.

Herr Schumacher vermutete, daß oben auf dem Michelsberge zur selben Zeit ein Refugium bestanden haben könnte, und die vorgenommene Untersuchung bestätigte dies. Es wurden sofort rot und schwarz bemalte Scherben einer Urne aus der mittleren Hallstattzeit ausgegraben.

Funde aus der La-Tène-Zeit blieben Herrn Schumacher versagt, aber das frühere Vorkommen keltischer Münzen, über das der Freiburger Geschichtspräsident H. Schreiber und der Numismatiker Bissinger berichten, beweist zur Genüge, daß auch zu jener Zeit der Boden Riegels bewohnt war.

Die reichste Ausbeute lieferte die Zeit der römischen Okkupation. Durch die Schriften H. Schreibers wußte man seit 1825, daß zu Riegel eine größere römische Niederlassung bestanden hatte. Hunderte von Scherben, Münzen und anderen Metallgegenständen waren gelegentlich dem Boden entnommen worden. Zahlreiche Töpferöfen sollten in der Holzmatt, eine Ziegelei im Brühl gestanden haben*.

Über die Lage und Ausdehnung der eigentlichen Ansiedelung war nichts Sicheres bekannt; darüber schafften erst die Untersuchungen Schumachers Klarheit. An der Ostseite des Ortes, „Beim Kloster“, konnten die Fundamentreste eines größeren Hauses,



Abb. 1: Karte des Kaiserstuhls.

einer villa rustica, aufgedeckt werden. Wenige Jahre früher fand man in der Nähe dieses Gebäudes eine Anzahl Opferschalen und andere Gefäße, die Beleuchtungszwecken dienten, was zu dem Schluß berechtigt, daß unweit des Fundortes eine Opferstätte, ein Heiligtum, gestanden haben muß. Eine weitere villa rustica wurde in einiger Entfernung vom Orte Riegel, am Eingang des zwischen dem Dürleberg und dem Gallberg liegenden Tälchens, am Hagelstein und nahe am Sankert-Graben ermittelt. Außerdem gelang es, an zahl-

* Dr. Barthel, s. Zt. Assistent der Reichslimeskommission, stellte in einem 1908 zu Riegel gehaltenen Vortrag, anlässlich eines Ausfluges der Gesellschaft für Geschichtskunde in Freiburg, fest, daß die in Riegel gefundenen Töpferstempel den Import der Irdeware teils aus Südfrankreich, teils aus Heiligenberg im Elsaß beweisen, und es daher wohl ausgeschlossen sei, daß in Riegel Sigillata-Töpfereien in Betrieb standen.

reichen Punkten innerhalb des Ortes römische Siedlungsspuren zu finden und nördlich desselben, bis zum Fronhof- oder Galgenbuck, Reste von Behausungen freizulegen, von denen die südlichen massiven Unterbau hatten, während die nördlichen Wohnungen aus Fachwerkbaracken und Grubenhöhlen bestanden. Nach Ausweis der in den letzteren gefundenen Geschirreste müssen sie schon gegen das Ende des 1. Jahrh. entstanden sein, gehören somit zur frühesten römischen Besiedelung.

Im Jahre 1908 stieß man bei der Erstellung der Friedhofskapelle auf die gut erhaltenen Fundamente eines viereckigen Kellers mit durchschnittlich 4,62 m Achsenlängen und 1,50 m aufgehendem Mauerwerk aus Handquadern. Im Jahre 1914 fand ein Landwirt von Riegel in der Flur Sankert ein römisches Brandgrab mit einer einfachen Tonurne, darin Asche und 3 Glasgefäße.

Auch oben auf dem Michelsberge hatten die Römer irgendeine Anlage, wofür die von Herrn Schumacher ausgegrabenen Topfscherben, darunter ein Sigillatastück, sprechen.

Beim Abschluß der Ausgrabungen im Jahre 1900 stand sicher, daß Riegel ein recht bedeutender vicus war, dessen ungefähre Grenzen wie folgt festgestellt werden konnten: im Osten die Elz, im Norden der Nordabfall des Fronhofbuck, im Westen das Westende des Dorfes und im Süden der Michelsberg. Das ergibt für die geschlossene Besiedelungsfläche ein Rechteck von 500 × 650 m. Über die Zeitdauer der römischen Kolonie geben die vielen Münzen und keramischen Überreste ziemlich sichere Anhaltspunkte. Die Münzreihe beginnt mit Augustus und endet mit Theodosius I. (379—395). Die älteste Keramik stammt aus der Zeit der Flavier. Man kann daher berechtigterweise annehmen, daß die Ansiedelung unter Vespasian (69—79 n. Chr.) entstand, dann rasch zu größerer Blüte gelangte und selbst noch zur Alemannenzeit bis ums Jahr 400 bestehen blieb.

Von Meierhöfen, wie solche in der Umgebung eines jeden römischen vicus standen, sind 2 festgestellt. Der eine, von Herrn Schumacher am Hagelstein bzw. Sankert-Graben entdeckte, ist bereits erwähnt. Der andere wurde vom Verfasser 1926 gesichert. Er liegt im selben Tälchen wie der erstere, von ihm 2,5 km entfernt, tiefer im Gebirge gegen den Summberg, in der Gewann Wihlbach. Die Talsohle bildet ein sumpfiges Wiesengelände, durch das ein Wassergraben zieht, dessen Fortsetzung unten im freien Gelände Sankert-Graben genannt wird. Bei Entwässerungsanlagen im Mai 1926 stießen die Arbeiter mitten im neuen Abzugskanal, dicht an der Banngrenze Endingen—Bahlingen, in einer Tiefe von 1,30 m auf 3 Ton- und 1 Glasurne mit Leichenbrandresten. Nach der Form der Gefäße gehören sie dem Ende des 1. oder dem Anfang des 2. Jahrh.

n. Chr. an. Diese Brandbestattungen berechtigten zu der Annahme, daß in der Nähe eine römische Behausung stand. Eine 2 m über dem Abwasserkanal, auf Bahlinger Gemarkung liegende flache Talbucht mit gutem Ackerboden schien der gegebene Platz zu sein. Bei Absuchung des Geländes traf man sofort zahlreiche Backsteinsplitter und Hohlziegelreste römischer Herkunft. Eine Bodenuntersuchung konnte nicht erfolgen².

Eine derart große Siedelung wie der Riegeler vicus konnte nur an einem größeren Straßenzug liegen. Den Bemühungen des Herrn Schumacher gelang es, auch diesen festzustellen. Die Straße zieht in gerader Richtung durch den südlichen Teil des jetzigen Friedhofes, teils unmittelbar neben dem Sankert-Weg, teils unter demselben durch die Gewanne Häfler und Steinäcker an der St. Wilhelms-Kapelle bei Endingen vorbei und mündet beim Judenbuck in das gerade Stück der Landstraße nach Königschaffhausen ein. — Über den weiteren Verlauf dieser Römerstraße wird in einem späteren Abschnitt gesprochen werden.

Es blieb jetzt nur noch die Frage nach dem alemannischen Riegel zu klären. Spuren von Wohnungen ließen sich nirgends auffinden, wie das ja allorts der Fall ist. Aber unterhalb des jetzigen Friedhofes, am Fronhofbuck entlang bis zur Kaiserstuhlbahn, liegt ein ausgedehntes Reihengräberfeld, worin die Toten mit dem Angesicht nach Osten ruhen. Obschon Waffen oder Schmuck, die sich sonst in alemannischen Gräbern als Beigaben finden, bisher nicht getroffen wurden, muß die Nekropole doch als spät-alemannische Begräbnisstätte angesprochen werden. Man kennt jetzt am Kaiserstuhl mehrere derartige beigabenlose Friedhöfe.

Es ist das große Verdienst des Herrn Professor Schumacher, die Besiedelungsgeschichte des Dorfes Riegel von seinen Uranfängen bis in die geschichtliche Zeit und dadurch für den Kaiserstuhl zum ersten Male die lückenlose Kontinuität der menschlichen Besiedelung von der Steinzeit bis zum Mittelalter nachgewiesen zu haben.

Endingen.

Die neolithische Zeit ist vertreten durch ein durchlochstes Beil aus dunklem Serpentinestein, das 1903 beim Aushub eines Hausfundamentes im Städtchen zutage trat, durch einen im selben Jahre im Löß gefundenen zylindrischen, rotbraunen Reibstein und ein im Jahre 1905 beim Bau der Gasfabrik ausgegrabenes hellgrünes Steinbeil von 13,5 cm Länge nebst einigen kleinen, rohen Topfscherben, darunter 2 mit Ösenhenkeln.

Ebenfalls bei der Gasfabrik wurden 3 Brandgräber der späten Bronzezeit freigelegt. Zwei davon lieferten 4 größere Urnen, von

denen 2 oben am Rande Einkerbungen tragen, während eine andere auf der Schulter 2 Reihen Tupfeneindrücke zeigt. An weiteren Funden sind zu nennen: 4 konische Schüsseln, eine sorgfältig gearbeitete flache Schale von rötlichem Ton, 2 Henkeltassen, eine Bronze-rollennadel, eine Nadel mit doppelkonischem Kopf, 18 nach außen verflachte Bronzeringchen von 2,3 bis 1,5 cm Durchmesser und 2 kleine, wulstige Tonringe von 3 und 3,4 cm Durchmesser. Das Inventar des dritten Grabes gelangte in Privatbesitz zu Endingen. Es befand sich demnach bei der Gasanstalt ein Friedhof der Urnenfelderstufe³.

Einige Tonfragmente der Hallstattstufe C sind in der Feldmark Sankert-Steinäcker gefunden worden. Andere prähistorische Scherben, die keine eindeutige Bestimmung erlauben, lieferten die Gewanne: Strecke, Wilhelmskapelle, Schelmengraben, Etzentel, Bühle, Badacker und Hennegärtle*.

Königschaffhausen.

Dicht westlich des Dorfes liegt die zur Gemarkung Sasbach gehörende Flur Spitz, auf der etliche Scherben der Hallstattstufen A und B gesammelt wurden, und im Oberlangen solche der Stufe B mit Graphitierung. Andere Funde unbestimmbarer Scherben sind bekannt aus den Gewannen Bachstrenge, Schaflager, Langäcker, Waltersteig und Sasbacher Weg.

Sigillaten aus dem 1. Jahrh. fanden sich auf den Schmiedäckern.

Zur alemannisch-fränkischen Zeit erhob sich auf der Stätte des heutigen Dorfes jedenfalls ein königlicher Gutshof, wo vorzüglich Schafzucht getrieben wurde, daher der Name des Ortes. Von hier aus zieht der Königsweg in nordöstlicher Richtung stundenweit durch Feld und Wald, streckenweise noch aufgewölbt und häufig die Banngrenze zwischen zwei Gemeinden bildend. Vielleicht deckt er sich mit einer ehemaligen Römerstraße.

Leiselheim.

Von diesem Ort sind nur unbestimmbare, kleine prähistorische Scherben bekannt aus den Gewannlagen Sandbrunn und Kiesloch.

Sasbach.

Die Hallstattzeit ist belegt durch geringe Scherbenfunde der Stufen A und B im Gelände Leiselheimer Weg, und die Stufen B und C im Oberfeld, Mittlere Strecke.

* Die weiter im Flachland liegenden und zur Gemarkung Endingen gehörenden Fundstätten bleiben außer Betracht. Das gilt auch für die folgenden Ortschaften.

La-Tène-Scherben hat man in der Gewann Leimengrube gefunden.

Unbestimmbare prähistorische Gefäßreste sind auch in den Feldmarken Schlöble und Hirschländer aufgelesen worden.

Am Limberg stand ein römischer Steinbruch in Betrieb.

Gut vertreten ist die alemannische Zeit.

Am Fuße des Lützelberges und Osthang der Limburg lag ein Reihengräberfeld. Im Jahre 1872 entthob man einem gelegentlich entdeckten Grabe einen römischen, silbernen Löffel. Der pfriemenartig nach hinten sich verjüngende Stiel trägt auf seinem breiteren, vorderen Teil den Namen Andreas eingraviert. Die Löffelschale endet da, wo sie mit dem Stiel verbunden ist, in eine Art Volute, die einerseits das altchristliche Monogramm Christi, andererseits ein Weinblatt zeigt. Das Stück gehört dem IV.—V. Jahrh. n. Chr. an.

Bei einer systematischen Untersuchung des Geländes im November 1891 traf Herr Professor Schumacher 4 weitere Gräber. Ein Männergrab lieferte einen kurzen Skramasax, eine Lanzenspitze, einen Henkeltopf mit Ausgußrohr und 3 kleine, rote Feuersteine. Einem Kinde hatte man bloß ein graues Tonschüsselchen, eine große, braun und gelb verzierte Tonperle und ein kleines, zusammengeknotetes Ringchen aus Bronzedraht mitgegeben. In einem Frauengrab lag nur das Skelett ohne Beigaben. Um so reicher ausgestattet war ein anderes Frauengrab. Um den Hals trug die Tote eine Perlenschnur, die aus 36 teils runden, teils zylindrischen und doppelkonischen, ein- und mehrfarbigen Perlen aus Ton, 2 aus Glas, 1 aus Bergkristall und 1 aus Bernstein bestand. Eine in der Beckengegend liegende Eisenschnalle war das Überbleibsel des Gürtels, von dem eine dünne Eisenkette herabhing, an der die Gürteltasche befestigt war. An dieser Kette scheinen einige rote und braune Tonperlen und eine durchlochte Kupfermünze des Kaisers Gratian befestigt gewesen zu sein. Eine durchbrochene Zierscheibe von Bronze, umgeben von den Resten eines Ringes aus Bein, gehörte sicher zur Gürteltasche. Zu Füßen der Bestatteten lagen 2 kleine Schuhschnallen aus Bronze und 2 ebensolche Riemenzungen.

Im September 1893 fand sich ein weiteres Grab. Es enthielt außer dem Skelett eine Spatha aus Eisen, einen Schildbuckel und Reste von zwei Eisenmessern.

Das Grabfeld dürfte im VI. Jahrh. in Gebrauch gewesen sein⁴.

Innerhalb des Dorfes traf man anfangs Juni 1930 in einem Gehöft an der Wyhler Straße auf

das Grab eines etwa 20 Jahre alten, schwächlichen Jünglings mit 60 cm langem Skramasax.

Eine andere alemannische Begräbnisstätte lag südlich des Dorfes, am Westhang des Eichert, dicht über dem ehemaligen Rheinbett. Bei Erbauung der Kaiserstuhlbahn im Jahre 1895 stieß man da, wo die Linie als Einschnitt durch ein Wäldchen führt, auf viele Skelette und Waffen, die aber keine Berücksichtigung fanden.

Jechtingen.

An der Ostseite des in der Ebene liegenden Dorfes erhebt sich der Hohberg 259 m über NN. Sein südwestlicher Stirnteil bildet eine nach Westen, Süden und Osten sehr steilabfallende Nase, auf der eine Siedlung (Ringwall) der Urnenfelderzeit lag. Im Frühjahr 1924 wurde daselbst eine ziemlich große Wohngrube aufgedeckt, in der die Herdstelle noch deutlich erkennbar war. Der Inhalt bestand aus vielen Gefäßscherben von grober und feiner Ware, die aber bedauerlicherweise größtenteils verschleudert wurden, aus Lehmpatzen vom Hüttenbewurf, Kohle, Asche, Tierknochen und einem Reibstein. Drei Jahre später, April 1927, kam etwa 10 m davon entfernt eine zweite Grube zum Vorschein. Die fast nur von dickwandigen Gefäßen herrührenden Scherben trugen teilweise Leisten auf der Grenzlinie zwischen Hals und Schulter, die entweder durch schief liegende Einschnitte oder rautenförmige Einpunzungen verziert waren. Andere hatten auf der Schulter eine ringsum laufende Reihe länglicher Daumeneindrücke. Das Wandstück einer feinen, schwarzbraunen Schüssel zeigte ein weiß inkrustiertes Wolfszahnornament⁵.

Am Westfuß des Hohberges, Gewann Gaibhorn, gegenüber der Bahnstation, traf man 1908 beim Aushub des Kellers eines Neubaus auf ein Frauengrab der Hallstattzeit. Das Skelett trug zwei geschlossene Lignitarmreifen und mehrere Bronzeringe.

Unbestimmbare prähistorische Gefäßscherben sind nördlich des Dorfes, auf der zwischen dem Hohberg und der Straße nach Sasbach liegenden Gewann Robäcker, aufgelesen worden.

Ein alemannisches Grab wurde bei Legung der Wasserleitung im Dorfe 1907 getroffen. Es lieferte eine 40 cm lange eiserne Speerspitze mit seitlichen Flügeln⁶.

Ein größeres alemannisches Reihengräberfeld befindet sich nahe, südöstlich des Dorfes, am flachen Nordhang des Helgenberges, nur durch einen schmalen Einschnitt vom Hohberg getrennt. Das ganze Gelände ist mit Reben bepflanzt, bei deren Anlage man seit vielen Jahren auf die Gräberreihen stieß. Von Beigaben ist in jüngster Zeit nichts bekannt geworden, doch

müssen solche in älterer Zeit zutage getreten sein. Nach der bei den Bewohnern herrschenden Tradition soll der Hügel früher *Heldenberg* geheißen haben, weil eben Skelette mit Waffenbeigaben, also *Kriegergräber*, *Heldengräber*, festgestellt wurden.

Sponeck.

Zur Gemarkung Jechtingen gehört die *Burgruine* nebst *Hofgut Sponeck*, eine halbe Stunde südwestlich des Dorfes, auf einer kleinen Erhöhung zwischen dem *Humberg* und dem einstigen *Strombett* des Rheines liegend.

An der Nordspitze des *Humberges*, etwa 400 m nördlich von der *Sponeck* entfernt, wo der verflachte Hang an die Straße nach Jechtingen herabzieht, fand Verfasser im März 1913 den vorderen Teil eines kräftigen *Steinmeißels*, der in einem am Straßenrand angeschütteten *Steinhäufchen* lag, das Tags zuvor von einem frisch bestellten, am genannten Hang liegenden Acker aufgelesen worden war. Das *Meißelfragment* ist 6 cm breit, hat eine beiderseits zugeschliffene, nur schwach gebogene *Schneide*, ist auf der Unterseite flach, am Rücken stark aufgewölbt ohne *Seitenkanten*. Es entspricht somit dem *Pfahlbautypus*.

Hier, an der Nordspitze des *Humberges*, tritt die aus dem *Elsaß* kommende *Römerstraße* auf das rechte *Rheinufer*, biegt sofort nördlich ab nach Jechtingen und zieht über den *Englisberg* nach *Leiselheim*. Südlich von ihr und der *Kreisstraße* dehnt sich gegen den *Humberg* hin die *Feldmark Lange Furchen* aus. Hier hat man vor längeren Jahren auf einem Acker *römische Scherben* gesichtet. Auf der *Sponeck* selbst kamen vor wenigen Jahren bei der Gartenarbeit *römische Geschirreste* zum Vorschein, darunter ein *Amphorenstück*. Es muß somit zur *römischen Zeit* eine *Behausung*, eine *Station* daselbst vorhanden gewesen sein, die möglicherweise mit dem *Rheinübergang* des *Straßenzuges* in *Beziehung* stand.

Burkheim.

Eine Viertelstunde südöstlich des alten *Städtchens*, in der Mitte der engsten Stelle zwischen der *Landstraße* nach *Breisach* und dem *Henkenberge*, befand sich vor etwa 30 Jahren eine kleine, nur gelegentlich benützte *Kiesgrube*. Daselbst wurden 1898 fünf *Steinbeile* gefunden. Es sind *Flachmeißel*, an den Seiten scharf abgekantet. Mit Ausnahme von einem, der nur von einer Seite geschärft ist, sind alle andern Stücke von beiden Seiten zugeschliffen. (Anthes hat diese *Meißel* der *Pfahlbaustufe* zugewiesen⁷.) Oberhalb der genannten *Fundstelle*, etwa in halber Höhe des zum *Gipfel* des *Henkenberges* emporführenden *Hanges*, fanden Arbeiter um die Mitte des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrh. in

den *Reben* eine sehr schöne *Hammeraxt*, die aber in die Hände eines *Händlers* gelangte. Zweifelsohne stammt diese *Axt* aus der gleichen *Siedlung* wie die *Steinmeißel*.

Nordwestlich des *Städtchens* *Burkheim* ragt ein vorspringender *Höhenrücken* empor, der die *Bezeichnung* *Der Berg* oder *Der Burgberg* führt. Der *Kamm* liegt 249,3 m über *NN.* und 60 m über dem *Wasserspiegel* des *Rheins*. Nur im Norden hängt die *Bergnase* mit dem *Hauptgebirgszug* zusammen, von diesem durch eine leichte *Senke* getrennt, durch die der *Weg* von *Burkheim* nach der *Sponeck* führt. Die *West- und Südseite* fallen schroff ab zum *Altrhein*, der steile *Osthang* zieht zum *Städtchen* hinab. Der breite, flache *Rücken* eignete sich vorzüglich für eine *prähistorische Höhensiedlung*, eine *Zufluchtstätte*. Die *Winzer* stießen bei tiefer gehenden *Bodenarbeiten* häufig auf *Löcher*, die *Kohle*, *Asche* und *Scherben* enthielten, also auf *Wohngruben*. Vom Jahre 1916 ab ließ der Verfasser die oben auf liegenden *Scherben* sammeln. Es waren meist Stücke von größeren, *dickwandigen Gefäßen*, bisweilen mit kräftigen *Kommastrichen* verziert, dann auch solche von *feiner Ware* mit *Zickzacklinien* und *schraffierten Dreiecken* geschmückt, die *Spuren weißer Inkrustation* zeigten.

Im April 1923 kam am *Südrande* des *Bergrückens* eine alte *Wohngrube* zur *Aufdeckung*, auf deren *Sohle*, hart am *Rande*, ein *menschliches Skelett* lag. Der *Bestattete* ruhte wie ein *Schlafender*, etwas nach vorn *gekrümmt* auf der *linken Körperseite*, mit dem *Haupt* auf der *linken Hand*, also ähnlich einem *liegenden Hocker*. Ein vor dem *Skelett* befindliches, größeres *Schulterbein* und andere *Tierknochen* sind wohl *Reste* von *mitgegebenen Speisen*; weitere *Beigaben* waren nicht vorhanden. In der *Auffüllungsmasse* der *Grube* befanden sich allerlei *Scherben* der oben beschriebenen Art, durch die die *Höhensiedlung* mit *Sicherheit* der *Urnenfelderstufe* zugeprochen werden muß⁸.

Bischoffingen.

Während die bisher genannten *Ortschaften* an der *Peripherie* des *Gebirgsstockes* liegen, steht das *Winzendorf* *Bischoffingen* etwas zurück, im südöstlichen *Winkel* eines *Talkessels*, dessen *Sohle* das von einem *Wassergraben* durchzogene *Ried* bildet, das etwas unter 200 m *NN.* liegt. Der östliche, aus *Ackerfeld* bestehende *Hang* hebt sich nur allmählich und bildet bei 240 m eine kleine *Hochfläche*. In diesem *geschützten Winkel*, der fruchtbaren *Ackerboden*, *Wasser*, *Wiesen* und *Wald* bot, hat sich der *Mensch* recht früh *niedergelassen* und blieb dann für immer da *sitzen*.

Etwas nördlich des Dorfes, am *Fuße* des *Enselberges*, zwischen der *Straße* nach *Jechtingen* und dem *Riedgraben* dehnt sich am *Abhang*

das Breitenfeld aus. Hier lag ein Friedhof der bandkeramischen Hocker, der 1903 durch Herrn Prof. Dr. Fischer in Freiburg zur Untersuchung kam. Nur ein Grundstück lieferte noch einige Ausbeute. Im oberen Teile desselben, nahe der Jechtinger Straße, wurden in 60 cm Tiefe 4 Gräber getroffen. Die Bestatteten lagen in typischer Hockerstellung auf der linken Körperseite mit dem Kopf nach Osten, das Angesicht nach Süden gerichtet, ohne jegliche Beigaben. Quer zu diesen befanden sich 2 Gräber mit gestreckter Bestattung mit dem Kopf nach Südosten. Eines dieser Skelette hatte einen Feuerstein-Nukleus in der Hand. Zwischen dem Grabe eines Hockers und

Ein Hockergrab wurde etwas später auch am Südausgang des Dorfes, gegenüber der Gastwirtschaft zum Engel, im Winkel zwischen der nach Oberrotweil und der zum Bahnhof führenden Straße getroffen. Es scheint aber nicht wissenschaftlich verwertet worden zu sein.

Am 1. April 1929 konnte Verfasser auf der früher genannten Hochfläche zwischen Enselberg und Herrenberg, in der Gewann Im Tal, nahe östlich des Kehle-Weges eine neolithische Hüttengrube untersuchen, die nur wenige Scherben und einen Abspieß aus rötlichem Jaspis enthielt. Aus den Scherben ließ sich glücklicherweise die Hälfte eines



Abb. 2: Neolithisches Prunkgefäß von Bischoffingen.

eines gestreckt Bestatteten grub man ein gut erhaltenes, flaschenartiges Gefäß mit Bandverzierung aus.

Während die festgestellten Gräber fast gar keine Beigaben lieferten, enthielt der untere Teil des Ackers, gegen den Riedgraben, wo die Gräber durch langjährige Bodenbearbeitung zerstört waren, außer zertrümmerten menschlichen Knochen eine große Menge schwarzer und dunkler Tonscherben und Steinwerkzeuge. Von letzteren sind zu erwähnen: 5 Schuhleistenmeißel in der Länge von 9–13 cm, ein kleines, flaches, 6,5 cm langes Flachbeilchen, 3 durchlochte Hämmer, von denen einer möglicherweise als Netzbeschwerer diente, und ein 6 cm langes Feuersteinmesserchen. Später wurde noch eine sehr schöne, lange Feuersteinklinge gefunden, die aber in unberufene Hände geriet⁹.

Gefäßes zusammensetzen, das dann im Römisch-Germanischen Zentral-Museum in Mainz ergänzt wurde (Abb. 2). Es stellt sowohl in der Form als in der Verzierung eine Neuerscheinung dar. Auf dem 10 cm hohen, melonenförmigen Körper sitzt ein gut abgesetzter, enger, glatter Zylinderhals von nur 2 cm Höhe. Der größte Durchmesser des Halses beträgt 9 cm, des Bauches 15,5 cm. Am Übergang vom Hals zur schmalen Schulter sind kräftige Nagelköpfe angebracht mit korrespondierenden auf der Innenseite. Die Schulter ist durch langgezogene, scharf eingeschnittene Kreuzstriche schraffiert. Darunter folgt ein Kranz ausgesparten, geglätteter Dreiecke mit Begleitlinien. Etwas tiefer liegt ein fortlaufendes, ausgespartes, geglättetes Zickzackband, in dessen nach oben gerichtete Winkel sich vom unverzierten Boden her ausgesparte Rechtecke schieben. Alle Zwischenräume sind mit vertikalen Furchenstrichen

ausgefüllt, die nach unten in lange, breite Fransen auslaufen. Die Dekoration imponiert durch ihre geschmackvolle, glückliche Komposition und die saubere Ausführung. Das Töpfchen wurde über einem Flechtwerk hergestellt, von dem Abdrücke auf der Innenseite sichtbar sind. — Die sonstigen Scherben, nur kleine Stücke, stammen von größeren, dickwandigen, geglätteten Gefäßen. Das Prunkstück stellt eine neue Spezies der Rössenerstufe dar, die man vielleicht als Kaiserstühler oder Bischoffinger Rössen bezeichnen darf¹⁰.

Nur etwa 200 m südöstlich der obigen Fundstelle wurde 1912 auf derselben Hochfläche ein Grab aus der frühesten Bronzezeit entdeckt. Bei dem Skelett lag ein etwa 11 cm langer, triangulärer Bronzedolch, oben mit 4 Nietlöchern, eine ungefähr 15 cm lange Schleifennadel mit rundem Ruderkopf und das Randbruchstück eines größeren Gefäßes aus schwarzbraunem, geglättetem Ton mit Steinchenzusatz¹¹.

Im März 1925 kam anlässlich einer neuen Weganlage 200 m nordwestlich der Rössenergrube, in der Wegegabel zwischen dem Kehle-Weg und der Landstraße nach Leiselheim, nahe dem Herrenberg, ein Frauengrab aus der Hügelgräberzeit zur Aufdeckung. In der Schultergegend lag eine 21,5 cm lange Bronzenadel mit flachem, runden Kopf und walzenförmig verdicktem Hals. Der linke Unterarm trug ein massives, tonnenförmiges, geripptes, aber nicht geschlossenes Armband. Die Fußgelenke waren mit breiten, in Spiralen endenden Bein spangen geschmückt¹².

Etwa 400 m südlich des eben beschriebenen und 200 m westlich des frühbronzezeitlichen Grabes, dicht neben dem Kehle-Weg, kam eine Wohngrube der Urnenfelderzeit im November 1927 zum Vorschein. Sie lieferte das für jene Zeit charakteristische Scherbenmaterial: zahlreiche Fragmente von großen, dickwandigen, rohgehaltenen Gefäßen mit länglichen Tuffeneindrücken auf der Schulter und spärliches Material von feinem Geschirr mit weißinkrustiertem Linienornament¹³.

Ein Brandgrab, dem 2 größere Urnen entnommen wurden, fand sich 1912 etwas südlich des Dorfes, östlich des Weges nach Oberrotweil, in der Gewann ABEREN.

Scherben von Latène-Gefäßen traten bei Anlage eines Kellers im südlichen Ortsteile zutage.

Die römische Besiedelung ist bis jetzt durch 2 gesicherte Fundstellen erwiesen. Im nordwestlichen Flügel des Dorfes, beim Bau des dritten Hauses unterhalb der Kirche, wurde in den 1880er Jahren ein irdener Krug mit römischen Münzen ausgegraben.

Reste einer Behausung kamen im Februar 1928 gelegentlich der Herrichtung eines

Bauplatzes am Südostende des Ortes, genannt Im Amtshof, zur Aufdeckung. Man stieß auf einen gut ausgemauerten römischen Brunnen-schacht, in dessen Ausfüllungsmasse römische Ziegelstücke und Gefäßscherben lagen, darunter das Bodenstück einer Sigillata-Tasse, das auf der Innenseite den Stempel des Rhein-zaberner Töpfers Latinianus trägt. Mauerfundamente waren nicht vorhanden. Ein römisches Tongefäß wurde etwas früher im Garten des Nachbarhauses in einer beträchtlichen Aschenschicht liegend gefunden.

Alemannische Gräber gelangten 1898 beim Bau des letztgenannten Hauses zur Aufdeckung. Da keine Beigaben vorhanden waren, handelt es sich um eine späte, dazu kleine Begräbnisstätte, von der ein Skelett bei der Zuschüttung des römischen Brunnen in dessen Schacht geraten ist.

Ein größeres Reihengräberfeld, ebenfalls ohne Beigaben, auf dem die Toten 80 cm bis 1 m tief unter der Oberfläche liegen, befindet sich in einem Rebstück am Südwestende des Dorfes.

Sämtliche Fundstellen, mit Ausnahme von zweien, liegen nahe oder unmittelbar links oder rechts des von Oberrotweil durch das Dorf und außerhalb desselben als Kehle-Weg nach Leiselheim führenden Straßenzuges. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß dieser Weg schon zur Bronzezeit vorhanden war und später von den Römern übernommen wurde.

Niederrotweil.

Niederrotweil liegt an der Südwestspitze einer aus Rheinschotter bestehenden Niederterrasse, die steil 3—4 m tief zum ehemaligen Strombett des Rheines abfällt. Die Steilwand wurde im Laufe der Zeit zwecks Kiesgewinnung an verschiedenen Stellen angeschnitten. Bei dieser Arbeit trat nahe der Kirche, bei der Einmündung des Krottenbaches in das alte Rheinbett, in den 1890er Jahren eine durchlochte Hammeraxt aus grünlichem Gestein zutage.

Etwas nördlicher befindet sich eine größere Kiesgrube, in deren oberster, aus Lößlehm bestehender Schicht im Jahre 1905 zwei Gräber der La-Tène-Zeit zur Aufdeckung kamen. Gerettet wurden 2 Fibeln vom Früh-La-Tène-Typus. Die eine trägt auf dem zurückgeschlagenen Fuß ein Schälchen, aus dem die Einlage verloren ging; die andere ist eine Bogenfibel mit kleiner Hülse am Fuß zur Aufnahme der Nadelspitze.

Direkt nördlich des Dorfes liegt das Ziegelfeld. Hier erhob sich seinerzeit eine nicht unbedeutende römische Siedlung, von der bisweilen noch Fundamentreste und Ziegelstücke angetroffen werden¹⁴.

Quer durch dieses Siedlungsgelände zieht eine Römerstraße, die nach Norden durch das

Mattenfeld, dann über den Käselberg nach Bischoffingen führt. Ihre Spur läßt sich als Kiestreifen gut verfolgen. Nach Süden läuft sie in der Richtung der Kreisstraße und Bahnlinie am Fuße des Kirchberges hin bis zu der breiten Schlucht zwischen Kirchberg und Büchsenberg. Vor wenigen Jahren noch war die Steinstückung in einem dortigen Rain sichtbar.

Oberrotweil.

Das Dorf liegt am Eingang des Krottenbachtals.

Bei Ausführung eines Neubaus im Oberdorf, gegenüber der sog. Burg, auf dem rechten Bachufer, stieß man in den 1890er Jahren auf ein Stück alter Straße, das 1 m tief lag und aus hochkant gestellten Felssteinen bestand, die mit einer äußerst festen Kieslage überdeckt waren. Außerdem kamen Scherben von römischen Gefäßen und mehrere römische Münzen zutage, darunter ein Aurelianus und ein Constantans.

Auf dem alemannischen Gräberfelde, von dem nachher gesprochen wird, fand ein Arbeiter 1926 eine römische Kupfermünze mit Contere-Marke, die aber in Säure gelegt wurde, wodurch Bild und Legende verschwanden. Es dürfte sich um einen Augustus mit dem Stempel des Tiberius handeln.

Ein schöner Silberdenar Trajans vom Jahre 100 n. Chr. wurde auf dem Gelände südlich des Kirchberges, Gewann Feldstück, gefunden.

Ein spätalemannischer Friedhof lag am Westausgang des Dorfes, im Winkel zwischen dem nach Niederrotweil führenden Kirchweg und der Bahnhofstraße. Im Februar 1925 fand eine systematische Ausgrabung des noch vorhandenen Restteiles statt. Es wurden 19 Skelette jeden Alters und Geschlechtes gehoben, die in 6 Reihen, in 1,00—1,15 m Tiefe, mit dem Angesicht nach Osten lagen. Nur vereinzelt fand man 2—3 Scherben von grauschwarzen Töpfen in einem Grabe und zweimal einen Pferdekinnbacken. Das Fehlen der Beigaben verrät den christlichen Charakter der Bestattung, während die neben den Häuptern niedergelegten und sonst angetroffenen Topfscherben nebst den Pferdekinnbacken noch Reminiscenzen an den heidnischen Grabritus sind. Chronologisch reicht somit das Gräberfeld nahe an die Heidenzeit zurück und dürfte zwischen 600 und 800 n. Chr. in Betrieb gewesen sein¹⁵.

Eine andere, vielleicht kleinere Begräbnisstätte derselben Zeit lag mehr im Dorfe drin, auf dem hinter dem Pfarrhofsiech erhebenden Hügel Rutsch. Dasselbst kam im März 1928 das Skelett einer jüngeren Person, in der bekannten Ostlage, auch ohne Beigabe zur Aufdeckung. Der Friedhof ist jedenfalls durch die viele Jahrhunderte betriebene Rebkultur längst zerstört.

Oberbergen.

Der Ort liegt eine halbe Stunde von Oberrotweil entfernt, tiefer im Gebirge, im alten Kratertrichter.

Kurze Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges kam ganz nahe des Dorfes, an dessen Ostende, an der Straße nach Vogtsburg, ein Hockergrab im Löß zum Vorschein, das von Prof. Dr. Fischer in Freiburg untersucht wurde. Beigaben sind keine beachtet worden oder waren nicht vorhanden.

Zwischen Oberbergen und Oberrotweil sind im Jahre 1908 in einem Hohlweg durch Erdrutsch Gefäßreste der Urnenfelderzeit zum Absturz gelangt. Der Hals einer kräftigen, roten Urne hat fortlaufende Fingerspitzeneindrücke oben am Rand und an der Umbruchstelle zur Schulter eine Kragenleiste mit schiefen Einschnitten.

An der Nordseite des Dorfes öffnet sich ein kleines Tälchen, in dem das Hochreservoir der Wasserleitung steht. Etwas herwärts desselben, nur wenig von den letzten Häusern entfernt, in der sog. Leimengrube, liegt 2,5 m unter aufgeschwemmtem Löß eine prähistorische Wohngrube von größerem Ausmaße. Aus Asche- und Kohleschichten hat man seit 1908 viele Tonscherben von kräftigen Gefäßen ausgegraben, außerdem auch solche von feiner, graphitierter Ware. Es befand sich hier demnach eine Behausung aus der Hallstattstufe B.

Vogtsburg.

Noch tiefer im Innern des Kaiserstuhls, an der östlichen Kraterwand, erhebt sich der zu Oberbergen gehörende Weiler Vogtsburg. An der Südseite des Dörfchens springt ein Hügelrücken gegen die Straße vor. An diesem hat man kurz vor dem Kriege ein Skelett nebst langem, zweischneidigem Schwert, Spatha, und 2 Eisennägeln ausgegraben. Es handelt sich somit um ein frühalemannisches Grab.

Von Vogtsburg führt die Kreisstraße über den 1 km vom Weiler entfernten Vogelsangpaß, der eine Einsenkung des Kraterkammes zwischen der Eichelspitze und dem Totenkopf bildet, an die Ostseite des Gebirges. Auf dem Kamm über der Paßstraße sind im Mai 1927 drei Gräber freigelegt worden. Die Skelette lagen in einer von Süden nach Norden ziehenden Reihe nahe nebeneinander in der Richtung West—Ost, das Antlitz nach Osten gerichtet, 1 m tief unter der Rasenfläche. Beigaben waren nicht vorhanden. Die Grabstätte, wo jedenfalls noch mehr Tote ruhen, fällt in die späte, alemannisch-fränkische Zeit.

Bickensohl.

In einem engen Seitentälchen des Krottenbachtals liegt das Winzerdorf Bickensohl, von dessen

Ostausgang ein Weg nach der Neunlindenspitze führt. Zunächst am Dorfe bildet er eine Hohl-gasse. Hier sind vor mehreren Jahren an der Südwand eine Anzahl kleiner, prähistorischer Gefäßscherben zutage getreten, über deren Verbleib nichts mehr bekannt ist.

Achkarren.

Das Dorf liegt 2 km von der Bahnlinie entfernt am kesselförmigen Ende eines Tälchens. Benützt man von der Haltestelle aus statt der Straße den Feldweg zum Ort, so schreitet man alsbald am Fuße des Böhmischesberges hin. Auf einem der dortigen Äcker fand Dr. Kraft von Freiburg im Frühjahr 1929 den Rest eines Steinbeiles.

Beim Bau der Kirche im Jahre 1826 kamen Sigillata-Scherben zur Ausgrabung. Es scheint demnach dort ein römisches Landhaus gestanden zu haben¹⁶.

Ihringen.

Im Jahre 1907 wurde im Dorfe bei einem Neubau, tief im Löß, ein durchbohrter Steinhammer aus grünem, marmoriertem Gestein gefunden¹⁷. Eine größere Feldhacke aus sog. Bandjaspis, wie er beim nahen Wasenweiler am Kaiserstuhl ansteht und bisher noch nicht als neolithisches Werkzeugmaterial bekannt ist, trat im Sommer 1930 zutage.

Ein spätbronzezeitliches Urnengrab kam am 4. August 1925 zum Vorschein. Am Westausgang des Ortes zweigt von der Landstraße nach Breisach rechtwinklig ein Hohlweg ab, der an der Ostseite des Krebsberges nach Norden zieht und nach etwa 100 m auf die 9–10 m hohe Lößwand einer Terrasse trifft, die Sohle genannt wird. Hoch oben in dieser Lößwand, 2 m unter der Oberfläche, befanden sich die Reste einer Urne, die nach ihrer Ergänzung ein außerordentlich großes glockenförmiges Gefäß von 62 cm Höhe ergaben, das 58 cm Bauchdurchmesser und 52,5 cm Durchmesser der Öffnung aufweist, bei einem Bodendurchmesser von 20 cm. Das Stück ist handgefertigt, außen rau, erdfarbig und trägt unter dem schwach ausladenden Rand eine Linie eingestochener, dreieckiger Punkte (Abb. 3).

In der Urne lag eine kleine, vollständig erhaltene Vase von sehr hübscher Gestalt (Abb. 4). Die Höhe beträgt 10 cm. Der kugelig-doppelkonische Körper hat eine 3 cm Durchmesser haltende, leicht eingedellte Standfläche und 11 cm Bauchdurchmesser. Der 2 cm hohe, ausladende Hals, der sich von der Schulter winkelig abhebt, mißt oben 7,5 cm. Vom Grunde des Halses geht zur Schulter beiderseits ein kleines Henkelchen. Die Schulter trägt 4 übereinander liegende flache Rillen, darunter folgt ein Kranz schraffierter, mit weißer Paste ausgefüllter Dreiecke. Unter den Henkeln zieht statt der Dreiecke ein Halbkreisbogen aus

inkrustierten Kommastrichen. Die Farbe des Gefäßes ist schwarzbraun; die ganze Außenfläche sowie die Innenseite des Halses sind glatt poliert¹⁸.

Im Vorgelände, südwestlich von Ihringen, befindet sich die bekannte Grabhügelgruppe, die Lehbücker, von denen einige nahe an den Bergesfuß herantreten und Bestattungen aus allen Stufen der Hallstattzeit umschließen¹⁹.

Die aus Ihringen bekannten römischen Münzen gehen von Antoninus Pius bis Constantin²⁰.

Spätalemannische Gräber kamen im Juli 1926 zur Ausschachtung anlässlich eines Neubaus in der Hauptstraße, gegenüber der Synagoge. Sichergestellt wurden 3 Bestattungen,



Abb. 3: Spätbronzezeitliche Urne von Ihringen.

darunter die eines Kindes, in Tiefen von 2 m, 1,80 m und 1,45 m. Zwei Skelette lagen in der Richtung West—Ost, mit Antlitz nach Sonnenaufgang, das andere in umgekehrter Richtung. Das tiefste, jedenfalls älteste Grab war 5,20 m von den andern entfernt, die unter sich 2 m Abstand hatten. Mitgefunden wurden 3 Stückchen eines ziemlich dünnwandigen, grauschwarzen Gefäßes aus mit Sand durchmengtem Ton. Die Begräbnisstätte, die sich nach früheren Beobachtungen sowohl nach Süden als Westen ausdehnt, fällt in dieselbe Zeit wie das Grabfeld von Oberrotweil²¹.

* Dieses Gefäß ist in der Publikation Bad. Fundber. I. Heft 5, nicht erwähnt, da es vom Entdecker des Urnengrabes an sich genommen worden war und erst nach erfolgter Veröffentlichung dem Verfasser zur Kenntnis kam.

Im März 1928 stieß man weiter südlich, beim Neubau eines Warenhauses, im Winkel zwischen der Eisenbahnstraße und der Landstraße nach Wasenweiler, genannt Schachenbrücke, auf ein einzelnes Grab mit Richtung West—Ost, in dessen Nähe Knochen eines Pferdes lagen.

Wasenweiler.

Nördlich des Dorfes liegt oben auf dem Berge das Gelände Wanne. In der dortigen Wegegabel sind eine Anzahl Scherben gefunden worden, die der Urnenfelderstufe angehören dürften.

Oberschaffhausen.

An der Landstraße von Wasenweiler nach Oberschaffhausen liegt etwa 1 km vor letzterem Dorfe, zwischen der Straße und dem Berghang, die

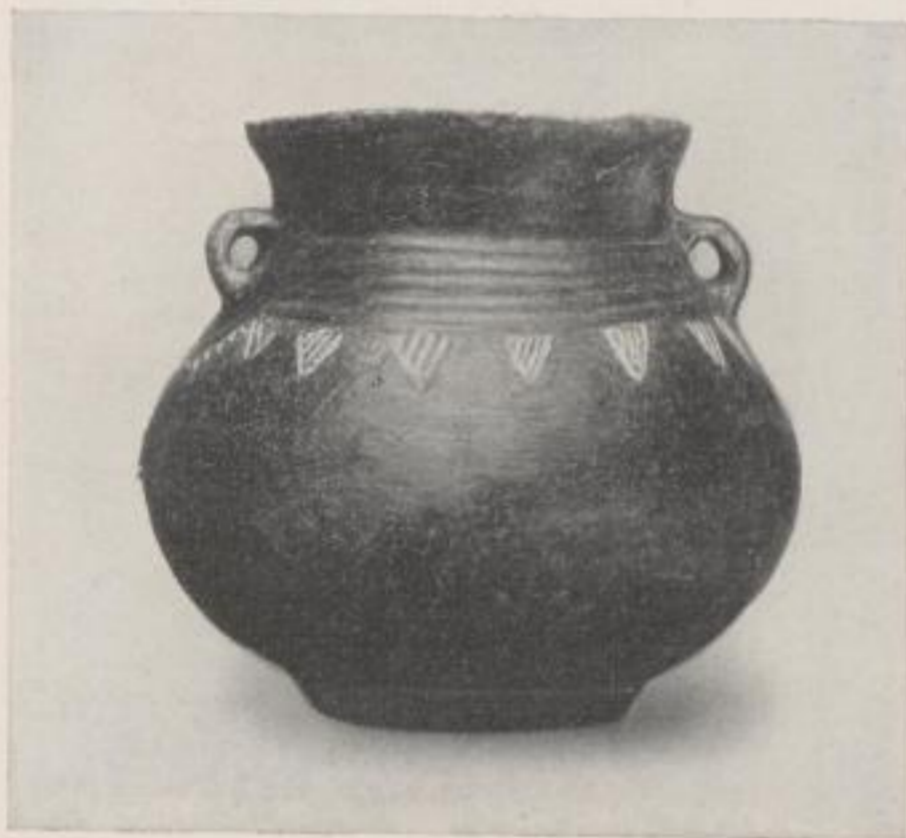


Abb. 4:

Beigegefäß zur spätbronzezeitlichen Urne von Ihringen.

kleine Feldmark Sandbrunnen mit einem alten Wassergraben. Hier fand man eine schön gearbeitete Pfeilspitze aus weißem, graugebändertem Jaspis und dicke, schwarze und gelbliche Tonscherben der neolithischen Zeit.

Eichstetten.

Am Nordausgang des Dorfes, an der Straße nach Bahlingen, neben der Stelle, die das Tor heißt, wurde zu Anfang dieses Jahrh. ein Haus gebaut, wobei römische Münzen zum Vorschein kamen. Nahe dabei, am Wüsten Weier, hat man 1 m tief im Boden ein altes Straßenpflaster getroffen, das römischen Ursprungs sein dürfte.

Bahlingen.

Auf dem hochgelegenen Friedhof bei der Kirche befinden sich alemannische Reihengräber, die früher zahlreiche Ausbeute geliefert haben sollen²².

Totenkopf.

Oben am Osthang des Totenkopfes, am Weg zwischen den Höhenkurven Punkt 407,0 und 454,8, Gemarkung Ihringen, traten bei agrogeologischen Untersuchungen im Jahre 1920 kräftige Scherben von 2 größeren Tongefäßen des Michelsberger Typus zutage. Eine später erfolgte weitere Untersuchung der betreffenden Stelle blieb ohne Erfolg²³.

Eichelspitze.

Etwas unterhalb des Gipfels, im Walddistrikt Mannenschlacht, auf Gemarkung Bötzingen erheben sich 2 Vorkuppen, die einen Ringwall tragen. Es sind noch 3 Ringe in Gestalt übereinander liegender Terrassenabböschungen feststellbar, die sich am Hang der Bergspitze verlieren. Eine Untersuchung der Anlage hat bis jetzt nicht stattgefunden.

Von den 23 am Kaiserstuhl bestehenden Ortschaften sind 20 in vor- und frühgeschichtlicher Zeit direkt oder in unmittelbarer Nähe besiedelt gewesen, nur 3: Amoltern, Kiechlinbergen und Schelingen haben hierfür noch keinen Nachweis gebracht. Insgesamt sind 99 Fundstellen bekannt, darunter 18 mit undatierbarem Scherbenmaterial.

Neolithische Objekte, meist Streufunde, fanden sich im ganzen Gebiet bei 11 Ortschaften, solche der frühen und mittleren Bronzezeit bei 2, der Spätbronzezeit bei 8, der Hallstattzeit bei 8, der La-Tène-Zeit bei 4, der römischen Periode bei 10 und der alemannischen Zeit bei 8 Dörfern.

Die dichteste Besiedlung während aller Perioden weisen die Nord- und Westseite des Gebirges auf: der Norden mit 46, der Westen mit 39 Fundstätten, während der schmälere Süden 8, der Osten 6 verzeichnet. Diese Erscheinung beruht auf der topographischen Beschaffenheit des Vorgeländes. Im Norden ist dem Kaiserstuhl ein weites, fruchtbares, hochwasserfreies Flachland vorgelagert, das sich im Westen rasch verschmälert. Oberhalb Burkheim tritt dann das sumpfige Überschwemmungsgebiet des Rheines dicht an den Gebirgsfuß, so daß die Fluten den Felsen bespülten; daher die spärlichen Funde um Rotweil und Achkarren. An der Südspitze, bei Ihringen, erscheint wieder freies Feld, das der Hallstattkultur günstig war, was die starke Besiedlung beweist. Von da ab legt sich dann das breite Ried um den Berg bis hinab nach Riegel. Es waren hier deshalb keine Zugangswege

und keine geeigneten Siedelungsflächen vorhanden, dagegen boten die hohen Berggipfel sichere Zufluchtstätten.

Das Siedelungsgebiet liegt durchgehends an der Peripherie des Gebirges, nur im Krottenbachtal ist der prähistorische Mensch bis Oberbergen vorgegrungen; der innere Teil mit seinen kahlen, steilen Kuppen hatte keine Anziehungskraft. Die Neolithiker und die Bronzezeitleute hielten sich näher am Berg, auf dem leichten Lössboden, die Hallstätter, Kelten und Römer bevorzugten mehr das flache Gelände mit schwerer Ackererde, die Alemannen siedelten sich gerne da an, wo ein Tälchen sich öffnete, so daß vor ihnen die Ebene mit Wasser, im Rücken der Berg lag.

Die Besiedelungsdichtigkeit war zu den verschiedenen Zeiten auch eine recht verschiedene. Auf die stärkere Besiedelung zur neolithischen Zeit mit 17 Fundstellen folgte in der frühen und mittleren Bronzezeit eine auffallende Leere mit 2 und 1 Fundstelle. Zur Urnenfelderzeit ist das Gebiet wieder dichter bewohnt, mit 10 Fundplätzen; jedoch muß dies eine unruhige, unsichere Periode gewesen sein, in der die Errichtung der Ringwälle an der Eichelspitze, dem Burgberg, Hohberg und Michelsberg zur Notwendigkeit wurde. Daß das Michelsberg-Refugium nicht erst von den Hallstattleuten erbaut worden ist, darf vorausgesetzt werden; es hat dann in dieser jüngeren Zeit seinem Zwecke weiter gedient, was auch bei anderen derartigen Anlagen der Fall war. Ob möglicherweise auf dem Krebsberg bei Ihringen und auf der Wanne bei Wasenweiler auch Höhengiedelungen standen, entzieht sich der Kenntnis. Gut vertreten war die Hallstattzeit mit 12 Fundstätten, weniger die keltische Zeit mit 4 Fundstellen. Die Römer fühlten sich am Kaiserstuhl recht wohl, überall erhoben sich ihre Wohnungen, von denen uns 20 Stellen bekannt sind. Die alemannische Besiedelung kennen wir erst aus 15 Grabstättenfunden, von denen alle, mit Ausnahme von Sasbach und Bahlingen, in die Spätzeit, nach 600 n. Chr. fallen.

Bei dieser Aufstellung ist zu bedenken, daß durch die vielhundertjährige Rebkultur vielleicht die meisten alten Fundstätten und Funde zerstört worden sind, andernteils noch viele unserer Kenntnis vorenthalten bleiben.

Die Beschäftigung der prähistorischen Bevölkerung bestand bis zum Eintreffen der Römer in der Hauptsache aus Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischerei gingen nebenher. Die Römer haben diese Zweige verfeinert und durch Garten- und Obstbau erweitert. Ob sie auch Weinbau trieben, ist nicht erwiesen, aber sehr wahrscheinlich, da der Kaiserstuhl durch sein warmes Klima sich hierfür besonders gut eignete. Einen Stützpunkt für diese Annahme bietet die früher hier am meisten gepflanzte Elbling-Rebe, die in der Volkssprache „Älbene“ genannt wird. Von ihr sagt ein uralter Winzer-

spruch: „Für den Bauer schickt sich ein zwilichener Rock und ein älbener Stock (Weinstock)“. Das Wort „Älbene“ ist durch Lautwandel aus alba = weiß entstanden. Vermutlich hießen die Römer den weißen Elbling *Vitis alba*, der von ihnen am Kaiserstuhl zuerst gepflanzt worden sein dürfte. Mit der Rebe hat sich dann ihr Name in alemannischer Sprechweise bis heute erhalten.

Zur Entfaltung gelangte in zweiter Linie das Handwerk. Die Römer brachten den massiven Hausbau in die Gegend; der erforderte gelernte Handwerker: Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Schmiede, Ziegler. Wir wissen, in Riegel befand sich eine Ziegelei im Brühl, und Hafner arbeiteten in der Holzmatt, wo, nach Schreiber, ihre Töpferöfen standen. Sigillata haben diese Leute nicht angefertigt, da, wie früher schon bemerkt, genannte Ware importiert worden ist, außerdem fehlte am Kaiserstuhl der geeignete, eisenoxydhaltige Ton. Dagegen konnte gewöhnliche Gebrauchsware hergestellt werden, wozu der Ton jedenfalls aus der Gegend von Kenzingen bezogen werden mußte.

Skulpturen und Steininschriften sind am Kaiserstuhl nicht gefunden worden. Luxusbauten und Monumente kamen durch die einfache, ländliche Bevölkerung nicht zur Ausführung.

Andernteils hatten die Römer Steinbrüche in Betrieb. Kaiserstühler Gestein findet sich auf römischen Trümmerstätten im Elsaß längs des Rheines von Straßburg bis Ottmarsheim im Oberelsaß. Da das Material mit Schiffen auf die linke Rheinseite befördert werden mußte, lagen die Brüche jedenfalls dicht am Strom. Das in der jüngeren römischen Kastellmauer zu Straßburg, erbaut kurz nach 250 n. Chr., verwendete Gestein ist Limburgit. Es ist dies ein sicherer Beweis dafür, daß zu jener Zeit am Limberg römische Steinbrüche in Betrieb waren. Andere befanden sich vielleicht zwischen der Sponeck und Burkheim; dann dürfte die römische Siedelung auf Sponeck diesem Umstand ihre Entstehung verdanken.

Größere Mengen des harten Gesteins kamen beim Ausbau und der Neuanlage von Straßen als Stückung zur Verwendung.

Die Römer scheinen sich am Kaiserstuhl unter dem Schutze Breisachs und der nahen Rheingrenze ziemlich lange gehalten zu haben. Wenigstens macht sich ihr Einfluß noch bis gegen das Ende des IV. Jahrh. bemerkbar, was die späten Münzen von Riegel und die Constansmünze von Oberrotweil beweisen. Als sie zum Abzug gezwungen waren, hinterließen sie den Alemannen ein sorgfältig bebautes Land und eine hochentwickelte Kultur.

Bald nach Unterwerfung der Alemannen unter die fränkische Oberhoheit im Jahre 536 n. Chr. muß das Christentum am Kaiserstuhl Eingang gefunden haben, was in den Reihengräberfeldern ohne Beigaben, jedoch mit Reminiszenzen an den heidnischen Ritus zum Ausdruck kommt.

Die Römerwege.

Eine aus dem Elsaß kommende Römerstraße trat etwas unterhalb der Sponeck, am Nordwesteck des Humberges, auf das rechte Rhein-Hochufer, wendete sich sofort gegen Norden, lief über die Flur Holzacker, jetzt noch als Kiesstreifen feststellbar, nach Jechtingen, zog dann über den Englisberg, hier auf dem Ackerfeld westlich des Feldweges als erhöhte Linie und in der Gewann Neunrain als Kieslage erkennbar, nach Leiselheim und von dort den Sankert-Weg entlang durch den Friedhof von Riegel.

Von Süden, von Breisach her, wo sich ebenfalls ein Rheinübergang befand, führte eine Straße durch das Niederungsgebiet in nordöstlicher Richtung an den Bömischberg bei der Haltestelle Achkarren. Von dieser Strecke ist nur noch ein Stück nahe Breisach, bei Christmanns- oder Kohlers Hof, dicht südlich des Feldweges als erhöhter Kiesbelag vorhanden, der weitere Verlauf bis zum Kaiserstuhl liegt im Zuge des Vieh- und Allmendweges. Von der Haltestelle Achkarren wendete sich die Straße nördlich, lief geradlinig, leicht in das Terrain eingelassen, allmählich ansteigend durch das Sommertal zwischen Schloßberg und Büchsenberg zur Höhe am Mittelberg empor. Auf dieser Strecke ist die Stückung im Sommertal an verschiedenen Stellen noch wahrnehmbar. Der Abstieg erfolgte durch eine jetzt tief eingeschnittene Hohlgrube mit der Bezeichnung Heerweg durch das Mietental, am alemannischen Friedhof von Oberrotweil vorbei. Nach Durchquerung des Krottenbachtals zog die Straße über den Mühlenbuck nach Bischoffingen, dann dem Kehle-Weg entlang, von dessen Einmündung in die Landstraße beim Herrenbergle vereint mit letzterer bis vor Leiselheim, hier die Straße verlassend als geradliniger Feldweg, der die Bezeichnung Alte Straßgasse trägt, an der Westseite des Dorfes vorbei zur Römerstraße Sponeck—Riegel.

Von Bischoffingen führte eine Seitenlinie über den Käselberg nach dem vicus von Niederrotweil, dann weiter nach Süden, am Fuße des Kirchbergs hin, in der Richtung der Kreisstraße und der Bahnlinie, bis ihre Spur am Südhang des Kirchberges verschwindet. Offenbar zog sie aber durch das zwischen Mittelberg und Pfaffenlochberg liegende Tälchen hinauf zum Anschluß an die Strecke Breisach—Leiselheim.

An der Ostseite des Kaiserstuhls erreichte die von Augusta Rauracorum kommende Heerstraße das Gebirge bei Oberschaffhausen. Die Strecke zwischen dem vicus von Gottenheim und Oberschaffhausen führt jetzt noch die Bezeichnung Herrenweg. Die Fortsetzung lief über Eichstetten, wo ein Straßenrest aufgedeckt wurde

und römische Münzen zum Vorschein kamen, nach Riegel.

Es muß angenommen werden, daß von Breisach aus eine Linie am Südrande des Gebirges entlang über Ihringen nach Oberschaffhausen führte zum Anschluß an die Strecke nach Riegel. Dafür sprechen sowohl die römischen Münzfunde von Ihringen als auch die hier stehenden Ingen-Dörfer. Die Alemannen konnten nur auf den alten Römerstraßen vordringen, an denen sie sich auch ansiedelten. In der Gemarkung Ihringen gab es um 1341 urkundlich eine Hochstraße und bei Wasenweiler einen Hertweg. Der römische Straßenkörper muß von Breisach ab größtenteils unter der heutigen Landstraße liegen. In der Sehne einer Kurve der letzteren Straße, nahe bei Breisach, in der Feldmark Barz, konnte die Kiesaufschüttung eines alten Weges festgestellt werden, und östlich von Ihringen zeigt die am Fuße des Schmerberges hinziehende Strecke ganz den Charakter einer Hochstraße.

Wie früher berichtet wurde, hat man zu Oberrotweil im Oberdorf ein Stückchen gut gebaute Straße nebst römischen Münzen und Gefäßscherben gefunden. Es muß also ein Weg von Niederrotweil bis zu dieser Niederlassung bestanden haben. Ob er noch weiter lief, über Oberbergen, Vogtsburg und den Vogelsangpaß nach Oberschaffhausen, ist fraglich. Gerade wie heute, war auch zu jener Zeit eine gangbare Durchquerung des Kaiserstuhles nur in dieser Richtung möglich. Für das hohe Alter des heutigen Straßenzuges sprechen die alemannischen Gräber auf dem Vogelsangpaß.

Literatur:

- ¹ Schumacher, Neues vom alten Riegel, Zeitschrift Schau-ins-Land, 1901.
- ² Gutmann, Römische Brandbestattung und villa rustica bei Endingen, Badische Fundberichte I, H. 7, S. 223.
- ³ Wagner, Fundstätten und Funde I, S. 199—200.
- ⁴ Wagner I, S. 196—197.
- ⁵ Gutmann, Bad. Fundber. I, Heft 11, S. 133.
- ⁶ Wagner I, S. 187.
- ⁷ Wagner I, S. 181.
- ⁸ Gutmann, Bad. Fundber. II, Heft 2, S. 73—77.
- ⁹ Fischer, Bericht der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg, Bd. XIII, S. 271—285.
- ¹⁰ Gutmann, Bad. Fundber. II, Heft 6.
- ¹¹ Mayer, Bad. Fundber. I, Heft 4, S. 100.
- ¹² Gutmann, Bad. Fundber. I, Heft 4, S. 102.
- ¹³ Gutmann, Bad. Fundber. I, Heft 12, S. 380, 382.
- ¹⁴ Wagner I, S. 196.
- ¹⁵ Gutmann, Bad. Fundber. I, Heft 6, S. 161—165.
- ¹⁶ Wagner I, S. 179.
- ¹⁷ Wagner I, S. 187.
- ¹⁸ Gutmann, Bad. Fundber. I, Heft 5, S. 135—137.
- ¹⁹ Wagner I, S. 187 ff.
- ²⁰ Bissinger, Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden I und II, S. 94—96.
- ²¹ Gutmann, Bad. Fundber. I, Heft 9, S. 284.
- ²² Wagner I, S. 198.
- ²³ Deecke, Mitteilungen des Bad. Landesvereins für Naturkunde, Neue Folge, Bd. I, Heft 9, S. 226.

SIEDLUNGSKUNDLICHE FRAGEN IN OBERBADEN

VON GEORG KRAFT, FREIBURG I. BR.

Daß in einer Festschrift zum 70. Geburtstag Karl Schumachers Oberbaden nicht fehlen darf, ist selbstverständlich; hat er doch mehrere Jahre seines Lebens in Freiburg und Konstanz zugebracht und in seiner Karlsruher Zeit, so oft es ging, gerade auch die oberbadische Landesforschung gefördert. Freilich waren es nur wenige Jahre, und so konnten vielfach nur erste Anhaltspunkte gewonnen werden, die nach seinem Weggang nach Mainz nicht ausgebaut wurden. Auch ich habe so recht erst bei meiner hiesigen Tätigkeit in den letzten vier Jahren seine Spuren da und dort in Oberbaden aufgefunden und erkannt, daß er, mit sicherem Griff Hauptprobleme erfassend, als Erster systematische Geländeuntersuchungen überhaupt anstellte und dank seiner Methode und der Gunst des Landes sogleich zu wesentlichen Ergebnissen gelangte, ja der modernen Siedlungsforschung Grundlagen und Leitlinien verschaffte¹. Ich denke hier zunächst an die Begehung des Geländes, bei der er mit Römerstraßen begann, aber sehr bald angesichts der einzigartigen Lage von Riegel zu einer universellen Fragestellung gelangte, nämlich der des Zusammenhangs von Boden und Besiedlung und zu der Arbeitshypothese von der Kontinuität der Besiedlung, die in der Folge als Forschungsmaxime von so großer Fruchtbarkeit wurde. Es ist mir eine angenehme Pflicht gewesen, gerade bei Riegel seine Arbeiten fortzuführen. In den Pfahlbauten hat er als erster eine systematische Untersuchung auf Profile und Grundrisse veranstaltet und selbst die neuesten Ausgrabungen im Neuenburger und Bodensee, die nach einem Schlaf der Forschung von mehr als 30 Jahren einsetzten, haben seine Ergebnisse nur bestätigt. Was soll ich von den vielen kleinen Untersuchungen sprechen, etwa von der neolithischen Landniederlassung vom Bohl bei Bühl, die sich durch meine Grabung bei Altenburg als Teil einer dichten, eigenartigen Besiedlung erweist, um die sich freilich nach ihm nur mehr ein Rosenzüchter, ein Schmied und ein Maurer gekümmert haben.

Daß die Siedlungsforschung als solche durch seine kurze Tätigkeit in Oberbaden derart befruchtet werden konnte, liegt aber auch an der Gunst des Landes, das heute noch geeignet erscheint, nicht nur quantitativ neue Siedlungen und Kulturgruppen zu liefern, sondern zu grundsätzlichen Forschungsmaximen anzuregen. Was bietet Oberbaden für eine Fülle von Siedlungsmöglichkeiten im Einzelnen! Wie drängen sich z. B. am Isteiner Klotz oder im Hegau Natur und Geschichte auf engstem Raum! Und das Ganze erhält sein

charakteristisches Gepräge durch den Block des Schwarzwalds in der Mitte, den Lauf des Rheins und der Donau an der Peripherie, und durch seine Lage als südwestlicher Vorposten Deutschlands der Pforte von Belfort gegenüber, Kampfplatz wie Sammelbecken der Kulturen (und der Natur) von West-, Süd- und Mitteleuropa. So erhebt sich die Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Naturgegebenheit, Mensch und Umwelt einerseits, Mensch und Mensch andererseits. Gewiß ist die Siedlungsforschung in Oberbaden verglichen mit den meisten deutschen Ländern noch bedauerlich rückständig, aber aus dem, was vorliegt, leuchten infolge der besonderen Lage einige wesentliche Grundzüge hervor, die ich im Folgenden kurz andeuten möchte, und zwar so, daß zunächst einige einzelne Fragen besprochen werden und daran anschließend eine Synthese nach Raum und nach Zeit gewagt werden soll².

Legt man durch das Rheintal südlich von Freiburg einen Querschnitt, so folgen sich von Osten nach Westen das Grundgebirge des Schwarzwalds, die geschichteten Vorberge, die Lößlehmläfen, der Lößmantel um Tuniberg und Kaiserstuhl, die Schotterfläche der Niederterrasse und schließlich die Talau des Rheins (Abb. 1; 2). Jedes Glied hat seine eigenen Probleme. War der dunkle Waldblock in der Mitte des Landes von vorgeschichtlichen Handelswegen oder doch von Jägerpfaden durchzogen und wie weit reichte die Besiedlung vom Rande her einwärts? War der Gegenpol, die wildwasserdurchflossene Talau des Rheins, nur eine Grenze, ein Übergang, ein unerschöpflicher Jagd- und Fischereigrund? Zwischen diesen beiden Extremen liegt das wohnliche Gebiet rationeller Wirtschaft, vor allem die fruchtbare Lößlehmlandschaft der Mengener Brücke, eine Wetterau im Kleinen mit ihren mehr als 90 Siedlungsstellen auf dem Gebiet von nur 7 heutigen Gemarkungen. Aber wie schmal ist dieses Gebiet! Ein Blick vom Freiburger Schloßberg zeigt daneben ein ganzes Mosaik anderer Bildungen; hinter den Lößlehmfeldern die Lößmauer am Tuniberg und Kaiserstuhl, trockene „Steppen“ mit enormer Verlagerung der Funde durch Rutschungen — Römisches und Mittelalterliches vereint über alemannischen Gräbern —, davor der sumpfige Mooswald, dessen frühere Bewohnbarkeit im Einzelnen auf Grund der Bodenfunde noch festzustellen ist, und die fast topfebene Niederterrasse mit ihren nach Höhe und Bewässerung unterschiedenen Teilen, deren bisherige Fundarmut vielleicht auf der starken Zersetzung der Altsachen in dem für Wasser und Temperatur-

wechsel leicht durchgängigen Boden beruht. Nehmen wir schließlich die Vorberge des Schwarzwalds und die fürstlichen Kuppen des Hegaus hinzu: Refugien und Kultorte zu fast allen Zeiten; schließen die Gestade des Bodensees an, vergessen nicht die fast vollständige Reihe der geologischen Formationen, die als Bodenbildner auftreten: kann es eine größere Mannigfaltigkeit auf engerem Raume geben? Haben wir hier nicht ein von der Natur geschaffenes Versuchsfeld, wo sich die Eigenart von Mensch und Zeit in ihrem Verhältnis zum Boden zeigen müßte?

Zugleich hat die vorgeschichtliche (und geschichtliche) Kultur wie die Pflanzen- und Tierwelt immer Anteil an den Geschicken Mittel- wie West-



Abb. 1: Besiedlung des Breisgaus.
(Aus: Bad. Fundberichte I 1928)

europas, empfängt mittelmeerische Kultur und nordische Volkskraft und kämpft um deren Ausgleich. Das französische Magdalénien findet hier eine klassische Vertretung und geht wohl an Ort und Stelle über das Mesolithikum in die jüngere Steinzeit über; die vielberufene Theorie vom mesolithischen Urwald hat hier ihre Geburt gefunden (Jerosch) wie ihr — voraussichtliches — Ende (mesolithische Stationen von Säkingen, Bodensee, Istein; frühes

Neolithikum von Altenburg). So gehört die erste seßhafte Bevölkerung Oberbadens nach Kultur und Rasse Westeuropa an und empfängt auch von dort her immer wieder neue Zuströme, besonders die Megalithiker mit ihren großen Steinkisten, Menhiren, Schalensteinen, mit prächtigen Feuersteinäxten und Grünsteinringen. Die donauländischen Kulturgruppen vermochten offenbar nicht tief einzudringen, wohl aber die nordischen Stich- und Schnurkeramiker. Die wechselvollen Beziehungen dieser Gruppen spiegeln sich vor allem in den Höhensiedlungen, z. B. in der klassischen Stratiographie des Hagschutz. Rätselhaft wie auch sonst in Süddeutschland ist noch die ältere und mittlere Bronzezeit, immerhin kommen Flachgräber mit Bronzen, prächtigem Kerbschnitt und Buckelkeramik wie im Elsaß vor, und das Depot von Waldshut schließt Oberbaden an die Schweiz und das Rhonetal an. Eine gewisse Unterbrechung der Besiedlung der Lößgebiete scheint hier so gut wie anderswo vorzuliegen. Um so reicher ist die Spätbronzezeit vertreten mit Urnen- und Brandgrubengräbern, Siedlungen in der Ebene und auf Höhen. Die schöne Urne von Singen ist nicht nur wegen ihrer völligen Erhaltung bemerkenswert, sondern vielleicht das beste Gefäß seiner Art überhaupt. Ein Vorposten der Schweiz ist die Gündlinger Kultur des Breisgaus und Hegaus, bis in der Alb-Salemkultur die herbe Eigenart der Bronzezeit wieder die Oberhand bekommt. Aber das Schicksal dieser Kultur? Und die Herkunft der folgenden La-Tène-Kultur? Wäre es nicht vom historischen Standpunkt aus eine unerläßliche Forderung, in diesem Zeitabschnitt mit groß angelegten, planmäßigen Untersuchungen im Gelände und im Museum einzusetzen? Liegen doch für das Oberrheintal die frühesten historischen Nachrichten Mitteleuropas vor, haben die letzten vier Jahre eine Fülle von keltischen Bodenfunden geliefert, darunter den Friedhof von Singen, die Ansiedlung von Altenburg und die einheimische Ware vom Kastell Hüfingen. Nicht minder lückenhaft ist der Stand der römischen Forschung. Die Probleme von Hüfingen, die Lage des Kastells Riegel; römische Villen dicht gedrängt am Hochrhein, dagegen fast keine in dem fruchtbaren Lößlehmgelände; frühalemannische Funde neben spätrömischen Resten: Befestigungen in Breisach, Münzen in Breisach, Badenweiler und Immendingen. Damit ist zugleich der letzte große vorgeschichtliche Abschnitt genannt, das Eindringen der Alemannen und ihre Auseinandersetzung mit dem Römischen Reich und der römischen Kultur, mit der einheimischen Bevölkerung und mit dem Christentum, wie sich dies z. B. in der Bestattung in Steinkisten ausspricht.

Fragen genug, um jede andere Arbeit in den Hintergrund treten zu lassen und alle verfügbaren Kräfte auf das Land zu konzentrieren. In der Tat

ist in den letzten Jahren einiges zu Stande gekommen: die Grabungen von Revellio in Hüfingen, Peters bei Engen, Reinerth in Sipplingen; Neolithikum in Altenburg, Singen, Heidenstein und Hag-schutz; Spätbronzezeit in Hartheim und Singen; älteres La-Tène in Singen und Altenburg; dazu treue Geländearbeit von Gutmann am Kaiserstuhl, Gersbach bei Säckingen und anderen, größere Begehungen am Tuniberg, Kaiserstuhl, am Bodensee und im Hegau. Nicht der geringste Ruhmes-titel der oberbadischen Forschung ist ferner die prompte Veröffentlichung, sei es in den Badischen Fundberichten, sei es in anderweitigen Zeitschriften oder in Monographien. Aber gerade der Stand der Forschung und die Art ihrer Objekte verlangt Er-weiterung des Arbeitsgebiets. Im Lande selbst sind so wenig Parallelfunde vorhanden, daß jeder Bearbeiter oberbadischer Stücke mindestens das Elsaß und die Schweiz mitheranziehen muß. Andererseits: wer kann überhaupt Geschichte treiben, wenn er nicht das Leben der Gegenwart in seiner zeitlichen und räumlichen Bedingtheit sieht? Erst aus der Synthese der Funde nach Raum und Zeit erhält das Einzelne Sinn und Bedeutung, die Suche danach seine Berechtigung.

Die Aufgabe der räumlichen Synthese ist klar. Der schmale Siedlungsraum Oberbadens bietet keinen Platz zur Entfaltung einer selbständigen kulturellen und politischen Einheit; seine Bewohner müssen irgendwo Anschluß suchen; höchstens Hegau und Bodenseeufer können als eine in sich geschlossene, wenn auch kleine Einheit betrachtet werden. Wohin nun gehört Oberbaden? Gibt es überhaupt so etwas wie von der Natur vorgezeich-nete Siedlungsräume, die im Lauf der Zeit von den verschiedensten Kulturen, Rassen, Völkern erfüllt werden, so daß also die Landschaft die Bedingung darstellt für die Möglichkeit der Entfaltung einer Kultur, eines völkischen Gemeinwesens, für die Ausprägung eines bestimmten Menschenschlags? Und wenn ja, was in der Landschaft wirkt bestim-mend, Berg und Fluß oder Ackerland oder Ver-kehrswege, Höhenlage, Klima?

Die heutige politische Einteilung der Oberrhein-ebene ist offensichtlich größtmögliche Willkür. Besiedlung und Aufteilung gemäß den natürlichen Bedingungen läßt sich theoretisch in zwei Fällen erwarten, bei der ersten Landnahme durch sei-hafte Bewohner in einer Zeit, als noch wenige Menschen sich nach Belieben, d. h. gemäß den vorgezeichneten Zügen der Landschaft und der Siedler ausbreiten konnten, oder dann, wenn ein übermächtiger Eroberer über Land und Leute schalten und walten kann. Beide Fälle sind vor-geschichtlich verwirklicht, der erste zu Beginn des Neolithikums, der andere zur Zeit der unbeschränkten germanischen Herrschaft nach dem Zusammenbruch des Römerreiches. Beidemale ist die Orien-tierung des Gebietes einheitlich und im wesent-

lichen übereinstimmend: Oberbaden, Elsaß, der südliche Teil von Württemberg und mehr oder min-der große Teile der Schweiz gehören zusammen. Derselbe Siedlungskomplex findet sich wieder in der Hallstattzeit („Alb-Salem-Kultur“) ^{2a} und schließ-lich auch in dem Gebiet der Helvetier. Die genann-ten Siedlungsflächen stehen also in einem gewissen faktischen Zusammenhang, bilden eine größere Siedlungseinheit. Gibt es daneben noch andere?, wodurch sind sie geschaffen?, wie verhalten sie sich zu den natürlichen, besonders den mor-phologischen Gegebenheiten auf der einen, zu den heutigen kulturellen Gebilden auf der andern Seite?

Am klarsten wird die Eigenart unsres Problems, wenn wir zunächst nach benachbarten, entspre-chenden Siedlungsräumen suchen. In der jüngeren Steinzeit schließt an das Wohngebiet der Pfahl-baukultur im Norden das der Bandkeramik, in historischer Zeit an das der Alemannen das der Franken an; einen Ausschnitt aus letzterem Bereich nimmt in der Hallstattzeit die Koberstadter Kultur ^{2a} ein, und als in der La-Tène-Zeit die Germanen von Norden her eindringen, bleiben sie zunächst in Rheinhessen und Umgebung sitzen. Es heben sich also in Südwestdeutschland deutlich zwei Sied-lungsräume voneinander ab, einer im Süden, den man als den „alemannischen“ bezeichnen kann, und einer im Norden, der fränkische. Da beide immer wieder in Erscheinung treten, und zwar dann am deutlichsten, wenn die Vorbedingungen den weite-sten Spielraum für eine freie Auswahl des Geländes geben, müssen sie natürlich begründet sein. Das heißt aber: die Natur beeinflusst eindeutig die Land-nahme; umgekehrt läßt sich aus den Stammes-gebieten auf die Natur des Landes zurück-schließen ³.

Was bedingt nun diese Gaue? Nur das Sied-lungsland. Das Rheintal zwischen Basel und Mainz ist eine morphologische Einheit und bot zu allen Zeiten dem Verkehr günstigen Durchgang, aber für den Ackerbauer trennt eine große Sumpf- und Landzone bei Hagenau-Rastatt einen nördlichen und einen südlichen Kern. Für die Bewohner des südlichen Teils lag das Hauptgebiet im Elsaß mit seinen breiten Löß- und Schotterflächen; der Zu-sammenhang mit dem Breisgau war über den viel-ästigen Strom hinweg leicht zu bewerkstelligen. Nach Süden schließt unmittelbar die Schweiz an; im Westen öffnet sich breit Burgund, im Osten ver-mittelt das Hochrheintal nach Schwaben. Ähnlich stoßen im fränkischen Gau benachbarte Siedlungs-flächen an Rheinhessen und die Rheinpfalz an (Wetterau, Maintal).

Die Verkehrswege sind offenbar unter diesem Gesichtspunkte ohne Bedeutung; Flüsse (und auch Gebirge) bilden kein Hindernis. Aber vielleicht ist es überhaupt nicht richtig, in jenen Zeiten nach Grenzen im heutigen Sinne zu suchen, für die Flüsse und Gebirgskämme bevorzugt werden, und

vorgeschichtliche Wohngebiete danach zu bestimmen. Es handelt sich vielmehr wohl im wesentlichen um besiedelte Gebiete, um die herum größere, dünn oder gar nicht bewohnte Streifen liegen. Daß solche „Grenzwüsten“ späterhin absichtlich geschaffen werden, dürfte nur eine alte, sich von selbst ergebende Gewohnheit fortsetzen: die vorhandenen, relativ wenigen Siedler gehen zusammen, und ringsherum entsteht eine freie Zone. Je nach Maßgabe der Bevölkerungszahl, der Mitbewerber u. a. wird bald das eine oder

Kulturen verstehen lernen, andererseits aber auch der Geographie neue Blickpunkte geben, indem sie zwischen Morphologie und moderne Aufteilung des Geländes in Staaten eine Reihe von andern (vorgeschichtlichen) Lösungen einschaltet, die die Naturgegebenheiten natürlicher interpretieren. Wie der einzelne Fleck jeweils für den vorgeschichtlichen Menschen aussah, wissen wir heute in den meisten Fällen auf Grund der Kenntnis des Bodens, der Gewässer, des Reliefs. Aber der vorgeschichtliche Mensch siedelte in Gruppen und Stämmen, — und

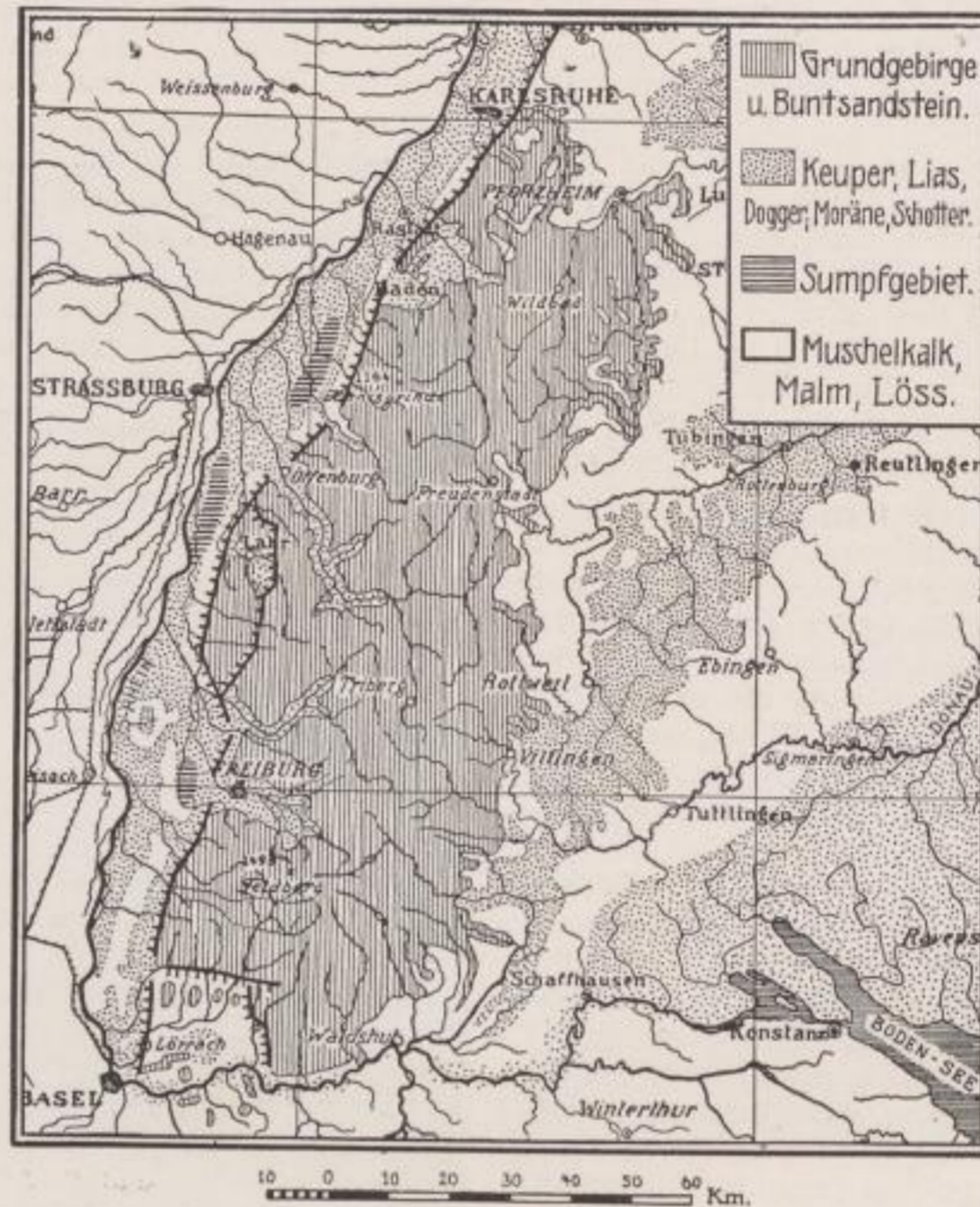


Abb. 2: Der vorgeschichtliche Siedlungsraum in Oberbaden (weiß bzw. punktiert).

(Aus: Ztschr. des Freiburger Geschichtsvereins 41, 1928)

andere benachbarte siedlungsfähige Stück hinzugeschlagen oder abgegeben; der vorgeschichtliche Bauer war ja nicht derart an die Scholle gefesselt wie der neuzeitliche. Die Siedlungsgaue sind also keine fest umrissenen „Reiche“, sondern bevorzugte Kombinationsmöglichkeiten von kleineren Siedlungseinheiten.

Die Herausarbeitung solcher Siedlungsgaue wird eine der Hauptaufgaben der Siedlungskunde sein müssen; sie wird damit eine Vorbedingung für das Entstehen und Vergehen der prähistorischen

wie sah für einen Stamm die Landschaft aus?, wie konnte er sich ausdehnen?, wie unter sich durch Verbindungen die Einheit bewahren?, gab es natürliche Zentren? Zur Beantwortung solcher Fragen müssen die verschiedenen Bodenarten in ihrer Bedeutung für den vorgeschichtlichen Menschen auf größere Räume kartographisch dargestellt und dann die historische Verteilung der verschiedenen Kulturgruppen und deren Beziehungen unter Berücksichtigung der jeweiligen Gesamtlage diskutiert werden.

Wer über solche Querschnitte hinaus den Ablauf der Geschichte der Bewohner und der Kulturen geben will, wird freilich auch die Verkehrswege mit heranziehen müssen. Auf ihnen zieht der Händler, aber auch das wandernde Volk, sei es im friedlichen Vorschieben einzelner Familien oder in geschlossenerem, kriegerischen Auftreten. In dieser Hinsicht spielt für Oberbaden das Rheintal eine Hauptrolle; doch gibt es östlich des Schwarzwalds eine zweite Nord—Süd-Linie von nicht zu unterschätzender Bedeutung. In der Richtung von Osten nach Westen und umgekehrt dürfte aber unser Land keine große Durchgangsbedeutung gehabt haben.

Wie sich Siedlungsflächen zu Siedlungsgauen zusammenschließen, so diese wieder zu größeren Einheiten. Für den heutigen Betrachter suggeriert die germanische Besiedlung zwischen Meer und Alpen die Vorstellung einer natürlichen Einheit dieses Gebiets. In der Tat gibt es auch ein vorgezeichnetes Mitteleuropa, aber es hat andere Grenzen und zerfällt in andere Einheiten. Man kann ein südliches, ein östliches und ein nördliches Drittel unterscheiden. Zu ersterem gehören unsere beiden Gaue, die nach Osten etwa bis zur Lech-Regnitz-Linie reichen, im Westen Ostfrankreich einschließen. Ostbayern, Österreich, Böhmen-Mähren, Ostdeutschland bilden das andere. Das germanische Stammland, mittleres Norddeutschland, Dänemark, Südkandinavien, das letzte⁴.

Bei unsern Untersuchungen haben wir mehrfach den geschichtlichen Ablauf und die heutige politische Grenzziehung mit heranziehen müssen. In der Tat ist die zeitliche Synthese das Endziel, dem derartige Untersuchungen zustreben müssen. Störte aber der Mangel genauerer Kenntnis der oberrheinischen Vorgeschichte schon die bisherigen Betrachtungen, so macht er die jetzt vorliegende Aufgabe beinahe unmöglich. Ich beschränke mich daher auf die frühgeschichtliche Zeit und einige Hinweise auf die älteren Perioden. Mit noch größerem Recht als von einem alemannischen Siedlungsgau kann man von einem alemannischen Siedlungsproblem sprechen. Wir kennen das Land der Alemannen, die einrückende germanische Bevölkerung nach Rasse und Ausdehnungsbereich (z. T. auch ihre Vorgänger), die geschichtliche Abfolge und den jetzigen Zustand in politischer, kultureller und anthropologischer Hinsicht — oder könnten es leicht erforschen. Heute ist das ehemals einheitliche alemannische Stammesgebiet politisch zerfallen in Elsaß, Baden, Württemberg, Bayrisch-Schwaben, Vorarlberg, Schweiz, die Mundart in alemannisch und schwäbisch mit ihren Unterarten (wobei deren Grenze quer durch die politischen Gebilde hindurchgeht)⁵; die Bevölkerung zeigt fast keine Langschädel mehr und nur in bestimmten Gegenden, auf Grund bestimmter historischer Bedingungen, nordische Gesichtszüge (Markgräfler

z. B.); das Elsaß fühlt sich heute kulturell als Zwischenglied zwischen Frankreich und Deutschland: wie kommt das zu Stande? Ist das Wirkung der vorgermanischen Bevölkerung oder von Boden und Klima? Um vorwärts zu kommen, wird man den Fragenkomplex in Teilfragen auflösen müssen. Am leichtesten läßt sich wohl die politische Zersplitterung (und die kulturelle) erklären. So sehr es sich bei Elsaß und Breisgau um einen einheitlichen Siedlungsgau handelt, so entbehrt er doch der Größe und Geschlossenheit; deshalb können stärkere Nachbarn leicht Teile an sich reißen und neigen die Randgebiete zu anderen benachbarten größeren Zentren. In der Vorgeschichte ist es ähnlich; es gibt kaum ein zweites Gebiet, das kulturell wie politisch so bewegt ist wie Süddeutschland und hier wieder die Rheinebene. Wie einheitlich verläuft dagegen die Abfolge der Kulturen jahrhundertlang in Ostdeutschland oder im germanischen Gebiet!

Es wird heute viel über Land und Klima und ihre Zusammenhänge mit der Art der Bevölkerung und ihrer Kultur gesprochen. Das alemannische Problem bietet in einer wohl sonst nirgends vorhandenen Weise die Möglichkeiten zur exakten Erforschung dieser Zusammenhänge. Ich selbst bin durch Aussprüche unserer Landbevölkerung auf diese Gedankenreihen gekommen. Als ich wenige Wochen in Freiburg war, sagte mir Landwirt Herman Maier in Tiengen, er könne auf dem Markt in Freiburg schon von weitem einen Österreicher und einen Markgräfler unterscheiden. Was wußte ich damals von einem „Österreicher“ oder „Markgräfler“ in Baden oder gar von deren anthropologischer Verschiedenheit? Und in Niedereggenen sagt man: „Wie der Boden, so d' Lüt“. Das soll konkret heißen: die Bevölkerung der Rebberge einerseits, der Rheinebene andererseits gleicht sich hüben wie drüben vom Rhein, obwohl die Konfessionen entsprechend der Geschichte verschieden sind. Bewirkt das der Boden, d. h. die Wirtschaftsweise (die Leute sagen: der Wein macht's!)? Sicher ist jedenfalls die Tatsache, daß unsere Bauern diese Dinge sehen und über die Zusammenhänge mehr nachgedacht haben als ihre geistigen „Führer“; muß das immer so bleiben? Hoffen wir vielmehr, daß in der Erforschung der oberbadischen Vorgeschichte nicht wieder, wie nach dem Weggange von Professor Schumacher, ein Hiatus eintritt, sondern die „Kontinuität“ gewahrt bleibt, und im Zusammenwirken aller Forschungszweige die angeschnittenen Probleme tiefer gefaßt und so ihrer Lösung näher gebracht werden⁶.

Anmerkungen:

¹ Eine Würdigung seiner Leistungen für die Siedlungsforschung findet sich neuerdings bei W. Radig, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland, Mannusbibliothek 43, S. 84.

² Vgl. Kraft, G.: Vorgeschichtliche Siedlungen im Breisgau, Bad. Fundber. 1, 1928, S. 352—372. Derselbe: Das vorgeschichtliche Oberbaden. Ein prähistorisch-geographischer Versuch. Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins 41, 1928, S. 1—22.

^{2a} Vgl. die Karte K. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, 1921, Taf. 7.

³ Hieran schließt sich eine interessante terminologische Streitfrage. Nach dem Vorgang von R. Lauterborn (Die geogr. und biolog. Gliederung des Rheinstroms, Sitz.-Ber. der Heidelberg. Akad. 1916/1918) verstehen Deecke, N. Krebs u. a. unter „Oberrhein“ die Ebene von Basel bis Mainz, an die sich das Durchbruchstal bis Bingen als Mittelrhein anschließt. Ich habe deshalb in meiner Arbeit über die Herkunft der Urnenfelder südliches und nördliches Oberrheintal unterschieden. Für die menschliche Besiedlung hat aber der Rhein zwischen Mainz und Bingen keine selbständige Bedeutung. So hat die Kunstgeschichte immer schon Rheinhessen und die umliegenden Gebiete als Mittelrhein bezeichnet und gegenübergestellt dem Oberrhein mit Straßburg, Basel und Konstanz.

⁴ Die morphologischen Einheiten „Skandinavien“, „Italien“ u. a. sind wie das „Oberrheintal“ keine vorgeschichtlichen Siedlungseinheiten; in Skandinavien etwa wäre zu unterscheiden Schonen (zu Dänemark), Mittelschweden, Nordschweden; in Italien: Oberitalien (zu Mitteleuropa), Mittelitalien, Süditalien.

⁵ Entsprechend geht etwa die Grenze zwischen Stadthaus mit First parallel zur Straße (Freiburg i. Br., St. Gallen usw.) und First senkrecht zur Straße; worauf beruht dieser tiefgreifende Unterschied im Gebiet desselben Stammes? Einfluß von Süden? Aber die Bauernhäuser sollen sich ähnlich verhalten. — Auf dem Gebiet der Volkskunde und ihrer Nachbarwissenschaften wäre noch unendlich viel methodische Vorarbeit für die Vorgeschichte zu leisten, wie umgekehrt diese Volkskunde Fragestellungen geben kann, insbesondere den Blick auf unscheinbares Hausgerät lenkt.

⁶ Während des Drucks vorliegender Arbeit erschien: Hans Schrepfer, Landschaft und Volkstum im alemannischen Stammesgebiet. Geograph. Zeitschr. 36, 1930, S. 16—28.

ZUR VORRÖMISCHEN BESIEDLUNG DES BAYERISCHEN ALPENGEBIETES

VON FRIEDRICH WAGNER, MÜNCHEN

Nur zögernd gibt der Boden des bayerischen Alpenlandes die Zeugnisse vorgeschichtlicher Besiedlung heraus, da deren Auffindung in dem vorwiegend aus Wiesen und Wald bestehenden Gebiet im Gegensatz zum Ackerland fast ganz vom Zufall abhängig ist. Was bisher an Funden bekannt wurde, hat Fr. Weber (Die vorgeschichtlichen Denkmale des Kgr. Bayern I) bis 1908 für den oberbayerischen Teil, F. Birkner (Festschrift der Alpenver.-Sektion Berchtesgaden 1925, S. 53—70) für das Berchtesgadener Gebiet, der Verfasser (Das Schwäbische Museum, 1925, S. 28—29) für die Schwäbischen Alpen zusammengestellt. Ferner hat P. Reinecke (Prähist. Ztschr. 7, 1915, S. 180) einige Funde aus den Voralpen nachgewiesen und sich zur Frage vorgeschichtlichen Almenbetriebes geäußert (Germania 9, 1925, S. 137). Abgesehen von der Großen Birg am Kochelsee (befestigte Frühhallstattbesiedlung) und vom klimatisch bevorzugten Reichenhaller Becken mit seinen ansehnlichen von der Bronzezeit bis in die La-Tène-Zeit sich erstreckenden Wohnstätten handelt es sich nur um Einzelfunde, die zunächst bloß auf eine vorübergehende Anwesenheit des Menschen schließen lassen. Um so schätzenswerter ist es, daß sich in den letzten Jahren etlichen weiteren Einzelstücken auch einige Funde hinzugesellt haben, die Zeugnis für eine dauernde Niederlassung des Menschen ablegen.

Für die Anwesenheit des Neolithikers fehlen auch jetzt noch greifbare Beweise. Ein in *Partenkirchen*, B.-A. Garmisch, in der Nähe der heutigen Vereinigung des Fauken- und Kankerbaches gefundenes Steinbeil mit guter Durchbohrung und scharfen Kanten (Länge 11,3 cm, Breite 4,4 cm; Museum Partenkirchen) muß nicht unbedingt dem Neolithikum zugeteilt werden. Eher könnte ein breitnackiger, kleiner Steinkeil (Länge 11 cm, Breite 6,1 cm, Dicke 3,6 cm; Privatbesitz) vom *Westerbuchberg*, einem Höhenzug bei Übersee, südlich des Chiemsees, B.-A. Traunstein, dieser Stufe angehören. Die südlichsten neolithischen Stationen Bayerns bilden bis jetzt Glonn bei Grafing, B.-A. Ebersberg (Münchshöfener Keramik; Birkner, Korrb. f. Anthropol. 37, 1906, S. 137; Reinecke, Bayer. Vorgesch.-Frd. 7, 1927/28, S. 10) und Polling, B.-A. Weilheim (Alzheimer Art; Wagner, Germania 11, 1928, S. 138). Daß der Spätneolithiker sich im Gebirge selbst niedergelassen hat, bekunden die Funde aus der bereits jenseits der bayerischen Grenze gelegenen Bärenhöhle bei Kufstein (M. Schlosser, Die Bären-

oder Tischoferhöhle im Kaiserthal bei Kufstein, München 1909, S. 484 f.; Abh. d. K. B. Akad. d. Wiss., II. Kl., XXIV. Bd., II. Abt.).

Das Bild der bronzezeitlichen Besiedlung ist namentlich durch Funde aus dem Inntal bereichert worden. Hier wurde auf dem Wasserfeldbühel bei *Oberaudorf*, B.-A. Rosenheim, ein nicht unwichtiger, in seiner Bedeutung allerdings nicht ganz geklärt Platz untersucht. Der isolierte Hügel erhebt sich wenige Minuten westlich der Ortschaft am Fuß des Hohecks zwischen dem Röthenbachtal und dem in nordwestlicher Richtung nach dem kleinen Bad Trissl streichenden Weg. Trotz seiner geringen Höhe bietet er einen weiten Ausblick in das von Osten her sich öffnende Walchsee-Tal. Auf dem südlichen, etwas niedrigeren Teil des Hügels ist jetzt ein kleiner Acker angelegt, der sichtlich durch Planierung des Hügelrückens gewonnen wurde. Am Ostende dieses Ackers fällt die tiefschwarze Kulturerde auf, die von zahlreichen Scherben durchsetzt ist und bis zu 45 cm unter die heutige Oberfläche hinabreicht. Sie erstreckt sich auf eine etwa 8 m lange, noch zirka 4 m breite Fläche, die freilich durch die erwähnte Herrichtung des Ackers sowie durch neuere Abgrabungen gestört ist¹. Die Scherben rühren allermeist von großen Gefäßen aus grobem, mit Quarzkörnern stark durchsetzten Ton her, Rand und Hals sind häufig mit Tupfenleisten ausgestattet. Die breiten Henkel setzen unmittelbar am Rand an, bisweilen sind sie durch mehr oder weniger große, in die Länge gezogene oder rundliche Tragzapfen am Hals vertreten. Die Standböden sind breit und kräftig. Neben den urnenförmigen Gefäßen kamen Reste von feinkörnigem Geschirr (Schalen, Tassen und dergleichen) vor. Die wenigen verzierten Stücke zeigen eingestempelte Kreise, die zwischen eingestochene Punktreihen gesetzt sind, schraffierte Dreiecke, Tannenmuster u. a. (**Taf. 2A**). Im Gesamtcharakter steht die Keramik jener vom Langacker bei Reichenhall (M. v. Chlingensperg, Mitt. Wiener Anthr. Ges. 34, 1904, S. 53—70) nahe, ohne daß sie sich an Reichhaltigkeit der Formen mit ihr messen kann. Vereinzelt sind Scherben mit einem schon an die späte Bronzezeit erinnernden Profil. Bronzen fehlen ganz, ein paar Tierknochen konnten nebst ganz wenigen Resten verbrannter Knochen aufgefunden werden (Funde in der Prähistor. Staatssammlung München und in Oberaudorf). Die naheliegende Deutung des Platzes als Wohnstelle fand an entsprechenden Beobachtungen keine Stütze. Es muß dahingestellt bleiben, ob die Spuren der

Pfostenlöcher, des Barackenlehms, der Brandstellen usw. bereits vernichtet sind oder ob einer mir mitgeteilten Beobachtung, daß die Sonne von dem Platz aus gesehen zur Tag- und Nachtgleiche über einer markanten Bergspitze emporsteigt, nachgegangen und daraus der Schluß auf einen Sonnenkult gezogen werden darf.

Vorgeschichtliche Scherben wurden auch im Grafenloch, einer südwestlich von Oberaudorf gelegenen Höhle aufgelesen (durch P. Reinecke). Die wenigen unverzierten Stücke erlauben zwar keine bindende Zuteilung an einen bestimmten Zeitabschnitt, müssen aber hier doch als Siedlungszeugnis gedeutet werden.



Abb. 1: Gußkuchen aus dem Bronzedepotfund von Weidachwies.

Zum Gebiet des Inntales gehört auch ein vorerst nur durch ein einziges Grab belegter Friedhof der Urnenfelderstufe, der auf dem Rohrdorfer Feld westlich von Geiging, Gem. Rohrdorf, B.-A. Rosenheim, am Alpenrand festgestellt wurde. Die Urne barg ein in vier Teile alt gebrochenes Schwert vom ungarischen Typus und zwei Messer, deren ursprünglich breite Griffangeln stark zerstört sind (vgl. Wagner, Götzefestschrift, S. 172). Das Grab schiebt sich in die Lücke ein, die seither zwischen den Urnenfeldern des Tiroler (letztes flußabwärts bei Wörgl) und des bayerischen Inntales (Allmannsberg, B.-A. Wasserburg am Inn; vgl. Altbayr. Monatsschr. 2, 1900, S. 125) klaffte.

Auf dem etwa 2½ km südwestlich von Geiging gelegenen Steinberg, unweit des Einzelhofes Nockl, Gem. Roßholzen, B.-A. Rosenheim, hat man eine mittelständige Lappenaxt (Länge 19,7 cm, Breite bis 5,9 cm; Prähistor. Staatssammlung München) entdeckt (Taf. 2 B).

Bereits im Jahre 1886 wurde in Bayerisch-Gmain ein Urnenfeldfriedhof angeschnitten und sodann von M. v. Chlingensperg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern, S. 21, unter gleichzeitiger Abbildung von drei Bronzen kurz erwähnt. Späterhin fanden sich weitere Gräber hinzu, im ganzen sollen 15—18 festgestellt worden sein. Erst neuerdings sind die bisher so gut wie unbekanntenen Funde aus Privatbesitz an die Prähistorische Staatssammlung München gekommen². Die Keramik freilich war bis auf ein paar Scherben von kleinen Gefäßen und eine Urne mit glattem Hals und schrägen Kanneluren verloren gegangen. Auch die Ausscheidung der Bronzen auf die einzelnen Gräber kann nicht mehr getroffen werden. Es liegen noch vor (Taf. 2 C) ein Tüllenbeil (Länge 10,7 cm), das die Erinnerung an die Schaftlappen noch festhält und in einem Urnengrabfeld eine ungewöhnliche Erscheinung bildet, ein außen mit sorgfältig ausgeführten Strichgruppen, innen mit lose gereihten schrägen Strichen verziertes Armingbruchstück mit halbkreisförmigem Querschnitt, ein kleiner, offener Ring, zwei Bruchstücke ebensolcher Ringe, neun ganz oder teilweise vorhandene Messer, ein kleiner, ebenfalls zum Schneiden benutzter Gegenstand (Länge 6,5 cm). Zwei Messer sind vollständig (eines davon in zwei Stücke gebrochen; Griff und Klinge sind auf der Abbildung versehentlich nicht zusammengelegt) erhalten (Länge 23 cm und 21 cm). In sieben Fällen ist auch der Griffteil noch vorhanden, bei zweien ist der dreifach gegliederte und ringförmig abschließende Griff mitgegossen, sonst bestand er aus Holz und war auf eine Angel (mit rundem oder viereckigem Querschnitt) aufgeschoben. Von einem Stück abgesehen, leitet von der Klinge zur Angel ein rundprofiliertes Zwischenglied über, ähnlich wie bei einigen Messern des Depotfundes von Homburg v. d. H. (A. u. h. V. V, Taf. 26, 455; 460). Dieses Zwischenglied ist mit ringsumlaufenden, eingetieften Linien, einmal mit feinen plastischen Ringen verziert und jeweils mit einem kräftigen Reif gegen die Griffangel abgesetzt.

Der Urnenfelderstufe entstammt auch der Depotfund von Weidachwies (am Austritt der Prien aus dem Gebirge), Gem. Hohenaschau, B.-A. Rosenheim, der auf dem Walpurgishof 40 cm unter dem Rasen gehoben und vom Besitzer des Hofes, Herrn Eduard Freiherrn von Friesen, der Prähistorischen Staatssammlung geschenkt wurde. Der Fund (Taf. 3 A u. B) besteht aus einem von glänzender Patina überzogenen Beil mit mittelständigen Lappen (Länge 18,1 cm, größte Breite 5,9 cm), einem ähnlichen Beil geringerer Größe (noch in Privatbesitz), einem kleinen Bruchstück der Schneide eines Beiles, zwölf Sichel- und Sichelfragmenten, einer Vasenkopfnadel, deren Spitze fehlt, acht Bronzeblechstücken, von denen drei mit größeren, eines mit kleinen getriebenen Buckeln

und Rillen, eines mit eingepunzten Punkten verziert ist, schließlich noch aus einem rundlichen Gußkuchen (Abb. 1) (Dm. bis 16,4 cm, Gew. 1306 g) und fünf Gußstücken verschiedener Größe und Stärke (Gewicht 547, 164, 123, 87, 20 g). Die Gegenstände lagen in einem Häufchen dicht beisammen. Die Sichel gehört zur Gruppe der in Süddeutschland und der Schweiz stark verbreiteten Lochsichel, eine Durchbohrung weisen freilich nur zwei auf. Der Griff ist durch zwei Rippen verstärkt, die innere Rippe führt geradlinig oder mit leichter Krümmung bis an den Rücken der Sichel. Nur einmal ist noch eine dritte, aber schwächere Rippe zwischen die beiden Rippen des Randes gesetzt. Zum Teil sind die Rippen mit länglichen, eingeschlagenen Vertiefungen versehen. Am Griff ist in sechs Fällen ein Dorn angebracht. Die Spitze ist einmal merklich nach außen gebogen. Die Höhe der Sichel beträgt, soweit meßbar, 13,8, 12,0, 9,2 cm, ihre Länge (Sehne) 20,5, 18,3, 18,0 cm.

Die Gegenstände unseres Depotfundes erinnern mit Ausnahme der Vasenkopfnadel an den Bronze-Depotfund von Przeworsk in Mähren (Rzehak, *Jahrb. f. Altertumsk.* I, 1907, S. 95—110), dessen Reichhaltigkeit freilich nicht entfernt erreicht wird. Die Nadel hat Parallelen im Höttinger Kreis (Ebert, *Reallex.* V, Taf. 129 e, f), in den Urnengrabfeldern von Grünwald bei München (Ried, *Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns* 19, 1915, S. 21, Abb. 8, 24) und Gernlinden, B.-A. Fürstenfeldbruck (nicht veröffentlicht) usw. Nach der Aussage des Finders sollen bei den Bronzen auch Scherben beobachtet worden sein. Eine nachträgliche Durchsicht der ausgehobenen Erde erbrachte jedoch kein Ergebnis.

Eine vereinzelt Sichel (Höhe 10,2 cm, Länge 14,0 cm), die in der Form den Stücken vom Walpurgishof entspricht, kam im Bereich der spät-römischen befestigten Siedlung auf dem Moosberg im Murnauer Moos, B.-A. Weilheim, 5 m südlich des Nordturms zum Vorschein (Mitteilung P. Reineckes).

Aus der entwickelten Hallstattzeit liegen keine neuen Funde vor, ebenso ist der dicht jenseits der bayerischen Grenze gefundene Früh-La-Tène-Gürtelhaken von Hölzelsau im Imntal (Reinecke, *Wiener Präh. Ztschr.* 10, 1923, S. 28) ein vereinzelt Vorkommen geblieben. Scherben der Spät-La-Tène-Zeit hat F. Birkner schon 1921 im Kühloch in der Zillerwand an der österreichisch-bayerischen Grenze bei Berchtesgaden festgestellt (*Festschrift der Alpenver.-Sekt. Berchtesgaden*, S. 68), denen sich in derselben Gegend, in A. u. G. Gnotschaft Oberau, seitdem noch ein weiteres Scherben der La-Tène-Zeit zugesellte. La-Tènezeitliche Scherben aus einer alten Quelfassung des Jodbades Sulzbrunn bei Kempten im Allgäu verkünden die uralte Benützung des heilkräftigen Wassers; ihr Erscheinen in nur 8 km Entfernung vom keltischen Cambodunum ist im übrigen nicht auffallend.

Ein zusammenhängendes Siedlungsbild kann aus den vorliegenden Funden noch nicht erstellt werden. Einigermaßen klar liegen die Verhältnisse nur für das Reichenhaller Gebiet und für das breit geöffnete, allein schon als Verkehrsstraße wichtige Imntal. Begreiflicherweise sind die Funde am Alpenrand gehäuft als im Gebirge selbst. Die für eine Besiedlung in erster Linie in Betracht kommenden Flußtäler boten größtenteils auf weite Strecken hin für Siedlungen und für die Landwirtschaft keine geeigneten Plätze und luden auch infolge der Wildheit der Flüsse, die oft genug die ganze Breite des Tales unter Wasser setzten, nicht zum Niederlassen ein.

Anmerkungen:

¹ Auf den Fundplatz hat zuerst Herr Apotheker Dr. Schierghofer, früher in Oberaudorf, jetzt in Bad Tölz, aufmerksam gemacht.

² Die Vermittlung des Fundes wird Herrn Dr. H. Blendinger (Unterschondorf am Ammersee) verdankt.

DIE BESIEDLUNG RÜGENS IN VORGESCHICHTLICHER ZEIT

VON WILHELM PETZSCH, GREIFSWALD

Rügen, Deutschlands größte und schönste Insel, ist alljährlich in den Sommermonaten das Reiseziel von mehr als 100 000 Deutschen, die aus allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes kommen, um in ihrer wundervollen Natur Erholung zu finden von dem Hasten und Getriebe der Berufsarbeit. Die Anziehungskraft der Insel beruht hauptsächlich auf dem so überaus reizvollen Wechsel zwischen Land und Wasser und ihrer vielfachen gegenseitigen Durchdringung, zwischen Flachküste und Steilufer, und dieses wiederum zeigt einen gleich eindrucksvollen Wechsel zwischen Lehm und Kreide. Wasser und Sand, Lehm und Kreide bilden heute die Grundbedingung jeglicher Menschen-siedlung auf der Insel; in der Urzeit war es nicht anders. Freilich nicht die Kreide selbst, die heute in großen Betrieben ausgebeutet wird, lockte damals den Menschen, sondern nur ihr „Nebenprodukt“, der Feuerstein, war es, der in frühester Zeit die Grundlage für eine erste wirtschaftliche Blüte der Insel abgab. In langen Bändern ziehen sich die Feuersteinbänke durch die Kreide und sind im Steilabfall mühelos herauszulesen. Und wer selbst die geringe Mühe scheut, der braucht sich am Strande nur zu bücken, um Feuersteinknollen in allen gewünschten Dimensionen massenhaft zu finden. Die Gesetzmäßigkeit, mit der der Feuerstein in muscheligen Brüche scharfkantig springt, machte ihn in höchstem Maße geeignet, als Werkzeugmaterial zu dienen. Es ist daher kein Wunder, daß eine Insel, die dieses kostbare Material in unerschöpflicher Fülle bot, schon früh besiedelt wurde. Allerdings bot der Feuersteinreichtum Rügens einen Anreiz erst dann, als mit der Litorinasenkung die kreideführenden Schichten in den Bereich der Meeresbrandung kamen, so daß Uferabstürze die Kreide freilegten. Daher hat in der Ancycluszeit eine nennenswerte Besiedlung der Insel nicht stattgefunden. Eine angeschnittene Rengeweihestange aus dem Moor von Garz ist der einzige sicher ancycluszeitliche Fund von Rügen, möglicherweise gehört eine weitgezähnte Harpune von Venz und zwei Geweihhacken von Neclade bzw. Frankenthal noch dem späteren Abschnitt dieser Kulturperiode an. Mikrolithen sind bisher von der Insel nicht bekannt. So dürfte die erste wirkliche Besiedlung Rügens von Dänemark aus zur Zeit der Muschelhaufenkultur erfolgt sein, und zwar erst zu einem Zeitpunkt, als diese Kultur auf den dänischen Inseln ihren Höhepunkt erreicht hatte und alle Plätze, die sich an den jütischen und inseldänischen Küsten

zur Besiedlung eigneten, schon besetzt waren. In den Gewässern um Rügen war nämlich der Salzgehalt so gering, daß Muscheln von auch nur annähernd gleicher Größe wie dort nicht gediehen. Und ohne Not, d. h. ohne starke Bevölkerungszunahme, werden die dänischen Muschelhaufenleute ihren Siedlungsraum und ihre alten Lebensbedingungen nicht aufgegeben haben. Nach Rügen gelockt haben kann sie nur die freiliegende Kreide, d. h. der Feuersteinreichtum. Die Kreideküste von Arkona ist von der von Moen kaum 65 km entfernt, bei klarem Wetter unter günstigen Sichtverhältnissen von da aus sichtbar. Man muß also annehmen, daß zunächst die Kreideküsten von Wittow und Jasmund von Dänemark aus besiedelt sind. Auf diese beiden Halbinseln ist die vielumstrittene Form des mandelförmigen Faustkeils beschränkt, und zwar kommen die großen Exemplare fast ausschließlich auf Arkona vor, leider bisher nur Oberflächenfunde. Auf Jasmund dagegen kommen vorwiegend kleine Exemplare dieses Gerätes vor, hier innerhalb der rügenschon Ausprägung der Muschelhaufenkultur, die wir nach dem wichtigsten Fundplatz die Lietzow-Kultur nennen. Noch in dem spätesten Abschnitt dieser Kultur, der Stufe von Augustenhof, fand sich in dem großen Moorfunde von Augustenhof neben zwei degenerierten Faustkeilen auch ein kleiner Faustkeil von typisch mandelförmiger Gestalt (vgl. Petzsch, Steinzeit Rügens, Greifswald 1928, S. 52 ff.). Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß diese Geräteform vor der Muschelhaufenzeit nach Rügen gekommen ist. Im Inventar der Lietzowkultur finden sich alle typischen Formen der Muschelhaufenkultur, vor allem Spalter (Scheibenbeile) und Kernbeile. Doch zeigt sich Dänemark gegenüber ein wesentlicher Unterschied: hier stehen die Spalter im Vordergrund, auf Rügen die Kernbeile. Die Lietzowkultur hat sich auf Rügen bis weit in die Zeit des nordischen Neolithikums hinein gehalten. Das bedingt natürlich eine interessante Entwicklung des mesolithischen Kernbeiles, während der Spalter, typologisch wenig empfindlich, nur an Größe abnimmt, um schließlich ganz zu verschwinden. In dem reichen Funde von Augustenhof fanden sich neben mehr als 500 Kernbeilen nur zwei Spalter von geringer Größe. Die Beschaffenheit der Kruste an den Kernbeilen dieses Moorfundes macht es wahrscheinlich, daß die Feuersteinknollen, die auf dieser Siedlung verarbeitet wurden, zum größten Teile direkt aus der Kreide herausgenommen sind. Ebenso fällt es bei

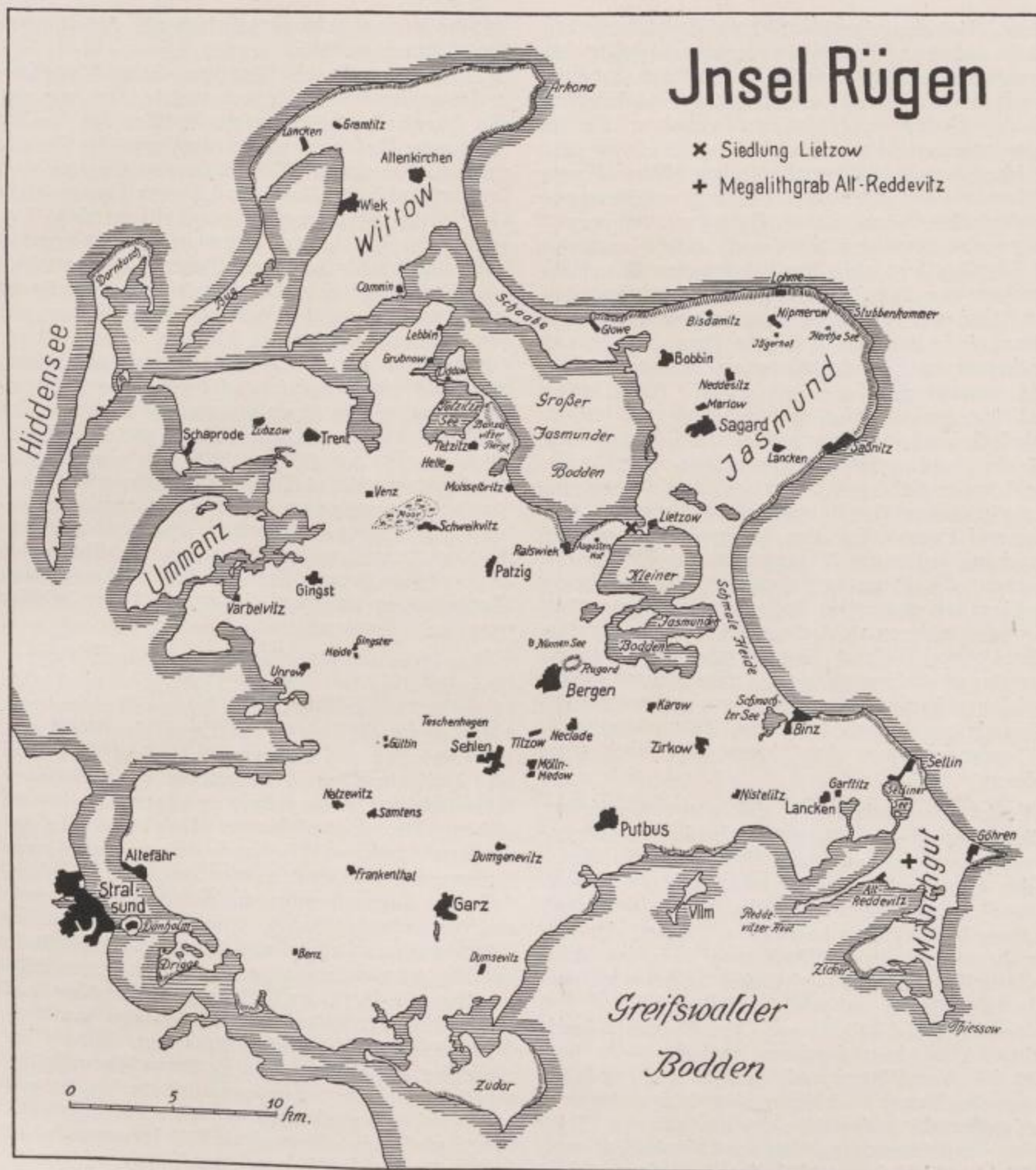


Abb. 1: Karte der Insel Rügen.

diesen Beilen auf, daß nur ganz selten ein gewisser Größendurchschnitt überschritten wird. Und dies letztere trifft überhaupt für die gesamten Beile der Lietzowkultur zu. Das spricht dafür, daß es Zentren der Feuersteinbearbeitung gegeben hat, die die übrigen Teile Rügens mit fertigen Feuersteingeräten versorgten. Daß diese Fabrikationszentren auf Wittow und vor allem auf Jasmund gelegen haben, daran lassen Massenfunde wie die

von Lietzow und Augustenhof keinen Zweifel. Es ist sicher kein Zufall, daß diese reichen Fundstätten nicht in unmittelbarer Nähe der Kreideküste liegen, sondern gerade an der Verbindungsstelle zwischen Jasmund und der rügenschens Hauptinsel. Einmal wurde so die Weitergabe der Fertigware an die Bewohner der Hauptinsel sehr erleichtert, dann aber waren die Wohn- und Lebensbedingungen hier viel günstiger als an der Außen-

küste. Bei dem feuchten Klima der Litorinazeit waren Lehm und Kreide als Siedlungsböden höchst ungeeignet, während gerade die sandigen Anhöhen des Endmoränenzuges am Rande der beiden Jasmunder Bodden zur Siedlung einluden. Ferner boten die seichten, geschützten Gewässer der Bodden, damals beide noch mit dem offenen Meere verbunden, der Tierwelt des Meeres willkommene Jagdgründe; Gänse, Enten, Schwäne, Reiher und Kormorane bevölkern heute noch diese Gewässer. Es ist allerdings auffallend, daß unter den Tierknochen aus dem Augustenhofer Moor Knochen von Wasservögeln außer vom Schwan nicht vertreten sind; aber da fast alle Knochen nur zur Markgewinnung aufgeschlagene Röhrenknochen sind, beweist das Fehlen nicht viel. Nicht selten sind dagegen Knochen von Seehund und Robbe, mehrfach auch von Fischotter. Das deutet doch auf die Jagd größerer Wassertiere. Daß auch Wald in der Nähe war, beweisen die Knochen und Geweihteile von Hirsch und Reh, Wildschwein, Urstier und Fuchs. Für das Vorhandensein offener Strecken spricht das Vorkommen von Wildpferdknochen. Fischfang und Jagd muß also bei dieser Bevölkerung eine große Rolle gespielt haben; aber man wird in ihnen nicht die einzige Nahrungsquelle sehen dürfen. Unter den fertigen Horngeräten überwiegen zahlenmäßig die Hirschhornhacken; sie können kaum eine andere Verwendung gehabt haben als zur Bodenbearbeitung. Wir müssen also mit einer gewissen Ausdehnung des Hackbaues rechnen.

Es ist sehr bedauerlich, daß wir von anderen Teilen Rügens nur Oberflächenfunde von Steinwerkzeugen besitzen, keine Horn- und Knochenfunde. Es wäre für uns sehr interessant, zu wissen, ob auch an anderen Stellen ähnliche Lebens- und Siedlungsbedingungen herrschten. Dann könnten wir eher sagen, ob die fundleeren Teile der Insel in dieser Epoche Waldbedeckung trugen oder aus anderen Gründen unbesiedelt blieben. Denn die Lietzowkultur ist keineswegs über die ganze Insel verbreitet, sondern durchaus auf die Küste beschränkt. Von Wittow und Jasmund sind Funde in übergroßer Menge vorhanden, aber doch meist von Fundstellen, die in der Nähe der Küste liegen. Das Innere von Wittow, fruchtbarster Lehmboden, war vielleicht mit Eichenwald bedeckt; Eichenwälder sind uns für die slavische Epoche urkundlich bezeugt. Auf dem einzigen Sandstrich, den es auf Wittow gibt, liegt bezeichnenderweise die Werkstätte von Gramtitz. Noch zahlreicher sind die Funde von Jasmund, besonders von den Randgebieten. Hier bietet ein sandiger Erdmoränenzug, der sich an der Küste entlang von Saßnitz über Lietzow nach Bobbin hin erstreckt, trockenen Siedlungsboden in der Nähe des Wassers; gleicher Untergrund findet sich in der Gegend von Nipmerow am Nordrande. Ein kleiner, dreieckiger

Spalter darf als charakteristisch für den Nordteil der Halbinsel gelten.

Ähnliche Lebensbedingungen boten die Endmoränenzüge von Hiddensee, von Liddow und von den Banzelvitzer Bergen am Südufer des Großen Jasmunder Boddens und die Inselkerne der Granitz und von Mönchgut. Feuerstein war hier leicht in der Endmoräne zu finden und konnte ebenso leicht von Wittow bzw. Jasmund beschafft werden. Dagegen fehlt natürliches Vorkommen von geeigneten Feuersteinknollen in den südlichen Küstenstrichen, wo sich an den tief ins Land einschneidenden Buchten (Inwieken) an der Halbinsel Zudar einige, auf der Halbinsel Drigge zahlreiche Funde dieser Kulturepoche ergeben haben. Gerade auf Drigge endet der breite Sandstreifen, der sich von Lietzow über Bergen und Garz bis an den Südrand der Insel erstreckt, sonst aber Funde nur in der Gegend von Bergen gebracht hat. Das hängt wohl mit dem fast völligen Fehlen von Wasser in diesem Sandstreifen zusammen. Ebenso fehlen Funde bisher im westlichen Küstenstrich Rügens; hier reicht die fruchtbare Grundmoränenebene unmittelbar bis an die Küste heran. Erst auf der Wittow gegenüberliegenden Halbinsel Schaprade treten wieder vereinzelte Funde auf.

Die Lietzow-Kultur hält sich auf Rügen in diesen Grenzen über die nordische Dolmenperiode hinaus bis in die Ganggräberstufe. Die damals eintretende Klima-Änderung brachte dann wohl den Wald zum Verschwinden, und andererseits beginnt die in dieser Zeit einsetzende Expansion der dänischen Megalithkultur auch Rügen in ihren Bereich zu ziehen. Das Auftreten von Megalithgräbern auf der Insel, und zwar Formen, die an die jüngeren Ganggräber anschließen, führt zu der Annahme, daß eine Zuwanderung von den dänischen Inseln aus stattgefunden habe. In der vorhergehenden Dolmenperiode hatten nur die dünnackigen Beile und die entsprechenden anderen Feuersteingerätschaften die Insel erreicht, während Gräber und Dolmenkeramik fehlen; es scheinen also nur Handelsbeziehungen bestanden zu haben. Einige besonders große Exemplare des dünnackigen Beiles, die sich auf Wittow gelegentlich finden, mögen wohl direkte dänische Importstücke sein. Übrigens verschwindet das dünnackige Beil keineswegs mit dem Auftreten des dicknackigen, sondern hält sich neben diesem bis in die Dolchzeit hinein, allerdings als ungeschliffenes Flachbeil. Mit der Vermehrung der Gerätformen tritt ein neuer Aufschwung der Feuersteinindustrie ein; das klimatisch bedingte Verschwinden des Waldes und die Einführung von Ackerbau — bezeugt durch den Fund von Weizenkörnern im Pfahlbau von Gingst — und Viehzucht führen zu einer Ausdehnung der Siedlungen über die ganze Insel. Es gibt auf Rügen wohl kaum einen Quadratkilometer, von dem nicht irgend welche neolithische Funde bekannt geworden

wären. Die Bevölkerung muß dementsprechend stark zugenommen haben; über die natürlichen Lebensbedingungen hinaus hat die nunmehr im Gegensatz zur vorhergehenden Kulturperiode auf Export arbeitende Feuersteinindustrie offenbar zu einer so starken Vermehrung der Bevölkerung geführt, daß schließlich der Überschuß abwanderte, zunächst natürlich auf das vorpommersche Festland. Die Bevölkerung Vorpommerns, deren Kultur mit der rügenschens völlig übereinstimmt, nimmt nun bald Fühlung mit den Bewohnern des Havellandes, zweifellos auf dem direkten Wege durch das Tollensetal. Der Gütertausch bringt havelländische Keramik nach Vorpommern und Rügen (Nachbestattungen im Mönchguter Megalithgrab), auf dem Wege über das Havelland kommen auch mitteldeutsche Geräte herauf nach Rügen, Schuhleistenkeile, Schieferbeile, Armschutzplatten, auch ein Jadeitmeißelchen. Daß diese fremden Kostbarkeiten sich fast ausschließlich auf Jasmund gefunden haben, ist sicherlich kein Zufall. Jasmund wird als Industriezentrum Sitz eines Reichtums, der sich weit bis in die Bronzezeit hinein gehalten hat. Die Ausdehnung des Feuersteinexports nach Osten wird leicht überschätzt; schon in Hinterpommern läßt die Größe der dort gefundenen Feuersteingeräte so stark nach, daß man nicht mehr mit einem direkten Import von Rügen rechnen darf. Die kulturellen Einflüsse dagegen gehen auf dem Wege über die Oderschurkeramik weit nach Osten.

Diese reiche Entwicklung mußte durch den Eintritt der Bronzezeit aufs äußerste gefährdet werden, da die Bronze den Feuerstein entwertete. Zwar waren weitreichende Handelsverbindungen nach allen Richtungen angeknüpft, aber was nützten sie, wenn die Zufuhr, die durch sie herangeführt werden konnte, nicht bezahlt werden konnte! Man hat sich seit langem daran gewöhnt, nicht mehr in dem Bernstein allein die Gegengabe für die von Süden herangeführte Bronze zu sehen, sondern in noch höherem Maße in den Erträgen von Ackerbau und Viehzucht. Und für beides fielen die ausgedehnten Sand- und Dünengebiete Rügens fort. Guter Boden und saftige Wiesen mit ausreichender Süßwasserversorgung waren die Vorbedingungen für die Siedlung in der Bronzezeit, und diese Vorbedingungen waren auf Rügen nur an wenigen Stellen gegeben. Der Wandel der Verhältnisse macht sich erst allmählich geltend, wie die Funde lehren. 3 Kupferbeilchen fallen noch ganz in die Steinzeit; eines stammt von Tilzow bei Bergen, das andere von Jasmund; der Fundort des dritten ist unbekannt. Sehr gering ist auch die Zahl der Funde aus der I. Periode der Bronzezeit: ein paar Randbeile vom Südufer des Großen Jasmunder Boddens (Ralswiek, Schweikvitzer Moor, Helle, Grubnow), 2 massive Bronzeringe aus derselben Gegend (Moisselbritz) und 1 von Hidden-

see, 2 Dolche von Putbus — das ist alles! So wird man während dieser Periode auch noch das Fortleben der neolithischen Kultur annehmen müssen. Wenn in dem späten Megalithgrab von Puddemin neben rein steinzeitlichem Inventar auch ein Stück eines Bronzeringes gefunden wurde, so zeigt das, wie unmerklich die Kenntnis der Bronze sich in die Steinzeitkultur hineinschiebt. Ähnliche Beobachtungen lassen sich an anderen Megalithgräbern machen. Unter den Nachbestattungen in dem großen Mönchguter Megalithgrave befindet sich eine, die wahrscheinlich in die Bronzezeit fällt, obwohl die Beigaben rein steinzeitlich sind: es ist ein napf- oder sattenförmiges Tongefäß, das mit Knochen bis zum Rande vollgestopft war. Es gleicht in der Form völlig Gefäßen aus den bronzezeitlichen (II. Periode) Gräbern von Havemark (Eberts Real-Lex. IX, Taf. 128, 2. Reihe links), und ein gleicher Napf, ebenfalls mit Knochen vollgestopft, fand sich in einem Hügelgrab der Periode II bei Tetzitz (Väterkunde-Museum Bremen, nach freundlicher Auskunft von H. Müller-Brauel). Ähnliche Näpfe, die in der nordischen Steinzeit keine Vorläufer haben und wohl der II. Periode der Bronzezeit angehören, fanden sich auch in anderen späten Megalithgräbern (Dumsewitz) (vgl. Petzsch, Steinzeit Rügens, S. 150). So wird man den Beginn der Bronzezeit für Rügen nicht vor Anfang der II. Periode ansetzen dürfen. Es liegen bisher aus der gesamten Bronzezeit gegen 65 Funde vor, davon 10 Grabfunde und 5 Depotfunde. Das ist im Verhältnis zu den Tausenden von neolithischen Funden sehr wenig. Die Verteilung der Funde ergibt, daß sie nur auf wenige Gebiete beschränkt sind. Daß die rügensch Bronzezeit von Dänemark stammt, ist nicht zweifelhaft. Um so auffälliger ist es, daß Wittow ausgeschaltet wird. Aus der ganzen älteren Bronzezeit ist von Wittow kein einziger Fund bekannt, aus der jüngeren nur ein Einzelfund unbekanntes Fundortes (Griffzungdolch) und ein Depotfund aus der V. Periode, gefunden bei Lancken a. Wittow (Sammlung von Platen, jetzt Museum Stralsund). Dazu stimmt, daß Fr. von Hagenow unter den 1600 Hügelgräbern, die wenigstens zum Teil aus der Bronzezeit stammen, von ganz Wittow nur eine einzige Gruppe von 26 Grabhügeln kennt, gelegen bei Cammin am Großen Jasmunder Bodden, gegenüber der Lebbiner Halbinsel. Dabei hat Wittow den besten Boden von ganz Rügen; aber es fehlt an Süßwasser! Gerade bei Cammin und bei Lancken fließt ein kleines Bächlein vorbei. Ganz anders liegen die Verhältnisse auf Jasmund, das zwar auch, wie Wittow, fruchtbaren Lehm Boden hat, aber doch von vielen kleinen Teichen und moorigen Senken angefüllt ist; dazu wird es von zahlreichen Bächen durchquert. Noch heute weist es die größte Zahl von Hügelgräbern auf, vor 100 Jahren zählte v. Hagenow 389.

Von Jasmund stammen die meisten Funde der Perioden II und III, darunter der einzige Fund von Rohmaterial (Depotfund von Nipmerow) und der einzige Goldschmuck von Rügen, eine Armspirale von Sagard. Gold findet sich sonst nur als dünne Drahtumwicklung eines Schwertgriffes in einem Hügelgrabe bei Nistelitz (unweit von Lancken bei Sellin). Hier, in dem Gebiet um den Schmachter See bei Binz und um den Selliner See, konzentrieren sich Hügelgräber und Funde, soweit man bei dem spärlichen Fundmaterial überhaupt von einer Konzentration sprechen kann. Ein etwas reichere Grabfund (1 Tongefäß, 1 Bronzegefäß, 1 Absatzbeil von nordischem Typus und 1 Schwert) von Mönchgut (Museum Stralsund, aus dem Besitz eines Göhrener Antiquitätenhändlers, daher die Fundangabe „Mönchgut“ verdächtig) dürfte, wenn der Fundangabe Wert beizumessen ist, am ehesten aus der Gegend von Sellin stammen, wo auch sonst Funde der II. und III. Periode gehoben sind. Sonst kommt, abgesehen von ganz vereinzelt Funden aus der Gegend von Putbus und Garz, nur noch das Gebiet zwischen Bergen und Trent (ein breiter Streifen am Südrand des Großen Jasmunder Boddens) für die bronzezeitliche Besiedlung in Betracht, ein Teil der großen rügenschen Grundmoränenebene mit zahlreichen großen und kleinen Wasserflächen. Besonders reich an Funden sind die Randgebiete des Tetzitzer Sees und des Schweikvitzer Moores. Hauptsächlich sind hier die Perioden III—V vertreten (bei Tetzitz auch die II. Periode). Zwei Depotfunde der V. Periode stammen vom Ufer des Nonnensees bei Bergen. So beschränkt sich die Besiedlung Rügens während der Bronzezeit auf einige wenige Gebiete, im wesentlichen Jasmund, das Gebiet zwischen Bergen und Trent und das um Sellin. Gemeinsam ist diesen Gebieten fruchtbarer Boden mit größeren oder kleineren Süßwasserflächen.

Der große Klimasturz, der am Ende der Bronzezeit einsetzt, bringt eine neue Umwälzung der Siedlungsverhältnisse. Die zunehmende Feuchtigkeit vertreibt den Menschen von den schweren Böden. Die Hallstattzeit ist überhaupt nur durch zwei Funde vertreten: 1 Nadel mit drei Scheiben als Kopf von Garftitz und 1 Schwanenhalsnadel von Binz. Aus der Früh-La-Tène-Zeit kennen wir überhaupt keinen Fund; es hat fast den Anschein, als ob Rügen mit fortschreitender Klimaverschlechterung von seinen Bewohnern verlassen sei. Erst von der Mittel-La-Tène-Zeit ab haben wir wieder sichere Funde. Neuere Untersuchungen über die rügisches-vorpommersche Spezialform der „pommerschen Fibel“ haben mit größter Wahrscheinlichkeit ergeben, daß in der Mittel-La-Tène-Zeit ein Stamm aus dem westlichen Mecklenburg nach Vorpommern und Rügen herübergekommen ist (Mitteilungen aus der Sammlung vaterl. Altertümer der Universität Greifswald IV, 1930). Die Fundstellen

lassen deutlich erkennen, daß man die sandigen Böden wieder aufsucht. Die Siedlungen und Urnenfriedhöfe von Putbus und Dumgenevitz, Sehlen und Mölln-Medow, Patzig und Gramtitz liegen auf denselben sandigen Stellen wie die steinzeitlichen Funde; die pommerschen Fibeln und der einzige Waffenfund der Spät-La-Tène-Zeit, das Schwert von Teschenhagen, stammen von Sandboden. Wenn auch die Besserung des Klimas in der Spät-La-Tène-Zeit die Besiedlung anderer Böden ermöglicht (Tetzitz: Urnenfriedhof; Sellin: Grab; Benz bei Gustow: Fibel), so bleibt doch die Besiedlung außerordentlich dünn. Ein Halsring mit Pufferenden von Zubzow bei Trent, 2 Flügelnadeln von Zirkow und ein Kronenhalsring von Garz, alles Moorfunde, schließen die Reihe der Funde ab.

Wie weit die Besiedlung der vorrömischen Eisenzeit noch in das erste nachchristliche Jahrhundert hineinreicht, läßt sich noch nicht sagen; eine Fibel von Neddesitz (Jasmund) und eine Fibel und Riemenzunge von Karow bei Bergen gehören vielleicht noch ins 1. Jahrh. Aus dem 2. Jahrh. haben wir die der sog. Odermündungsgruppe angehörenden ostgermanischen Funde von Mönchgut (Nachbestattung am Megalithgrab in der Forst Mönchgut und das Gefäß von Göhren; vgl. Mitt. a. d. Sammlung vaterl. Altertümer Greifswald IV), von Jasmund (Marlow, Jägerhof) und aus der Gegend von Gingst (Güttin, Unrow, Gingster Heide, Varbelvitz, vielleicht auch die kleine Statuette von Natzevitz). Dem frühen 3. Jahrhundert gehören die Funde von Bisdamitz auf Jasmund und von Hiddensee (Mitt. IV) an; aus noch späterer Zeit stammt eine Tonschale von Nipmerow und ein Armring und Silberfibel von Schaprode. — Die Zahl der kaiserzeitlichen Funde ist so gering und so örtlich beschränkt, daß man auf eine sehr geringe Anziehungskraft der Insel schließen darf. Rügen liegt eben abseits von der Marschrichtung des ostgermanischen Wanderzuges, der im 2. Jahrh. durch Vorpommern nach Westen ging. Nur versprengte Trupps werden den Weg nach Rügen gefunden haben, nur geringe Reste dort zurückgeblieben sein, natürlich auf den besten Böden: Mönchgut, Jasmund, Gingst, Hiddensee. Und dann fehlen vom 4.—9. Jahrh. alle Spuren einer Besiedlung.

Die Einwanderung der Slaven läßt sich an den Funden nicht verfolgen. Daß sie im 9. oder 10. Jahrh. auf Rügen gesessen haben, lehrt uns ein Fund von 12 arabischen Münzen des 8./9. Jahrh. vom Rugard und der wikingische Goldschmuck von Hiddensee. Ihre Siedlungsspuren haben sich erst aus der spätslavischen Epoche nachweisen lassen. Aus dieser Zeit stammen nach Ausweis der Scherben die über das ganze Land verteilten Burgwälle, von denen Arkona und Garz als Tempelfesten, der Rugard als Herrschersitz die größte Rolle gespielt haben. Die Erforschung der slavischen Siedlungen steht erst in den Anfängen. Die Zahl der slavischen

Ortsnamen ist so groß, daß man eine dichte Besiedlung der Insel annehmen muß. Dazu stimmen die historischen Nachrichten von der militärischen Kraft und politischen Bedeutung der Rünen; dazu stimmt auch, daß überall dort, wo interessierte Leute nachforschten, in den letzten Jahren slavische Scherben gefunden sind. Alle Beobachtungen sprechen dafür, daß es wieder die Sandgebiete sind, die nun nach der steinzeitlichen und früheisenzeitlichen als dritte eine wendische Besiedlung erfahren. Bis ins späte 13. Jahrh. hinein reichen die slavischen Funde; um 1300 ist der Germanisierungsprozeß beendet.

Vorstehende Untersuchung über die Besiedlung Rügens in der vorgeschichtlichen Zeit hat gezeigt, wie groß die Abhängigkeit der Siedlung von den natürlichen Grundlagen, den Bodenschätzen und den klimatischen Verhältnissen in der Vorzeit ist. Die jüngere Steinzeit bedeutet den absoluten Höhepunkt, von dem es, wenn auch mit mancherlei Schwankungen, unaufhörlich herab geht. Die Siedlung wechselt vom Sand auf den Lehm, vom Lehm auf den Sand, bis der Mensch es lernt, die Natur zu meistern und sich durch fortschreitende Spezialisierung möglichst unabhängig von ihr zu machen.



Abb. 2: Scheibenfibel von Hiddensee.

(Nach Behn, Altgermanische Kunst, 2. Aufl. München, J. F. Lehmann 1930 Taf. 21)

HALLSTATT- UND LATÈNEZEITLICHE HAUSGRUNDRISSE AUS DEM RIES

VON ERNST FRICKHINGER, NÖRDLINGEN

Das Ries, jene fast kreisrunde, etwa 20 km im Durchmesser haltende, auf vulkanischem Wege in der Tertiärzeit entstandene Einkesselung im schwäbisch-fränkischen Jura, wurde im Diluvium zum größten Teile mit Löß ausgekleidet. Dieser Löß ist die Ursache seiner heutigen Fruchtbarkeit, die es zu einer Kornkammer Bayerns macht, ist aber auch die Ursache, daß vom Neolithikum an eine lückenlose Besiedlung festzustellen ist. 90 vorgeschichtliche Siedlungen und 40 römische Guts-höfe kennen wir bis jetzt. Im Folgenden soll eine Siedlung der Hallstattzeit C auf dem Reimlinger

spuren auf etwa 30 m Länge zu beobachten, die sich bei der Grabung als eine 1,85 m breite Trocken-mauer aus Kalksteinen erwiesen mit Pfostenlöchern außen und innen. Besonders an der Außenseite der Mauer lagen zahlreiche gebrannte Lehmbrocken mit Flechtwerkeindrücken und häufige Kohlen-stücke, ein Beweis, daß die Pfosten mit Flechtwerk verbunden waren und daß die Befestigung durch Brand zugrunde ging. Ein Graben war vor der Mauer nicht festzustellen. Zahlreiche Scherben-funde lassen sie der Hallstattzeit C zuweisen. Sie diente dem Schutze einer Siedlung der gleichen

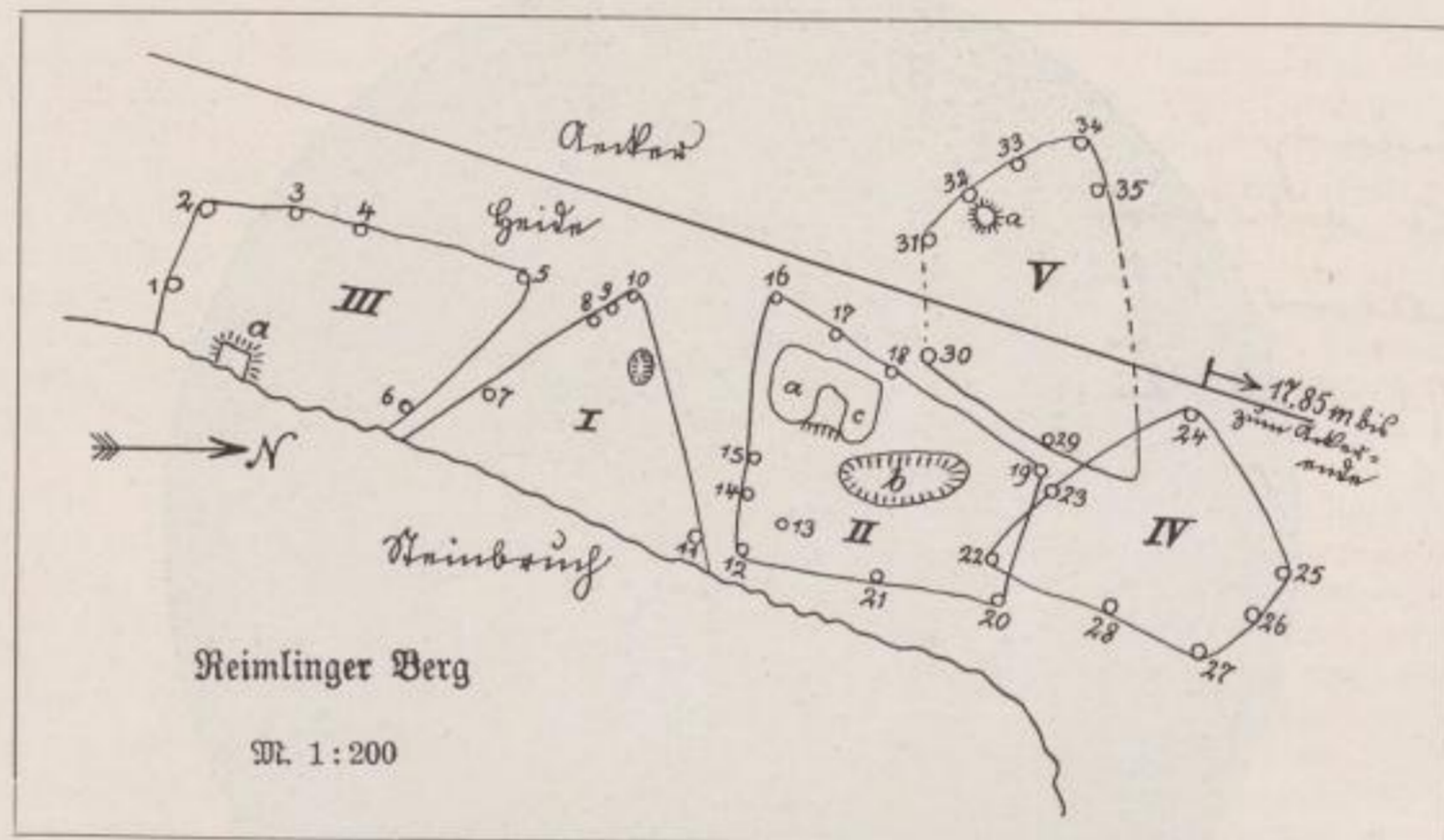


Abb. 1: Hausgrundrisse I—V.

Berge, Gem. Herkheim, B.-A. Nördlingen und eine solche der La-Tène-Zeit D bei Heroldingen, B.-A. Nördlingen besprochen werden.

I.

Der Reimlinger Berg — etwa 1 Stunde südlich von Nördlingen gelegen — ist der nördliche Teil einer hufeisenförmigen Erhebung, deren südlicher Teil, der Katzenberg, durch das sog. „Schönefeld“ im Osten mit dem nördlichen verbunden ist. Diese Erhebung besteht in ihrem Kerne aus aufgepreßtem Urgebirge, das von Süßwasserkalk überlagert ist. Der Reimlinger Berg fällt nach Norden, Westen, Süden und Nordosten ziemlich steil ab, im Südosten setzt er sich in das „Schönefeld“ fort. An dieser Stelle sind vom Nordost- zum Süd-Steilhang laufend, den Berg abriegelnd, schwache Wall-

Zeit, von der es gelang 6 Pfostenhäuser nachzuweisen (siehe Abb. 1). Fünf davon lagen am Nordost-Hange des Berges zu einer Gruppe vereinigt. Leider hatte ein früher hier in Betrieb befindlicher Steinbruch 2 davon zur Hälfte bereits zerstört (I und III). Haus IV ist etwas älter und einem Brande zum Opfer gefallen, wie zahlreicher über dem Estrich liegender Brandschutt zeigte. Haus II und V liegen mit Teilen über jenem. Die Grundrisse sämtlicher Häuser sind unregelmäßig trapezförmig, je eine Hausecke ist spitzwinklig. Die Häuser besaßen einen festgestampften Lehmestrich von 4—8 cm Dicke. Die Pfostenlöcher standen meist noch innerhalb desselben und sind trichterförmig ausgehoben, in sämtlichen lagen Steine zum Verkeilen der Pfosten. Die Löcher waren 30—35 cm tief und hatten obere Durch-

messer von 20—68 cm. Lediglich zwei Pfostenlöcher (19 und 26) waren nicht vorher ausgehoben worden. Hier waren die Pfosten direkt eingerammt worden. Sie hatten senkrechte Wände, enthielten keine Verkeilsteine und erwiesen sich als die tiefsten (54 und 55 cm). In Haus III und V war je ein 6 und 10 cm hoher Lehmherd, rot gebrannt, festzustellen, in I eine Abfallgrube, die neben Scherben Knochen und Zähne von Pferd und Schwein enthielt. Das interessanteste Haus ist Haus II, denn es enthielt in seinem südwestlichen Teile offenbar den Rest eines Töpferofens (siehe **Abb. 2**). Der Ofen hatte hufeisenförmige Gestalt, bestand in seinem Inneren aus Steinen, die mit 10 cm dicker rotgebrannter Lehmschicht bedeckt waren. In der Mitte befand sich eine Einsenkung, die ebenfalls mit Lehm ausgekleidet und rot gebrannt war, wohl die einstige Öffnung, das Schürloch. Das Ganze wird kuppelförmig über-

1,10 m Durchmesser, die neben einigen Scherben hauptsächlich Knochen von Pferd, Rind, Schwein und Schaf enthielt, wohl ein Keller. Nordwestlich der Grube lagen auf dem Estrich einige große Steine, vermutlich Reste eines Herdes, denn zahlreiche Kohlenstücke und tierische Knochen fanden sich um sie herum.

Die Siedlung ist durch Feuer zerstört worden. In sämtlichen Häusern lagen in Massen hartgebrannte Lehmewurfstücke, auf der einen Seite mit den Flechtwerkeindrücken, auf der anderen Seite mit Glattstrich, der teils weiß bemalt war, teils Strohmatteindrücke aufwies, mit denen die Wände offenbar innen verkleidet waren. Die Kleinfunde bestehen natürlich in der Hauptsache aus Gefäßresten. Vom kleinsten Kinderschüsselchen bis zum meterhohen Vorratsgefäße sind alle Größen vorhanden. Die größeren Gefäße sind mit einer Leiste um den Hals versehen, die eine gedrehte



Abb. 2: Brennofen in Haus II.

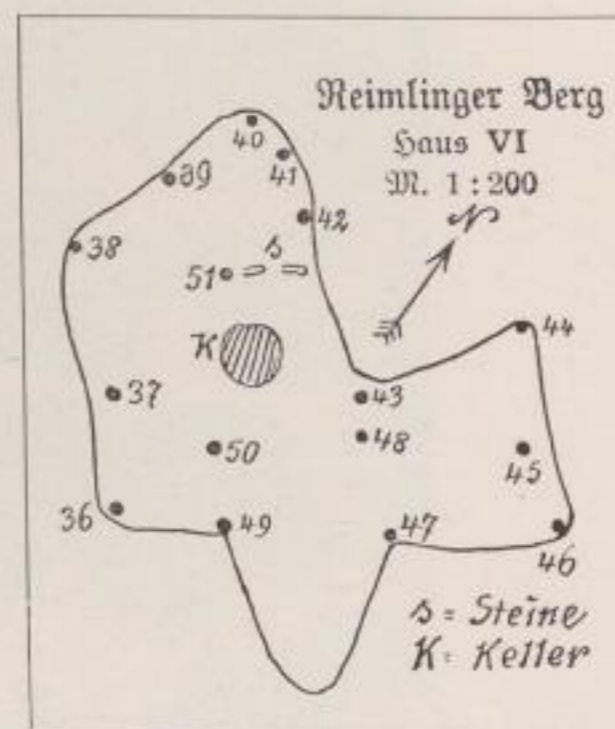


Abb. 3: Hausgrundriß VI.

dacht gewesen sein. Der erhaltene Rest war noch 23 cm hoch, die Öffnung befand sich 8 cm über dem Estrich. Neben dem Ofen erstreckte sich eine 2 m lange und 1,35 m breite, ovale, muldenförmige Abfallgrube von in der Mitte 30 cm Tiefe. Sie war mit über 2 Zentnern Gefäßresten, Scherben auf Scherben, angefüllt. Es handelt sich hierbei wohl um beim Brand verunglücktes Geschirr, denn ein Teil davon war stark verzogen und so durchgeglüht, daß er in Wasser gebracht darauf schwamm. 76 m nordwestlich der Häusergruppe stand ein sechstes Haus, das größte von allen (**Abb. 3**). Es hatte nach Osten zu einen durch die Pfostenlöcher 43—48 begrenzten Anbau. Zwischen Pfostenloch 47 und 49 lief der Lehmestrich noch zungenförmig in Richtung auf die Häusergruppe über die Pfostenreihe hinaus. Wir dürfen hier wohl die Türe annehmen. Ziemlich in der Mitte des Hauses befand sich eine 53 cm senkrecht in den Boden eingetiefte runde Grube von

Schnur imitiert (**Abb. 4, o**), daneben gibt es einfache Reihen von Fingernageleindrücken, während Fingertupfenverzierung merkwürdigerweise völlig fehlt. Was sich wieder zusammensetzen ließ, zeigt **Abb. 5**. Dieses Geschirr ist grobtonig, mit Quarzkörnern durchsetzt und vermutlich, wie der Befund in Haus II zeigt, auf dem Berge selbst hergestellt worden. In der Abfallgrube dieses Hauses lag nur solches Geschirr. Daneben kommt, namentlich in Haus VI, klingend hart gebrannte Ware vor, die wohl Importware darstellt und ein prächtiges pompejanisches Rot aufweist und meist mit schwarzen (**Abb. 4 a**) oder auch gelben (b) geometrischen Ornamenten verziert ist. Teils ist der Graphit direkt auf das Gefäß aufgetragen, teils sind Riefen und Rillen damit bedeckt (c, d, e); des öfteren sind eingeritzte Linien und eingestochene Punkte mit weißer Farbe ausgefüllt (f, g), wiederholt kommen Punkte mit konzentrischen Kreisen

vor (h, i). Zu erwähnen ist aus Ton noch ein Stück eines Siebgefäßes (k) und das tutulusähnliche Stück (l), das an der Spitze und dreimal am Rande durchlocht ist; endlich 59 Spinnwirtel und eine Anzahl Tonpyramiden (siehe Abb. 5). Metallfunde sind sehr spärlich, der Bügel einer bronzenen Kahnfibel (Abb. 4 m), zwei kleine Nadeln mit geriefen Köpfen (n), ein Bronzknöpfchen und ein Eisenstäbchen, letzteres im Estrich von Haus IV. An Geräten fand sich nur, ebenfalls in Haus IV, und zwar in der Abfallgrube, die Endsprosse eines Hirschgeweihs mit einer Einkerbung am abgeschnittenen Ende, zur Aufnahme vielleicht eines Messers bestimmt. Endlich wären noch größere

II.

Von dem am Ostrande des Rieses gelegenen Dorfe Heroldingen zieht sich nach Süden ein schwach geneigter Hang zur Wörnitz hinab. In weitem Bogen umfließt ihn der Fluß auch im Westen und Norden, auf drei Seiten dadurch natürliches Annäherungshindernis bildend. Die vierte Seite mag vielleicht einst durch einen Palisadenzaun abgesperrt gewesen sein. Nachzuweisen war er bisher allerdings nicht. Auf dem östlichen Teile des Hanges kamen beim Anlegen von Sandgruben bereits 1909 frühbronzezeitliche Hockergräber zutage (siehe Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, S. 68). Sie wurden vom bayerischen Landesamt

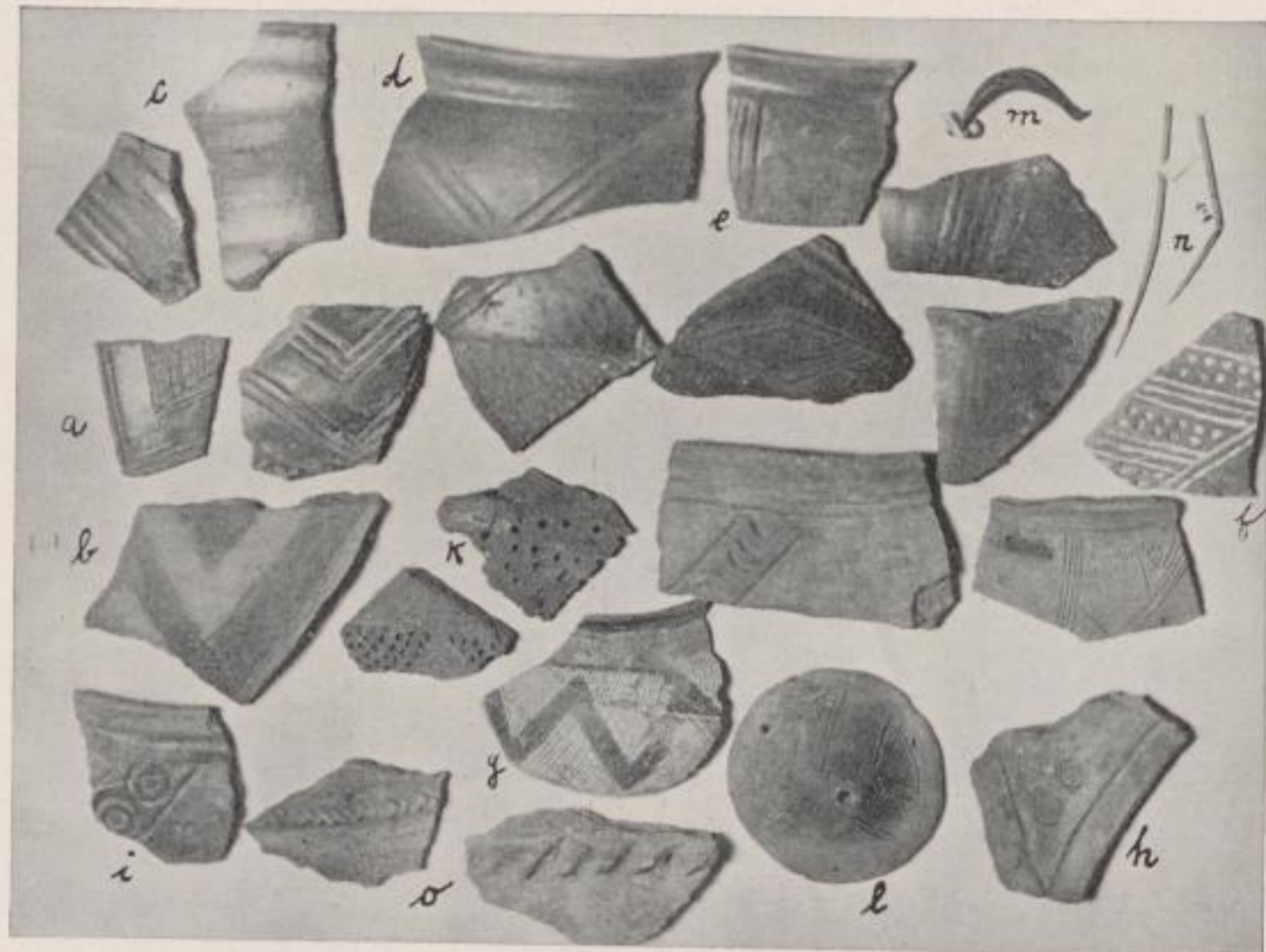


Abb. 4: Keramik der mittleren Hallstattzeit vom Reimlinger Berg.

Mengen von Mahlsteinen zu nennen. Die Tierknochen gehören vorwiegend Haustieren an, solche von Jagdtieren sind kaum vorhanden. Es scheint eine Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung gewesen zu sein, die auf dem Reimlinger Berg siedelte. Der Bestattungsplatz befand sich offenbar 500 m südöstlich der Häusergruppe auf dem etwas höher gelegenen „Schönefeld“. Er bestand wohl einst aus einer Grabhügelgruppe, von der jedoch nur noch einer auf der Heide gelegen vorhanden ist, während die übrigen sich in den angrenzenden Äckern durch schwache Aufwölbungen andeuten. Der Hügel barg eine Urne mit Leichenbrand und acht Beigefäße.

für Denkmalpflege untersucht, wobei auch vier Abfallgruben der Spät-La-Tène-Zeit aufgefunden wurden. 1925, 1926 und 1928 wurden westlich davon vom Verfasser zwei Äcker auf Hausgrundrisse geprüft, wobei drei Pfostenhäuser aufgedeckt werden konnten. Die Grabungen wurden durch Mittel ermöglicht, die die Römisch-Germanische Kommission in dankenswerter Weise bewilligt hatte. Die Entfernungen der Häuser voneinander betragen etwa 80 m, sie standen also in recht lockerem Verbande. Zum Unterschiede von den Hallstatthäusern des Reimlinger Berges weisen sie verhältnismäßig regelmäßige Grundrisse auf (Abb. 6), sie sind aber kleiner und besitzen keine

Lehmestriche. Haus I hat eine Ausdehnung von 5:6 m. Etwas nördlich des Mittelpunktes war der Boden rot gebrannt, ferner lag hier sehr viel Kohle und Asche. Man wird hier also wohl die Herdstelle annehmen dürfen. Haus II hatte ungefähr die gleichen Ausmaße und besaß in der Mitte einen wohl erhaltenen Herd aus handgroßen Lesesteinen.

häufigste Gefäß war der Kochtopf mit Kammstrichverzierung und die Schüssel mit eingezogenem Rande (Abb. 8 a, c). Die Kammstrichverzierung läuft meist senkrecht vom Rande des Gefäßes bis zum Boden, sie ist öfter aber auch bogig angebracht (Abb. 7 b und c), ja auch Kreuz- und Querstrich kommt vor (d). Des öfteren wurden Scher-

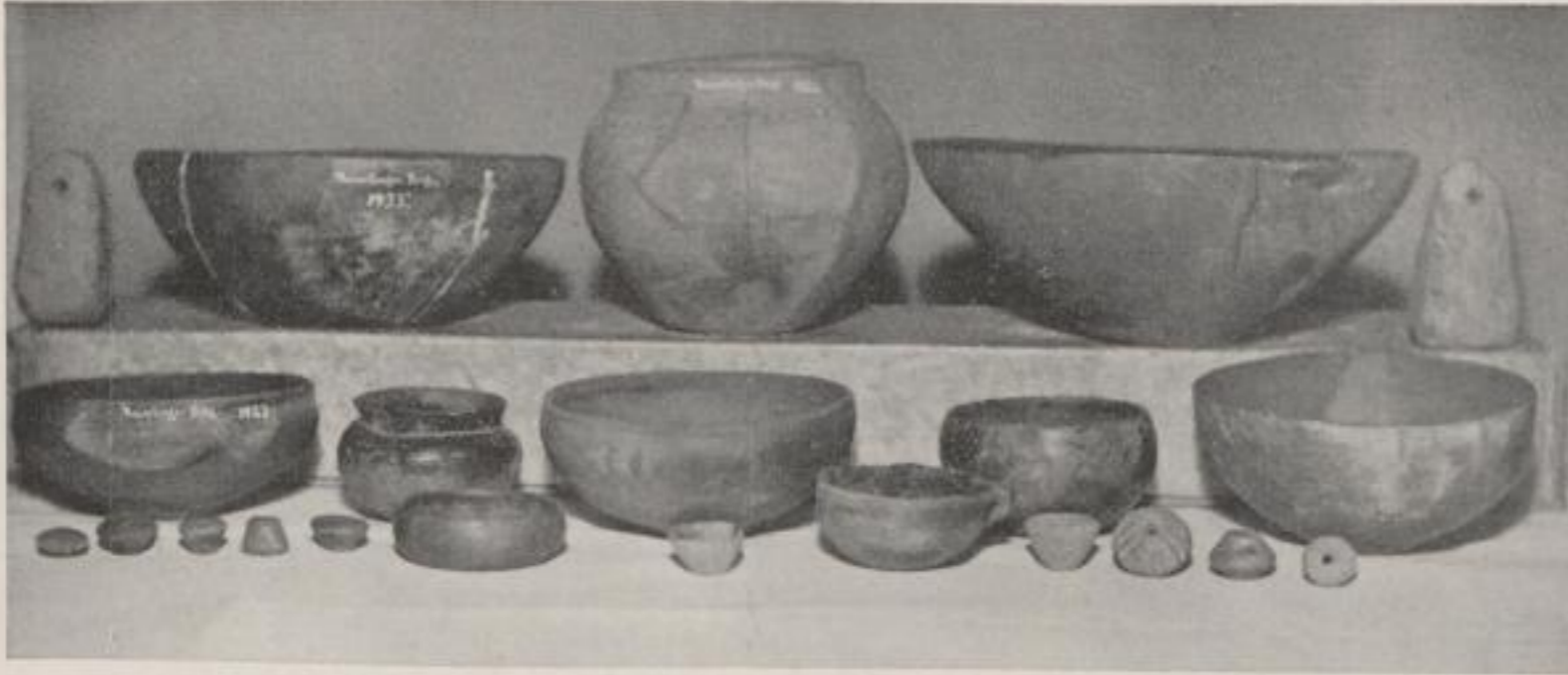


Abb. 5: Keramik der mittleren Hallstattzeit vom Reimlinger Berg.

Um den Herd fanden sich drei Pfostenlöcher. Es ist aber wahrscheinlich, daß hier noch ein viertes Pfostenloch vorhanden war. Da aber der Sandboden bis tief hinab schwarz gefärbt war, war es nicht nachweisbar. Man wird wohl nicht fehl-

ben gefunden, bei denen in der Richtung des Kammstrichs hellere und dunklere Streifen zu beobachten sind. Man hat hier offenbar beim Brande des Gefäßes Binsen oder ähnliches Material in Zwischenräumen angebracht gehabt. Finger-

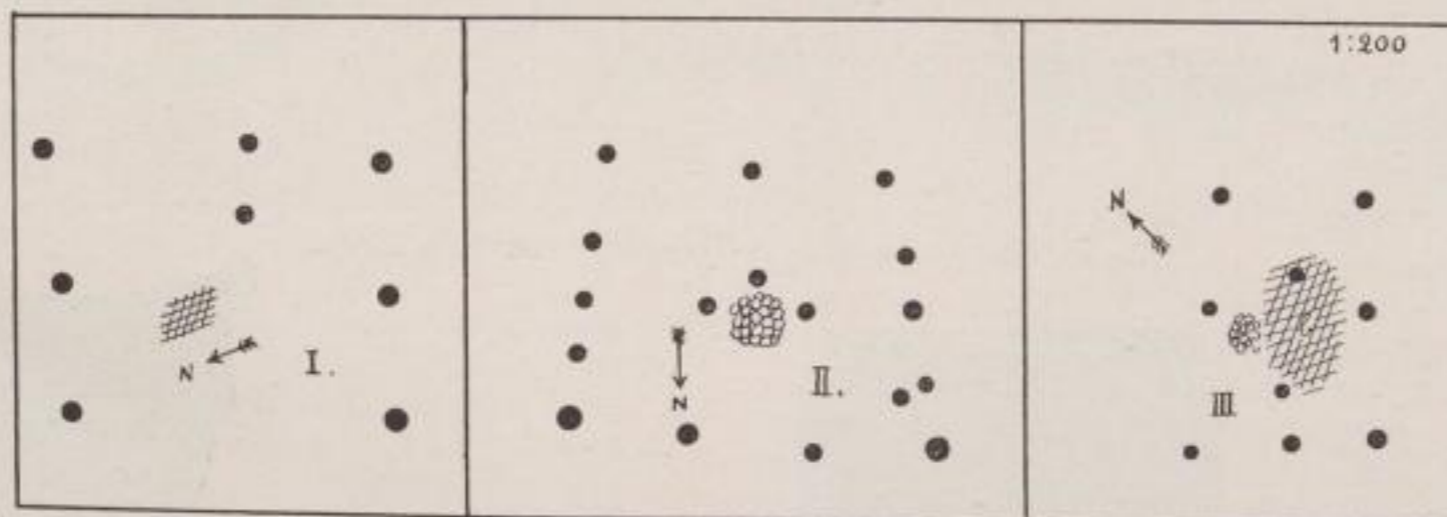


Abb. 6: Hausgrundrisse von Heroldingen.

gehen, wenn man annimmt, daß die dazugehörigen Pfosten bestimmt waren, einen kleinen Aufbau über dem Rauchabzug im Dache zu tragen zur Abhaltung von Niederschlagswasser. Haus III, 3:4,5 m groß, ist das kleinste der drei Häuser. Es besaß den gleichen Steinherd wie Haus II. In sämtlichen Häusern fand sich zahlreicher Lehmewurf mit Abdrücken des Flechtwerks (Abb. 7 a), in Haus III lagen bei I in Ausdehnung der Schraffierung große Teile einer Wand. In den Häusern fanden sich große Mengen von Gefäßresten, die außerhalb der Pfostenreihen fast völlig fehlten. Das

tupfenverzierung und Verwandtes ist verhältnismäßig selten (f), dagegen ziemlich verbreitet die Wellenlinie (c), die auch aufgeglättet (g) vorkommt, wie überhaupt aufgeglättete Linien und Bänder häufig sind (Abb. 8 c). Graphittonware mit wulstigen Rändern wurde in jedem Hause gefunden (Abb. 7 h), ebenso bemalte Keramik (i, weiß auf rot). Am bemerkenswertesten ist davon das in Abb. 9 gezeigte, braun auf weiß bemalte Randstück von Haus III. Ferner sind noch zu erwähnen steilwandige Becher (Abb. 7 k) und allerhand glatt polierte, schwarze Flaschen mit Wulstverzie-

rungen (l). Nach der Keramik gehören die Häuser der La-Tène-Zeit D an. Kleine Tonkügelchen (m) werden Kinderspielzeug darstellen, während als Spinnwirtel rund zugeschlagene, durchlochte Scherben (n) häufig sind. An eisernen Werkzeugen wurden verschiedene Meißel gefunden, eine

blaue Glasarmreifstücke (t) mit aufgetragenen Wellenlinien von weißer und gelber Paste und äußerst zahlreich, namentlich in Haus I, Lignitarmreifstücke (u). In Haus III fanden sich zwei Steinbeilstücke, die von den La-Tène-Leuten in der Nähe aufgelesen und wohl als Schleifsteine



Abb. 7: Kleinfunde der La-Tène-Zeit von Heroldingen.



Abb. 8: Gefäße von Heroldingen.

Abb. 9:
Heroldingen, Haus III.

Lappenaxt (o), ein Messer mit Ring am Griffende (p) und eines mit gebogenem Rücken (q), an Schmuck drei bronzene Fibelbügel, die eiserne Spirale einer Fibel, ein Bronzearmreif mit gerieften Enden (r), ein eisernes Knotenarmreifstück (s), drei

wieder verwendet wurden. Bei der Grabung wurden auch drei Brandgräber der Urnenfelderstufe und mit Steinbeilen und Hornsteinwerkzeugen spiralkeramische Scherben gefunden. Es scheint also dort auch eine spiralkeramische Siedlung zu liegen.

DIE VORGESCHICHTL. SIEDLUNG VON LÜDERSDORF, KR. TELTOW

VON ALBERT KIEKEBUSCH, BERLIN

Die aus Sand und Kies bestehende Kuppe links neben der Chaussee Lüdersdorf—Trebbin, zwischen den Kilometersteinen 3,5 und 3,6 gelegen, gehört Herrn Gutsbesitzer Wegener. Wegen des wenig fruchtbaren Bodens lag das Land öde, und diese Tatsache sowie die Erhöhung veranlaßte einen meiner Hörer, Herrn Kurt Hofmann, der vorübergehend, die Stelle nach etwaigen vorgeschichtlichen Funden abzusuchen. Im März des Jahres 1927 sammelte Hofmann einige Scherben (Märk. Mus. II. 27079) auf, die beim Rigolen eines Streifens für eine Weidenpflanzung ans Tageslicht gefördert worden waren. Wenig später, auch noch im Frühjahr 1927, stieß Herr Jungbauer Lothar Wegener beim Anpflanzen junger Kiefern auf eine Brandstelle, die er dankenswerterweise unberührt liegen ließ. Bei meinem Eintreffen am 20. Mai wurde mir die neue Beobachtung von Herrn Köhler und Herrn Hönicke gemeldet. Wir konnten die schwarze Stelle als noch recht gut erhaltenen Herd freilegen, der sich als eine umfangreiche Steinpackung (1,50 × 1,10 m) erwies, neben der eine mit zahlreichen Gefäßresten (II. 27081 a), Holzkohle und zermürbten Steinen ausgefüllte Herdgrube (A) vorhanden war. Diese Herdgrube lag östlich vom Herd, während westlich ein Pfostenloch mit Pfosten (B) festgestellt werden konnte. Zu diesem ausgezeichnet erhaltenen Herd hätte sich wohl der ganze Grundriß finden lassen. Herr Wegener erklärte sich auch bereit, eine Anzahl der jungen Kiefern zu opfern; ich konnte mich aber nicht dazu entschließen, dieses Opfer anzunehmen. Mögen unsere Enkel den Grundriß finden, wenn die groß gewordenen Kiefern wieder niedergeschlagen werden. Der eben beschriebene Herd lag innerhalb der Kiefern Schonung. 25 Schritte nach Süden zu war zwischen dem Rande der Schonung und dem Kornfeld ein 8 m breiter Streifen frei gelassen worden, um für das Wenden des Pfluges Platz zu haben. Dieser Streifen stand für eine Untersuchung zur Verfügung (Abb. 1). Sehr bald fanden wir einige Pfostenlöcher, die uns die Hoffnung auf den Grundriß eines anderen Hauses offen ließen. Wir wurden nicht getäuscht. Gleich zwei größere Herdstellen nebeneinander (4 und 5) konnten aufgedeckt werden.

Am 21. Juni 1927 sind die Ausgrabungen fortgesetzt worden. Der Streifen zwischen Kiefern Schonung und Roggenfeld wurde weiter untersucht. Der überall beinahe weiße Untergrund des diluvialen Sandes, der hier nur von einer dünnen Humusschicht überlagert ist, erleichterte die Arbeit. Die überaus dünne, nur knapp 25 cm starke Humus-

schicht erklärt sich daraus, daß der sterile Boden wohl nicht immer beackert worden ist und wenn, dann mit Lupinen oder allenfalls Roggen bestanden war. Die Unfruchtbarkeit hat ja auch den heutigen Besitzer veranlaßt, Kiefern anzupflanzen.

Bei dieser Sachlage sind die Pfostenlöcher deutlich zu erkennen, obgleich sie nicht oder mindestens nicht alle Branderde enthalten, wie sie bei Buch und anderen vorgeschichtlichen Siedlungen zur besseren Erhaltung der Pfosten verwendet wurde. Die Füllung ist zumeist bräunlich, gelblich oder gelblichgrau (Abb. 2).

Pfosten 1. Durchmesser 0,35 m. Auf dem Planum 1 Stein zum Verkeilen. Viel Holzkohle, etwa in der Mitte; ohne Zusammenhang, aber größere Stücke. Etwas tiefer ein zweiter Stein. Ganz mürbes Bruchstück eines Scherbens 15 cm unter Planum. Spuren des Pfostens im Loch.

Pfosten 2. Durchmesser 0,35 m. Ohne Steinverkeilung. Bis 0,25 m dunkel. Bis 0,40 m Spuren. 1 Scherben in Pfenniggröße 0,05 m unter Planum. Holzkohle vereinzelt.

Pfosten 3. Durchmesser 0,35 m; 0,30 m tief. Vereinzelt Holzkohle. 8 faustgroße Steine.

Herdstelle 4. Auf der Oberfläche etwa 25 faustgroße und größere Steine. An der Nordseite in Höhe des Planums ein fast 15 cm langes verkohltes Holzstück. Gerade an dieser Stelle am Rande rotgebrannte Erde. Größte Tiefe 0,15 m; Füllung tiefschwarz. Im ganzen 70 Steine; davon 2 Kopfgröße; die andern kleiner; zumeist zerschlagen, oft schalenförmig. 1 Lehmbrocken und 3 vorgeschichtliche Scherben (II. 27083).

Herdstelle 5. Auf der Oberfläche etwa 50 teils faust-, teils kopfgroße Steine. Auch hier wie bei 4 teilweise mürbe, namentlich die unteren Schichten. Grube in der Mitte bis zu 20 cm tief (unter Planum). Zwischen den Steinen kohlschwarzer Boden. Etwa 200 Steine; kopfgröße etwa 10; die andern kleiner.

Pfosten 6. In der Nähe der Herdstellen 4 und 5. Durchmesser 0,35 m; Tiefe 0,20 m. 1 Stein zur Verkeilung.

Pfosten 7. Sehr deutliche Steinverkeilung, die in der Mitte Platz läßt für den Pfosten. 5 faustgroße Steine, einer fast kopfgroß, liegen darunter. Vertikalprofil nur bis 0,30 m klar; darunter heller und schwerer zu erkennen. Spuren von Holzkohle.

Pfosten 8. Viel Holzkohle. 1 Scherben, 1 Ziegelbrocken (etwa 20 cm tief). Konturen nach unten etwas unsicher. In der Nähe Holzkohle bis 20 cm tief.

Pfosten 9. Durchmesser 0,35 m. Spuren von Holzkohle. Hebt sich nur schwach (gelblich) vom weißen Sande ab. Bis 0,30 m tief unter Planum.

Stelle 10. Umfangreiche Grube. Der Ausdehnung nach könnte man sie für eine Abfallgrube halten. Knochen gar nicht vorhanden. Wenig Scherben. Bei a ein Gefäßrest mit rohen, tief eingerissenen Linien. Innenseite aber glatt (in Tiefe von 15 cm). Bei b in 20 cm Tiefe unter Planum 1 Henkelstück mit Hohlkehlen (II. 27084). In der Osthälfte mehrere Scherben; darunter auch Holzkohle.

Pfosten 15. 0,50 m Durchmesser, graugelb; Steinverkeilung (1 flacher Stein). Tiefe 0,32 m.

Grube 16. Auf dem Planum Steine und schwarze Brandmasse mit dazwischenliegender weißer Masse (wohl Asche). Ganz unten 3 kopf-große Steine. Sonst dunkle Füllung ohne besonderen Inhalt (nur 3 Scherben; II. 27085).

Pfosten 17. Gelblichgrau. 2 Steine zum Verkeilen an der nordöstlichen Peripherie (Höhe des Planums). Ein dritter Stein an der Südseite 0,15 m tiefer. Kohlensplitterchen. 0,30 m tief im südlichen Teile Nest von Branderde. 4 Steine an

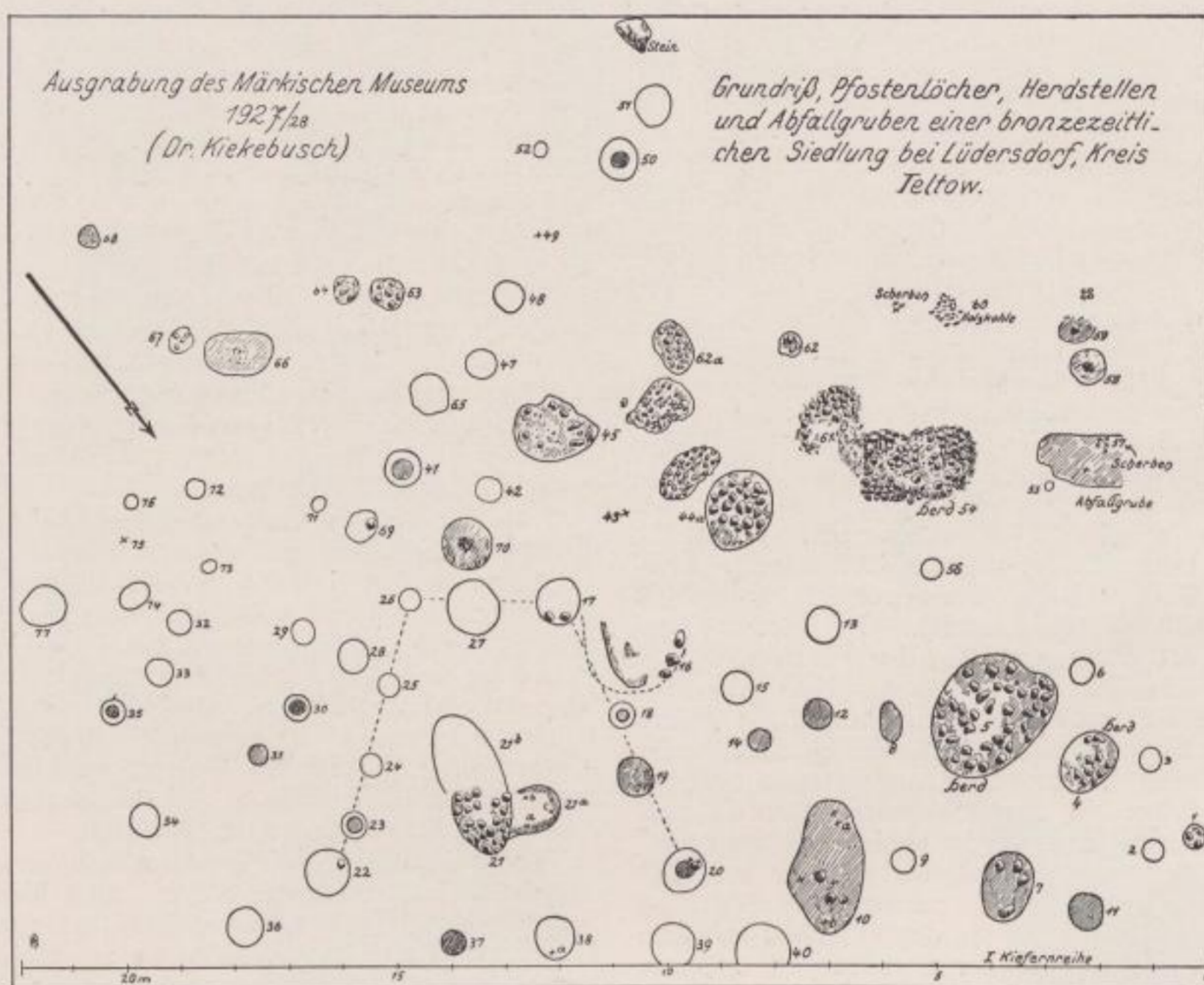


Abb. 1.

Pfosten 11. Kreisrund; gelbgraue, dunkle Füllung; hebt sich ausgezeichnet ab (phot. Aufnahme). 2 Steine, faustgroß. Auf dem Boden ganz kleine Scherbenchen.

Pfosten 12. Tiefschwarz (phot. Aufnahme); Durchmesser 0,52 m; Tiefe 0,20 m.

Pfosten 13. Grau und gelb; Durchmesser 0,65 m; Tiefe 0,40 m. Anschließend ein 10 cm breiter dunkler Streifen (Balkenspur?); nur flach (0,05 m).

Pfosten 14. Füllung schwarz. 0,60 m tief. Bei 20 cm Tiefe ein Scherben. Umrisse unsicher.

der nördlichen Peripherie 0,30 m tief. Durchmesser 0,80 m; Tiefe 0,50 m.

Pfosten 18. Durchmesser 0,50 m. Im Pfostenloch Durchmesser des Pfostens selber (tief dunkel) 0,25 m. Im Pfosten Kohlenspuren. Tiefe 0,30 m.

Pfosten 19. Durchmesser 0,65 m. Braun; sehr deutlich. Etwa 0,40 m tief. Grenze nach unten nicht ganz scharf. 1 Scherben verschlackt (II. 27086 a) in 20 cm Tiefe.

Pfosten 20. Oben ein großer Stein (kopf-groß); daneben ein faustgroßer. Bis unten hin Kohle

(senkrecht) als Reste des Pfostens. Keine Scherben. Bis 30 cm unter Planum Reste des verkohlten Pfostens noch im Zusammenhange (Phot. Aufnahme). An der Südwand 1 Scherben (II. 27086 b) 20 cm tief. In Tiefe von 35 cm ein zweiter an der Westwand. Stein am Grunde des Pfostenloches.

Stelle 20 a. Scherben (II. 27086 c). Nähe 20.

Stelle 21. Herdpackung; 62 faustgroße Steine. Wenig Kohle an der Oberfläche; west-östlich. Durchmesser 1,10 m. Im ganzen (bis 30 cm Tiefe) etwa 450 Steine.

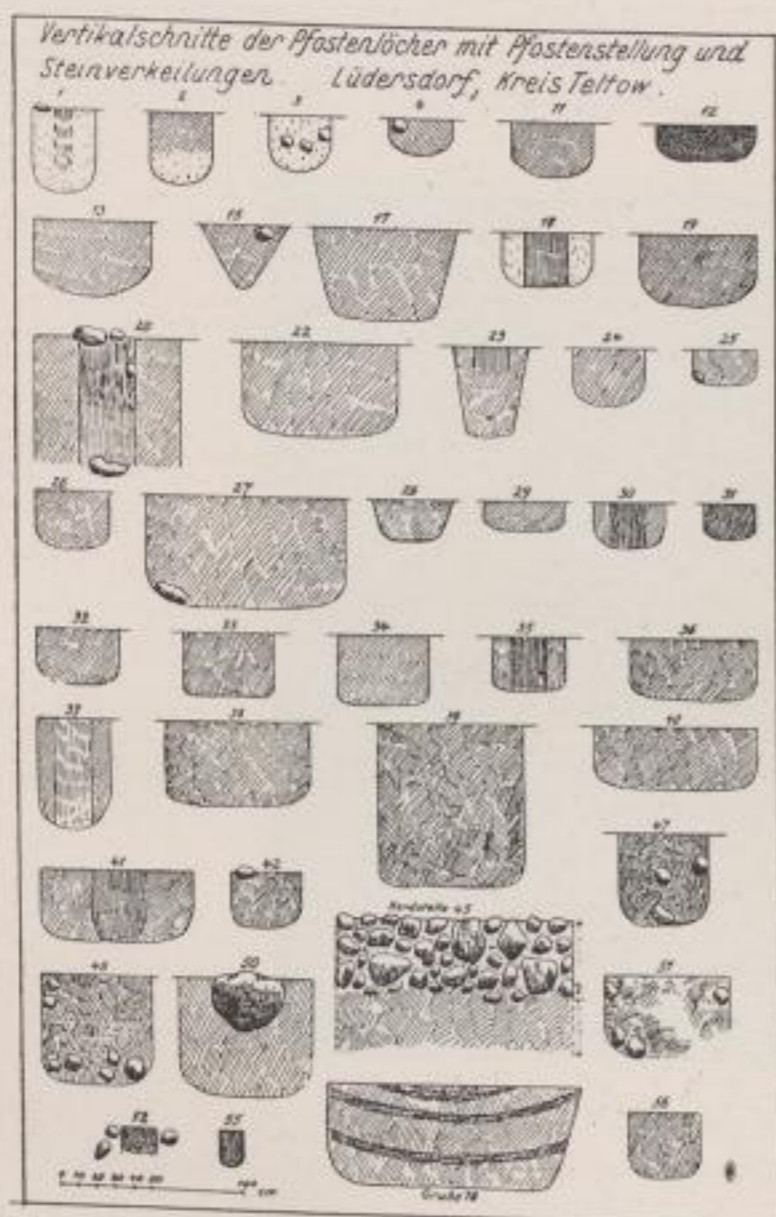


Abb. 2.

Stelle 21 a. Zweifellos Herdgrube von 21. Schwarze Füllung. Viel Kohle. Bei a ein Scherben in Höhe des Planums; desgl. bei b 20 cm tief; bei c 10 cm tief 1 Scherben (II. 27086 d).

Stelle 21 b. Eine Grube mit hellem, gelblich-grauen Inhalt nach Art der Pfostenlöcher, die bis an Herd 21 heranstößt. 0,40 m tief.

Pfosten 22. Im Pfostenloch ein Henkelstück (II. 27086 e). 10 cm unter Planum am Mittelpunkt. Inhalt gelblichgrau; Steinverkeilung (1 Stein) an westlicher Peripherie 0,20 m tief. Zweiter Stein darunter 0,20 m tiefer. Dritter daneben 0,30 m tief. Von Branderde durchsetzt. Durchmesser 0,85 m; Tiefe 0,50 m.

Pfosten 23. Gelblichgrau. 1 Scherben (II. 27086 f) in 0,40 m Tiefe. Durchmesser 0,40 m; tief 0,45 m. Pfostenrest im Pfostenloch tiefbraun.

Pfosten 24. 1 Stein zur Verkeilung. Vertikalprofil undeutlich. Durchmesser 0,40 m. Tiefe 0,35 m.

Pfosten 25. Durchmesser 0,35 m. Stein an der Westseite in 20 cm Tiefe. Inhalt gelblich; 0,28 m tief.

Pfosten 26. Durchmesser 0,40 m. Tiefe 0,30 m; gelbgrau.

Grube (Pfosten?) 27. Durchmesser 1,10 m; Tiefe 0,60 m. Gelbgrau. In der Tiefe ein Stein.

Pfosten 28. Gelbgrau. Durchmesser 0,45 m; Tiefe 0,23 m.

Pfosten 29. Durchmesser 0,45 m; Tiefe nur noch 0,15 m; gelblich. 1 Scherben (II. 27087).

Pfosten 30. Durchmesser 0,40 m (Pfostenloch). Inhalt gelblich. Pfosten (braun) darin 0,20 m Durchmesser.

Pfosten 31. Durchmesser 0,30 m (Pfosten oder Pfostenloch). Inhalt braun. Tiefe 0,20 m.

Pfosten 32. Durchmesser 0,45 m. Tiefe etwa 0,30 m; gelbgrau. Umriss undeutlich.

Pfosten 33. Durchmesser 0,50 m; braun und gelb marmoriert. Tiefe etwa 0,35 m.

Pfosten 34. Durchmesser 0,50 m; gelb. Tiefe 0,40 m.

Pfosten 35. Durchmesser 0,40 m; 2 Steine zur Verkeilung. Pfosten-Durchmesser 0,20 m. Tiefe 0,30 m. Pfostenloch gelb. Pfosten braun.

Pfosten 36. Großer Pfosten; Inhalt gelb. Oben 2 Steine; in 30 cm Tiefe. Durchmesser 0,70 m, Tiefe 0,35 m; gelb.

Pfosten 37. Durchmesser 0,40 m. Braun. Holzkohle in der Mitte. Tiefe 0,60 m.

Pfosten 38. Durchmesser 0,80 m; Holzkohle. Tiefe 0,45 m. 3 faustgroße Steine. 1 Scherben 40 cm tief; gelb.

Pfosten 39. Durchmesser 0,80 m; Tiefe 0,90 m; braungelb.

Pfosten 40. Durchmesser 0,90 m; Tiefe 0,35 m; dunkel (gelblich).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir in den Pfosten 17—27 die Wände eines Hauses erkennen können. Daß es sich wirklich um einen Grundriß handelt, bezeugt der Herd 21 mit den Herdgruben 21 a und 21 b.

Die Wände (17—20, 22—26 und 26—17) umschließen einen stattlichen Raum. Zwischen 20 und 22 standen wohl keine Pfosten. Ob 37, 38 oder gar noch 39 und 40 zur Vorderwand des Hauses gehören, ist nicht sicher. Dann würde man auch über 22 hinaus noch einen Pfosten erwarten, der sich aber bis zur Ausgrabungsgrenze (Kiefernreihe) noch nicht bemerkbar machte.

Pfosten 41. Durchmesser 0,30 m; braunschwarz. Pfostenloch Durchmesser 0,35 m. Inhalt dunkelgelb. Keine vorgeschichtlichen Scherben.

Pfosten 42. Durchmesser 0,40 m. Füllung hellbraun. Keine vorgeschichtlichen Scherben.

43. Holzkohle.

Herd 44. Oben Scherben. 40 bis kopfgroße Steine oben; darunter viele kleine, bis faustgroße. Grube bis 10 cm unter Planum. Zwischen den Steinen viel Branderde und Holzkohle; wenig Scherben. Gefäßreste (II. 27088); 1 mit Nuppe; 1 frühmittelalterlicher von oben her unter sie geraten.

Herd 44a. 45 größere Steine bis kopfgroß oben; darunter Steinschlag; wie geschüttet. Im Steinschlag zahlreiche, teils schalenförmige Stücke; viele mürbe. Grube bis 20 cm tief. Zwischen den Steinen keine Scherben mehr.

Pfostenloch 48. Durchmesser 0,60 m; in der Füllung 0,20 m unter Planum 1 Scherben; ein zweiter 0,35 m tief. Oben braune Füllung (bis 0,25 m); darunter grau.

Stelle 49. Kein Pfosten. Hier lagen vorgeschichtliche Scherben; darunter ein Bodenstück.

Stelle 50. Stein im Loch $0,75 \times 0,63$ m. Füllung im Osten grau; im Westen weiß. In der Füllung 2 vorgeschichtliche Scherben.

Pfosten 51. Auf dem Planum schwarze Stelle mit unregelmäßigen Konturen ($0,70 \times 0,30$ m). Die braune Füllung des übrigen Teiles hob sich weiter unten deutlich ab. Durchmesser $0,70 \times 0,70$ m. Tiefe 0,45 m. Steinverkeilung; 7 Scherben; darunter ein Randstück; roh; vorgeschichtlich. Neben dem



Abb. 3: Herd 54; rechts im Hintergrunde 61.

Herdstelle 45. Durchmesser $1,30 \times 1,40$ m. Auf dem Herd mehrere Scherben und Zähne (II. 27088 a). Bis 0,40 m Tiefe alles voller Steine. Dazwischen tiefschwarze Branderde und Knochen. Bei 20 cm Tiefe 2 Scherben; 1 Randstück. Etwa 40 Steine; darunter 5 von Kopfgröße; einige zerfallen.

Herd 46. Zumeist scharfkantig geschlagene Steine; teilweise wieder mürbe. Nur 20 cm tief. Zwischen den Steinen tiefschwarze Branderde. An den Rändern rotgebrannter Boden. 2 kopfgroße Steine; etwa 35 zerschlagen. Durchmesser $1,80 \times 1,50$ m.

Pfostenloch 47. Durchmesser 0,50 m. Füllung grau. 3 Steine zur Verkeilung. Vorgeschichtliche Scherben oben; 2 größere darunter (II. 27089). Rohe Ware.

Pfosten ein Findling in ursprünglicher Lage; $0,50 \times 0,70$ m; 0,30–0,40 m dick. Gefäßreste (II. 27090); darunter ein Randstück.

Pfostenloch 52. Holzkohle schräg. Durchmesser der tiefschwarzen Stelle 0,20 m. Tief 0,15 m. Pfostenloch mit marmorierter Füllung; in seinen Umrissen undeutlich. Verkeilung durch 4 Steine, mehr als faustgroß. Keine vorgeschichtlichen Scherben; aber zweifellos alt.

Abfallgrube 53. Tiefe 0,30 m. Unter den Scherben 2 Bodenstücke (II. 27090 a); das große 0,15 m, das kleinere 0,25 m tief. Lehm rot gebrannt; ziegelartig.

Herdstelle 54. Oben keine Scherben. Dichte Packung von faust- bis kopfgroßen Steinen; dazwischen Branderde und Kohle. Ein großer Teil der Steine zerschlagen (schalenartig). Direkt unter

den Steinen etwa in der Mitte des Herdes ein vorgeschichtlicher Scherben (7 cm tief). Tiefe der Grube 0,35 m. Gefäßreste (II. 28337): 1 Boden- und Randstück (Rand glatt; Bauch geraut). Scherben mit Hohlkehle (Abb. 3).

Pfosten 55. Durchmesser 0,15 m; Tiefe 0,20 m. Tiefschwarz.

Pfostenloch 56. Durchmesser 0,40 m; Tiefe 0,35 m.

Pfosten 57. Etwa 10 Scherben; darunter ein Randstück (II. 28338).

Nähe von 57. Gefäßreste (II. 28339).

Pfosten 58. Durchmesser 0,70 m; Tiefe nicht zu erkennen. Inhalt gelblich.

Pfosten 65. Durchmesser 0,70 m. Tiefe 0,35 m. Inhalt gelblich.

Pfosten 66. Brandstelle. Nur noch Spuren in der Ausdehnung $1,30 \times 0,70$ m. In der Mitte Holzkohle, noch 0,15 m tief.

Pfosten 67. Durchmesser 0,45 m. Inhalt gelblich. Tiefe nicht genau zu erkennen.

Pfosten 68. Durchmesser 0,40 m. Tiefe 0,35 m. Inhalt gelblich. 3 Scherben. Holzkohleteilchen.

Pfosten 69. Durchmesser 0,50 m. Tiefe nicht genau zu erkennen. Füllung gelblichgrau. Mit einem Stein verkeilt.



Abb. 4: Herd 61; im Hintergrunde 54.

Pfosten 59. In dunkler Stelle 2 große Steine. 0,20 m tief.

Stelle 60. Holzkohle.

Herd 61. Stark zerstört; aber an zwei Stellen noch bis zur Tiefe gut erhalten. Viel Branderde. Kohle. Zusammenhang mit 54 durch einen dunkleren Streifen von 85 cm Breite. Wohl ein älterer Herd desselben Hauses, zu dem 54 gehört. Gefäßreste (II. 28340) (Abb. 4).

Pfosten 62. Tiefschwarz. Viel Holzkohle. 1 Stein. Einige Scherben (II. 28341). Durchmesser 0,30 m; Tiefe 0,30 m.

Steinpackung 62a. Zweifelhaft, ob Herd (keine Branderde).

Pfosten 63. Durchmesser 0,50 m. Tiefe 0,20 m. Steinverkeilung. Inhalt gelblich.

Pfosten 64. Durchmesser 0,45 m. Tiefe 0,15 m. Inhalt gelblich. Steinverkeilung.

Nähe von 69. Gefäßreste (II. 28342), darunter ein Randstück.

Pfosten 70. Durchmesser 0,90 m. Tiefe 0,50 m. Füllung dunkelgelb. 1 Scherben (II. 28343) mit flacher Hohlkehle.

Nähe von 70. Henkelstück (II. 28343).

Pfosten 71. Durchmesser 0,30 m. Tiefe un- deutlich. 1 Stein zur Verkeilung. Inhalt gelblich.

Pfosten 72. Durchmesser 0,40 m. Tiefe 0,25 m. Füllung gelblich.

Pfosten 73. Durchmesser 0,25 m. Tiefe 0,25 m. Inhalt schwärzlich. Steine zur Verkeilung. Einige Scherben, darunter ein Umbruchsstück mit Rille und ein Bodenstück mit abgesetztem Fuß (II. 28344).

Pfosten 74. Durchmesser $0,70 \times 0,90$ m. Tiefe etwa 0,40 m. Füllung gelblich. 4 Steine zur Verkeilung.

Pfosten 75. Durchmesser 0,30 × 0,40 m. Tiefe 0,20 m. Inhalt gelblich.

Pfosten 76. Durchmesser 0,20 m. Tiefe 0,50 m. Füllung gelblich marmoriert.

Pfosten 77. Grube unregelmäßig. Durchmesser 0,80 × 0,90 m. Tiefe 0,60 m. Scherben, darunter ein Henkelstück 3 cm lang, 3 cm breit (II. 28345). Etwa 10 Steine. Füllung gelblich.

Pfosten 78. Durchmesser 1,40 × 1,70 m. Tiefe 0,55/0,60 m. Obere Schicht schwärzlich mit Scherben (II. 28346); 1 mit Bodendelle.

Pfosten 79. Durchmesser 0,45 m. Tiefe 0,20 m. Inhalt tiefschwarz; viel Holzkohle. Tiefe 0,60 m.

Pfosten 80. Durchmesser 0,45 m. Tiefe 0,20 m. Inhalt tiefschwarz mit viel Holzkohle.

Pfosten 81. Durchmesser 1,20 × 0,97 m. Tiefe 0,50 m. Füllung schwarz. 3 Scherben. Unten am Boden 3 große Steine.

Pfosten 82. Durchmesser 0,50 m. Tiefe 0,45 m. Füllung tiefschwarz. Sehr viel Holzkohle (Rest des Pfostens). Umgebung von Stelle 80 und 81: Gefäßreste; 1 mit Besenstrich (II. 28347).

Pfosten 83. Durchmesser 0,20 m. Füllung schwarz. 1 Stein Verkeilung. 1 Scherben.

Stelle Nähe 83. Gefäßreste, 1 mit Zapfen auf dem Rande (II. 28348).

An verzierten oder sonst charakteristischen Gefäßresten enthielten die Herdstellen und Pfostenlöcher auffallend wenig. Beim Rigolen waren einige Scherben beiseite gelegt worden; darunter fand sich ein Henkel, der senkrecht verlaufende breite, hohlkehlenartige Rillen aufwies. Ein ganz ähnliches Henkelstück wurde im Pfosten 10 bei b beobachtet. Aus diesen beiden Resten sowie einigen anderen, mit Hohlkehlen versehenen, darf man immerhin schließen, daß die Siedlung in der jüngeren Bronzezeit bewohnt war. Ob sie auch vorher oder auch später besiedelt gewesen ist, wird sich erst entscheiden lassen, wenn Beobachtungen in größerem Umfange vorliegen.

Etwa eine Viertelstunde von der Siedlung entfernt liegen auf dem „Zwergberg“ in dem Winkel zwischen der Lüdersdorf—Trebbiner Chaussee und dem Lüdersdorf—Christinendorfer Wege zwei große Gräberfelder. Der bronzezeitliche Friedhof am Christinendorfer Wege mit seinen Gräbern der Lausitzer Kultur ist schon seit langem bekannt. Der

germanische aus der La-Tène-Zeit wurde 1926 bis 1928 von mir untersucht (Teltower Kreiskalender 1928). Alle meine Versuche, einen Zusammenhang zwischen beiden so nahe nebeneinanderliegenden Begräbnisplätzen aufzufinden, sind bisher ergebnislos verlaufen. Vielleicht also handelt es sich doch um einen Wechsel der Bevölkerung. Was an Gefäßresten der Siedlung bis jetzt zu bestimmen ist, gehört der Zeit des bronzezeitlichen Friedhofes und seiner Kultur an. Einige Bruchstücke können auch jünger sein.

Ich habe zu Ehren eines hervorragenden Siedlungsforschers absichtlich in voller Ausführlichkeit die Ausgrabung einer vorgeschichtlichen Wohnstätte mit Angabe aller Einzelheiten behandelt, um zu zeigen, wie mühsam, zeitraubend und oft auch entsagungsvoll die Wohnstättenforschung sein kann. Und doch ist das der einzige Weg, um nach und nach Licht in die schwer entwirrbaren Probleme der Siedlungsarchäologie zu bringen. Verfeinerte Methoden werden uns dahin führen, daß uns kaum noch eine Beobachtung entgehen kann. Nur muß die Wohnstättenforschung unbedingt in kürzerer Zeit Allgemeingut aller Altertumsforscher werden, und namentlich die jüngeren Kräfte müssen sich mit dieser Arbeitsweise vertraut machen. Dann werden uns letzten Endes die geringsten Merkmale die Möglichkeit geben, auch den schwierigsten Fundplatz genau zu datieren und so die Grundlagen zu schaffen für eine Siedlungsarchäologie, die auf sicherem Boden steht und imstande wäre, einer gründlichen Behandlung der schwerwiegendsten Fragen unserer Vorgeschichtswissenschaft, der ethnologischen, endlich freie Bahn zu brechen.

Die Wurzeln der Wissenschaft sind — nach dem Wort eines hervorragenden Pädagogen — immer bitter. Wer aber die süße Frucht ernten will, darf vor Schwierigkeiten nicht zurückschrecken.

Karl Schumacher gehört nicht zu den Forschern, die vor lauter Großzügigkeit den festen Boden der Tatsachen und Beobachtungen unter den Füßen verloren und zu Konstruktionen griffen, die man mit Luftschlössern vergleichen könnte. Er hat es sich sauer werden lassen; darum aber haben sowohl die Fachgenossen wie die Vertreter der Grenzwissenschaften zu seinen Folgerungen größeres Vertrauen gefaßt, als das sonst üblich ist.

VORRÖMISCHE FUNDE AUS TRIER: DIE ANFÄNGE DES TEMPELBEZIRKES IM ALTBACHTALE

VON SIEGFRIED LOESCHKE, TRIER

Das römische Trier erwuchs nicht auf jungfräulichem Boden, es ging vielmehr auch ihm eine vorrömische Siedlung voraus. Die jahrzehntelang nachdrücklich vertretene gegenteilige Ansicht war also ein Irrtum.

Der unsagbar reichen Fundstätte des Tempelgeländes im Altbachtale wird nun auch noch diese wichtige Erkenntnis verdankt, nachdem hier für die römische Zeit schon der größte Tempelbezirk nördlich der Alpen nachgewiesen war. Immer klarer treten jetzt außerdem noch die deutlichen Spuren einer anschließenden fränkischen Siedlung zutage, wie wir gleichfalls noch keine kennen. Immer wahrscheinlicher will es mich ferner dünken, daß eine unmittelbar anschließende christliche Kultstätte schon in spätrömischer und in fränkischer Zeit die altheidnischen Betstätten abgelöst hat, lange bevor im Jahre 1330 die Karthause in unmittelbarem Anschluß an das Tempelgelände errichtet wurde und selber Besitzerin wohl des größten Teiles des einstigen Tempellandes ward. Ein schon um 1100 erwähntes „oratorium D. Albani“ ging, wie wir wissen, der Errichtung ihrer Gebäude voraus. Nicht nur mittelalterliche Mauerreste und drei an verschiedenen Stellen im Boden gefundene päpstliche Bleiplomben von Clemens II. (1046—1047), Johannes XXII. (1316—1334) sowie eines Alexander (V., 1492—1503) dürften als Fingerzeige nach dieser Richtung schon zu werten sein, ja es hat sogar, wie wir durch ein Ölbild erfahren, noch im 17. Jahrh. in jenem Gebiet eine jetzt verschwundene christliche Kapelle gestanden. Die Auffindung der Fundamente dieser christlichen Betstätten könnte noch mancherlei aufschlußreiche Überraschungen mit sich bringen.

Jahr für Jahr ist so die systematische Erschließung dieses nun auch noch durch die Kontinuität seiner Besiedlung besonders denkwürdigen Erdenfleckchens auf das Erfolgreichste vorwärts geschritten.

Um die ganz besondere Bedeutung, die dieses Forschungsland in ungeschwächtem Maße noch immer besitzt, schlaglichtartig zu beleuchten, seien nur drei Tatsachen aus

den Feststellungen des letzten Rechnungsjahres kurz hervorgehoben.

1929 wurde der besterhaltene Grundriß eines der fränkischen Zweiräume-Häuser freigelegt, die für diese Siedlung charakteristisch zu sein scheinen, **Abb. 1¹**. Nirgendwo sonst kennen wir frühdeutsche Häuser dieser Zeit. Im Tempelgelände haben wir jetzt nicht nur mehrmals ihre Baugrundrisse, vgl. auch **Tafel 4 A**, sondern auch die in ihnen benutzte, sonst bisher nur sporadisch bekannte Keramik in charakteristischen Proben kennen gelernt.

1929 wurde ferner das bisher besterhaltene und künstlerisch höchststehende Götterbild der unter den Frankenhäusern liegenden Tempelbauten der römischen Zeit entdeckt, eine 21 cm hohe, prachtvoll gearbeitete und prachtvoll patinierte Bronzefigur des Mercurius². Nur der untere Teil des rechten Beines fehlt. Um das schönste im Rheinland gefundene bronzenes Götterbild dürfte es sich handeln. Weitere ähnlich schöne Bildwerke kann der Tempelbezirk heute noch immer bergen, zumal auch das herrliche, lebensgroße Marmorbild der Diana erst Januar 1929 entdeckt wurde³.

1929 fanden sich schließlich — vor allem zwischen der Flucht des schon angeschütteten Damnteiles der geplanten Rampenstraße und der Ostwand des im Tempelbezirk gelegenen Theaters — unter dem Boden des römischen Trier die ersten größeren Gruppen von Pfostenlöchern, die von Holzbauten aus vorrömischer Zeit herrühren.

Jede dieser drei Tatsachen wäre eine ausführliche Einzelbehandlung wert. Hier soll nur auf die Tatsache der Feststellung vorrömischer Funde aus Triers Boden kurz eingegangen werden.

Zwischen Petrisberg und Heiligkreuzer Berg (Kievelsberg) ist die vorrömische Siedlung von Trier am Austritte des Altbaches aus den Bergen in die Niederung der Mosel am einwandfrei fest festgestellt worden. Vereinzelt vorrömische Fundstücke sind mir aber auch aus den Kaiserthermen, aus der Schützenstraße, aus der Paulinstraße, aus dem Gelände des Hospitales

und weiterhin von Mattheis und von Feyen bekannt geworden.

Einzelne Tonscherben vorrömischer Zeit hatten sich bald hier bald dort im Tempelgelände schon gefunden. Bei systematischen Tiefgrabungen des Jahres 1929 bis unter die Bauten der Römerzeit und bis hinab auf den reinen Schieferkies, gelang es nun aber auch, und zwar vor allem an drei Stellen, ungestörte Bautenspuren der vorrömischen Zeit nachzuweisen: Bei der Merkurkapelle, bei der Eponakapelle und bei der Ostwand des Theaters. In der Verbindungslinie genannter Stellen liegen auch noch die Pfostenlöcher, die schon in den ersten Grabungsjahren entdeckt wurden und mit

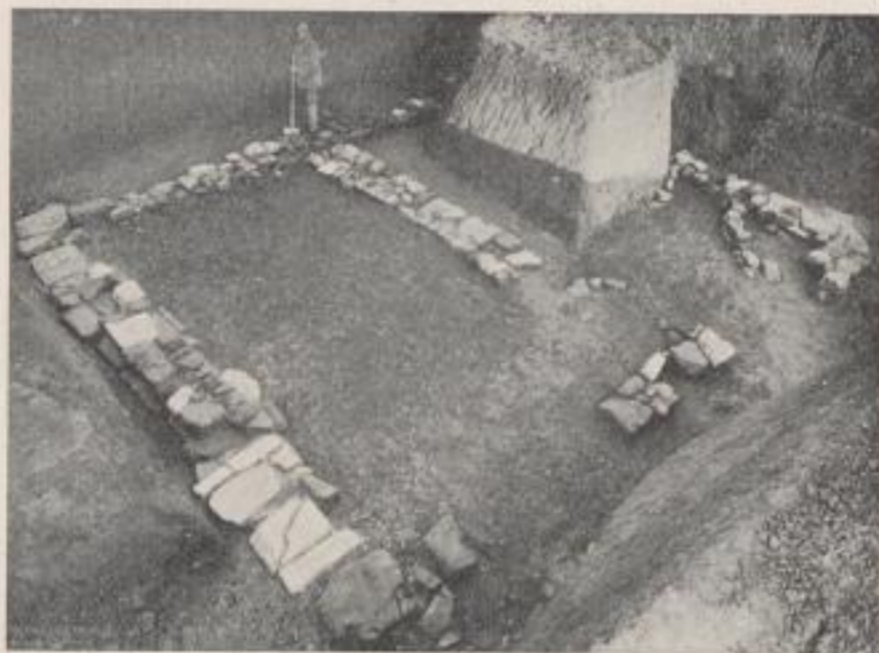


Abb. 1: Frankenhaus.

großer Wahrscheinlichkeit als prähistorisch angesprochen werden konnten⁴. An dem seichten, der Südsonne zugeneigten, warmen und trockenen Schieferhang über der feuchten Niederung des Baches ist hier im nordöstlichen Teil des Tempelbezirkes die vorrömische Bebauung von stadtrierer Boden erstmalig festgestellt worden.

Infolge der meist mehrere Meter tiefen Verschüttung konnte eine etwas größere Abdeckung bisher nur beim Theater vorgenommen werden. Die auflagernden Erdschichten betragen hier auf der höchstgelegenen Stelle nur 2,00 m, an den tiefer gelegenen allerdings 3,00 m.

Deutlich heben sich aus den hier festgestellten zahlreichen Pfostenlöchern vor allem folgende Bauten hervor: Zwei oder drei rechteckige von etwa 3,50 × 4,00 m Größe, **Taf. 4 B**, ein halbrunder von 5,00 m Durchmesser und ein achteckiger von etwa 8,00 m Innenweite, **Taf. 5 A**.

Namentlich der letztgenannte Achteckbau erinnert am unmittelbarsten in seinem Grundriß an den unter der Merkurkapelle gelegenen steinernen Rundbau mit acht Pfosten, der aus der römischen Zeit stammt⁵. Liegt es nicht nahe anzunehmen, daß der neugefundene Holzbau ein prähistorischer Vorläufer des steinernen Typus der Rundkapellen

ist und gleichfalls ein Kultbau war, ein vorrömischer hölzerner Kultbau von etwa runder Form?

Auch die halbrunden, also wohl nischenförmig gestalteten, Bauten scheinen ihre Parallele unter den steinernen Kultbauten der Kaiserzeit zu finden. Drei derartige Steinfundamente wurden schon festgestellt⁶.

In den 2—3 kleinen Rechteckbauten kann man Vorläufer der besonders zahlreichen kleinen, viereckigen Steinkapellen erblicken.

Aber nicht nur die Formen dieser dicht bei einander liegenden vorrömischen Bauten sprechen meines Erachtens für ihre Verwendung als Kultbauten, sondern auch der Umstand, daß ganz im Gegensatz zu der Fundstelle bei der Merkurkapelle und bei der gleich zu besprechenden an der Südostecke des Theaters keinerlei Keller-, Wohn- oder Feuergruben bei dieser Bautengruppe gefunden wurden. Durch derartige Gruben würden sie als menschliche Wohnbauten gekennzeichnet sein. Sollten es somit nicht Kultbauten von denselben drei Formen sein, die sich bei den steinernen Kultbauten der römischen Zeit im Tempelbezirk der Einheimischen in Trier nachweisen lassen?

Auch für den steinernen Rechtecktempel mit Säulenumgang könnte man nunmehr geneigt sein, vorrömische hölzerne Vorläufer zu fordern. Bestärkt wird man in dieser Annahme durch die schon 1927/28 erfolgte Entdeckung eines bereits in frühromischer Zeit zerstörten Baues vom üblichen Grundriß der Umgangtempel, doch ohne Mauern oder Fundamentgräben um den steingepflasterten Cellaboden und nur mit Steinpackungen für die mutmaßlich nicht als Steinsäulen, sondern nur als Holzstützen gebildeten Träger des Umgangdaches⁷. Vielleicht rühren die oben erwähnten stattlichen Reihen von Pfostenlöchern, die schon in den ersten Grabungsjahren entdeckt wurden, von solch einem vorrömischen hölzernen Umgangtempel her. Ihre weitere Erforschung wäre aus diesem Grunde ganz dringend zu wünschen. Mit Hilfe der während der letzten Grabungsjahre gut ausgebildeten Technik der Stollengrabung wäre die notwendige Untersuchung jetzt mit verhältnismäßig geringem Aufwand durchführbar.

Ergiebig an aufschlußreichen Fundstücken waren vor allem zwei zwischen Pfostenlöchern gelegene 1,30 m tiefe Kellergruben außerhalb der Südostecke des Theaters.

Die eine Grube verjüngte sich bienenkorbartig nach oben und enthielt in der Füllerde außer zahlreichen Schiefersteinen viele vorrömische Tonscherben und ein sehr flaches Kieselschieferbeil (**Abb. 3, 4**). Aus einem Teil der Scherben ließen sich zehn Gefäße rekonstruieren, vgl. **Tafel 5 B**, jedoch ergab der Scherben- und Grabungsbefund einwandfrei, daß bei der Grubenverfüllung nicht etwa ganze Gefäße

in der Grube gestanden hatten, sondern daß — abgesehen vom kleinsten Gefäß — ausschließlich Bruchstücke unvollständiger Gefäße mit der Füllerde in die Grube gelangt waren. Bei dem gesamten Befund handelt es sich ausschließlich um typische Keramik der La-Tène-Zeit.

Völlig anders war der Befund der benachbarten zylindrischen Grube. Sie enthielt keinerlei Steine und viel weniger Scherben, die vornehmlich von drei Gefäßen herrühren. Aus

erhalten nunmehr auch zwei kostbare Einzelfundstücke, ein Bronzemesser und ein schwerer Bronzearmreif, die schon im Jahre 1880 aus dem Trierer Antikenhandel ins Provinzialmuseum gelangten, den ihnen zustehenden hohen historischen Wert, **Abb. 2, 3 und 5**. Die Fundangaben, die bei ihrem Verkauf gemacht wurden, „Brauerei Ueberle“ (Union) bzw. „Löwenbrücken, an der Bach hinter der Nikolausstraße“ waren — entgegen der bisherigen Annahme — augenscheinlich

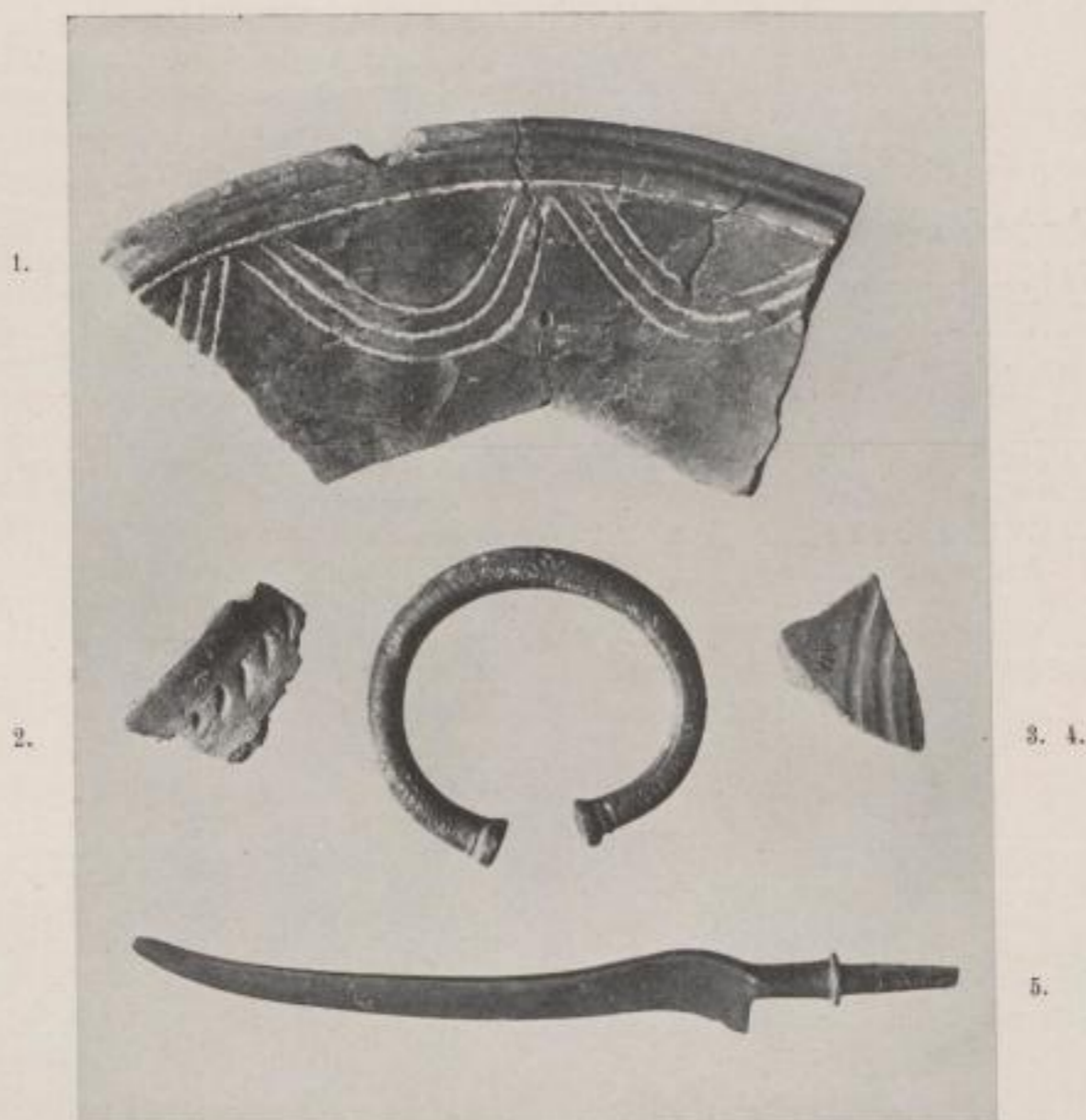


Abb. 2: Frühhallstatt-Funde.

mehreren Scherben ließ sich eine große Urne mit ziemlicher Bestimmtheit rekonstruieren; die Form einer tiefen Schüssel wird durch eine vom Rand bis zum Boden reichende Scherbe und diejenige einer flachen Schüssel vor allem durch eine größere Randscherbe gesichert. Letztere ist im Gefäßinnern mit einem Gehänge eingedrückter, weißgefüllter Halbbögen verziert, **Abb. 2, 1**⁸. Dieses Ornament und die Form der Gefäße verweisen diese Grube und ihren Inhalt in die Hallstattzeit, etwa in die Zeit zwischen 1000—800 v. Chr.

Durch die völlig gesicherte Feststellung im Tempelgelände, daß schon zur Hallstattzeit eine Siedlung auf dem Boden Triers bestanden hat,

doch wahrheitsgetreu, die bezeichneten Stellen liegen nämlich unmittelbar neben dem Tempelgelände.

Befremdlich erscheint es jetzt auch nicht mehr, daß im Laufe der Tempelgrabung schon über ein halbes Dutzend Steinbeile und sonstige Steingeräte prähistorischer Zeit gefunden wurden, vgl. **Abb. 3**. Falls sie nicht noch im 1. Jahrtausend nach oder vor Christus verwendet worden sind, besteht jetzt, wo es gelungen ist, Bautenreste der La-Tène-Zeit und selbst der Hallstattzeit im Tempelgelände festzustellen, Hoffnung, sogar jungsteinzeitliche Bautenreste hier noch nachweisen zu können, wenn solche vorhanden waren⁹.

Vergegenwärtigen wir uns, was diese gewaltige Trierer Kultstätte für Erkenntnisse und Schätze schon während der ersten Grabungsjahre gespendet hat, vergegenwärtigen wir uns ferner, was auch noch während des letzten Grabungsjahres (1929) durch Erschließung der vorrömischen Bauten und der fränkischen Siedlung an ganz neuen Erkenntnissen und durch Auffinden der Marmor-Diana und des Bronze-Merkur an auf deutschem Boden einzig dastehenden Kunstwerken dem Erdboden abgewonnen worden ist, so müßte ein Abbrechen der Forschungsarbeiten an dieser überreichen Quelle immer neuer Erkenntnisse geradezu als ein Verbrechen an der deutschen und an der internationalen Wissenschaft bezeichnet werden.

Anmerkungen:

¹ Nach Siegfried Loeschcke, „Bedeutung und Gefährdung der großen Tempelgrabung in Trier“, Trier 1930, S. 161, Abb. 7, in „Trierer Zeitschrift“ IV, 1929, und als Sonderdruck.

² A. a. O., Tafel II.

³ A. a. O., Tafel I und L. Curtius in „Die Antike“ VI, S. 97 ff., Abb. 7.

⁴ Vgl. Siegfried Loeschcke, „Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtale zu Trier“, Berlin 1928, S. 18, Abb. 30.

⁵ Vgl. a. a. O., S. 22 und Abb. 7 und die bedeutend bessere Abbildung auf Tafel 33, 3 zu Siegfried Loeschcke, „Ein Tempelbezirk im römischen Trier“, in Georg Schreiber, „Deutschum und Ausland“ Münster i. W. 1930, 23.—24. Heft (G. Rodenwaldt, „Neue deutsche Ausgrabungen“).

⁶ Auf dem letzten veröffentlichten Plänchen (wiederabgedruckt in „Bedeutung und Gefährdung“, S. 153, Abb. 2) in Siegfried Loeschcke, „Ausgrabungsergebnisse des Jahres 1928 im großen Tempelbezirk von Trier“ in „Gnomon“, Bd. V, Berlin 1929, S. 278—282 und Sonderdruck, ist hart südlich vom bahndurchschnittenen Tempel etwa die Hälfte eines derartigen Steinbaues zu sehen.

⁷ Auf dem in Anm. 6 zitierten Plänchen ist der Bau vor der Ostwand des „Umgangtempels im Säulenhof“ eingezeichnet.

⁸ Nach Abb. 5 in S. Loeschcke, „Bedeutung und Gefährdung“, a. a. O.

⁹ Die in Anm. 1, 4 und 6 genannten sich ergänzenden drei Veröffentlichungen, S. Loeschcke, „Die Erforschung des Tempelbezirkes“, „Ausgrabungsergebnisse des Jahres 1928“ und „Bedeutung und Gefährdung der großen Tempelgrabung in Trier“ sind bis auf weiteres unmittelbar von dem im Provinzialmuseum befindlichen Büro der Trier-Kommission zum Preise von RM 4.— zu beziehen; Versandkosten RM 0.50. — Ein kurz zusammenfassendes, reich illustriertes Flugblatt (Sonderabdruck aus „Heimat“, Berncastel-Cues 1930) kostet RM 0.35, mit Versandkosten RM 0.50.

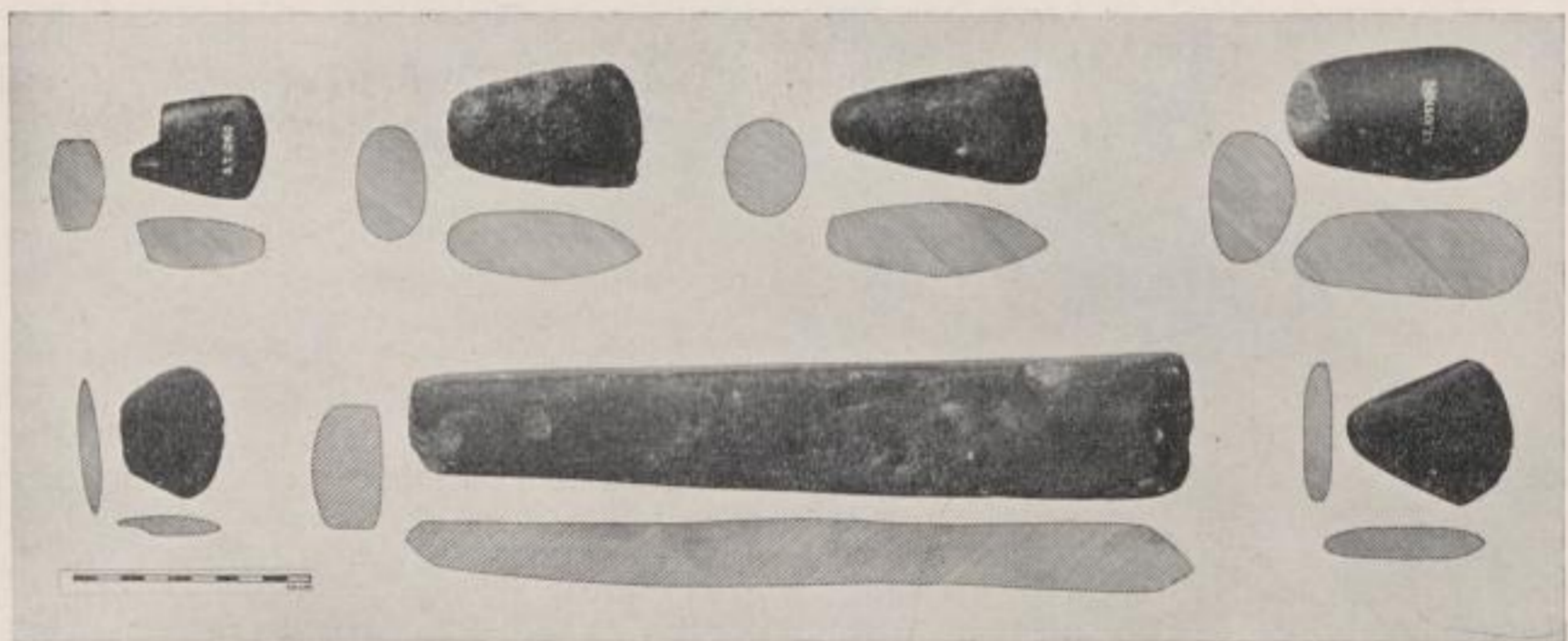


Abb. 3: Steingeräte.

VORGESCHICHTLICHE LEICHENDÖRRUNG, DIE MITTELSTUFE ZWISCHEN BESTATTEN UND VERBRENNEN

VON KARL HÖRMANN, NÜRNBERG

Gewissenhaft pflegt der Prähistoriker zu registrieren, ob er bei Ausgrabung eines Grabhügels die Knochen einer bestatteten Leiche oder kalzinierte Knochen und die Asche eines verbrannten Leichnams angetroffen hat. Mit diesen beiden Extremen — Bestatten oder Verbrennen — kommt man auch ganz gut aus, denn was sollte es bei uns denn noch für Möglichkeiten geben?

Freilich trifft man nur selten eine Bestattung mit gut erhaltenem Skelett. Die Leichen der Metallzeiten haben meist nur noch Fragmente von Knochen und viele Teile fehlen ganz. Bei liegenden Hockern der Steinzeit pflegen die Skeletteile besser erhalten zu sein, trotz ihres ein- oder mehrtausend Jahre höheren Alters. Aber es lohnt sich nicht darüber nachzudenken, es geht ja doch alles mit natürlichen Dingen zu.

Ganz so einfach und naturgemäß ist die Sache nun aber doch nicht. Es gibt nämlich noch eine dritte Art der Bestattung, welche zwischen den Extremen des Bestattens oder Verbrennens die Mitte hält; sie hinterläßt von den Skeletten ebenso dürftige Fragmente, wie wir sie bei den metallzeitlichen Leichen gewohnt sind und kaum mehr beachten. Das ist bei der Beisetzung — man erschrecke nicht — gerösteter Leichen der Fall. Geröstete Leichen? Das ist ein so ungeheuerlicher, um nicht zu sagen perverser Gedanke, daß sich ein vernünftiger Mensch scheuen muß, ihn nachzudenken. Mich hat eine Grabung auf diese anscheinend tolle Idee gebracht, die ich auch beschrieben habe¹ und seitdem sind noch mehr Beobachtungen gleicher Art hinzugekommen.

Neu war meine Entdeckung allerdings nicht. Professor Dörpfeld ist schon vor Jahren aus sprachlichen Gründen dafür eingetreten, daß die alten Griechen ihre Toten nicht ohne weiteres verbrannten oder schlicht beerdigten, sondern daß sie eine Mittelstufe der schwachen Brennung oder Dörrung dazwischen schalteten. Beifall hat er damit allerdings nicht gefunden. „Die meisten Archäologen (man darf beinahe sagen alle, K. H.) bleiben auch jetzt, nachdem sie auf den verhängnisvollen Irrtum aufmerksam gemacht worden sind, unentwegt bei der alten Lehre; einige weisen sogar meine neue Theorie, obwohl sie manche Rätsel löst, mit Entrüstung zurück. Der Widerspruch wird aber bald verstummen“². Er ist freilich verstummt, denn man hat die Sache stillschweigend fallen lassen.

Vor einigen Jahren ist Leo Frobenius mit seinem Paideuma hervorgetreten. Er ist bekanntlich der Meinung, im westlichen Nordafrika einen Kulturkomplex aufgefunden zu haben, den er die „atlantische Kultur“ nennt; in ihrer sozialen, mythologisch-hierarchischen und kosmogonischen Stilreinheit erblickt er ein Nach- und Weiterleben der südeuropäischen antiken Kulturelemente. Ob das mit Recht oder zu Unrecht geschieht, tut hier nichts zur Sache. Die Hauptsache für mich ist, daß er in seiner „Atlantischen Götterlehre“, Bd. X, „Atlantis“, S. VI eine „eigentümliche Bestattung“ im Jorubalande erwähnt: „Die Leiche wird über einem Leichenfeuer gedörret. Manchmal tagelang, öfter wochen- und sehr oft (Könige) jahrelang. Dann wird die Leiche mit unendlichen Massen von Stoffen umgeben, in einen Sarg aus Matten oder Holz gelegt und eingegraben.“ In der diese Worte begleitenden Karte 9, in der das Verbreitungsgebiet der „Sarg- und Dörrbestattung“ eingetragen ist, sind die Küstenstriche am Unterlauf des Kongo, des Niger, Sierra Leone und Liberia angegeben.

Ein „jahrelanges Dörren“ über Feuer ist natürlich nur mit großen Unterbrechungen denkbar, die Prozedur muß von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Die Beweggründe für diese Sitte sind an genannter Stelle nicht angegeben und das ist es, was man doch eigentlich wissen möchte. Ich wandte mich brieflich mit der Bitte um diese Ergänzung an Geheimrat Frobenius, erhielt auch eine sehr lebenswürdige Antwort, aber keine klare Beantwortung meiner Frage. Nun wandte ich mich an verschiedene Missionsgesellschaften und wurde schließlich an die Church Missionary Society, Salisbury Square, London E. C. 4 verwiesen, welche im Jorubalande missioniert. Von dort erhielt ich dann die dankenswerte Auskunft, gez. Archdeacon G. T. Basden, M. A., Litt. D., Dur., Secretary of the C. M. S. Niger Mission: „In dem Teil von Westafrika, in dem ich bekannt bin, werden die Toten auf verschiedene Arten beigesetzt, gemäß ihrem Stande, sozialer Stellung, finanzieller Macht der Verwandten, Sklave oder Freigelassener; sehr wichtig ist bisweilen die Ursache des Todes. Die Sitte des Dörrrens der Leichen bei langsamem Feuer ist bei der Kaste von Menschen anzutreffen, für welche besondere Begräbnis-Ehrenbezeugungen schicklich sind. Es fehlt mir an Zeit, all die üblichen Gebräuche, die sich zwischen Tod und Be-

gräbnis abspielen, aufzuführen. Der Körper wird „getrocknet“ und aufbewahrt, bis die Veranstaltungen beendet sind. Das Begräbnis kann bis zu 12 Monaten nach dem Tod erfolgen. — Einiges mehr ist gegeben in Basden, among the Ibos of Nigeria; Tremearne, the Tailed Headhunters of Niger.“

Die mit dieser Begräbnissitte sich abspielenden Gebräuche zwischen Tod und Begräbnis kommen für uns nicht in Betracht, es sind lokale Erscheinungen, die den verschiedensten Wandlungen unterworfen sein können. Deshalb habe ich auch bisher noch nicht versucht, mich in den Besitz der angegebenen Literatur zu setzen. Was zum Vergleich mit unseren vorgeschichtlichen, ähnlichen Bestattungen in Betracht kommt, ist das Bestreben, die Verwesung eines Körpers so lange hintan zu halten, bis die Seele eines Menschen, der in der primitiven Gesellschaft Rang und Stand einnimmt, ins Jenseits eingezogen ist. Nur der Umstand, Zeit zu gewinnen, bis die rituellen Vorbereitungen für die Reise ins Jenseits beendet waren, kann auch die Angehörigen unserer heimischen Vorgeschichtstoten bewogen haben, sich diesen langwierigen Prozeduren zu unterwerfen. Obwohl wir von all den hierzu notwendigen Zeremonien gar keine Kenntnis haben, so ist doch allein die Errichtung eines festgebauten, großen Hügels, in den man erst zu guter letzt die Gebeine des Toten obenauf legt, ein Unternehmen, das unter Umständen mehr Zeit erfordert, als zwischen dem Tod eines Menschen und dem Verwesen seiner Leiche zur Verfügung steht.

Die aus der Ethnologie gewonnene Einsicht ist ein gutes Beispiel für die wertvollen Dienste, welche ein Wissenszweig dem anderen leisten kann. Davon ist auf den Tagungen der Anthropologen, Ethnologen und Prähistoriker oft genug die Rede. *Mainhof*-Hamburg sagte uns 1928: „Ich halte mich für berechtigt, Beobachtungen aus anderen Wissenschaften, die sich mir bieten, den Fachleuten mitzuteilen und mir Auskünfte von ihnen zu holen, wo ich sie brauche“ usw. Wie berechtigt solche Hinweise sind, zeigt unser Fall. Man kann nur staunen, daß auch Warnungen vor dieser gegenseitigen Rücksichtnahme laut werden, direkte Aufforderungen, aneinander vorbeizuarbeiten³.

Die Notwendigkeit, den vergänglichen Körper so lange festzuhalten, bis den langwierigen rituellen Vorschriften genügt war, gab Anlaß, auf Dörren und Räuchern zu verfallen. Aber für uns besteht nun die große Schwierigkeit, dieses Räuchern und Brennen in so offenkundiger Weise darzutun, daß es jederzeit leicht nachgeprüft werden kann. Die beiden befreundeten Chemiker, welche bei meinen Beobachtungen an der Appenstetter Toten behilflich waren, sahen sich zu sehr umständlichen Verfahren genötigt, was nicht sehr zur Nachprüfung aufmuntert. Von einer Nachprüfung ist auch nichts

zu meiner Kenntnis gekommen. Inzwischen ist aber ein neues, sehr einfaches Mittel bekannt geworden, mit dessen Hilfe die Feststellung automatisch, ganz einfach, vor sich geht. Es liegt in der Benützung der *Hanauer analytischen Quarzlampe*, deren ultraviolettes Licht ohne weiteres Zutun feststellt, ob ein Knochen sich im ursprünglichen Zustand seiner organischen Verfassung befindet, oder durch irgendwelche Einflüsse verändert wurde. Jede Knochensubstanz ist mit leim- bzw. eiweißhaltigen Stoffen erfüllt und behält sie durch Zeiten von ewiger Dauer. Selbst fossile Knochen entfernter geologischer Perioden zeigen noch diese Eigenschaft. Aber wenn eine Kalzinierung, Übersinterung stattgefunden oder der Knochen sich mit Erde angereichert hat, dann ist er endgültig auch unter der Quarzlampe tot. In jedem anderen Fall aber leuchtet er unter der Quarzlampe. Es seien nun hier einige Proben gegeben. Der frische Röhrenknochen eines Rindes wurde längere Zeit in Wasser mazeriert. Nach dem Trocknen unter die Quarzlampe gebracht, erscheint er in heller Beleuchtung leicht violett-grünlich schimmernd. Derselbe Knochen wurde dann stark gebrannt, weiß kalziniert und nun bei gewöhnlichem Tageslicht photographiert (**Tafel 6 A**). Die beiden Knochenstücke sind an den Kanten nicht ganz durchgeglüht, erscheinen daher hier etwas rußig-schwärzlich. Unter die Quarzlampe gelegt und mit dem Filter photographiert, haben sie nun das Aussehen, welches **Taf. 6 B** zeigt, das heißt, die Knochen bleiben unverändert weiß nach wie vor, aber da sie aus organischer Substanz durch den Brand in mineralische umgewandelt, sozusagen tot sind, erscheinen sie unter ultravioletter Beleuchtung schwarz.

Die Verwendung der Quarzlampe bei Knochen vorgeschichtlicher Leichen ist jedoch an einige aber gebunden. Das lange Lagern in der Erde hat die Knochen so sehr mit Lehmwasser aus der umgebenden Erde getränkt, sie womöglich auch mit Lehm überkrustet, die Oberfläche ist teilweise abgeblättert, in die solcher Art freigelegte poröse Knochenwand hat sich Erde eingelagert, die auch in die Risse und Sprünge eingedrungen ist, so daß sie, auch mit Säure behandelt, niemals mehr die elfenbeinfarbene Weiße erhalten, welche ein mazerierter, frischer Knochen besitzt. Die erdebefallenen Stellen werden auch im ultravioletten Licht nicht mehr weiß, sondern erscheinen mehr oder weniger getönt, es sei denn, daß man die ganze Oberfläche des Knochens abhebt. Das könnte aber möglicherweise einen falschen Eindruck erwecken, wenn der Knochen beim Rösten der Leiche mit starken Fleisch- und Muskelpartien umgeben war, die den Brand hinderten, den Knochen ganz zu durchdringen. Beim Abheben der Knochenpartie könnte also unter Umständen eine vom Feuer nur wenig berührte Knochenmasse zum Vor-

schein kommen, welche noch luminesziert. Das habe ich aber noch nicht durchgeprobt. Die durch Verunreinigung mit Erde bewirkte Täuschung ist also mit in den Kauf zu nehmen, wird sich aber wohl auch noch beheben lassen.

Meine seitherigen Beobachtungen mit der Quarzlampe erstrecken sich über Leichen aller Metallperioden von Bronzezeit B bis Hallstattzeit D. Sie ergeben, daß nicht alle Leichen durch die Bank dem Dörren unterworfen waren. Aber das Dörren war keiner dieser Perioden ganz fremd. Dörpfeld nimmt an, daß die Griechen diese Sitte aus ihrer nordischen Heimat mitgebracht haben müssen, sie ist aber bisher meines Wissens noch nirgends bei uns beobachtet worden, bis ich sie bei der Bronzezeit-Toten in Appenstetten antraf. Seitherige weitere Beobachtungen an jüngeren Gräbern ermächtigen mich aber zu sagen, daß diese Sitte im Norden, wenigstens in unserem Gebiet, länger als 1000 Jahre in Übung gestanden haben muß. Hier gebe ich nun noch den Knochen einer unlängst ausgegrabenen Hallstatt-D-Leiche von Münzinghof (Beigabe: einer der bekannten federnden Hallstatt-D-Ohringe). **Taf. 6 C** zeigt das Aussehen des Knochens in der Tageslicht-Photographie, **Taf. 6 D** gibt ihn wieder im ultravioletten Licht der Quarzlampe. Es ist kein Zweifel, daß der nun schwarz erscheinende Knochen, welcher seinem Aussehen nach einer „bestatteten“ also nicht verbrannten Leiche angehört, eben doch auch ein Feuer hinter sich hat. Aber das bemerkt man bei der Ausgrabung nicht.

Steinzeitleichen stehen in unserem Arbeitsgebiet nicht zur Verfügung. Ich habe also meinen Freund

und Kollegen Möller vom städtischen naturwissenschaftlichen Museum in Weimar um Überlassung von einigen Knochen von Steinzeitleichen gebeten, um zu sehen, ob das Verfahren auch schon in der Steinzeit üblich war. Er ist meiner Bitte bereitwillig nachgekommen, wofür ihm auch hier gedankt sei. Das Resultat ist das in den folgenden Abbildungen wiedergegebene. **Taf. 6 E** zeigt den Knochen in der Tageslicht-Photographie, **Taf. 6 F** denselben unter der Quarzlampe. Es zeigt sich an letzterem Bild keine Anwendung des Feuers, nur die erdigen Verunreinigungen kommen darin zum Ausdruck.

Wohl oder übel werden wir Prähistoriker bei unseren ferneren Untersuchungen die Quarzlampe nicht mehr unbeachtet lassen können.

Anmerkungen:

¹ Abhandlungen der Naturh.-Gesellschaft Nürnberg, 21. Bd., 6. Heft, 1926, Bronzezeitgräber in Mittelfranken.

² Die Bestattung der Toten bei Homer, Sonderdruck a. d. Ungar. Rundschau, V. Jahrg., 1. Heft, S. 10, 1917.

³ Der Bayer. Vorgeschichtsfreund 1927/28, Heft VII, Reinecke, Vor- und frühgeschichtliche Flachgräber in Süddeutschland: S. 3: „Gelegentlich wird auch von Teilbestattungen, von teilweiser Verbrennung (ein Teil der Leiche verbrannt, ein anderer unverbrannt beige setzt) gesprochen . . . Wirkliche Teilbestattungen, d. h. Beisetzungen nur eines Teiles der Leiche, erscheinen äußerst selten. Aber auf Grund mangelhafter älterer oder neuerer Beobachtungen bei uns vom üblichen abweichende Bestattungen anzunehmen, selbst wenn derartige Bräuche aus außereuropäischen Gebieten ethnographisch belegt sind, sollte besser unterbleiben.“

EIN BEITRAG ZUR VORGESCHICHTLICHEN TECHNIK

VON GEORG HOCK, WÜRZBURG

Die primitive Technik aller Zeiten bedient sich zur Verwandlung der Kornfrucht in Mehl entweder der Methode des Zerstoßens oder des Zerreibens. Meringer¹ hat die beiden Vorgänge auf der Grundlage ihres sprachlichen Ausdrucks in zwei Wortreihen gegliedert, die er nach den lateinischen Repräsentanten als die *pinsere-* und die *molere-* Reihe bezeichnet. Das Zerstoßen erfolgt heute noch wie ehemals in schalenartigen Steinen mit Hilfe von Quetschern, die mehr oder weniger der Hand angepaßt sind, oder aber in förmlichen Mörsern mit Stößeln und Keulen. Es mag hier genügen auf die zahlreichen Beispiele hinzuweisen, wie sie in dem älteren zusammenfassenden Werk von R. Bennet und J. Elton, *History of Corn Milling*, London 1908 Vol. 1, ferner in den neueren Arbeiten von Meringer (a. a. O.), Maurizio², Rütimyer³ gesammelt sind, sowohl aus vorgeschichtlichen Stufen als auch aus jüngeren Primitivkulturen und solchen der Gegenwart. Die gewöhnliche Anschauung geht wohl mit Recht dahin, daß das Zerstampfen der Getreidekörner älter ist als das Mahlen, so Beckmann⁴, Rühlmann⁵ und Blümner⁶.

Während bekanntlich Mörser und Stampfe das Getreide mehr enthülsen und zur Brei- und Fladennahrung schroten, ermöglicht der Reibe- prozeß auf den Handmühlen die Herstellung von Mehl zur Bereitung des Brotes. Die Ansicht Schraders⁷, daß Mörser und Keule mehr Asien, das Mahlen mehr Europa angehöre, dürfte nur in beschränktem Maße gelten. Einerseits finden wir die flachen Handmahlsteine auch in Asien und Amerika⁸, in weiter Verbreitung besonders im Sudan, Abessinien, Zentralafrika, andererseits waren Mörser bis zur Neuzeit noch in vielen Teilen Europas gebräuchlich⁹, so in Tessin, Graubünden, Aargau, Steiermark, Ungarn, Galizien, Polen, Weißrußland, Litauen und Finnland. Wenn für das vorgeschichtliche Europa das Fundmaterial an Mörsern geringfügig ist, so mag das vor allem, wie Götze¹⁰ richtig bemerkt, daran liegen, daß Mörser und Stößel fast durchweg aus Holz bestanden und sich nicht erhalten haben.

Allbekannt und in großer Zahl vertreten sind im Bereich des vorgeschichtlichen Europa die flachen Reibmühlen, bestehend aus einem festen Unterlage- stein und einem Läufer- oder Reibstein. Auch in Nordbayern, auf das sich meine Beobachtungen in erster Linie erstrecken, liegen aus allen vorge- schichtlichen Stufen, angefangen von der Neo- lithik bis zur Spät-La-Tène-Zeit, zahlreiche Mahl-

steine oder Reste von solchen vor. Sie sind in der überwiegenden Masse aus Buntsandstein oder aus Keupersandstein hergestellt, zu einem kleineren Teil aus Muschelkalk. Es handelt sich fast durchweg um flache, im Grundriß rechteckige oder ovale Steinplatten mit den bekannten durch die Ge- brauchsabnutzung bedingten muldenförmigen Höh- lungen. Die jüngere Form des aus den Basaltlava- brüchen von Mayen bekannten sogenannten Napoleonshutes, welche die Unterseite zu einem scharfen Grat und schließlich zu einer Spitze ent- wickelt, fehlt, soweit ich das Fundmaterial über- schauen kann, vollständig.

Man denkt sich den Vorgang des Mahlens ge- wöhnlich so, daß ein mehr walzenförmiger Läufer quer auf die Unterlage gelegt, an den — nicht selten überragenden — Enden gefaßt und in der Längsrichtung der Unterlage hin- und her- geschoben wurde, wie das schon durch ägyptische Statuetten veranschaulicht wird¹¹. Auffallend ist nun, daß derartige mehr oder weniger längliche Reiber oder Läufer wenigstens in dem von mir beobachteten Gebiet sehr selten sind, jedenfalls in gar keinem zahlenmäßigen Verhältnis zu der großen Menge jener Reibplatten stehen, die als *U n t e r - l a g e n* zu deuten sind. Dagegen finden sich sehr häufig allerlei mehr kugelige, abgerundete und teil- weise abgeschliffene Steine, gewöhnlich aus Quar- zit und ähnlichen Materialien. Nach den Unter- suchungen von Reichard¹², Pfeiffer¹³, Maurizio¹⁴ ist es nun gewiß nicht angängig, alle diese Vor- kommenisse, wie das gewöhnlich geschieht, einfach als „Kornquetscher“ anzusehen, da sie vielfach als Klopfhämmer und Schärfsteine gedient haben. Allein es kann meines Erachtens doch kein Zweifel darüber bestehen, daß ein Teil dieser Funde tat- sächlich als Reib- oder Quetschsteine in Anspruch genommen werden müssen, vor allem jene, die aus- gesprochen Abflachungen aufweisen¹⁵. Die Be- nützung der Steine werden wir uns freilich oft genug mehr in der Form des Stampfens und Stoßens als in der des Hin- und Herreibens zu denken haben. Dazu kommt, daß unsere vorge- schichtlichen Handmühlen sicher nicht ausschließ- lich zum Vermahlen von Kornfrucht gedient haben, sondern auch für andere Zwecke, zum Zerkleinern oder Enthülsen von harten Früchten aller Art, von Eicheln, Kernen, Sämereien, Erbsen, Bohnen, zum Zerreiben von Salz, von Farbstoffen und dergl. gelegentlich verwendet wurden, wobei die Hand- habung der Mahlsteine jeweils modifiziert werden mußte. Mit anderen Worten, die Methoden des

Stoßens und Reibens werden in der Praxis nicht so scharf getrennt werden können, als man das theoretisch voraussetzen möchte¹⁶.

Im Anschluß an das Gesagte soll im folgenden kurz der als **Abb. 1** wiedergegebene Fund gewürdigt werden, der nun eine Art Kombination von Mörser und Reibmühle darstellt. Er entstammt einer Wohngrube der jüngeren Hallstattzeit in der Nähe des Dorfes Eßfeld, etwa 12 km von Würzburg, die bei der Anlage einer Rübenmiete angeschnitten wurde. Bei der Aufdeckung konnten die beiden Teile noch in der Anordnung gehoben werden, wie sie die **Abb. 1** gibt. Eine spätere systematische Untersuchung der Wohngrube ergab mehrere Bruchstücke von anderen Mahlsteinen, sowie typische Keramik der dritten Stufe der Hallstattzeit (Hallstatt C). Auch in einer zweiten benachbarten Wohngrube wurden ähnliche Materialien dieser Stufe zutage gefördert.



Abb. 1: Mahlstein mit Pistill von Eßfeld.
(Fränk. Luitpoldmuseum Würzburg)

Der Unterlagestein besteht aus einer Platte des in der Umgebung anstehenden Muschelkalkes, die am Rande spitzoval zugerichtet ist, während die Unterseite die natürliche Bruchfläche aufweist. Die größte Länge beträgt 67 cm, die Breite 28 cm, die Dicke der Platte 6 bis 7 cm. Die zapfenförmigen Enden sind erst durch allmähliche Abnutzung entstanden, wie dies an ähnlichen Stücken von Hörter¹⁷ überzeugend nachgewiesen wurde. Im Grundriß bzw. in der Betonung der Spitzenden nähert sich die Form bereits dem Napoleonshut. Ähnliche spitzovale Mahlsteine sind mir aus älteren vorgeschichtlichen Stufen meines Beobachtungsgebiets nicht bekannt. Dagegen hat eine gleichfalls der jüngeren Hallstattzeit angehörige Siedlungsstelle bei Heidingsfeld ein ganz identisches Exemplar geliefert. Die Reibfläche der Unterlage zeigt der Struktur des Muschelkalks entsprechend eine gewisse Körnung

gegenüber dem mehr glatten Ausschiff unserer Sandsteinmühlen.

Besondere Beachtung verdient nun das zweifellos zugehörige, aus dem gleichen Material bestehende Pistill, dessen Höhe 14 cm, dessen Durchmesser an der stärksten Ausbauchung 13 cm, an der Basis 11 cm beträgt. Der obere Teil des Pistills hat die Form eines abgestumpften Kegels, weiter nach unten folgt eine starke Ausbauchung, die nach der Basis hin wieder kräftig eingeschnürt ist. Die Unterseite ist vollständig eben. Der Stößel ist rundum auf das Sorgfältigste abgearbeitet und vorzüglich der Hand angepaßt. In seiner birnförmigen Gestaltung entspricht der Stößel ganz und gar dem bekannten von Schliemann in Hissarlik gefundenen Pistill aus Basaltlava¹⁸. Bei der Reinigung des Pistills zeigte sich nun, daß der obere kegelförmige Teil zylindrisch durchbohrt war (A—B der schematischen Zeichnung **Abb. 2**). Vom Fußpunkt B der senkrechten Durchbohrung

führen zwei Seitenkanäle B—D und B—C zur Außenwand des Stößels. Die Durchbohrungen haben einen Durchmesser von 6 bis 7 mm und sind jedenfalls mit Hilfe eines Metallwerkzeuges in mühevoller Weise ausgeführt. Sie waren offenbar für das Durchziehen von Schnüren bestimmt, an denen das Pistill aufgehängt werden sollte. Ich habe eine solche Verschnürung wieder herstellen lassen (**Abb. 3**), die auch den unteren Teil des Stößels umspannt, wo eine in der Photographie leider nicht recht erkennbare Rille (E—F der **Abb. 2**) zum Anlegen der Schnur flüchtig eingearbeitet ist. Das Pistill sollte also an irgend einem elastischen und federnden Körper aufgehängt werden, so daß das Heben gewissermaßen automatisch erfolgte. In meinem Modell ist aus räumlichen Rücksichten dieser Konstruktionsgedanke nur dadurch angedeutet, daß ein junges Eichenstämmchen krückenartig umgebogen ist. Aber

auch so funktioniert der Apparat bereits ausgezeichnet. Durch die Schnellkraft des Holzes wird der Stein in der gewünschten Weise gehoben und pendelt schließlich auf und nieder, so daß nur noch eine mühelose Führung mit der Hand nötig ist. Bei

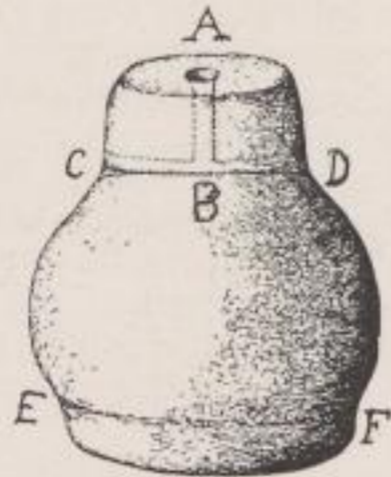


Abb. 2: Schematische Zeichnung des Pistills.

einiger Übung läßt sich mit dem auf- und niederwippenden Stößel auch ein seitliches Ausgreifen und eine kreisende Bewegung erzielen. Der muldenförmige Ausschliff der Unterlage mit den zapfenartigen Vorsprüngen an den beiden Enden entspricht dem Aktionsradius des hängenden bzw. ausschwingenden Pistills. In Wirklichkeit wird der

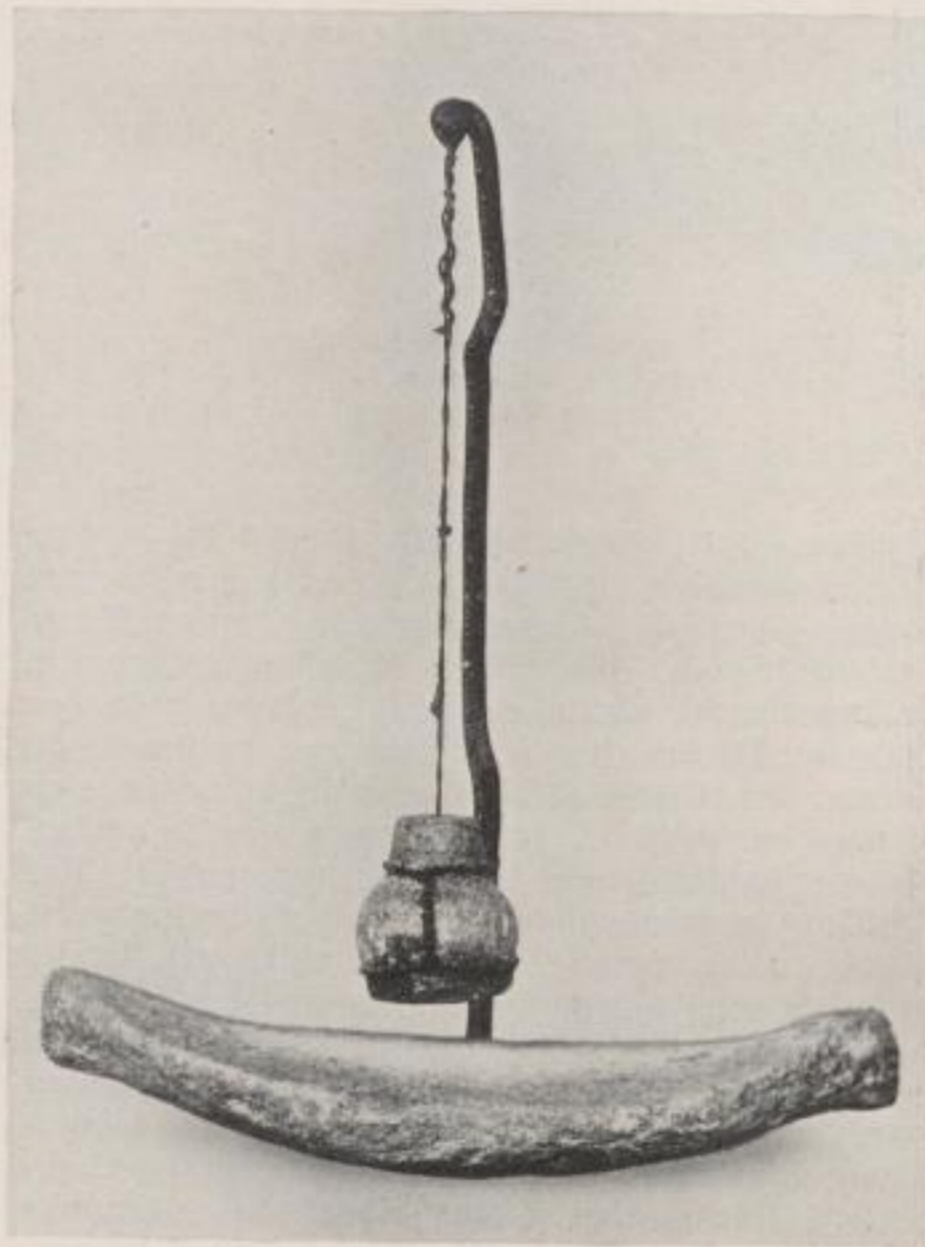


Abb. 3: Rekonstruktion der Handmühle.

Stößel an einer horizontal oder schräg unter dem Dach der Hallstatthütte befestigten Holzstange aufgehängt gewesen sein. Oder aber die vorgeschichtliche Arbeiterin konnte den Apparat noch wesentlich einfacher gestalten, wenn sie sich mit ihrem Mahlstein unter einen geeigneten Baum setzte und das Pistill an einem elastischen Ast aufhängte.

Ein Gegenstück zu unserem durchbohrten Pistill ist mir bis jetzt trotz eifriger Nachfrage nicht bekannt geworden¹⁹. Der Grund ist klar. Die mühevollen und zeitraubende Bearbeitung und Durchbohrung des Steinpistills war viel zu umständlich. Das Eßfelder Exemplar ist offenbar die vereinzelt Arbeit eines vorgeschichtlichen Bastlers, der die Montierung eines Holzpistills hier auf den Stein übertrug. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir derartige Stampfmühlen mit elastisch geführten Stößeln aus Holz als gewöhnliche Arbeitsgeräte im vorgeschichtlichen Kulturapparat voraussetzen. Während uns die hölzernen Pistille spurlos verloren gingen, sind uns die wohl durchweg aus Stein bestehenden Unterlagen erhalten geblieben.

Der Gedanke, den Stößel beim Stampfen durch eine elastische Kraft automatisch heben zu lassen, ist übrigens auch in anderen Kulturen zur Ausführung gebracht worden. In dem oben erwähnten Sammelwerk von Bennet und Elton²⁰ wird eine Einrichtung aus Nordamerika geschildert, die der unsrigen etwa entsprechen dürfte: „An ancient custom of working has been seen to be reproduced by the Pennacooks of New Hampshire; the pestle being suspended from the overhanging bough of a tree, which, by its pliancy, serves as a spring to assist in raising the pounder after each downward stroke“. — An eine ähnliche Vorrichtung denkt offenbar Pfeiffer²¹, wenn er es für wahrscheinlich findet, daß der Stößel eine Führung gehabt habe, „z. B. durch Anbinden an einen überhängenden Baumast“.

Meringer²² und Maurizio²³ beschreiben eine verwandte Maschine aus dem Aargau: „Ein großer Balken als Stößel hängt an einem zweiten als Feder dienenden, wagrecht unter dem Dache des Bauernhauses befestigten Balken und wird mit der Hand in Bewegung gesetzt.“

Eine ähnliche Vorrichtung findet sich bei den ostrussischen Wotjaken, sie erinnert in der Konstruktion an die bekannten Ziehbrunnen der ungarischen Tiefebene²⁴.

Noch vor einem Jahrzehnt befand sich in der Würzburger Apotheke zum Löwen ein im Prinzip unserer Eßfelder Stampfmühle entsprechender Apparat, der aus einem mächtigen eisernen Mörser und einem schweren eisernen Stößel bestand. Das Pistill war mittels eines Lederriemens an einer kräftigen Stange aus Eschenholz aufgehängt, die schräg aufwärts über dem Mörser eingebaut war. Der

Klöppel war so ausbalanciert, daß er in Ruhe etwas über dem Mündungsrand des Mörsers hing. Es genügte ein geringer Kraftaufwand, um das Auf- und Abwärtsschwingen des Stößels in die Wege zu leiten. Die Stampfe diente zum Zerstoßen von Drogen, die heute vorwiegend in Trommelmühlen gemahlen werden.

Das durchbohrte, in seiner Herstellung wohl einzigartige Stein-Pistill von Ebfeld mag, wie bereits gesagt, mehr oder weniger einer spielerischen Laune seine Entstehung verdanken. Es gibt uns jedoch einen willkommenen und überraschenden Einblick in den technologischen Ideenkreis unserer vorgeschichtlichen Kultur, wie er uns leider nur in ganz seltenen Fällen gestattet ist, da derartige meist aus organischen Stoffen bestehenden Einrichtungen und Geräte fast restlos verloren gegangen sind.

Von dem Apparat mit elastischer Führung des Pistills führte dann wohl die Entwicklung weiter zur Stampfe und zur Anke, sei es, daß der Stößel durch einen mit dem Fuß getretenen Hebel gehoben und gesenkt oder aber mittels Rad und Daumenwelle in Antrieb gesetzt wurde. Die Anordnung mehrerer Stampfkeulen nebeneinander und die Verwendung von Wasserkraft bedeuten weitere Verbesserungen²⁵. Vom einfachen Mahl- und Reibstein aber gelangte der Mensch vielleicht auf dem Wege der beim Reibeprozess sich als zweckmäßig ergebenden kreisenden Bewegung zur Drehmühle, die zunächst mit der Hand, später durch Tier und Wasserrad bewegt wird.

Die vorstehenden Zeilen mögen sich als bescheidene Blüte zu dem Glückwunschstrauß fügen, den heute die dankbare Fachwelt jenem Manne entgegenbringt, der nicht nur durch Wort und Schrift, sondern vor allem auch durch die vorbildliche Ausgestaltung seines Museums mit Modellen und Rekonstruktionen sich große Verdienste erworben hat um die Erschließung unserer vorgeschichtlichen Kulturwelt.

Anmerkungen:

¹ Meringer, Die Werkzeuge der pinsere-Reihe und ihre Namen (Keule, Stampfe, Hammer, Anke), Wörter und Sachen, Bd. I (1909), S. 3 ff.

² Maurizio, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. 18 (1916), S. 8 ff.

³ Rütimeyer, Ur-Ethnographie der Schweiz, 1924, S. 220 ff.

⁴ Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, Bd. II, S. 1 ff.

⁵ Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre 1865, Bd. II, S. 5 ff.

⁶ Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, Bd. I, S. 13. — Anders: Daremberg et Saglio, s. v. Mola (Bd. III, S. 1960).

⁷ Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, s. v. Mahlen, Mühle.

⁸ Bennet und Elton, a. a. O., I, S. 87 ff.

⁹ Meringer, a. a. O., S. 7 f. — Maurizio, a. a. O., S. 8 f. — Rütimeyer, a. a. O., S. 220 ff.

¹⁰ Götze, Eberts Reallexikon, s. v. Mörser (Bd. VIII, S. 321).

¹¹ So zuletzt Götze, Eberts Reallexikon, a. a. O. — Vgl. Hörter, Mannus Bd. VI (1914), S. 290. — Reinecke, Westd. Zeitschrift 1900, Nr. 5 und 6. S. A.

¹² Reichard, Zeitschrift f. Ethnologie, 1889, Bd. XXI, Verh. S. 214.

¹³ Pfeiffer, Die steinzeitliche Technik, S. 163 f.

¹⁴ Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. XVIII, 1916, S. 8.

¹⁵ Dies dürfte vor allem für die dem nordischen Kulturkreis angehörigen Mahltröge zutreffen. Vgl. Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, S. 71.

¹⁶ Einen ähnlichen Gedanken äußert Schrader (Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde s. v. Mahlen, Mühle): „Wahrscheinlicher aber dürfte sein, daß in der Urzeit die Tätigkeiten des pinsere und molere chronologisch zusammenfielen, insofern man sie nacheinander mit denselben Werkzeugen und auf derselben Unterlage ausführte, d. h. die Körner werden erst zerstoßen, dann zerrieben. Später wird die Erfindung des eigentlichen Mörsers eine Differenzierung der Werkzeuge der pinsere- und der molere-Reihe herbeigeführt haben.“

¹⁷ Mannus, Bd. VI (1914), S. 290.

¹⁸ Schliemann, Ilios (1881), S. 267, Abb. 77. — R. Bennet und J. Elton, History of Corn Milling I, S. 92. — Ähnliche Pistille siehe ebenda, S. 7, 8, 17.

¹⁹ Zu vergleichen wäre etwa der von Maurizio, a. a. O., S. 10, erwähnte Stößel von Seedorf bei Lenzen.

²⁰ R. Bennet und J. Elton, a. a. O., Bd. I, S. 113, nach Murray, Travels in North America, Bd. I, S. 314 (mir nicht zugänglich).

²¹ Pfeiffer, a. a. O., S. 183.

²² Meringer, Wörter und Sachen I, S. 9 f.

²³ Maurizio, a. a. O., S. 8 und Abb. 2 auf S. 9. Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 10. Bd., s. v. Stampfe (Sp. 677).

²⁴ Meringer, a. a. O., S. 9, Abb. 11.

²⁵ Vgl. die Entwicklung besonders an den von Meringer a. a. O., S. 9 ff. gesammelten Beispielen.

HARUG, HARAH IN ORTSNAMEN

VON EDWARD SCHRÖDER, GÖTTINGEN

Unter den nicht eben zahlreichen Ausdrücken, die sich auf die Kultstätten unserer heidnischen Vorfahren beziehen, ist der eigenartigste jedenfalls *harug*, wie es im Althochdeutschen heißt; im Angelsächsischen entspricht ihm *hearg* (*hearh*), im Nordischen *hgrgr*, und danach setzt man eine germanische Grundform **harguz* an. Wenn auch gotische, altfriesische und altsächsische Belege fehlen, so sichert doch jene Dreiheit das Wort als urgermanisch, denn Wort und Begriff gehören einer primitiven Religionsform an, sie sind gewiß nicht in einer relativ jungen Zeit von den Deutschen zu den Skandinaviern gewandert, oder auch umgekehrt. Mit dem latein. *haruga* (für *arviga*, „Opferbock“) aber berührt sich unser ahd. *harug* in der kultischen Sphäre nur eben durch einen jener neckischen Zufälle, welche den Laien zu allen Zeiten irreführt haben: hat doch schon ein Reichenauer Glossator der Karolingerzeit für *haruspex* die Verdeutschung *harugari* gewählt — oder vielmehr geschaffen, denn es handelt sich da wahrscheinlich um ein Eintagswort, dem man keinen höheren Wert beimessen darf.

Mit der Etymologie will ich mich hier nicht beschäftigen, denn einmal ist das nicht mein Fach, und dann kommt dabei auch nicht viel heraus, in unserem Falle meine ich. Wen es gelüstet, die zum Teil recht wunderlichen Einfälle der Wortdeuter kennen zu lernen, der findet sie bei Jente, Die mytholog. Ausdrücke im altengl. Wortschatz (Heidelberg 1921) S. 12 verzeichnet: ernst zu nehmen sind nur diejenigen, welche dabei dem „Steinhaufen“ (altir. *cairn*) oder allenfalls der Einfriedigung sc. durch „Steinwall“ (lat. *carcer*) nahekommen; denn „Steinhaufen“ ist die durch die nordische Überlieferung anscheinend als früheste bezeugte Bedeutung.

Für den nordischen und insbesondere altisländischen *hgrgr* ist das Material durch Thümmel, Paul u. Braunes Beitr. 35, 100—114 vortrefflich gesammelt und gesichtet worden. Zur Erläuterung des Kultgegenstands (heiliger Stein) und der Kultform (Steinhaufen als „Altar“ oder Postament eines Götzenbildes) sind die neuen Abhandlungen von Ernst Maass im Rheinischen Museum 78, 1 ff. über „Heilige Steine“ und von Rudolf Meringer in Wörter und Sachen 9, 107 ff. über „Indogermanische Pfahlgötzen“ zu vergleichen. Im Angelsächsischen, das uns näher liegt (Jente S. 9 f), hat *hearg* die Bedeutungen: „(heiliger) Hain“, die im Norden ganz fehlt, „Kultstätte“ (Tempel) und weiterhin „Götzenbild“; daß sich die beiden letzteren auch sonst mehrfach verbinden, zeigt Meringer

a. a. O. — Auf das althochdeutsche *harug* hat Jac. Grimm, Gramm. II, 297. III, 428 und Rechtsaltertümer S. 794. 903 zuerst den Blick gelenkt¹: die Belege (sie stehn vollständig bei Graff, Ahd. Sprachschatz IV, 101) beschränken sich auf eine eng zusammengehörige Gruppe von Glossen aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. und sind wahrscheinlich Reichenauer Ursprungs. Um so bemerkenswerter ist die vielseitige Verwendung des Wortes: es glossiert nämlich in erster Linie „lucus“, „nemus“ (die wertvollste Glosse s. u. S. 87); weiterhin: „fanum“, „delubrum“, „ara“, „capitolium“!; das gemeinsame ist: Kultstätte, die in der Regel von einem heiligen Hain umgeben war — oder direkt in einem solchen bestand. Dazu tritt noch der Ausdruck „in *haraho* jurare“ der (christlichen) Lex Ribuarica, für den sich freilich H. Brunner, Rechtsgeschichte II, S. 432, N. 45 mit der allgemeinen Bedeutung „Heiltum“ begnügen wollte (also hier eventuell auch die capsula mit den Reliquien), den uns dann aber doch wieder E. Goldmann in einem sonst recht viel Wunderliches und sprachlich Anfechtbares enthaltenden Beitrag zur Amira-Festschrift (1908) S. 97 ff. als die Stätte der Eidesleistung gesichert hat (vgl. jetzt auch die 2. Aufl. von Brunner Bd. II, S. 573, N. 33), die unter Umständen freilich aus einem einfach ad hoc gezogenen magischen Kreis bestehen konnte. An der Identität dieses latinisierten *harah(us)* mit *harug* hat mit Recht niemand gezweifelt: weder der unsichere Sekundärvokal der zweiten Silbe, noch der grammatische Wechsel *h—g* ist ein Hinderungsgrund.

Unser Wort findet sich sowohl im skandinavischen Norden wie in England nicht ganz selten in *Flurbennungen* und Ortsnamen: sowohl im Simplex wie an erster und zweiter Stelle eines Kompositums. Die Skandinavisten wie die Anglisten haben sich in den letzten Jahren (auch nach Thümmel S. 106) viel damit beschäftigt: so besonders einerseits Magnus Olsen, Aettegård og Helligdom (Oslo 1926), S. 243—246 = Farms and Fanes (Oslo 1928), S. 283—286, und andererseits Stenton, Engl. Place-Name Society I, 1, 38; Allen Mawer, Problems of Place-Name Study (1929), S. 60, und besonders jetzt E. A. Philippon, German. Heidentum bei den Angelsachsen (1929), S. 186 f. Als Beispiele führe ich an die isländischen *Horgsdalr*, *Horgsholt*, *Horgsnes*, die schwedischen *Odins-hargher*, *Thorsharger* und aus England die heutigen Orte *Harrow on the Hill*, *Harrowden*, *Harrowwick*, *Arrowfield* und *Pepperharrow*, die sämtlich auf Anhöhen liegen.

Damit hat die Frage nach dem Vorhandensein ähnlicher Namen und Namensgruppen des Heidentums auf deutschem Boden wieder einen Antrieb erhalten. Schlagen wir das durch Jellinghaus in der 3. Auflage stark vermehrte Ortsnamenwerk von Förstemann auf, so finden wir Band I, Sp. 1236 unter einem „Stamm“ *HARAH* zunächst drei Simplicien. Das frühstbezeugte und zugleich für unser Wort bestgesicherte ist ein heutiges „Hargen“ bei Alkmar in Nordholland, älteste Form *Haragom* (anno 960), später *Haragon* (anno 1083); auf die beiden andern, von vorn herein weniger zuverlässigen Ortsbenennungen, eine westfälische und eine nordalbingische, komme ich nachher zu sprechen (unten S. 87).

Ein Kompositum mit *Harug-* oder auch auf *-harug* verzeichnen Förstemann-Jellinghaus nicht, und das ist um so merkwürdiger, als sie doch den Stamm als *harah* ansetzen und ein *Harahesheim* im gleichen Bande, Sp. 192 aufgeführt wird — freilich unter dem Stamme *ARHI*! Da dies *Harahesheim*, das heutige *Harxheim* a. Steig im Landkreis Mainz, also in der Nachbarschaft des verehrten Jubilars, zwar nicht der Ausgangspunkt meiner kleinen Studie, wohl aber der Anlaß gewesen ist, daß ich sie eben hier untergebracht habe, will ich dabei etwas verweilen; um so lieber als schon Jacob Grimm in den Nachträgen zu seiner Deutschen Mythologie (4. Aufl., Bd. III, S. 32) darauf aufmerksam geworden ist.

Daß Förstemann den Ortsnamen „Harxheim“ unter *Arahesheim* einstellte, erklärt sich daraus, daß diese Form schon in den ältesten Belegen des Codex Laureshamensis mit *Harahesheim* wechselt; ganz ebenso wie etwa für Hasmersheim im Bez. Mosbach ebendort *Asmaresheim* und *Hasmarsheim* vorkommen — aber diesen Ortsnamen stellt Förstemann, Sp. 1272, zu dem Stamme *HAS*! Inkonsequent wie so oft.

Nun hat es mit derartigen zusammengesetzten Wörtern und speziell Ortsnamen, die im ersten und zweiten Bestandteil gleichmäßig mit *h* anlauten (also Typus *H — h*) eine eigentümliche Bewandnis: sie neigen vielfach zur *Dissimilation*, die sowohl den ersten wie den zweiten Wortteil treffen und seines *h*-Anlautes berauben kann: es kann also daraus sowohl Vokal — *h* wie auch *H — Vokal* werden. Das ist nicht etwa Schreiberunart, sondern stammt aus der Volkssprache und ist nach längerem Schwanken nicht selten auch in der jetzt herrschenden Form durchgedrungen. In meiner Abhandlung „Blachfeld“, Gött. Gel. Nachr., phil.-hist. Kl., 1908, S. 23, habe ich dafür eine Reihe von Beispielen angeführt, die ich heute massenhaft vermehren könnte: so stammen *Herlinghausen* (Kr. Warburg) und *Örlinghausen* (bei Detmold) aus der gleichen Grundform **Harilingo-hâsun*, die Wüstung *Elbringhausen* bei Wolfhagen hieß noch anno 1269 *Hilburgehusen*, ein heute verschwundenes *Elms-*

hausen bei Ebstorf (Kr. Marburg) ist altes *Helmudehusen*. Der umgekehrte Fall, daß sich durch *Assimilation* aus dem Typus Vokal — *h* eine Form des Typus *H — h* entwickelt, wie das Förstemann offenbar bei „Hasmersheim“ annimmt, kommt auch gelegentlich vor, ist aber weit seltener: aus dem einfachen Grunde, weil der zweite Bestandteil mit der fortschreitenden Abschwächung des zumeist minderbetonten Grundwortes² vielfach seinen *h*-Anlaut einbüßte, auch ohne daß ein *Dissimilationsprozeß* eintrat: ist doch auf niederdeutschem Boden *-husen* geradezu zu *-sen* geworden, treffen wir doch für *-heim* in den verschiedenen Landschaften je nachdem *-em*, *-um*, *-en* und schließlich gar *e* (elsäss. *Schilke* aus *Schillingheim*, andererseits oberhess. *Heskem* aus *Heistingheim*). Und so läßt denn auch die heutige Lokalaussprache von *Harxheim* (*Hasch'm*) und *Hasmersheim* (*Hâsmese*) im zweiten Bestandteil längst kein *h* mehr erkennen. Es kann gar kein Zweifel sein: *Hasmares-* so gut wie *Harahes-* sind die ursprünglichen Formen, die sich schließlich durchgesetzt haben, nachdem die Lorscher Schreiber hier zeitweise zwischen ihnen und *Asmaresheim*, *Arahesheim* schwanken durften.

Wir dürfen also mit Jac. Grimm in *Harahes-* den Genetiv von *harug* oder vielmehr der durch die Lex Ribuarica bezeugten rheinischen Nebenform *harah* erblicken.

Ein gewisses Bedenken freilich gilt es noch zu beseitigen. In den Ortsnamen auf *-heim* sind wir gewöhnt, zwar die Personennamen des ersten Bestandteils im Genetiv zu finden, Appellativa aber pflegen den reinen Stamm zu zeigen, also: einerseits *Baldolfesheim*, *Rihhartesheim*, *Basinesheim* (Bensheim); andererseits *Bergheim*, *Feldheim*, *Steinheim*, *Talheim*, (älter *Talaheim*, *Taleheim*) — also nicht etwa „Steinsheim“, „Talsheim“ usw. Aber hier handelt es sich in der zweiten Gruppe um feste, alte Komposita, deren erster Bestandteil ein vielgebrauchtes und immer wiederkehrendes Gattungswort war — im Gegensatz zu dem Individualnamen der ersten Gruppe, bei der nicht eigentliche Komposita, sondern Zusammenrückungen vorliegen. Zwischen den Eigennamen der ersten und den vulgären Terrainbenennungen der zweiten Gruppe stehen aber Wörter respektive Begriffe, die an sich ein Singulare darstellen, insofern sie nicht ohne weiteres überall vorhanden sind. Und ein solcher Begriff, der zwischen Eigennamen und Gattungsnamen in der Mitte steht, war eben *harug — harah*: hier waren tatsächlich beide Bindungen möglich: *Harah-heim* und *Harahesheim*.

Und da haben wir nun die schönste Parallele an dem anderen Worte, das den alten Germanen eine Kultstätte, ein lokales Heiligtum bezeichnete, dem Ulfila wie dem Helianddichter geradezu als Benennung des „Tempels“ dienen mußte: got. *alhs-*

angelsächs. *ealh*, altsächs. *alah* — im Althochdeutschen nur noch in Eigennamen, besonders auch in Ortsnamen erhalten, deren Zahl freilich nicht ganz so groß ist, wie sie bei Förstemann-Jellinghaus I³, 67 ff erscheint³, die aber gerade für unsern Fall alles hergeben, was wir brauchen. Wir haben hier zunächst das Simplex, das sich erfreulicherweise mehrfach bis heute erhalten hat: als *Alach* bei Erfurt, als *Allach* a. d. Würm, nordwestlich von München, und dann Komposita, von denen solche mit *-feld*, *-furt*, *-stat*, *-dorf* und *-heim* als wohlgesichert gelten dürfen. Dabei wiederholt die Erscheinung des „echten“ und „unechten“ Kompositums nebeneinander: *Alahdorf* und *Alhesdorf*, *Alahveld* (so ist die Grundform für *Alfeld* a. d. Leine anzusetzen) und *Alhesfeld* (Alsfeld a. d. Schwalm), *Alahstat* und *Alhestat*; schließlich auch ein freilich unsicheres *Alchem* in den Niederlanden, neben zweimaligem *Alahesheim* auf dem linken Ufer des Mittelrheins.

Es handelt sich bei diesen letztgenannten um *Alsheim* im Wormsgau und den gleichbenannten Ort im SpeiERGau: die schöne alte Vollform *Alahesheim* ist für beide im Codex Laureshamensis belegt, für jenen auch in einer Fuldaer Kaiserurkunde von 831; die näheren Angaben s. bei Förstemann, Sp. 68, wo auch die jüngeren Formen mit frühem Schwund des inlautenden *h* verzeichnet sind.

So hätten wir denn auf verhältnismäßig engem Raume in Rheinhessen in *Harxheim* und *Alsheim* die beiden altgermanischen Heiligtums-Benennungen *harah* und *alah* nebeneinander⁴. Zeitweise mögen sie sich, wie das bei Ortsnamen nicht selten ist, gegenseitig gestützt haben; dann wurde der Sekundärvokal der zweiten Silbe synkopiert (**Harhsheim* und **Alhsheim*), und nun führte die Weiterentwicklung zum Schwund des *h* nach *l* (wie in *Befehl* aus *bevelh*, in *scheel* aus *seelh*), während es nach *r* widerstandsfähiger war (vgl. *durch* und *Zwerchfell*, dies neben *quer*) und nun aus *hs* ein *x* wurde: *Harxheim*, wie in *Ochs*, *sechs*, wo wir es nur nicht schreiben.

An derselben Stelle, wo Jac. Grimm *Harahesheim* anführt (Myth. I, 32), stellt er zu *harug* auch ein nordwesttirolisches *Hargenstein* (bei Reutte), das ihm F. Panzers Beitrag zur deutschen Mythologie, Bd. I (1848), S. 1 geboten hat: es ist der Schauplatz einer Sage von den drei Fräulein, deren lange Reihe Panzer damit eröffnet⁵. Da sich aber dieser Hargenstein aus einer sumpfigen Wiese erhebt, so lag es immerhin nahe, ihn als **Horwegenstein* („saxum lutosum“, d. i. palustre) aufzufassen, und so hatte ich ihn denn früher aus den zuverlässigen Ortsnamenzeugen für *harug* gestrichen. Aber als ich neulich den Panzer zur Kontrolle noch einmal aufschlug, las ich überrascht den eingeklammerten Zusatz: *Hargenstein* (*Heiligenstein*). Also hat die Höhe einen Doppel-

namen? — und sofort entsann ich mich, daß mir die gleiche Verschwisterung schon einmal aufgefallen war.

In seiner ausgezeichneten „Historisch-topographischen Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstentum Hessen“ (1858), S. 44 führt Georg Landau drei in der heutigen Feldmark Volk-marsen im westfälischen Hessen, also auf sächsischem Boden, gelegene Wüstungen des Namens „Forste“ auf⁶: *Forste* — *Heiligforste* — *Horigforste*.

Das erste wird als zu dem paderbornischen Haupthof Kulte gehörig schon zum Jahre 1036 in der Vita Meinweri (M. G. Script. XI, 159, 40) erwähnt, im 14. Jahrh. heißt es noch *im dorpe zu Forste*, dagegen 1452 die *wustenunge zum Forste*; die beiden andern lernen wir erst als Wüstungen zum Jahre 1375 kennen.

Ich vermag in diesem Nebeneinander von *Horig-* und *Heilig-* kaum einen Zufall zu erblicken und sehe jetzt auch das Gleiche in dem *Hargenstein* — *Heiligenstein* aus Tirol: in einer Zeit, die das Heidentum nur eben überwunden hatte, stellte man neben den im Flurnamen gefestigten *harug*, gewissermaßen um ihn zu bannen und unschädlich zu machen, das christlich gewendete *heilag*.

In dem alemannisch-tirolischen Fall wie in dem sächsisch-hessischen liegen die zeitlichen Verhältnisse nicht unähnlich: die heidnischen Alemannen sind mit ihren für jene Gegend charakteristischen Wang-Siedelungen (Nesselwang, Heiterwang, Breitenwang, Wängle usw.) hier wohl erst im 4./5. Jahrhundert vorgedrungen, den südlichsten Vorstoß der Sachsen in das nordwestliche Hessen dürfen wir uns für eben dieselbe Zeit vorstellen. Und jene Franken, die Alsheim und Harxheim gründeten, mögen noch etwas später gekommen sein⁷. In allen drei Fällen haben wir es mit der letzten Periode des deutschen Heidentums zu tun.

Das stärkste Interesse beansprucht *Horigforst*: denn hier verbindet sich ein germanischer Religionsrest sächsischer Prägung mit einem merowingischen Kulturbegriff jüngern Datums. Durch die schöne Erstlingsarbeit des im großen Kriege früh gefallenen Hermann Thimme über „Forestis“ (Archiv für Urkundenforschung 2, 102—154) sind wir über den Forst der Urkunden vom 6. bis 12. Jahrhundert vortrefflich aufgeklärt: wir wissen, daß das Wort *forestis* unter König Childebert I. im Jahre 556 zum ersten Male vorkommt, und hier zwar schon für ein abgegrenztes Stück königlichen Eigentums, aber keineswegs als ein „Forst“ in unserem Sinne: zunächst vielmehr als eine „piscatio“. Wir sehen dann, wie der Begriff sich mehr und mehr auf Waldeigentum beschränkt, und wie er weiterhin von den Königsforsten auf die Waldungen der großen Grundherren übertragen

wird — in unserem Falle ist dies der Bischof von Paderborn.

Siedelungen im Forst sind seit dem 7. Jahrh. nicht selten belegt (die cella des hl. Richarius wird man freilich kaum dazu rechnen dürfen): größtenteils waren sie nur von geringem Umfang und sind zeitig wieder eingegangen. Als „Siedelungswort“ aber spielt *-forst* nur eine unbedeutende Rolle, wenn auch immerhin eine größere als es bei Förstemann-Jellinghaus I, 924 erscheinen mag, wo nur 14 derartige Komposita aufgezählt werden — hier fehlen eben alle erst spät bezeugten Wüstungen. Weit häufiger ist das einfache *Forst(e)*, wofür schon Förstemann 17 verschiedene Vorkommen kennt; aber auch hier überwiegen die „Wüstungen“, offenbar zumeist von Haus aus Zwerngniederlassungen: H. Reimer zählt deren allein für das ehemalige Kurhessen nicht weniger als sieben auf.

Mit dem Namen *Heiligenvorst* wurde ein Teil des Reichsforstes unterhalb Hagenau bezeichnet: lateinisch *sacrum nemus*, wobei man das *nemus* immerhin beachten mag; auch hier könnte recht wohl das *heilig* ein *harug* verdrängt haben. Und in diesem Zusammenhange scheint mir bedeutsam die Reichenauer Glosse⁸ zu Genesis 21, 33 (*Abraham vero nemus plantavit: forst flanzota edo haruc edo wih*). Man bedenke, daß der Urheber dieser Glosse, ein christlicher Alemanne aus der Zeit Karls des Großen, hier mit der Verantwortlichkeit eines Gelehrten schreibt, und nun beachte man: 1. ein „Forst“ war für ihn (unter Umständen) bereits eine mehr oder weniger künstliche Anlage: er wurde gepflanzt; 2. er kannte derartige Haine (wie wir jetzt sagen würden), die mit einem (heidnischen) Heiligtum identisch waren oder ein solches umschlossen, wofür er dann die beiden Ausdrücke *haruc* und *wih* zur Wahl stellte. Auch hier wieder erfahren wir indirekt die geradezu erstaunliche Fruchtbarkeit des Begriffes der „Eigenkirche“, den ihr Vater (oder Pate) Ulrich Stutz längst auf das Heidentum zurück erstreckt hat.

Abraham erschien dem Reichenauer Mönch eben als ein Grundherr, der sich einen „Forst“ mit einem Heiligtum schaffen konnte. Natürlich ist dieser heilige Hain als künstliche Anlage erst ein Produkt der Völkerwanderung und der Siedelung auf neuem Boden: in der alten Heimat war es ein Stück der freien Natur, dem die Heiligkeit aus irgend welchem Grunde von Haus aus anhaftete (und wohl durch eine Steinumwallung markiert wurde); im Neuland mußte so etwas erst geschaffen werden: ein letzter Versuch, die an den Boden gebundene und durch die Aufgabe des Heimatbodens überall bedrohte Religionsübung zu retten.

Habe ich das *horig* von *Horigforst* auf sächsischem Boden ohne weiteres mit dem rheinischen *harah* und dem alemannischen *harug* gleich-

gesetzt, so trage ich nunmehr auch kein Bedenken, andere sächsische Ortsnamen ähnlichen Klanges hierherzustellen. Zunächst das *Horigthorp* der Annales Stadenses zum Jahre 1112 (M. G. Script. XVII, 320), heute „Harrendorf“ bei Bramstedt; dann weiter den in den Herforder Traditionen (bei Darpe, Cod. trad. Westf. IV) seit dem 12. Jahrhundert unter wechselnden Formen: *Horegen* (76, 119), *Horchan* (35), *Hargen* (359) bezeugten Hof „Harrien“ im Kr. Halle; schließlich die nordalbingische *villa quae dicitur Horgine* (so!) Helmolds zum Jahre 1155 (ed. Schmeidler 148, 10), die der Herausgeber in (Groß- und Klein-) „Harrie“ nordwestlich Neumünster wiederfindet. Die gleichmäßige Entwicklung des *Horg-* zu *Harr(ie)-* schließt diese drei Namen eng zusammen, während *Harethorp* (Darpe, N 40), das heutige „Haddorf“ im Kr. Steinfurt schwerlich dazugehört.

Alle weiteren Ortsnamen ähnlichen Aussehens, die man etwa aus Förstemann-Jellinghaus I, 1423 f. herauslesen möchte, lehne ich bestimmt ab: es sind Komposita, die zum einen Teil zu dem oben berührten Adjektivum ahd. *hor(a)wag*, mhd. *horwec* gehören (so etwa *Horchheim* und *Horagaheim*), zum anderen den Personennamen *Hôhrich*, nd. *Hôrik* an erster Stelle aufweisen (wie *Orichweiler* und *Horicheswilare*), was beides bei *Horigvorst* und *Horigthorp* auf sächsischem Boden ausgeschlossen wird.

Anmerkungen:

¹ Der Neudruck der Grammatik (II, 282, III, 427) bringt so wenig eine Vermehrung des Materials und der Erkenntnis wie die 4. Aufl. der Rechtsaltertümer (II, 412, 557) oder Müllenhoffs Altertumskunde IV, 221.

² Dies trifft freilich nicht überall zu. In meiner Heimat z. B. werden die Namen auf *-hausen* (*-husen*) und *-rode* mit überragendem Akzent auf dem zweiten Teil gesprochen, was ihrer Natur als sekundäre Komposita entspricht.

³ Z. B. Ellwangen, im 9. Jahrhundert *Elchenwang*, gehört ganz gewiß zu *elh*, *elah*, dem Elch oder Elentier.

⁴ In der Rheinpfalz kehren beide Namen wieder, wobei es schwer ist, die betr. Zeugnisse des Codex Laureshamensis mit Sicherheit zu verteilen.

⁵ In die später erschienenen Tirolischen Sagenbücher (v. Alpenburg, Zingerle, Heyl) ist sie nicht wieder aufgenommen worden.

⁶ In H. Reimers Histor. Ortslexikon f. Kurhessen (1926) S. 145 sind Landaus Angaben lediglich wiederholt.

⁷ Daß es Franken und nicht Alemannen waren, dafür spricht nicht nur das *heim*, sondern auch die der Lex Ribuarica entsprechende Form *harah* in *Harahesheim*, der das constante *harug* der Reichenauer Glossen gegenübersteht.

⁸ Steinmeyer und Sievers, Althochdeutsche Glossen I, 316, 59 ff.

NACHWEISE EINER PALÄOLITHISCHEN BESIEDLUNG IM ENGEREN GEBIETE DES MAINZER BECKENS

VON OTTO SCHMIDTGEN, MAINZ

In seiner Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande schreibt Schumacher¹: „Besonders auffallend ist die Seltenheit von Daseinsbeweisen des paläolithischen Menschen um das Mainzer Becken.“ Damals hatte man aus dem Gebiete Rheinhessens überhaupt noch keinen Beweis.

In der Zwischenzeit ist diese Lücke etwas ausgefüllt worden durch die Funde vom Linsenberg bei Mainz, von Wallertheim und aus den Mosbacher Sanden.

Daß auf dem Rheinhessischen Plateau Funde dieser Art immer nur sehr selten sein werden, ist darauf zurückzuführen, daß dort natürliche Zufluchtsräume für die Eiszeitjäger fehlten, es sind weder Höhlen noch überhängende Felsdächer vorhanden. Damit fehlen aber auch alle Anhaltspunkte für die Forschung, es fehlen die Stellen, an welchen man zunächst suchen müßte. In Rheinhessen können nur Freilandstationen in Frage kommen, aber wo soll man sie finden? Alle Freilandstationen dieser Lößsteppe liegen unter viele Meter mächtigen Lößdecken begraben, sie werden bei der normalen Bodenbearbeitung nicht angeschnitten. Nur wenn, wie die unten angeführten Beispiele beweisen, einmal tiefer in den Boden gegangen wird, dann besteht Aussicht, daß eine derartige Fundstelle aufgedeckt wird. Nur ein großer Zufall bringt sie zu Tage, daraus ist meiner Ansicht nach zu erklären, daß diese Nachweise des Paläolithikers bisher bei uns so selten waren. Wenn man auch an manchen Stellen auf Grund der Morphologie der Landschaft annehmen dürfte, daß sie besonders günstig für eine Besiedelung durch die damaligen Jägerhorden gewesen wäre, so ist es doch wohl immer unmöglich, dort den Boden bis zu Tiefen von einigen Metern zu untersuchen, um vielleicht feststellen zu müssen, daß man sich in seinen Annahmen geirrt hat. Die Auffindung von Freilandstationen ist eben stets ein besonderer Glücksfall. Wer hätte z. B. bei Wallertheim eine Jagdstelle vermutet, die heutige Geländeform sprach sicher nicht dafür, und anzunehmen, daß da in 8 m Tiefe ein fossiler Sumpf liege, das konnte niemand einfallen. Gerade die Fundstellen bei Wallertheim und am Linsenberg zeigen aber, daß herumziehende Jägerhorden sich da und dort im heutigen Rheinhessen, wenn meist auch nur kurze Zeit, niedergelassen haben. Manche derartige Funde sind sicher schon achtlos zerstört worden,

es ist aber anzunehmen, daß jetzt, nachdem die Bevölkerung sehr dafür interessiert ist, eher eine Meldung an die zuständigen Stellen erfolgt.

Der älteste bisher im Rheinlande gefundene Menschenrest ist der Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg. Gleichaltrige Schichten haben wir in der Umgebung von Mainz sowohl auf dem Rheinhessischen Plateaurande als auch am Taunushang in den Mosbacher Sanden. Die Mosbacher Sande sind nicht, wie man früher angenommen hatte, in einer Phase der Diluvialzeit abgelagert worden. Nach den neueren geologischen und paläontologischen Untersuchungen wissen wir, daß wir es dort nicht mit einer stratigraphischen Einheit, sondern mit einem ganzen Komplex derartiger Einheiten zu tun haben. Nun sind die Mosbacher Sande in ihren untersten Lagen älter als die Sande von Mauer, in ihren obersten Schichten jünger als diese. Der mittlere Teil der Mosbacher Sande entspricht in seinem Alter den Sanden von Mauer.

Es war schon immer die Annahme berechtigt, daß der *Homo Heidelbergensis* auch hier gelebt haben könne. Gründe, welche früher gegen diese Annahme vorgebracht wurden (Verhältnis von alten und jungen Tieren), sind hinfällig geworden. Die Entfernung der beiden Fundstellen ist nicht sehr groß. Der Wildreichtum am Taunusabhang war, nach den Funden zu urteilen, größer als im Elsenztale. Es wäre geradezu ein Wunder, wenn diese Jäger auf ihren Wanderungen nicht auch hier Halt gemacht hätten.

Nun haben sich in den letzten Jahren in den Mosbacher Sanden Knochenbruchstücke gefunden, welche Spuren menschlicher Benutzung zeigen². Ein ganz neuerdings gefundenes Stück ist ebenfalls in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Der volle Beweis von der Anwesenheit des Menschen wird in diesem besonderen Falle erst dann erbracht sein, wenn Skelettreste von ihm selbst gefunden werden. Die obigen Ausführungen in Verbindung mit den Knochenartefakten(?) lassen aber mit großer Wahrscheinlichkeit auf seine Anwesenheit schließen. Wir hätten dann hiermit für unser Gebiet die ersten Spuren des Menschen aus der älteren Diluvialzeit.

Die Wallertheimer Fundstelle³ verdankt ihre Auffindung dem Grubenabbau der Ziegelei von Gebr. Schick. Ihre große Bedeutung liegt einmal in der Möglichkeit einer genauen Datierung, eine

Möglichkeit, welche in dieser Genauigkeit eben nur bei Freilandfunden gegeben ist. Die völlig ungestört erhaltenen Erdschichten ermöglichen es, als Zeit „die ausgehende erste kalte Phase der letzten (Würm) Eiszeit“ festzustellen. Nur an ganz wenigen Plätzen ist eine so genaue Altersbestimmung möglich.

Um diese Zeit war hier ein Sumpf entstanden, die einzelnen Phasen dieser Sumpfbildung und seines Weiterverlaufes lassen sich genau erkennen. An ihn kam das Wild der umliegenden Steppe zur Tränke und Äsung, hier wurde es vom Menschen gejagt. Die Menschen sind an diese Stelle öfters zur Jagd gekommen, sie haben aber hier nicht gewohnt, denn sonst wäre das Wild ja fortgeblieben. Ihre Raststelle muß anderswo gewesen sein, vielleicht auf einer der Höhen oder in einer Schlinge des Wiesbaches, wo sie von möglichst vielen Seiten gegen Angriffe aller Art geschützt waren.

Das Bild der Tierwelt läßt sich aus den überaus zahlreich gefundenen Resten in seltener Vollständigkeit zeichnen. Gerade die Ergebnisse der vorjährigen systematischen Grabungen, welche in diesem Jahre fortgesetzt werden sollen, ergaben in dieser Beziehung nie geahnte Resultate. Es ist aber hier nicht die Stelle, näher auf diese Funde einzugehen, zumal sie auch erst zum allergeringsten Teile präpariert sind. In diesem Zusammenhange erscheint es aber wichtig, darauf hinzuweisen, welche riesige Raubtiere (*Felis spelaea*, *Ursus spelaeus*, *Canis lupus*) damals dort lebten. Sie sind nicht nur interessant aus rein faunistischen Gründen. Die Anwesenheit dieser selten großen Raubtiere zeigt uns die Höhe der geistigen Entwicklung dieser Menschen. Denn daß sie sich mit ihren primitiven Werkzeugen — Waffen waren es kaum — in dieser Umwelt behaupten konnten, in einer Umwelt mit großen Raubtieren, in welcher für sie jeder Zufluchtsort bei der Verfolgung fehlte, beweist uns, daß die Entwicklung ihres Geistes schon eine gewisse Höhe erreicht haben mußte. Der Mensch der damaligen Zeit war nicht nur Jäger, er war auch der Gejagte, denn er war der schlimmste Konkurrent dieser Raubtiere.

Die Zahl der Steinartefakte ist durch die vorjährigen Grabungen auf über 400 gestiegen, die Zahl der Knochenwerkzeuge hat sich ebenfalls um interessante Stücke vermehrt. Unter beiden finden sich die verschiedenartigsten Typen, so daß diese Funde in Verbindung mit der genauen Datierung der Fundschicht mit dazu beitragen können, für die deutschen Fundplätze eine besondere Entwicklungsreihe festzustellen.

Man hat längst eingesehen, daß es nicht mehr zugänglich ist, die Typologie der südfranzösischen Fundstellen auf die östlicheren Funde anzuwenden. Dort lebten die Menschen unter völlig anderen klimatischen Verhältnissen, die Möglichkeit der

Selbsthaftmachung war in dem viel günstigeren Klima Südfrankreichs eher gegeben als bei uns. In unseren und den noch östlicher liegenden Gebieten waren es wohl hauptsächlich nomadisierende Jägerhorden. Bei ihnen ist aber die kulturelle Entwicklung aus diesen Gründen heraus oft andere Wege gegangen oder langsamer fortgeschritten als dort. Es kann deshalb erst, wenn in größerer Zahl derartig geologisch genau datierte Fundstellen vorliegen, für die deutschen Funde eine wirklich einwandfreie Reihe der Entwicklungsstufen aufgestellt werden. Daß das Material hierbei sehr berücksichtigt werden muß, ist ja selbstverständlich. Auch hierfür ist die Wallertheimer Fundstelle von größter Bedeutung. Alle Werkzeuge sind aus dem Schottermaterial des Wiesbaches (verschieden dichten Gangquarziten und Melaphyren) hergestellt.

Die dritte Fundstelle ist die Raststelle auf dem Linsenberg bei Mainz⁴. Auch dieser Fund hat eine besondere Bedeutung wegen der genauen Datierungsmöglichkeit. Es handelt sich auch hier um eine Freilandstation, bei welcher sich aus dem ungestörten geologischen Profile in Verbindung mit besonderen Beobachtungen feststellen ließ, daß diese Niederlassung aus dem Beginn der zweiten kalten Phase der letzten (Würm) Eiszeit stammt. Man fand hier, wie bekannt, eine Niederlassung mit 2 Feuerstellen. Aus den morphologischen Verhältnissen läßt sich sicher folgern, weshalb die Menschen sich gerade hier niedergelassen haben. Die Fundgegenstände beweisen in ihrer Reichhaltigkeit und Eigenartigkeit die kulturelle Stufe dieser Jäger; es braucht hier nicht mehr näher auf diese Dinge eingegangen zu werden. Nur auf eines sei besonders hingewiesen, weil es im Rahmen der Besiedelung eine besondere Bedeutung hat. Wir fanden dort durchbohrte Schneckenschalen von *Turbo* und *Trochus*, wie sie hier recent und fossil nicht vorkommen. Die nächste Fundstelle ist das östliche Mittelmeer. Sie zeigen vielleicht den Weg, auf welchem diese Menschen oder ihre Vorfahren zu uns gekommen sind, um sich hier niederzulassen.

Auch diese Fundstelle läßt die Umwelt der Jäger in sehr vollständiger Weise rekonstruieren.

Wir haben also jetzt verschiedene Beweise dafür, daß im Gebiete des heutigen Rheinhessens (Mainzer Becken im engeren Sinne) Menschen in der Diluvialzeit gelebt haben. Ich bin der Ansicht, daß noch viele derartige Stationen im Löß begraben liegen. Wir wissen, daß diese Lößsteppe und das Rheintal in damaligen Zeiten reich an Wild der verschiedensten Art waren. Es wäre ja unverständlich, wenn nicht zu allen Zeiten Jägerhorden gerade hierher gezogen wären, um Jagd auszuüben.

Unsere Grabungen haben aber auch erneut bewiesen, wie notwendig es ist, daß bei derartigen Funden der Geologe, der Paläontologe, der Paläobiologe und der Paläobotaniker mit dem Prähisto-

riker Hand in Hand arbeiten müssen. Es muß die Fragestellung von den verschiedensten Seiten kommen, und zwar während der Grabung, damit ja nichts verabsäumt wird. Mit der fortschreitenden Grabung wird die Fundstelle zerstört und man weiß leider zu sehr aus der Erfahrung, wie viel in früheren Zeiten verabsäumt und unwiederbringlich verloren wurde. Man muß sich darüber klar sein, daß man die Frage nach der Entwicklung des Menschen und seiner Kultur nicht einseitig lösen kann. Um dieser Lösung wirklich näher zu kommen, um wirklich einwandfreie Entwicklungsreihen zu bekommen, ist es unbedingt nötig, den Menschen in seine belebte Umwelt hineinzustellen. Nur dann kann man die Entwicklung wirklich verstehen, denn die Umwelt in ihren morphologischen, klimatologischen und biologischen Faktoren übt doch die stärksten Reize auf die Entwicklung, die körper-

liche und die geistige, aus und nur aus ihr heraus ist deshalb der Werdegang des Menschengeschlechtes richtig zu beurteilen.

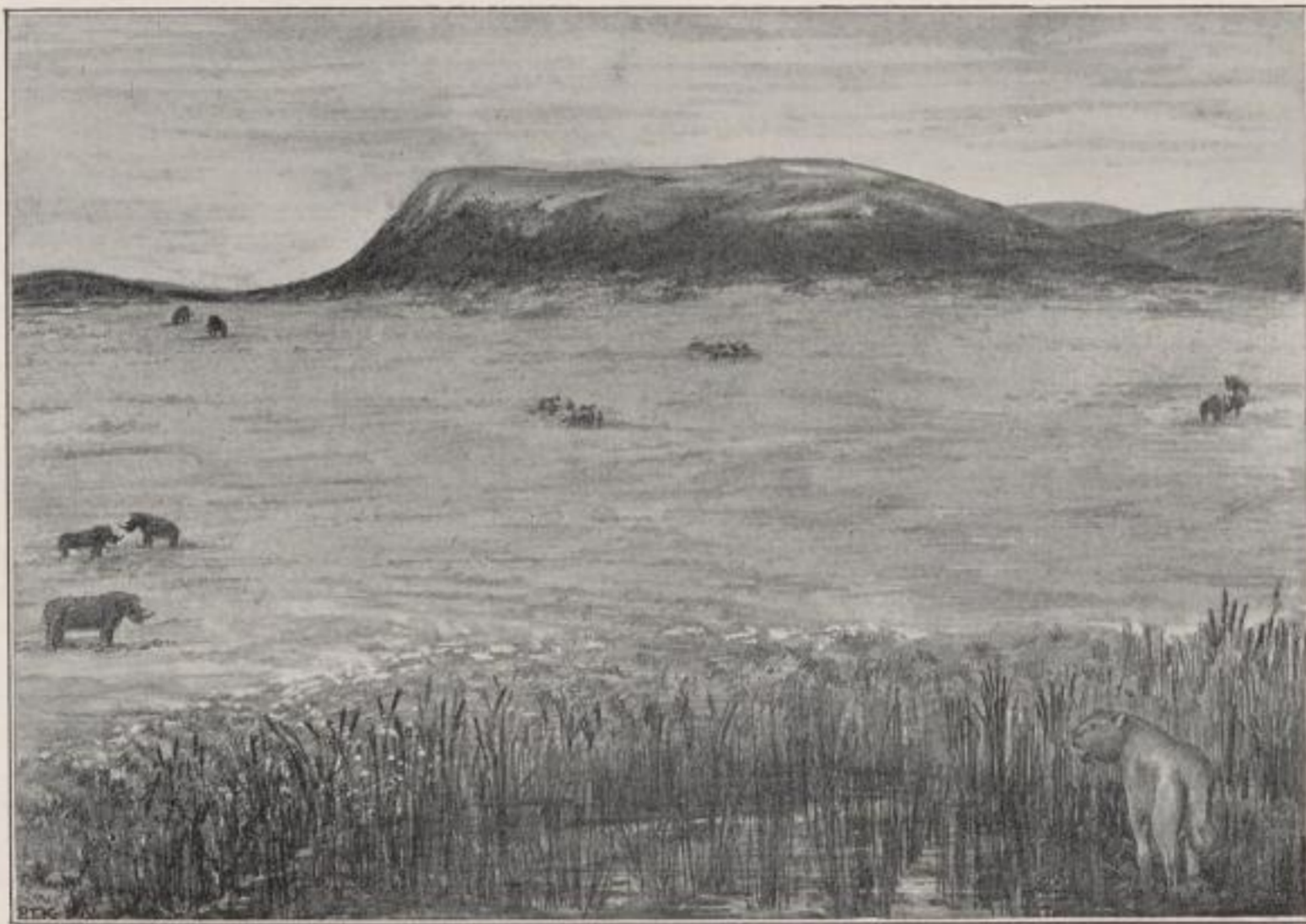
Anmerkungen:

¹ Schumacher, K., Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, von der Urzeit bis in das Mittelalter, Bd. I, Mainz 1921, S. 19.

² Schmidtgen, O., Knochenartefakte? aus den Mosbacher Sanden. Im Jahrb. d. Nass. Ver. f. Naturkunde, Jahrg. 80, Heft II, Wiesbaden 1929.

³ Schmidtgen, O. und Wagner, W., Eine altpaläolithische Jagdstelle bei Wallertheim in Rheinhessen. Im Notizbl. d. Ver. f. Erdkunde, V. Folge, Heft II, Darmstadt 1929.

⁴ Neeb-Schmidtgen, Eine altsteinzeitliche Freilandraststelle auf dem Linsenberg bei Mainz, Mainzer Zeitschrift XVII—XIX, S. 108.



Lebensbild der Jagdstelle von Eiszeitjägern bei Wallertheim.

(Aus Mainz, ein Heimatbuch II S. 54, Abb. 371)

DIE BESIEDLUNG DES BODENSEES ZUR MITTLEREN STEINZEIT

VON HANS REINERTH, TÜBINGEN

Nicht weniger als 33 Pfahldörfer, deren erste Erschließung auf wissenschaftlicher Grundlage wir Karl Schumacher verdanken, umstehen zur jüngeren Steinzeit den Bodensee. Ihr reiches Kulturinventar, das heute zum großen Teil in den Museen der Bodenseestädte Aufnahme gefunden hat, läßt eine ununterbrochene Besiedlung während des ganzen 3. vorchristlichen Jahrtausends erkennen und legt in mehr als einer Hinsicht den Gedanken nahe, daß in den frühesten Pfahlbauten noch viel ältere kulturelle Traditionen lebendig sind. Diese müssen aber durchaus nicht im heimischen Gebiet entspringen, und ich habe selbst zu zeigen versucht, daß die frühesten Besiedler des Bodensees aus dem Seengebiet des schweizerischen Mittellandes und letzten Endes aus den Rhoneländern Frankreichs herzuleiten sind¹. Indessen machen nicht nur die geographische Lage, sondern noch mehr die nacheiszeitlichen klimatischen Verhältnisse und die landschaftliche Gestalt des Bodensees seine Besiedlung durch den Menschen für eine der jüngeren Steinzeit um mehrere Jahrtausende vorangehende Periode wahrscheinlich.

Der Rheingletscher, der im Hochstand der letzten, der Würm-Eiszeit, das ganze Bodenseengebiet und einen großen Teil von Oberschwaben bedeckt (Abb. 1), verlegt, wie die Funde an der Schussenquelle lehren, schon in der Stufe des Hoch-Magdalénien seine Stirne gut 10 km einwärts, und noch in das Spät-Magdalénien werden wir das Konstanzer Stadium des Gletschers zeitlich einstellen müssen, in welchem die Eismasse nur mehr auf dem Becken des Obersees lastet, während die weiten Gebiete des Unter- und Überlinger Sees bereits eisfrei sind. Es unterliegt freilich keinem Zweifel, daß der Mensch des Magdalénien nur zu vorübergehendem Jagdaufenthalt in das in zunehmendem Maße vom Eise freiwerdende Gebiet eindrang. Denn so günstige Jagdmöglichkeiten die neuentstandene Tundra bot, so war doch die Vorbedingung für einen dauernden Aufenthalt, der Fischreichtum der Seen, damals noch nicht gegeben. Auch den Überlinger und Unter-See werden wir uns mit W. Schmidle² als trübe Gletscherseen vorstellen müssen, in denen noch so gut wie kein organisches Leben vorhanden war. Diese Verhältnisse änderten sich erst, als der Rheingletscher auch den Obersee vollständig freigab. Da wir für dieses letzte Abschmelzen des Gletschers den Wärmeanstieg verantwortlich machen, der seinen Höhepunkt in dem von Milankowitsch ermittelten Maximum der nacheiszeitlichen Sonnenstrahlungskurve um 8000 v. Chr. erreicht, so ergibt

sich, daß das Bodenseegebiet schon gut fünf Jahrtausende vor dem Beginn der jüngeren Steinzeit für den vorgeschichtlichen Menschen nicht nur begehbar, sondern ein Siedlungsland mit günstigen Nahrungsbedingungen war.

Zu einem ganz ähnlichen Urteil führen die Ergebnisse der in den letzten Jahren auch für Süddeutschland mit überraschendem Erfolg angewandten Pollenanalyse. In dem am besten erforschten Moorgebiet Oberschwabens, im Federseemoore, zeigen die von K. Bertsch erstellten Diagramme bald nach dem Abschmelzen des Gletschers die Einwanderung der Birke und der Kiefer, später der Hasel und der Eiche³. Auf eine Zeit, in der die Birke in der Landschaft vorherrscht, folgt sehr bald eine ausgesprochene Kiefernzeit, die wir dem Spät-Magdalénien gleichstellen können, und schließlich drängt die Hasel sowohl Kiefer als Birke zurück, eine Erscheinung, die Bertsch mit dem erwähnten Klimaoptimum um 8000 v. Chr. in Zusammenhang bringt. Die im Moore erhaltenen mesolithischen Kulturschichten zeigen in ihrem Pollendiagramm nun übereinstimmend die Herrschaft der Hasel (45 Prozent), neben der die in der jüngeren Steinzeit herrschende Eiche erst in geringen Mengen (15 Prozent) vertreten ist⁴. Die in der nächsten Umgebung des Bodensees erstellten Pollendiagramme bestätigen diese Entwicklung des Waldbildes in der Nacheiszeit in vollem Umfang⁵: In der Zeit, in der der Obersee endgültig eisfrei wird, herrscht eine parkartige, offene Landschaft rings um den See, in der ausgedehnte Bestände der Hasel mit Gruppen von Kiefern und Birken und selten auch mit kleinen Eichenwäldern abwechseln. Kein Urwald hindert die Ausbreitung des Menschen, ein zu Siedlung, Jagd und Fischfang gleich günstiges, ideales Wohnland liegt am Bodensee für ihn bereit.

Diese Überlegungen im Zusammenhang mit der Entdeckung von über 80 Wohnplätzen der Tardenois-Stufe am Rande des oberschwäbischen Federseemoores⁶ veranlaßten mich bei Gelegenheit der in Sipplingen am Überlinger See im März 1929 einsetzenden Neuuntersuchung der Bodensee-Pfahlbauten, eine planmäßige Begehung aller wald- und wiesenfreien Flächen der nächsten Umgebung des Bodensees einzuleiten. Der als „urgeschichtlicher Fährtsucher“ oft bewährte G. Schöll stellte sich dazu zur Verfügung; von der Ausgrabungsleitung Sipplingen habe ich H. Dürr und Fr. Rank für erfolgreiche Mitarbeit zu danken. Die Begehung umfaßte in gleichem Maße das deutsche, österreichische und

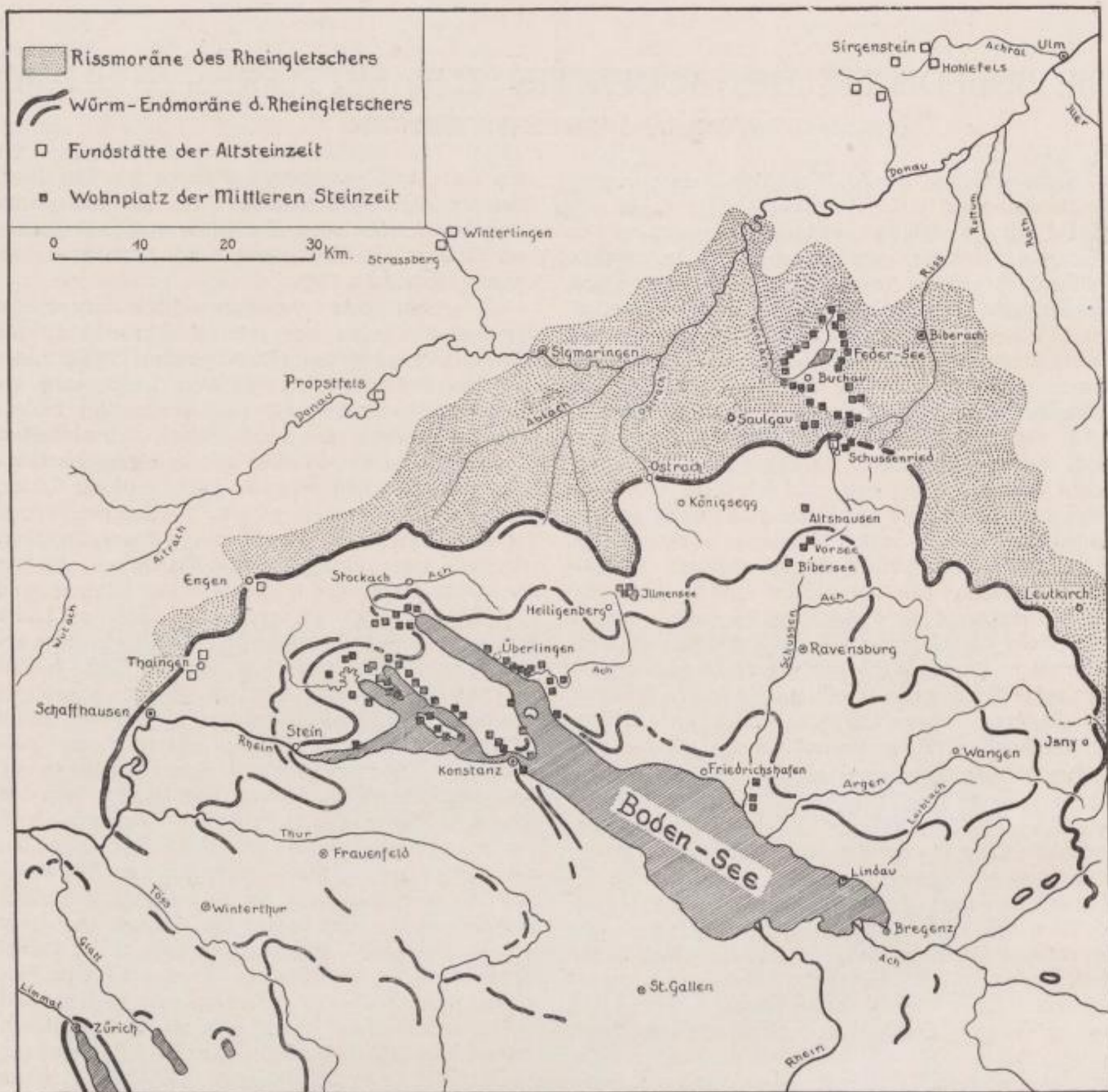


Abb. 1: Wohnplätze der Mittleren Steinzeit am Bodensee und Federsee nach Reinert.
(Rheingletscher nach Penck und Schmidle)

schweizerische Ufergebiet. Sie beschränkte sich nicht auf die ufernächsten Flächen, sondern zog, namentlich da, wo Niederungen tief in das Land eingreifen, auch Landstrecken, die bis zu 10 und 15 km vom See entfernt lagen, in ihren Arbeitsbereich. Auf schweizerischem Gebiet, so besonders zwischen Konstanz und Romanshorn, machten vielfach ausgedehnte Wiesenflächen das Absuchen der an sich zur Besiedlung günstigen Uferpartien unmöglich. Um alle bei der anstrengenden und ermüdenden Begehung nicht zu vermeidenden Beobachtungslücken nach Möglichkeit auszuschließen, tauschten die einzelnen Mitarbeiter ihr Arbeitsgebiet wiederholt gegenseitig aus. Das Ergebnis

der vierwöchentlichen systematischen Absuchung im März und April 1929 war die Feststellung von 49 Wohnplätzen der mittleren Steinzeit und einer Reihe von Einzelfunden der gleichen Periode“. Die auf Grund geologischer und paläobotanischer Erwägungen vermutete vorneolithische Besiedlung des Bodenseegebietes war damit in überraschender Dichte belegt. Im Herbst 1929 konnten einige der wichtigsten Fundplätze nochmals begangen werden, und A. Beck erkundete im Winter 1929/30 weitere 4 Wohnplätze in der Umgebung von Konstanz, so daß die Gesamtzahl damit auf 53 angewachsen ist. Es sind folgende (vergl. auch Abb. 1):

1. Sipplingen, Süßenmühle.
2. Allensbach, am Schlafbach.
3. Allensbach, im Kapplerfeld.
4. Allensbach, im Hackteil.
5. Reichenau, Oberzell, beim Streichen.
6. Reichenau, an der Bucht zwischen Unterzell und Mittelzell.
7. Reichenau, am Genslishorn.
8. Markelfingen, im Litzelsee.
9. Markelfingen, hart westl. des Dorfes.
10. Markelfingen, im Lerchental.
11. Radolfzell, am Sibach.
12. Radolfzell, Schiedeten.
13. Radolfzell, bei St. Wolfgang.
14. Radolfzell, Mettnau, beim Scheffelschloß.
15. Radolfzell, Mettnau, östlich außerhalb des Scheffelschlusses.
16. Radolfzell, bei der Badeanstalt.
17. Böhringen, zwischen Ort und Oehmdwiesen.
18. Böhringen, beim Bahnhof.
19. Überlingen a. Ried, im Fließ.
20. Moos, im Dorfelg.
21. Iznang, zwischen Seewiesen und Hörstraße.
22. Bodman, am Markbach.
23. Bodman, im Buxbaum.
24. Bodman, im Gehren.
25. Seefeld, am Pilgerweg.
26. Seefeld, östlich des Ortes, am Bahndamm.
27. Oberuhldingen, südöstlich des Dorfes.
28. Oberuhldingen, bei der Kiesgrube in den Auen.
29. Nußdorf, Seehalde beim Bahnhof.
30. Nußdorf, am Ortsausgang bei der Constantinalde.
31. Untermaurach, zwischen Landstraße und Bahndamm.
32. Obermaurach, bei der Ziegelhütte.
33. Unteruhldingen, Landstraße nach Meersburg, 1,5 km vom Bahnhof.
34. Unteruhldingen, Ortsausgang nach Meersburg.
35. Dingelsdorf, südlich der Ziegelhütte.
36. Egg, nördlich des Dorfes zwischen Mainaustraße und See.
37. Wollmatingen, im Eichbühl.
38. Espasingen, in den Mondäckern am Bahndamm.
39. Bodman, in der Saune.
40. Espasingen, in den Torkeläckern.
41. Espasingen, südlich der Torkeläcker, an der Straße nach Bodman.
42. Espasingen, südlich der Torkeläcker, bei Punkt 398,8.
43. Langenargen, vor Schwedi, zwischen Weg und Bahndamm.
44. Gmünd b. Eriskirch, hart östlich des Weilers.
45. Mariabrunn b. Eriskirch, hart nördlich des Ortes.
46. Reichenau, am Buchhorn.
47. Reichenau, im Braden.
48. Bodman, hart westlich des Mooshofs.
49. Wangen, am Horn.
50. Konstanz, Flugplatz.
51. Wollmatingen, in der Reute beim Bahndamm.
52. Allmannsdorf, am Eichhorn, bei der Kiesgrube.
53. Konstanz, Seestraße, am Gleisdreieck.

Ausgewiesen werden alle diese Wohnplätze durch Feuersteingeräte und zahlreichen Werkstättenabfall. Der größere oder geringere Reichtum an Feuersteinartefakten wird mit einer längeren oder kürzeren, wiederholten oder einmaligen Besiedlung in Verbindung stehen; ebenso wie die Streuung der Geräte und Abfälle ein ungefähres Bild von Form und Größe des Wohnplatzes zu geben vermag.

Fast alle die flachen diluvialen Hänge und Kuppen, die an den Bodensee und seine Niederungen herantreten, besonders gerne aber die einzelstehenden Kiesrücken inmitten des ebenen Wiesen- und Moorgeländes, tragen mesolithische Siedlungsspuren (vgl. Taf. 7, A—C). Weit vorspringende Zungen und tiefeingreifende Buchten werden, neben den einzelstehenden Kuppen, bei der Besiedlung entschieden bevorzugt; immer aber ist die Nähe einer Quelle oder eines Baches Vorbedingung für die Anlage des Wohnplatzes. Ausnahmslos meiden die Siedlungen die Sohlen der Täler und Tälchen, die von allen Seiten in das Bodenseebassin einmünden, sie meiden auch alle steil ansteigenden bergigen Uferpartien, wie etwa am Überlinger See das Ufer bei Sipplingen und Ludwigshafen oder zwischen Bodman und Dingeldorf, am Obersee den Meersburger Berg, das ganze West- und einen großen Teil des Südufers von Lindau über Bregenz und Rorschach bis Konstanz und schließlich am Untersee das steile schweizerische Ufer. Es ist eine entschiedene Bevorzugung des flachen, offenen und sonnigen Ufergeländes, die sich hier ebenso klar zu erkennen gibt, wie die ausgesprochene Konzentration der Besiedlung auf den Unter- und Überlinger See. Sie zeigt, daß auch der Mensch der mittleren Steinzeit, genau wie einige Jahrtausende später der neolithische Pfahlbauer, das trockenere und waldfreie Gelände dem schattigen und feuchten Bergland vorzog (Abb. 1).

Form und Größe der Wohnplätze sind sehr verschieden. Soweit die Feuersteinfunde eine genügend sichere Umgrenzung der Wohnplätze heute schon gestatten, können wir langgezogene, schmale Formen von nicht selten 500 bis 600 m Länge und 80—120 m Breite auf flachen Kuppen und an geraden Hängen unterscheiden (so etwa 8, 17, 19 und 21 auf Taf. 7 A; 26 auf Taf. 7 B), während die vorspringenden Hügelzungen und einzelstehenden Kuppen mehr oder minder kreisrunde Wohnplätze tragen (Taf. 7 A, 13—15 und 20; Taf. 7 B, 25 und 27). Diese sind gewöhnlich etwas kleiner, sie zeigen Maße von 200:200 m, oft auch nur von 100:100 m und weniger. Doch kommen auch auf breiten, sehr flachen Hängen runde Siedlungsformen mehrfach vor. Verglichen mit den mesolithischen Siedlungen des Federseegebietes handelt es sich am Bodensee durchweg um größere Anlagen.

Reste von Wohnbauten, wie ich sie am Tannstock bei Buchau für die gleiche Tardenois-Stufe freilegen konnte⁸, fehlen am Bodensee bisher vollständig. Eine kleine Versuchsgrabung in dem sehr fundreichen Wohnplatz 15 auf der Mettnau bei Radolfzell erbrachte, wie das bei fast allen bisher ermittelten Wohnplätzen der Fall ist, ausnahmslos Kiesgrund als Siedlungs-

boden, sodaß selbstverständlich alle Reste der Wohnbauten wie der aus Holz, Knochen usw. gefertigten Geräte längst vergangen sind. Wir werden indessen annehmen dürfen, daß die Siedlungen der mittleren Steinzeit am Bodensee nicht sehr viel anders aussahen als die Siedlung am Tannstock bei Buchau. Einräumige, ovale Reisighütten von etwa 3,50 m größter Länge und 2,00 m größter Breite bildeten, in Reihen geordnet, die Dorfanlage, die den seewärts gekehrten Hang eines kleinen, einzelstehenden diluvialen Lehmhügels einnimmt. Im Inneren der Hütten finden sich Feuerstellen, bisweilen mit Diluvialgeröll sorgfältig ausgebaut. Der Tannstock-Hügel trägt bezeichnenderweise mehrere, zeitlich verschiedene Siedlungen. Er ist, vielleicht mit größeren Unterbrechungen, immer wieder zum Wohnplatz erwählt worden, und diese öftere Neubesiedlung werden wir auch für viele, namentlich für die fundreichsten Wohnplätze des Bodenseegebietes annehmen dürfen.

Nicht unwichtig sind die Schlüsse, die sich aus der Lage der mesolithischen Wohnplätze zum heutigen Ufer des Bodensees ergeben. In keinem Falle liegen die Siedlungen unmittelbar am Ufer, sie treten vielmehr in allen flacheren Randgebieten auffallend stark vom Ufer zurück und liegen etwa am Westende des Überlinger und Untersees gut 2—3 km von der Seefläche entfernt. Überall ist es die Höhenlinie 400 m über NN, die die unterste Lagerungsgrenze der Wohnplätze bezeichnet, während der heutige Seespiegel im Mittelwasser bei 395 m liegt. So finden wir, um einige Beispiele herauszugreifen, die mesolithischen Siedlungen rings um die weite Niederung am Westende des Zeller Sees bei Radolfzell fast durchweg an der 400 m-Linie gelagert (Taf. 7 A, 8—10, 17—21). Nur zwei Siedlungen (Taf. 7 A, 11 und 12) liegen etwas höher. Keiner der Wohnplätze greift über die 400 m-Linie in die Niederung herab. Bezeichnend ist, daß auch die beiden inselartigen Kuppen auf der Mettnau bei Radolfzell, die durch die 400 m-Linie umgrenzt werden, ebenfalls je zwei mesolithische Siedlungen (Taf. 7 A, 13 und 16, 14 und 15) tragen. Ganz gleichartige Verhältnisse begegnen uns in der Uhdinger Bucht am Überlinger See. Dort greift die 400 m-Linie ziemlich weit in die Niederung ein, und nicht weniger als fünf mesolithische Wohnplätze (Taf. 7 B, 32, 25, 26, 28, 34) liegen wieder dicht an dieser Höhengrenze. Die geschilderten Lagen wiederholen sich — mit einer noch zu erwähnenden Ausnahme — so eindeutig rings um den Bodensee, daß wir annehmen müssen, daß die 400 m-Linie das Ufer des Bodensees zur mesolithischen Zeit bezeichnet, an das sich die Wohnstätten des von Fischfang und Jagd lebenden Menschen unmittelbar anschlossen. Diese Annahme gewinnt dadurch an Kraft, daß W. Schmidle schon 1914 auf einen alten Strandwall hinwies⁹, der

in der gleichen Höhe von 400 m über NN verläuft und einen, vielleicht während Jahrtausenden unveränderten, um rund 5 m höheren Wasserstand des Bodensees anzeigt. Zur völligen Klarstellung der siedlungsgeschichtlich so wichtigen Frage übernahm es K. Bertsch in entgegenkommender Art, an zwei Stellen, am Ostende des Zeller wie des Überlinger Sees, je ein Bohrloch in den angenommenen, heute in Moorland verwandelten Buchten des Bodensees anzulegen und die entnommenen Proben auf pollenanalytischem Wege zu datieren¹⁰. Dabei ergab sich, daß tatsächlich in beiden Niederungen zur mesolithischen Zeit noch offene Buchten des Sees bestanden haben. Die mesolithischen Siedlungen des Bodensees sind also, wie jene des Federsees, aber auch des norddeutschen Tieflandes und Dänemarks, so wie es der vorherrschende Nahrungserwerb, der Fischfang, forderte, unmittelbar am Ufer des Sees angelegt worden.

Eine Ausnahme zeigt die Westbucht des Überlinger Sees bei Bodman. Dort liegen (Taf. 7 C) die mesolithischen Wohnplätze 38—42 innerhalb der 400 m-Linie überwiegend in einer Höhe von 399 m. Die Lagerung von Wohnplatz 40 bei 398,50 m ist nicht ganz sicher, da an dieser Stelle zur Verbesserung der Äcker vielfach Erde aus höhergelegenen Gebieten eingeführt wurde. Trotzdem läßt sich die um einen Meter niedrigere Lage der mesolithischen Siedlungen der Bodmaner Bucht nicht anzweifeln. Sie wird erklärt durch eine tektonische Senkung des Geländes, die auch für andere Teile des tertiären Überlinger Beckens seit langem erwiesen ist. Der Boden der Bodmaner Niederung muß sich seit der mittleren Steinzeit um etwa einen Meter gesenkt haben, eine Beobachtung, die für die immer noch schwebende Frage der ursprünglichen Lage der Pfahlbauten des Überlinger Sees nicht unwichtig ist.

Die Kleinfunde der 53 mesolithischen Wohnplätze des Bodensees bestehen — wenigstens vorerst — ausschließlich aus Feuersteingeräten und Abfällen aus dem gleichen Material. Es sind durchweg ganz kleine Feuersteinknollen zur Verwendung gelangt, die die Form der Artefakte in so ungünstigem Sinne beeinflussten, daß die Geräte einen sehr viel schlechteren Gesamteindruck erwecken als die mesolithischen Artefakte des benachbarten Oberschwabens, im besonderen des Federseegebietes. Gar nicht selten ist sogar die Knollenkruste an den Geräten belassen. Man war daher versucht, anzunehmen, daß es einheimische kleine Feuersteinknollen waren, die die Mesolithiker des Bodensees verarbeiteten. W. Schmidle gelangt auf Grund einer Untersuchung des Feuersteinmaterials des Wohnplatzes 15 auf der Mettnau bei Radolfzell zu dem Ergebnis, daß es sich um Feuerstein aus der

Juranagelfluh handelt, wie sie, unweit des Bodensees, etwa bei Engen, ansteht.

Die Feuersteingeräte liegen durchweg in der vom Pfluge seit Jahrtausenden durchfurchten Ackererde, meist in kiesigem Moränen-Boden; eigentliche, ungestörte Kulturschichten haben sich bisher in keinem der Wohnplätze erkennen lassen. Das Verhältnis zwischen Artefakten und Abfällen ist etwa 1:3. Die Zahl der bisher aufgefundenen Artefakte schwankt, je nach der Begehung der Fundorte, naturgemäß sehr. Von dem bisher am eingehendsten untersuchten Wohnplatz 15 auf der Mettnau, einer Insel des

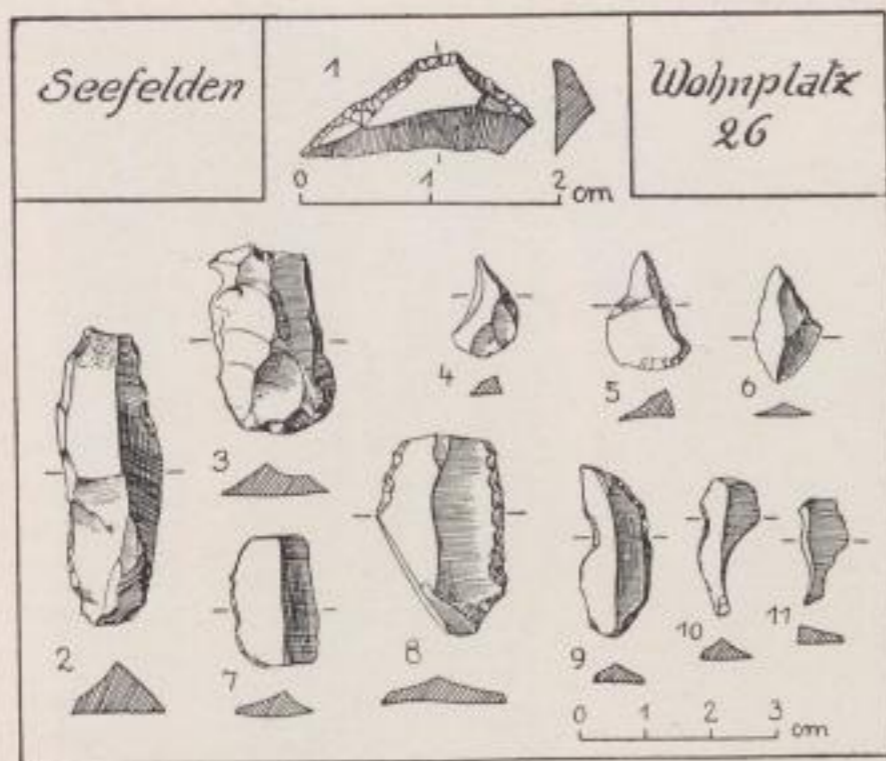


Abb. 2: Feuersteingeräte aus dem Wohnplatz 26 bei Seefelden.

mesolithischen Bodensees (Taf. 7 A), liegen über 300, von den anderen Siedlungsplätzen je 100, 50, 20 und weniger Artefakte und entsprechend viel Abfälle vor.

Form und Bearbeitung der Geräte, die sich an allen Wohnplätzen gleichartig wiederholen, erweisen die Zugehörigkeit der mesolithischen Bodenseefunde zum Tardenoisien. Ich bilde an dieser Stelle eine kleine Auswahl von Funden aus den Wohnplätzen 15 (Mettnau) und 26 (Seefelden) ab. Neben den typischen geometrischen Mikroolithen, wie dreieckigen und trapezförmigen Tardenoissspitzen (Harpünenzähnen) (Abb. 2, 1), dreieckigen Pfeilspitzen (Taf. 8, 1—4; Abb. 2, 4—6) finden wir glatte und retuschierte Klingen (Taf. 8, 5—16; Abb. 2, 2, 3, 7, 8), Klingen mit Hohlkerben (Taf. 8, 17—21; Abb. 2, 9), Klingenbohrer (Taf. 8, 22, 23), Klingenkratzer (Taf. 8, 24—26), ganz vereinzelt Stichel (Taf. 8, 29, 30), Stielbohrer (an

manchen Fundplätzen in großer Häufigkeit) (Taf. 8, 34—40), Rundscharer, die am Bodensee vielfach aus Absplissen hergestellt wurden (Taf. 8, 41—45) und schließlich Breitscharer (Taf. 8, 35, 31—33). Feuersteinkernstücke (Taf. 8, 35, 46, 47) zeigen, wie das Material der kleinen Knollen bis zur letzten Möglichkeit ausgewertet werden mußte.

Im Gegensatz zu den mesolithischen Funden des Federseegebietes, die dort typologisch eine lückenlose Verbindung mit dem Spät-Magdalénien ermöglichen, scheinen am Bodensee nur die jüngeren Formen vertreten zu sein. Der Bodensee ist demnach, wie das schon die Art des Rückzugs des Rheingletschers in der Nacheiszeit nahelegt, von Norden oder Westen her erstmals dauernd besiedelt worden. Lassen sich so Verbindungen mit den angrenzenden, schon von dem Menschen der Altsteinzeit bewohnten Gebietsteilen erschließen, so scheint mir andererseits die Lücke zwischen dem Tardenoisien und dem Neolithikum vorerst noch nicht schließbar zu sein.

Nördlich des Bodensees konnten auf ober-schwäbischem Boden, gleichfalls im Frühjahr 1929, mesolithische Wohnplätze am Illensee, am Vorse, am Bibersee und bei Altshausen von uns nachgewiesen werden.

Die Untersuchungen des Bodensee-Mesolithikums, die der Bodenseegeschichtsverein unter seinem Präsidenten V. Mezger ermöglichte, werden in den nächsten Jahren ihren weiteren Ausbau finden.

Anmerkungen:

¹ H. Reinerth, Chronologie der jüngeren Steinzeit, Augsburg 1923, S. 69/70; Die jüngere Steinzeit der Schweiz, 1926, S. 142 f. und 217 f.

² W. Schmidle, Die diluviale Geologie der Bodensee-gegend, Braunschweig 1914.

³ K. Bertsch, Blütenstaubuntersuchungen im Federsee-gebiet, Veröffentl. d. Württ. Landesamtes für Denkmals-pflege, Heft 4, Stuttgart 1928.

⁴ H. Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland der Vorzeitmenschen, 4. Aufl., Augsburg 1929, S. 56 f.

⁵ K. Bertsch, Waldgeschichte des Württembergischen Bodenseegebietes, Schriften des Bodenseegeschichts-vereins, 1929, S. 221 ff.

⁶ Nachrichten der Deutschen Anthropol. Ges. III, Heft 9/10, 1928.

⁷ Vorläufiger Bericht im Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit, V. Jahrg., 1929, S. 116 ff.

⁸ H. Reinerth, Das Federseemoor, 1929, S. 53 ff.

⁹ W. Schmidle, Die diluviale Geologie der Bodensee-gegend, 1914.

¹⁰ K. Bertsch, Schriften des Bodenseegeschichts-vereins 1930 (im Druck).

HIRSCHGEWEIHERGÄTE AUS DER RHEINPFALZ

VON FERDINAND BIRKNER, MÜNCHEN

Die mir vom Museum in Speyer zur Begutachtung vorgelegten Geweihstücke stammen vom Edelhirsch und zeigen Bearbeitungsspuren.

1. Die zwei Geweihenden (18. I. 1923) aus der Baggergrube der Firma Bau-

liegt, daß es als Griff einer Schneide oder Spitze gedient hat, die in der Auskerbung befestigt war.

Wenn die Stücke überhaupt vorgeschichtlich sind, können sie aus dem Neolithikum stammen, wahrscheinlich aber sind sie jünger.



1a

1b

2

3

4

Abb. 1: Hirschgeweihgeräte aus der Rheinpfalz (etwa $\frac{2}{3}$ nat. Gr.).

mann bei Altrip „Kümmelstück“, weisen an dem der Spitze abgewendeten, dem proximalen Ende absichtlich hergestellte Auskerbungen auf (Abb. 1, 1a u. 1b). Dadurch konnten die Spitzen besser an einem Stiel befestigt werden. In diesem Falle haben die Spitzen als Werkzeug gedient. Das läßt sich bei dem glattgescheuerten Stück annehmen; es könnte z. B. zum Abhäuten von Tieren verwendet worden sein. Das andere Stück zeigt keine Abnutzung, so daß eher die Annahme nahe

2. Das Geweihstück (unbezeichnet) aus der Baggergrube der Firma Baumann bei Altrip, „Am Hochacker“, ist glatt gescheuert und besitzt eine von der konvexen zur konkaven Biegung verlaufende runde, geglättete Durchbohrung (Abb. 1, 2). Das hintere Ende ist spitz zugearbeitet; die Spitze ist entfernt und der Bruch- oder Schnitttrand geglättet. Von der Durchbohrung bis zur Spitze ist die spongiöse Substanz möglicherweise absichtlich entfernt. Das Stück

diente offenbar als gekrümmtes, hakenförmiges Werkzeug, an dem eine Spitze ausgewechselt werden konnte.

Derartige Werkzeuge kommen im Norden zwar schon in der Maglemosekultur vor¹, am Rhein werden sie aber wohl aus dem Endneolithikum stammen, wie ein ganz ähnliches Werkzeug aus den Mondseepfahlbauten².

3. Das Geweihstück (I. VIII. 1916) aus der Baggergrube von Willersinn zwischen Friesenheim und Oppau ist in der Gegend des Mittelsprosses abgeschnitten und die Schnittfläche geglättet (Abb. 1, 3). Die spongiöse Substanz zeigt eine röhrenförmige Aushöhlung, die vielleicht künstlich ist, sich aber durch Verwitterung vergrößerte. Die Aushöhlung könnte zum Einsetzen einer Spitze gedient haben. Das distale Ende ist abgebrochen.

Auch dieses Gerät ist höchstens neolithisch, kann aber auch jünger sein.

4. Das andere Geweihstück (I. VIII. 1916) aus der Baggergrube Willersinn zwischen Friesenheim und Oppau stammt von einer Abwurfstange (Abb. 1, 4). Die Oberfläche ist stark abgeschuert, das distale Ende an der Bruch- oder Schnittkante geglättet; die spongiöse Substanz zeigt eine Vertiefung, die möglicherweise absichtlich hergestellt ist um darin eine auswechselbare Spitze oder Schneide befestigen zu können. Der Augensproß ist bis auf den Basisteil abgearbeitet und besitzt einen glatten Rand; auch hier weist die spongiöse Substanz eine Vertiefung auf, die künstlich hergestellt sein könnte. Von den Perlen der Rose sind die meisten abgeschuert. Die Gelenkfläche macht den Eindruck, als ob sie als Schlagfläche verwendet worden wäre.

Hinsichtlich der Art der Verwendung ist man auf Vermutungen angewiesen. Am wahrscheinlichsten erscheint die Annahme, daß es sich um ein Gerät zur Fellbearbeitung handelt. Mittels Einsatzstücken von Schneiden und Spitzen am distalen Ende und an der Augensproßbasis konnte das Unterhaut- und Fettgewebe durch Schaben und Kratzen bearbeitet und entfernt werden, durch

Schlagen mit dem Rosenteil ließ sich das für die Bearbeitung nötige Weichwerden der Haut erzielen.

Man kennt Hirschgeweihgeräte, in deren ausgehöhlten Enden Steinwerkzeuge und -spitzen befestigt waren, sie stammen meist aus dem Neolithikum. Aus dem Ende des Paläolithikums des Nordens, aus der sogenannten Lyngbykultur, sind Beile aus Rentiergeweih bekannt, bei denen der Augensproß entweder zu einer queren oder geraden Schneide umgestaltet ist oder eine Vertiefung zum Einfügen einer Spitze besitzt³. Die Verbreitung dieser Rengeweihbeile ist auf Skandinavien und Norddeutschland beschränkt⁴. Aus Gahle (Kreis Herrestadt) und Mondschütz (Kreis Wohlau) in Schlesien liegen Beilkeulen aus Hirschgeweih vor, bei denen der Augensproß als Hackenschneide verwendet worden ist. Leider läßt sich aus den Fundumständen dieser schlesischen Stücke das Alter nicht erschließen.

Ein derartig für verschiedene Zwecke dienliches Werkzeug, wie es aus der Baggergrube Willersinn vorliegt, ist anderweitig bisher nicht bekannt geworden. Da weder der Lyngbykultur noch den protoneolithischen Stufen Norddeutschlands entsprechende Funde in der Rheinpfalz und in den angrenzenden Gebieten gemacht worden sind, kommt als Alter wohl nur das Neolithikum in Frage. Besonders am Ende dieser Periode, im Endneolithikum, fand Hirschgeweih reiche Verwendung.

Anmerkungen:

¹ O. Menghin, Die mesolithische Kulturentwicklung in Europa, 17. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1927, Abb. 22, 1 und 2. — Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. IX, T. 5.

² Materialien zur Urgeschichte Österreichs, 3. Heft, Die Funde aus den prähistorischen Pfahlbauten im Mondsee, T. XXXV, 10.

³ G. Schwantes, Das Beil als Scheide zwischen Paläolithikum und Neolithikum, Archiv f. Anthropologie, N. F. XX, S. 13—39. — Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. IX, T. 2.

⁴ Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VII, T. 214.

ZUR SYSTEMATIK DER GROSSTEINGRÄBER DES NORDISCHEN KULTURKREISES, IHRER FEUERSTEINÄXTE UND IHRER TONWARE

VON PAUL L. B. KUPKA, STENDAL

Die Großsteingräber, von denen in Folgendem besonders die Rede ist, sind von Skandinavien nach Süden etwa bis in die Gegend von Halle, nach Westen bis in die Niederlande und nach Osten bis nach Polen verbreitet. Die umfänglichen Steinblöcke, aus denen sie errichtet sind und die ihnen ihren Namen eingetragen haben, bestehen meist aus Graniten oder Gneisen; an jüngeren Anlagen in Mitteldeutschland werden aber auch in Platten brechende Gesteine dazu verwendet.

Die Oberflächenbeschaffenheit des Verbreitungsgebietes der Denkmäler angegebener Art ist nicht einheitlich. Seine nördliche weitausgedehnte Hälfte umfaßt die Länder um das südliche Ostseebecken sowie das norddeutsche Tiefland. Beide Teile haben wörtlich große oberflächliche Ähnlichkeit, insofern als beide oberflächlich eine gleichartige Gesteinsschicht aufweisen, die sich besonders aus zertrümmertem Urgesteine skandinavischer Herkunft zusammensetzt und durch die Kräfte der Eiszeit über das ganze Gebiet verteilt worden ist.

Dieselben Kräfte, die die genannte Gebietshälfte mit einer gleichartigen Gesteinsdecke belegten, taten aber noch mehr; sie gliederten gleichzeitig ihre Oberfläche dadurch, daß sie sie mit langgestreckten, flachen Furchen durchzogen und damit in eine Reihe niederer Hochflächen zerlegten, die in der Folge durch die Tätigkeit der größeren und kleineren Wasserläufe, die mehrfach altvorhandene Senken benutzten, noch weiter bearbeitet wurden. Namentlich der Raum zwischen Mittelbe und Mitteloder, also das Gebiet, dem etwa die Mittelmark und die nördliche Niederlausitz entsprechen, erfuhr eine besonders starke Modellierung insofern, als er durch Flüsse und die vier sogenannten großen Täler, deren nördlichstes das Thorn-Eberswalder und deren südlichstes das Magdeburg-Breslauer Tal ist, in ein halbes Dutzend kleinerer Hochflächen zerlegt wurde.

In der Südhälfte des Verbreitungsgebietes unserer Denkmäler werden die Höhenunterschiede zwischen den Geländeteilen allmählich größer und, was im Norden, abgesehen von Skandinavien, selten ist, anstehendes älteres Gestein tritt häufiger und häufiger zutage. Anders gesagt, das Gebiet wird hügelig und felsig und geht schließlich in den Gürtel des Mittelgebirges über. Soviel über die für das Verständnis des Folgenden nötigen topographischen Eigenschaften des Verbreitungsgebietes der nordischen Großsteingräber.

Als erste Siedler in diesem Raume stellten sich natürlicherweise die Pflanzen ein¹. Die Reihenfolge, in der diese ältesten Dauerbewohner hier auftraten, ist für unsere Zwecke belanglos. Zur Zeit, als die Großsteingräber errichtet wurden, bestand die Pflanzendecke, die das Gebiet überzogen hatte, im wesentlichen jedenfalls aus denselben Arten, die noch heute darin gedeihen. Neuhinzugekommen sind seitdem nur Kulturgewächse und eine Anzahl sogenannter Unkräuter, deren Auftreten aber bis auf die Stellen, wo der Mensch seine Hand im Spiele hatte, das Vegetationsbild nur geringfügig verändert hat. An Bäumen finden wir hier Eichen, Rüstern, Weiden, Erlen und Eschen, sodann Birken, Pappeln und Kiefern und schließlich Buchen, Fichten und Tannen. An Sträuchern treten besonders hervor Juniperus, Rubus, Calluna, Spartium, Vaccinium und Artemisia; an bezeichnenden niederen Gewächsen wären Carex, Poa, Festuca, Calamagrostis, Sedum, Hieracium, Filago, Thymus, Gnaphalium, Rumex und die Boragineen, an Cryptogamen Moose und Flechten zu nennen. Das Gedeihen aller dieser Gewächse ist an bestimmte Bedingungen gebunden, die je nach der Art verschieden sind und die auch nicht jeder Teil und jede Stelle des umschriebenen Siedlungsraumes bietet. Die Bäume der erstgenannten Gruppe verlangen beispielsweise viel Feuchtigkeit. Birken, Pappeln und Kiefern sind zwar der Feuchtigkeit nicht abhold, vermögen sich aber auch an trockeneren Örtlichkeiten, wo ihnen noch dazu der Wettbewerb von Nichtartgenossen fehlt, gedeihlich durch das Leben zu schlagen. Die Buche ist auf sehr kalkreichen Boden angewiesen, und die pfahlwurzellosen Fichten können nur in dichten Beständen in besonders günstigen Lagen des Hügel- und Berglandes dem Winde standhalten. Durch diese Daten ist die Art der Baumverteilung im genannten Gebiete ein für allemal gegeben. Die kilometerbreiten, feuchten Niederungen aller Flußbetten und der großen Täler waren mit den feuchtigkeitsliebenden Bäumen des Auwaldes, d. h. der ersten Gruppe, besetzt, die dort dichte Galeriewälder bildeten, in denen die Eiche vorherrschte. Die ebenfalls waldbildende Buche fand sich wie noch heute nur in ganz bestimmten Gegenden des Gebietes, fehlte aber auf sehr weite Strecken gänzlich. Die Erhebungen des mitteldeutschen Hügel- und Berglandes waren mit zusammenhängenden Beständen, vorwiegend aus Buchen und Fichten, bedeckt. Die

gesamten übrigen Teile des Gebietes, namentlich die weiten Hochflächen seiner Nordhälfte, waren Steppen, auf denen die genannten Strauch-, Kraut- und Grasarten wuchsen, die aber auch mit größeren oder kleineren Kiefern-, Pappeln- und Birkenbeständen besetzt waren. Auf diese Pflanzenverteilung haben auch Klimaverschlechterungen oder Feuchtigkeitsschwankungen nie wesentlichen Einfluß gehabt.

Die Oberflächengestaltung und die Verteilung des Pflanzenwuchses haben auch den Gang der Besiedlung des genannten Gebietes durch den Menschen geregelt; denn die urwaldbestandenen Flußtäler waren Hindernisse, die der Mensch nur an besonders günstigen Stellen überwinden konnte, während sich ihm andererseits die hochgelegenen, immer trockenen Ränder der süd-nördlich laufenden Stromtäler als natürliche Wege und die versteppten Hochflächen als geeignetes Siedlungsgelände darboten. Der Besiedlungsvorgang, von dem uns die Großsteingräber Kunde geben, hat, wie längst erkannt ist, seinen Ursprung im Norden, d. h. im Gebiete des südlichen Ostseebeckens, gehabt. Vorausgesetzt, daß diese Erkenntnis richtig ist, muß die Verbreitung der Gräber genannter Art auch den Gang dieser Besiedlung erkennen lassen.

Um hier klar zu sehen, werden wir gut tun, uns zunächst die Arten der Großsteingräber, die innerhalb des angegebenen Raumes angetroffen werden, zu vergegenwärtigen. Die einfachsten dieser Denkmäler hat die Forschung kurzweg *Dolmen* oder auch *Einzeldolmen* genannt. Die **Taf. 9A** gibt die Grundrisse zweier dieser Dolmen nach O. Madsen² wieder. Der einfachste davon besteht aus vier zueinander rechtwinklig, hochkant gestellten Steinen, von denen drei Träger oder Tragsteine sind, auf denen ein breiter Deckstein ruht, so daß der ganze Bau einen Raum, Kammer genannt, umschließt. Werden, wie an dem Grundrisse links ersichtlich, mehr als vier Träger verwendet, so stehen sie nicht mehr recht-, sondern stumpfwinklig zu einander und umschließen eine Kammer, deren Grundfläche ein Vieleck ist. Vor der Seite der Kammer, die als Zugang gedacht war, liegt seitlich rechts und links je ein Steinblock, so daß ein kurzer Gang oder eine Rampe entsteht. Die zwickelähnlichen Zwischenräume zwischen den verhältnismäßig eng stehenden Trägern und dem Decksteine waren mit kleineren Steinresten geschlossen, also im wahren Sinne des Wortes verzwickelt. Um das Ausweichen der Träger, mit dem bei dem großen Gewichte des Decksteines gerechnet werden mußte, zu verhüten, umgab man die Anlage mit einer Sandschüttung, die zur Verhinderung des Zerfließens an der Basis mit sperrig gesetzten Blöcken abgesteift wurde. Dieser Steinkranz ist an den hier schematisch gegebenen Dolmen nicht ersichtlich, ist aber immer vorhanden

gewesen. Die ganze Anlage besteht also aus vier Teilen, nämlich 1. der Kammer, 2. dem Gange, 3. dem Erdmantel und 4. dem Steinkranz. **Taf. 9B** stellt das Steingerippe eines solchen Dolmens recht deutlich vor.

Eine Weiterbildung dieser Grabart zeigt mehrere, bis zu vier, dieser Dolmen geradlinig ausgerichtet in einer gemeinsamen Einfassung, deren Grundriß dann entweder langeiförmig oder langrechteckig ist. Diese Gräberart, die zu der folgenden Gattung überleitet, ist eine bloße Zwischenform; denn sie besteht immer noch aus Einzeldolmen.

Eine ganz neue Entwicklungsstufe liegt aber in den *Langgräbern* vor. Zur Veranschaulichung dieser Grabform gebe ich auf **Taf. 9C** den Plan des leider schon arg zerstörten Grabes von Mellen im Kreise Westprignitz, das auch insofern merkwürdig ist, als es, was J. Fr. Danneil schon 1849 festgestellt hat, das einzige Langgrab der Provinz Brandenburg ist. Die Anlage steht auf einer im Plane durch Strichelung angedeuteten sehr flachen aber deutlich wahrnehmbaren, rechteckigen künstlichen Erhöhung. Die Umfassung auf der einen Schmalseite ist entfernt, die Steinreihe der einen Langseite lückenhaft; die Blöcke der beiden anderen Schenkel sind zum Teile ausgewichen. Die Kammer bestand aus zwei gleichlaufenden Trägerreihen, die mit Decksteinen überdeckt waren. Die Schmalseiten dieses so entstandenen Raumes waren natürlich ebenfalls durch heute fehlende Blöcke geschlossen. Diese Kammerform ist dadurch entstanden, daß ihre Erbauer auf den Gedanken gekommen waren, mehrere Dolmen zusammenzurücken. Da indessen in der neuen Verwendung keine dieser Einheiten mehr geschlossen ist, kann man sie auch nicht mehr als Dolmen im alten Sinne, sondern nur noch im technischen als Joche bezeichnen. Diese Joche bestehen aus zwei bis vier Trägern und einem Decksteine. Wie R. Beltz berichtet³, weisen einzelne, offenbar sehr alte, mecklenburgische Langgräber noch Schwellen zwischen den Jochen auf. Diese Schwellen sind als Erinnerungen an die an Einzeldolmen vorhandenen querstehenden Wand- oder Tragsteine aufzufassen. Im vorliegenden Falle hat die Kammer wohl aus drei Jochen bestanden. Eins davon steht noch, die Decksteine der beiden andern sind heruntergerissen. Von den acht Trägern stehen noch sieben an ihrem Orte, der achte ist herausgerissen. Der Erdmantel ist verschwunden. Die Zerstörung ist gewaltsam bewirkt; denn ein zu dem Denkmale gehörender Block liegt ca. 30—40 m westlich davon.

Andere Gräber dieser Art haben mehr, bis zu acht vielleicht sogar neun Joche und eine Einfriedigung, die oft langeiförmig verläuft. Mit dem Längerwerden der Kammer erscheint auch ein alter Bestandteil, der Gang, wieder, den wir an älteren Langgräbern nicht immer vorfinden. Die Dolmen

waren, wie die spärlichen Funde, die sie ergaben, ausweisen, Einzelgräber⁵. Die Langgräber hingegen sind Anlagen für Massenbestattungen, d. h. für dauernde Benutzung. Es war deshalb vorteilhaft, den Zugang zur Kammer so anzulegen, daß alle Teile des Grabraumes bei späteren Benutzungen mit möglichster Bequemlichkeit und möglichst geringer Störung der schon darin untergebrachten Bestattungen zu erreichen waren. Aus diesem Grunde brachte man ihn in der Mitte einer Längsseite an und bezeichnete ihn äußerlich zunächst durch zwei seitlich davor liegende Blöcke, die später ebenfalls oft überdeckt wurden und dann also ein Joch bildeten.

Aus diesem Grunde ist das **Taf. 9C** im Grundrisse wiedergegebene Mellener Grab ein sehr altes Denkmal der Gruppe, während das mit einjochigem Zugänge und achtjochiger Kammer in langeiförmiger Einfriedigung versehene Grab von Hertumsfeld⁴ bei Westerloh ein vorzügliches Beispiel für die jüngste Form dieser Gräbergruppe bildet.

Die dritte Art der Großsteingräber, das **G a n g g r a b**, entwickelt sich dadurch aus der eben behandelten, daß auf den Ausbau des Zuganges mehr Gewicht gelegt wird. An skandinavischen Gräbern erreicht der Gang bisweilen die Länge der Kammer, an deutschen bleibt er immer dahinter zurück. Nichtsdestoweniger sind die Anlagen dieser Art in jedem Falle sehr leicht zu erkennen; denn der Erdmantel, der sie bedeckt, ist nicht mehr länglich oder wallförmig, sondern kalottenförmig mit kreisrundem Grundrisse, dem sich natürlich auch die Blockeinfriedigung anpaßt.

In der Folge werden die Großsteingräber beträchtlich einfacher und schrumpfen zu **Blockkisten** zusammen. Sie bestehen meist aus zwei oder drei Jochen, und ihre ältesten Formen weisen an einer Schmalseite noch wie viele Dolmen und Langgräber einen durch Blöcke eingefassten Zugang, die Rampe, auf. An jüngeren Denkmälern der Gruppe fehlt dieser Teil.

Alle vier Großsteingräberarten sind oberständig, d. h. auf der alten Oberfläche, dem Urboden, errichtet. Die Blockkisten sind allerdings bisweilen halb versenkt.

Die Verbreitung der einzelnen Gruppen ist höchst bezeichnend. Dolmen finden sich in großer Menge in Skandinavien. In Deutschland sind sie sicher nachzuweisen in der Uckermark, fanden sich auch noch in der Ostprignitz, wo **W. Matthes** die Reste eines derartigen Denkmals bei Ellershagen⁵ antraf. Für das der Elbmündung benachbarte Gebiet sind sie nicht mehr festzustellen, wahrscheinlich sind sie aber einst auch dort und im nordöstlichen Hannover vorhanden gewesen.

Die Südgrenze des Langgräbergebietes verläuft von Holland her durch Hannover, Braunschweig, das Magdeburgische, wo sie die Elbe überschreitet. Sie zieht aber nicht ostwärts weiter, sondern wendet

sich im nach Südwesten offenen Bogen der Elbe wieder zu und folgt dem altmärkischen Stromufer nach Norden, wo sie etwa bei Wittenberge den Fluß zum dritten Male überschreitet. Der weitere Grenzverlauf ist nur insofern festzustellen, als die Ostprignitz und Uckermark heute keine Langgräber mehr aufweisen. Die Mittelmark zeigt, wie gesagt, keine der drei älteren Großsteingrabformen, weder Dolmen noch Lang- oder Ganggräber. In Dänemark findet sich die in Rede stehende Grabform bestimmt; ob auch in Schweden? Ich komme auf diesen Punkt zurück.

Ganggräber treten in Menge in Skandinavien auf. Sie finden sich aber auch sicher in der Gegend von Magdeburg und in Anhalt. In der Altmark sind sie nicht festgestellt. Im Hannöverschen können sie möglicherweise vorhanden gewesen sein. Bei der weitgehenden Zerstörung der Gräber und der großen Ähnlichkeit, die die Spuren zerstörter Ganggräber mit denen altbronzezeitlicher Hügelgräber haben, lassen sich kaum noch genaue Feststellungen machen. Wahrscheinlich sind aber die Gräber von Südbostel, Kr. Fallingbostel und Sprakel, Kr. Hümmling Ganggräber. Blockkisten hingegen finden sich über das ganze Gebiet verbreitet, sogar noch östlich von der Oder und auch in Brandenburg.

Was ist nun mit diesen Feststellungen gewonnen? Jedenfalls doch die Erkenntnis, daß alle vier der genannten Grabformen eine einzige Entwicklungsreihe bilden. Ist das richtig, so folgt daraus, daß die ihr zugrunde liegende Entwicklung nur an Ort und Stelle, d. h. innerhalb des umschriebenen Gebietes vor sich gegangen sein muß, also daß die schwedischen, dänischen und mitteldeutschen Ganggräber ihre Form keinem fremden Einflusse verdanken, wie **S. Müller**, **O. Montelius**, **K. Stjerna** und **G. Ekholm** annehmen, und schließlich sehen wir, daß die Verbreitung jeder der vier Gräberarten um so weiter nach Süden, Osten und, wenn auch nicht so ausgesprochen, nach Westen reicht, je jünger diese Gräberarten sind, oder anders gesagt, daß die Verbreitung der Arten der nordischen Großsteingräber den Gang der nordischen Besiedlung West-, Mittel- und Ostdeutschlands ziemlich deutlich wieder spiegelt.

Die hier dargelegten Anschauungen widersprechen zum Teile den Meinungen namhafter Forscher. Um mich mit ihnen auseinanderzusetzen, gehe ich zunächst auf ihre Einteilung der Großsteingräber ein. Auf deutscher Seite hat sich besonders **W. Blasius**⁶ damit beschäftigt. Leider teilt er die Gräber nach rein äußerlichen Merkmalen ein und vielfach, ohne das Wesen der behandelten Anlagen deutlich erkannt oder genau festgestellt zu haben, so daß er eine große Menge Arten und Unterarten erhält, mit denen wissenschaftlich leider gar nichts anzufangen ist. Grundlegend für die noch heute in Deutschland geltende

Einteilung war aber die Arbeit O. Montelius⁷ von 1874, in der er für Schweden vier Arten Großsteingräber aufstellte, nämlich 1. dolmens proprement dits (dösar), 2. sépultures à galeries (gånggrifter), 3. cistes (hällkistor) und 4. cistes entièrement recouverts d'un tumulus. Derselbe Forscher unterscheidet 1895 1. dolmens (stendösar), 2. allées couvertes (gånggrifter) und 3. coffres de pierres (hällkistor), und 1906 stellt er 1. Ganggräber, 2. Dolmen und 3. Steinkisten fest. Langgräber nimmt er in sein System, das eigentlich eine bloße Aufzählung ist, also nicht auf. Er bemerkt aber 1906, daß es Dolmen ohne Gang im südlichen Teile der skandinavischen Halbinsel(!), in Dänemark, Norddeutschland, Holland, Belgien, England, Schottland usw. bis Portugal gebe und daß man sie in Mitteleuropa vermisst. Hier scheint er Langgräber im Sinne zu haben. Schon 1884 meldete aber H. Petersen⁸ für Dänemark zwei Arten Großsteingräber, die er 1. Gangbaue und 2. Langsteinbetten nennt. Ich kenne die Arbeit Petersens leider nur in der J. Mestorf'schen Übersetzung, vermute aber, beiläufig gesagt, daß der Verfasser selber die an zweiter Stelle aufgeführten Gräber als Langdysse bezeichnet hat. Sein Hinweis auf diese besondere Art der Großsteingräber, die wie H. Petersens Pläne zeigen, unseren Langgräbern entsprechen, hat, wie wir sahen, auf Montelius gar keinen, auf S. Müller⁹ kaum nennenswerten Einfluß gehabt. Die 1897 erschienene Nordische Altertumskunde des letzterwähnten Forschers gibt nämlich im Inhaltsverzeichnis an Steingräberarten an: 1. Rundgräber, 2. Hünenbetten, 3. Riesenstuben und 4. Steinkisten. Sieht man den Text des Werkes ein, so zeigt sich, daß S. Müller unter den an erster Stelle genannten Anlagen Einzeldolmen versteht. Nicht anders verhält es sich mit den Müllerschen Hünenbetten, unter denen er reihenweise angeordnete Einzeldolmen in gemeinschaftlicher, langgestreckter Einfriedigung begreift. Mit Riesenstuben meint der Verfasser Ganggräber, während seine Steinkisten dieselben Gebilde wie die von O. Montelius erwähnten sind. Also auch S. Müllers Einteilung, der jeder entwicklungsgesetzliche Einteilungsgrund fehlt, läßt die Langgräber außer Acht. Das ist um so verwunderlicher, als S. Müller H. Petersens Arbeit auf S. 56 bis 114 seines Buches sechsmal anführt.

Indessen hat er 1918 seine Anschauungen geändert; denn er kennt jetzt plötzlich auch den Langdysse, d. h. das Langgrab. Betreffs der Herkunft der Ganggräber verlegt er ihre Urheimat in die Mittelmeerländer.

Auch H. Schmidt¹⁰ übernimmt 1924 die Montelius-Müllersche Einteilung, übersieht also die Langgräber unserer Art ebenfalls. Er braucht zwar die Bezeichnung Langgrab, der er zur Erläuterung die volkstümliche, ihres unbestimmten Inhaltes wegen wissenschaftlich un-

brauchbare Benennung Hünenbetten zufügt; aber er versteht darunter ebenfalls eine Reihe geradlinig ausgerichteter Einzeldolmen in gemeinsamer Blockeinfriedigung, also die Form, die das Bindeglied zwischen Einzeldolmen und echten Langgräbern bildet.

H. Gummel¹⁸, der den Aufsatz Megalithgrab in Eberts Lexikon bearbeitet hat, unterscheidet zunächst nur 1. Dolmen, 2. Steinkammern und 3. Steinkisten. Daneben bringt er ebenfalls den unklaren volkstümlichen Ausdruck Hünenbetten an und erwähnt auch Ganggräber. Systematisch ist H. Gummels Darstellung also auch nicht.

Für Skandinavien übernimmt N. Åberg¹⁰ die Montelius'sche Einteilung ohne Änderung und für Deutschland schließt sich R. Stampfuß¹⁰ der Montelius-Müllerschen Auffassung an, mit dem irrigen Bemerkung, daß für Mitteleuropa, wo Ganggräber und Steinkisten gleichzeitig vorkommen, die Bezeichnungen Ganggräber- und Steinkistenzeit nicht mehr berechtigt seien.

Schließlich führt noch G. Ekholm¹⁰ in allerjüngster Zeit ein System der Großsteingräber an. Es umfaßt nur drei Glieder, nämlich 1. Dolmen, 2. Ganggräber und 3. Steinkisten. Er muß aber erklärend bemerken: „die jüngeren Dolmen sind länglich viereckig, in länglichem Hügel (dänisch Langdysse), gleichzeitig mit ältesten Ganggräbern und bisweilen mit Ansatz zu einem kurzen Gang“. Auch nach G. Ekholm bezeichnet das Ganggrab einen neuen Vorstoß orientalischen Einflusses, wie G. Ekholm auch immer noch der Meinung ist, daß die mitteleuropäische Steinzeitkeramik sich aus der westdeutschen Megalithkeramik entwickelt habe!

Auffallend wäre es, wenn Langgräber in Schweden nicht vorhanden sein sollten. O. Montelius übersetzt indessen 1895 gånggrifter auffallenderweise mit allées couvertes. Unter allées couvertes verstehen die Franzosen z. T. aber etwas anderes, nämlich eine Gräberart, die den nordischen Langgräbern sehr ähnelt. Vielleicht liegt hierin der mutmaßliche Fehler!

Fast alle hier angeführten Forscher berufen sich in ihren Arbeiten auf französische und andere westeuropäische Denkmäler ähnlicher Art. Es ist vom methodischen Standpunkte aus nicht angängig, zur Erklärung von Erscheinungen eines bestimmten Kulturkreises Seitenstücke aus fremden Kulturgebieten heranzuziehen, wenn sich die Entwicklung der zu erläuternden Erscheinungen innerhalb ihres eigenen Kulturkreises nachweisen läßt.

Überprüfen wir beispielsweise die Behandlung der französischen Denkmäler unserer Art durch J. Déchélette¹¹. Der Gelehrte unterscheidet nicht weniger als sechs Arten Großsteindenkmäler, nämlich Menhirs, Cromlechs, Steinreihen, Dolmen mit allées couvertes(!), Trilithen und Steinkisten. Auch diese Teilung ist eine rein äußerliche Zu-

sammenstellung. Déchélette mußte teilen a) nichtraumbildende Denkmäler, b) raumbildende Denkmäler. Er hätte dann in der ersten Gruppe 1. Einfeiler, 2. Pfeilerkreise, 3. Pfeilerreihen, 4. Pfeilerjoche anführen können, wie er S. 377 seines Buches merkwürdigerweise selber andeutet, wobei natürlich seine gesonderte Betrachtung der Trilithen von Stonehenge methodisch wieder ganz unzulässig ist. Als raumbildende Formen wären ihm dann 1. Dolmen, 2. allées couvertes und 3. Steinkisten geblieben.

Die Formen der zweiten hier mit b) bezeichneten Gruppe hängen gewiß zum Teile genetisch zusammen, was aber Déchélette, der ja Dolmen und allées couvertes zu einer Art vereinigt, nicht erkennen kann. Jedoch nur zum Teile, und ich bringe deshalb hier auf **Taf. 9D** einen englischen Dolmen, der beweist, daß Dolmen und Dolmen ganz verschiedene Dinge sein können; denn der hier im Bilde vorgelegte Dolmen ist übermannshoch, die weiten Lücken zwischen seinen Trägern sind niemals geschlossen gewesen, so daß das ganze

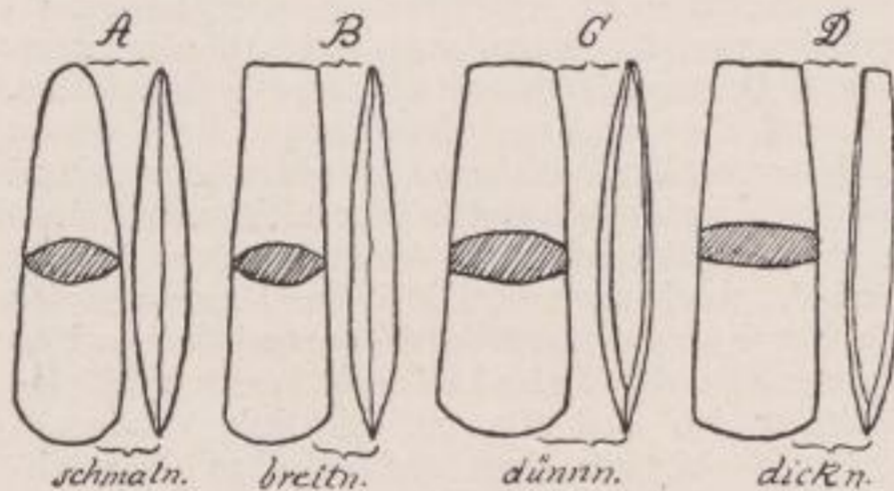


Abb. 1: Formen von Flintäxten.

Denkmal im Gegensatz zu den ebenso benannten nordischen Gebilden niemals raumbildend gewesen ist und mithin nie einen Grabraum umschlossen, sondern allenfalls als Grabmal gedient hat. Aber auch andere Eigenarten der westeuropäischen Großsteingräber zeigen, daß es sich dabei um Formen eines ganz anderen Kulturkreises handelt. Ich erwähne nur das Fehlen der Blockeinfriedigung und die Erweiterung der Endhälften der allées couvertes, zu denen Déchélette sogar in felsige Anhöhen hineingearbeitete Gräber zählt! Wenn sich hier also Ähnlichkeiten mit nordischen Erscheinungen zeigen, so beruhen sie keineswegs auf Beeinflussung, sondern nur auf der Ähnlichkeit der Entwicklung. Schlüsse von entstellungsgeschichtlicher Bedeutung, die sich auf so ungeeignete Vergleichsstoffe gründen, sind wertlos.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Einschlüsse der Großsteingräber. Sie bestehen hauptsächlich aus Steingeräten und Tonware, mit denen die beigesezten Körper ausgestattet wurden. Von Steingeräten wollen wir nur die Feuersteinäxte betrachten, die sich sehr häufig darin finden, und die,

wie O. Montelius festgestellt hat, in bestimmter Form auch Beigaben bestimmter Formen der Großsteingräber sind. Der genannte Forscher unterscheidet 1874 zunächst nur zwei Arten von Flintäxten¹², nämlich solche mit spitzovalem und solche mit rechteckigem Durchschnitte, von denen er die erstgenannte der älteren, die andere der jüngeren Hälfte der skandinavischen Jungsteinzeit zuteilt. Später, 1895, führt er spitznackige, schmalnackige und breitnackige Äxte an, wobei ich aber bemerke, daß mir der französische Montelius'sche Text nicht zur Hand ist und ich die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit der Übersetzung M. Hörnes zuschieben muß, der 1912 die Darlegungen des schwedischen Gelehrten unbeanstandet übernimmt¹³. Die spitznackigen Beile stammen nach Montelius aus Erdgräbern, die schmalnackigen aus Dolmen und die breitnackigen aus Ganggräbern und Steinkisten.

Im gleichen Jahre wie Montelius, nämlich 1895, beschäftigt sich auch S. Müller mit der Systematik der Feuersteinäxte¹⁴. Das Ergebnis seiner Arbeit ist eine fünfgliedrige Reihe, als deren Formen er 1. spitz- und breitnackige, 2. dünnnackige, 3. schlanke dicknackige, 4. schwere dicknackige und 5. breitschneidige Äxte nennt. Diese Einteilung wird 1910 auch von R. Beltz¹⁵ übernommen.

Sonst hat von deutschen Forschern H. Jacob-Friesen 1924 eine Übersicht der hannöverschen Steinaxtformen¹⁶ gegeben. Er unterscheidet dabei an Feuersteinäxten solche mit 1. spitzem, 2. dünnem, 3. dickem Nacken, 4. Flachbeile, 5. Beile mit geschweiften Schmalseiten, 6. Beile vom Vierwitzer Typus, 7. Hacken mit dickem Nacken. Soweit der Stand der Forschung.

Ich gebe hier in **Abb. 1** schematisch vier Formen der nordischen Flintäxte und bemerke, daß sich daneben noch zwei andere finden, nämlich eine mit spitzem Bahnende, die links auf der Abbildung ihren Platz finden, und eine breitschneidige, die rechts angereiht werden müßte. Da aber die beiden zusätzlich erwähnten Formen für unsere Darlegungen unwesentlich sind, mag ihre bloße Erwähnung genügen. Andere nordische Feuersteinaxtformen von systematischem Werte gibt es in der Jungsteinzeit nicht.

Von den vorgelegten vier Formen sind die beiden einfachsten und mithin ältesten, A und B, zweiflächig. Davon heißt A, deren Nacken nicht mehr spitz, sondern rundlich, aber schmaler als der der folgenden Form ist, *schmalnackig*.

Die sich hieraus entwickelnde Form B unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin nur durch den breiteren, annähernd geradlinigen Nacken. Sie heißt mithin *breitnackig*.

Dadurch daß die Seitenkanten dieser Form durch Schliff in Flächen verwandelt werden, entsteht ein neues, und zwar vierflächiges Gebilde C, dessen Nacken immer noch einen Grat bildet. Da

nun dieser Nacken dünner als der der folgenden Form ist, heißt sie *dünnackige Axt*.

Der vierte der vorgelegten Entwicklungszustände der nordischen Flintaxt D entsteht schließlich dadurch, daß der gratähnliche Nacken der Form C durch Schliff in eine fünfte Fläche verwandelt wird. Diese neue Form ist die *dicknackige Axt*. Die Formen A, B haben spitz-eiförmigen, C, D etwa rechteckigen Querschnitt.

Zur Klärung der Benennungen bedürfen diese Darlegungen einer kurzen Erläuterung. Unter den in der Reihe unserer Abbildung nicht dargestellten spitznackigen und breitschneidigen Äxten werden überall, wo sie Erwähnung finden, dieselben Gebilde verstanden. Die hier durch Fig. A wiedergegebene schmalnackige Form wird bei Müller-Beltz mit der spitznackigen zu einer Gruppe vereinigt und breitnackig genannt. Die hier in Fig. C vorgelegte dünnackige Form führt überall die gleiche Bezeichnung, außer bei Hoernes-Montelius, der sie schmalnackig, und Jacob-Friesen, der sie Flachbeile nennt. Von dicknackigen Äxten, deren schematisches Abbild unsere Fig. D gibt, werden von Müller-Beltz und anscheinend auch von Montelius zwei Arten unterschieden, nämlich eine schlanke, die K. H. Jacob-Friesen dünnackig nennt, und eine schwere Form. Diese Scheidung ist aber meines Erachtens belanglos; denn eine dicknackige Axt bleibt eine dicknackige Axt, gleichviel, ob ihre Nackenfläche ein schmales Rechteck oder ein Quadrat bildet.

Wie angegeben, haben nordische Gelehrte verschiedene dieser Axtformen als Einschlüsse bestimmter Großsteingräberformen festgestellt. Was für Skandinavien zutreffend ist, muß natürlich auch für das skandinavische Kulturgebiet zutreffen. Tatsächlich finden wir die älteren Flintaxtformen auch ausschließlich im Nord- und Ostseegebiete verbreitet. Die dünnackige Axt C soll die Axt der Dolmenerbauer sein. Tatsächlich finden wir sie auf deutschem Gebiete, das fast nur jüngere Grabformen aufweist, kaum vor. Doch muß bemerkt werden, daß im Bereiche der Thüringer Keramik und der Oderschnurkeramik Flintbeile auftreten, die mit der hier unter A abgebildeten Form große Ähnlichkeit haben. Sie sind auch mit den genannten Tonwarenarten zusammen in Gräbern gefunden, also offenbar jüngeren Alters. Sie sind mithin als aus der Art geschlagene Formen aufzufassen, wie sich auch in Gräbern mit Ganggrabkeramik nicht selten schlecht gearbeitete Äxte finden, die aber ihre dicknackige Form trotzdem nicht verleugnen. Nur die Gräber mit Kugelamphoren führen, soweit ich sehen kann, durchweg sehr gut gearbeitete dicknackige Flintäxte. Kriegergräber?! Die weitaus überwiegende Zahl der Flintbeile, die im nordischen Kolonisationsgebiete, d. h. in der Zone der Langgräber, Ganggräber und jüngeren Blockkisten gefunden ist, ist dicknackig, und auch in den ge-

nannten Großsteingräberarten selbst und in ihrer nächsten Umgebung sind immer nur dicknackige Äxte beobachtet worden.

Eine scheinbare Ausnahme machen die von K. H. Jacob-Friesen untersuchten Langgräber von Hammah bei Stade¹⁷. K. H. Jacob-Friesen betont in seinem Berichte (S. 33 und 35) viermal den Fund von zusammen ebensoviel dünnnackigen Äxten und weist auch (S. 37) nachdrücklich auf die Bedeutung dieses Vorkommens hin. Eine Besichtigung der Äxte ergab aber, daß es sich um dicknackige Stücke mit schlecht bearbeiteten Bahnnenden handelt. Inzwischen hatte schon H. Gummel¹⁸ Aufsätze im Ebertschen Lexikon und im Mannus geschrieben, die die Hammaher Äxte ebenfalls als dünnnackig ansprachen, und in neuester Zeit berührt W. Wegwitz¹⁹ den gleichen Fall noch einmal, verwirrt aber die ganze Angelegenheit für den in seine Anschauungsweise Uneingeweihten dadurch noch mehr, daß er dünnnackige Äxte mit schmalnackigen gleichsetzt, die er wieder nachdrücklich als schlanke Formen der dicknackigen bezeichnet und denen er erläuternd die „richtige“ dicknackige Axt entgegenstellt. Sieht man dann aber K. H. Jacob-Friesens²⁰ Aufstellung der Flintaxtformen ein, auf der W. Wegwitz augenscheinlich fußt, so klärt sich die ganze Sache sofort auf; denn es zeigt sich, daß der genannte Gewährsmann, wie schon angedeutet, unter dünnnackiger Axt, die er in seiner Form Nr. 3 darstellt, tatsächlich ein Gebilde mit schmalrechteckiger Nackenfläche versteht. Das ist aber keine dünnnackige, sondern auf alle Fälle eine dicknackige Axt, das Gerät, das sich in allen Großsteingräbern außer den Dolmen findet und dessen Auftreten in den Langgräbern von Hammah mithin eine Selbstverständlichkeit ist. Der Fall zeigt eindringlich, wohin das Durcheinander und die Ungenauigkeit der Bezeichnungen unter Umständen führen kann.

Es ergibt sich also mit Sicherheit, daß die Flintaxt der deutschen Lang- und Ganggräber sowie der Blockkisten dicknackig ist. Die Zugehörigkeit ihrer Vorstufen, die im südlichen Ostseegebiete entstanden sind, wird sich nach deutschen Funden kaum feststellen lassen. Da auf deutschem Boden nur noch sehr wenige und noch dazu längst ausgeraubte Dolmen vorhanden sind, fehlen hier so gut wie alle Voraussetzungen dafür.

Die Tonware, mit der die Toten in den nordischen Großsteingräbern ausgestattet gewesen sind, ist uns zwar bekannt, aber leider nicht in wünschenswertem Umfange. Dolmenkeramik fehlt natürlich überall, mit Ausnahme des Gebietes um das südliche Ostseebecken. Langgrabkeramik kennen wir reichlich aus Holland, Hannover und in Spuren aus der Altmark. In Mitteldeutschland, d. h. in der Provinz Sachsen und in Anhalt, ist reichlich Ganggrabtonware zum Vorschein gekommen, und auch Blockkisten mit Tonware sind

namentlich in Mitteldeutschland, aber auch im Osten bis in das Weichselgebiet hinein in nicht unbedeutender Menge gefunden worden. Es handelt sich in allen diesen Fällen, wie ich ausdrücklich bemerke, nur um Keramik, die auch tatsächlich Großsteingräbern entnommen wurde. Sie offenbart in ihrer Gesamtheit eine große Ähnlichkeit der Gefäßformen, der darauf angebrachten Muster und des zur Herstellung der Muster verwendeten Verfahrens.

Daneben hat sich aber dieselbe Tonware auch unter anderen Verhältnissen gefunden, in Wohnstättenresten und in einfacheren Gräbern, Erdgräbern sowie ober- und unterständigen mehr oder weniger sorgfältig gebauten Steinkisten, Grabformen, die zu allen Zeiten neben den großen denkmalsmäßigen, für ihre Zeit bezeichnenden Anlagen hergingen. Wir sind dadurch in der Lage, in Mitteldeutschland eine Reihe von Keramikarten²¹ zu unterscheiden, von denen immer eine die andere ablöst. Es sind von den ältesten angefangen

A. Langgrabkeramik:

1. ältere Stufe (Kläden, Kr. Stendal),
2. jüngere Stufe (Quedlinburg-Moorberg).

B. Ganggrabkeramik:

1. Stufe (Barleben),
2. „ (Ebendorf),
3. „ (Bernburg),
4. „ (Börtewitz, Mützlitz),
5. „ (Schönfeld).

Hierzu ist erklärend zu bemerken, daß sich Gefäße der Stufen 1—4 der Ganggrabkeramik vereint in dem Ganggrabe von Drosa gefunden haben und daß die Schönfelder Tonware nachweislich aus der Kugelflaschenkeramik hervorgegangen ist. Gleichzeitig mit der 2., 3. und dem Anfange der 4. Stufe ist die Havelländer Gruppe, deren Gefäße reichlich bei Burg, Tangermünde, Arneburg, Molkenberg und Butzow gefunden worden sind, wohingegen die Thüringer Keramik mit der 4. und 5. Stufe der Ganggrabtonware gleichzeitig ist.

Die genauere Durcharbeitung der Abfolge der Tiefstichkeramikarten in Holland, Westdeutschland, Pommern, Mecklenburg, Preußen, Schlesien und Polen steht noch aus oder hat noch nicht zum befriedigenden Abschlusse gebracht werden können. Brandenburg, das archäologisch nach Norden nur bis zum Thorn-Eberswalder Tale reicht, ist jüngeres nordisches Siedlungsgebiet.

Die Erkenntnis der lange verkannten Langgrabkeramik verdanken wir drei Beobachtungen. Die erste dieser Beobachtungen stellte das Auftreten einer bestimmt behandelten Tonware in einem Langgrabe bei Kläden im Kr. Stendal²² fest. Sie wurde in der Folge noch durch den Fund eines gleichbehandelten Gefäßbruchstückes an der Stelle eines zerstörten Großsteingrabes bei Stapel im Kr. Osterburg bestätigt. Die zweite dieser Beobachtungen

ergab, daß die nämliche Keramik Beigaben in älteren Gräbern gebildet hatte, die bei Anlage der Havelländische Tonware führenden Gräber auf dem Tangermünder Leichenfelde zerstört worden waren. Und schließlich zeigte sich, und das ist die dritte dieser Beobachtungen, daß die angedeutete, als Langgrabkeramik erkannte Tonware in Ganggräbern oder in Erdgräbern mit jüngerer Ganggrabware vollkommen fehlte.

Fanden sich in Großsteingräbern selber nur kümmerliche Reste der behandelten, höchst bezeichnenden Keramik vor, so wurde sie dafür außerhalb der Großsteingräber an einer ganzen Anzahl von Orten festgestellt, z. B. bei Neuhaldensleben, bei Leipzig, bei Tangermünde und in neuester Zeit bei Flötz und bei Wulfen. Um eine Vorstellung von ihrer Beschaffenheit zu geben, lege ich auf **Taf. 9 F** die zu Halle aufbewahrte Vase von Flötz²³ und auf **Taf. 9 E** das im Museum zu Köthen stehende Gefäß von Wulfen in Anhalt vor und bemerke, daß das bei Stapel gefundene Bruchstück von einem gleichen Gefäße wie das letzterwähnte stammt. Außer diesen Vasen und tiefen Näpfen besitzt die Gruppe an Tiefgefäßen noch große blumentopfähnliche Becher oder Eimer mit zwei aneinander gerückten Schnurösen und Amphoren mit bauchigem Körper, etwa gleich hohem Halse in Form eines steilseitigen Kegelstumpfes und zwei gegenüberstehenden Ösen, die vom unteren Halse nach dem oberen Körperende übergreifen, und an Tiefgefäßen Schüsseln mit geraden, sehr schräggestellten, oft auch innenverzierten Wandungen.

Die Verzierung aller dieser Stücke ist ziemlich übereinstimmend, in Schnitt- und Stichverfahren mit breitem oder spitzem Griffel hergestellt, und geht immer auf das gleiche Grund- oder Urmuster²⁴ zurück. Es besteht aus einer Anzahl wagerechter und unter sich gleichlaufender Winkellinien, unter denen fransenähnlich eine Anzahl senkrechter Striche steht. Das Ganze ist rechts und links von je einem gestrichelten oder senkrecht linierten Bande eingefasst. Unsere **Taf. 9 E** zeigt das Muster voll, aber mit sehr kurzen senkrechten Strichen; in **Taf. 9 F** ist es etwas verändert, insofern als die senkrechten Striche fehlen und die Seitenbänder sehr breit sind. Dieses Urmuster findet sich auf der gesamten nordischen Keramik, und zwar um so vollständiger, je älter, um so zertrümmerter, je jünger sie ist. Beachtenswert ist auch das Randornament der abgebildeten Stücke, bestehend in einem Gürtel sehr spitzwinkliger, gestrichelter Dreiecke. Dieses Randmuster ist ebenso wie die Gefäßformen, die die abgebildeten Stücke von Wulfen und Flötz zeigen, nur aus dem Ostseegebiete und aus Mitteldeutschland bekannt und deshalb für die Herkunft der damit versehenen Tonware bestimmend.

Die ganze hier flüchtig umschriebene Gruppe zeigt, wie ein Vergleich mit skandinavischer Kera-

mik lehrt, rein nordisches Gepräge und hat mit westdeutscher Keramik nicht mehr zu tun, als Tonwarengattungen gleicher Herkunft miteinander zu tun haben können. Auf jeden Fall ist sie die älteste nordische Keramik, die wir in Mitteldeutschland antreffen, und auf keinen Fall ist sie, wie G. Ekholm und andere meinen, westdeutscher Herkunft.

Die skandinavische Forschung hat sich bemüht, den Zusammenhang zwischen Dolmenkeramik und der Tonware jüngerer Grabformen herzustellen; wie sie selber eingesteht, ohne rechten Erfolg. Ich bringe hier auf **Taf. 9 G** die genaue Zeichnung eines in Kiel aufbewahrten Gefäßes von Breitenburg auf dem rechten Ufer der Unterelbe. Ich kenne das Stück nur nach einer Nachbildung, die ich im Museum zu Magdeburg vorfand. Das Gefäß ist im höchsten Grade beachtenswert. Es ist der Form nach eine Hochhalsflasche der Dolmenkeramik und als solche sehr alt. Das ist an sich nichts Merkwürdiges, denn S. Müller legt eine ganze Reihe ähnlicher Gefäße vor. Aber: diese alte Flasche trägt ein Muster, dessen Einzelheiten die nämlichen wie die der Muster der eben besprochenen Langgrabkeramik sind. Vergleichen wir es mit dem Grundmuster, so läßt sich zunächst nur darüber aussagen, daß es unvollkommen ist. Aber: da das Gefäß, das dieses unvollkommene Muster trägt, älter als die Langgrabkeramik ist, kann es sich nicht um das zertrümmerte, sondern nur um das werdende nordische Urmuster handeln. Mit anderen Worten: das Stück beweist, daß das nordische Grundmuster in der Urheimat der nordischen Keramik spontan entstanden ist, und ferner, daß die Tonware der Dolmen entschieden mit der der jüngeren Grabformen zusammenhängt.

Zur Langgrabkeramik zurückkehrend, bemerke ich, daß sie, wie schon aus der oben gegebenen systematischen Aufstellung hervorgeht, der Ausgang für die gesamte mitteldeutsche Steinzeitkeramik nordischen Gepräges ist, die sich, mit Ausnahme der Altröbener Gruppe und der Stichreihentonware, völlig selbständig, ohne irgendwelchen fremden Einfluß entwickelt hat, und daß es völlig irrig ist, wenn C. Schuchhardt²⁵ und andere die Walternienburger und Bernburger Gruppe sowie die Kugelflaschen als Mischkeramiken bezeichnen. Keine von ihnen trägt auch nur ein Atom eines fremden Einflusses an sich.

Es zeigt sich also an der Verbreitung der nordischen Großsteingräberarten, wie auch der ihnen zugehörigen Flintartformen und Topfwarengattungen deutlich die 1889 erstmalig von M. Weigel festgestellte Südwärtsbewegung der nordischen Steinzeitkultur. Diese Zugrichtung wird von allen Keramikarten nordischer Prägung festgehalten, mit Ausnahme der Kugelflaschengruppe, die sich von ihrer mitteldeutschen Heimat durch Brandenburg bis zur Oder und von hier aus südwärts nach

Schlesien, und nach Überschreiten des Stromes weiter nach Osten, aber auch nordwärts nach Pommern und Mecklenburg verbreitet.

Anmerkungen:

¹ Zur Beurteilung dieser Verhältnisse sind heranzuziehen J. Hoops, *Waldbäume und Kulturpflanzen*, Straßburg 1905. Und ferner K. Bertsch, *Klima, Pflanzendecke und Besiedlung Mitteleuropas*, im 18. Berichte der Röm.-Germ. Kommission des deutschen archäologischen Instituts, 1928, S. 1 ff. Hoops stellt S. 110 fest, daß sich in allen Ländern Mittel- und Nordeuropas ausgedehntere waldlose Flächen bis in die Zeiten vorfinden, wo die Ackerbau und Viehzucht treibenden Menschen der jüngeren Steinzeit dauernd von ihnen Besitz ergriffen. Die waldfreien Flächen hält er für die großen Heerstraßen. Das von Hoops für Norddeutschland gezeichnete Bild stimmt aber nicht. S. 106 spricht er von der waldfeindlichen Tätigkeit der Flüsse, die durch regelmäßige Überschwemmungen keinen Wald aufkommen ließen. Das mag gelten für Flüsse, die in Gebirgsgegenden in schluchtenähnlichen Betten fließen, aber nie und nimmer für die norddeutschen Flüsse, die mehrere Kilometer breite Betten haben. Sie waren, wie die Tausende von Stämmen beweisen, die schon von den Strombaubehörden herausgeholt sind, dicht mit Wald besetzt. Bei der beträchtlichen Ausdehnung der Talung bedeutete auch Hochwasser damals sehr wenig. Die steigenden Fluten suchten sich dann eben die etwas höher gelegenen Abflurinnen, die sie sich im Laufe der Jahrtausende gefurcht hatten. Die zahlreichen dazwischen liegenden Horste blieben frei oder wurden nur bisweilen und nur für kurze Zeit unter Wasser gesetzt. Die Verästelungen, durch die das Wasser gewöhnlich seinen Weg nahm, waren natürlich durch die auswaschende Tätigkeit des Flusses der Veränderung unterworfen. Bei diesem Vorgange, der sich langsam und unaufhörlich abspielte, wurden die Bäume, deren verkieselte Stämme heute noch zu Tausenden unter den Sanden und Schlickern der Flußsohle liegen, entwurzelt. Der Gestalt der Flußtäler nach hatte der Wald, der sie einnahm, natürlich die Form des Galeriewaldes. Die Bäume, die ihn bildeten, waren die des heutigen Auwaldes. Eine ganz richtige Vorstellung dieser Verhältnisse hat R. Much, *Der germanische Urwald* (Sudeta, 2. Jahrgang, Heft 3/4, S. 57 ff.), a. a. O. S. 59. Die norddeutschen Hochflächen waren zu allen Zeiten versteppt und erschienen, wie noch heute, teils als Grassteppe, teils aber auch als Callunaheide. Natürlich trugen dazwischen liegende abflußlose Sumpfgebiete Wald und zwar in der Form des Auwaldes. Sehr kalkreiche Böden waren mit dichtem Buchenwalde bedeckt. Aber die mehr oder weniger sandigen Hochflächen trugen nur Espen, Birken und Kiefern und zwar einzeln oder in größeren oder kleineren Beständen, die aber durchaus nicht dicht, sondern sehr locker waren, wie es der Natur der drei Baumarten gemäß ist. Auch H. Hausraath, *Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft*, Leipzig 1911, erkennt den Sachverhalt richtig. Ich verweise besonders auf S. 28 und 90 des Buches. Auf Ödländereien lassen sich diese pflanzengeographischen und ökologischen Verhältnisse z. T. noch heute recht gut studieren.

J. Hoops, a. a. O. S. 103, wie auch K. Bertsch, a. a. O. S. 54 bestreiten den ursächlichen Zusammenhang zwischen Steppen und neolithischer Besiedlung. Das

kann nur auf Nichtkenntnis der Fundverteilung beruhen. Andererseits ist es nicht recht verständlich, wenn J. Hoops S. 110 nachdrücklich auf das Vorhandensein der waldlosen Flächen und ihre Besitznahme durch die Steinzeitleute hinweist. Die schon erwähnten Heerstraßen betreffend ist zu bemerken, daß dafür nur die hochgelegenen Ränder der Flußtäler in Betracht kommen, wie die Fundkarte deutlich lehrt.

² Ich gebe die Grundrisse durch Vermittlung von K. Stjerna, der sie in dem bekannten Aufsatz *Före Hällkisttiden in der Antikvar. Tidskr.*, Teil 19 (1911), Nr. 2, S. 140 bringt.

³ R. Beltz, *Die vorgeschichtl. Altert. des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin*, Schwerin 1910, Textband S. 94 f. Beachtenswert ist übrigens, daß R. Beltz die großen Steinkammern, d. h. Langgräber, als aus Einzelgräbern bestehend betrachtet.

⁴ Nachrichten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1927, S. 14. Der Berichterstatter E. Sprockhoff bestimmt das Grab als Ganggrab.

⁵ W. Matthes, *Vorgeschichte des Kreises Ostprignitz*, Leipzig, 1929, Taf. 15. — Einen sehr schönen uckermärkischen Dolmen bildet H. Schumann, *Steinzeitgräber der Uckermark*, ab.

⁶ W. Blasius, *Die megalith. Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben*. Braunschweig 1901.

⁷ O. Montelius, *Sur les tombeaux et la topographie de la Suède pendant l'âge de pierre* (Congr. internat. de Stockholm. Compte rendu, Stockholm 1874). — Derselbe, *Les temps préhistoriques en Suède*. Paris 1895. — Derselbe, *Kulturgeschichte Schwedens*. Leipzig 1906.

⁸ H. Petersen, *Steinaltergräber Dänemarks*. Übersetzt von J. Mestorf (*Archiv für Anthropologie* 15 [1884], S. 133 ff.).

⁹ S. Müller, *Nordische Altertumskunde*. Straßburg 1897. — Derselbe, *Oldtidens Kunst*. Stenaldere. Kopenhagen 1918. S. 86 ff.

¹⁰ Hubert Schmidt, *Vorgeschichte Europas*. Leipzig 1924, S. 51. — N. Åberg, *Studier öfrer den yngre Stenåldern i Nord- och Västeuropa*. Norköping 1912. Résumé, S. 1. — R. Stampfuß, *Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland*. Bonn 1929, S. 23. — G. Ekholm, *Der nordische Kreis in Eberts Reallexikon IX* (1927), S. 48 ff.

¹¹ J. Déchélette, *Manuel d'archéologie*. Paris 1908. I, S. 375 ff.

¹² O. Montelius, *Sur les différents types des haches en silex suédoises*. (Congr. internat. Stockholm 1874. Compte rendu, p. 238 ff.).

¹³ M. Höernes, *Kultur der Urzeit*. Leipzig 1912. Bd. 1, S. 106 ff.

¹⁴ S. Müller, *Ordering af Danmarks Oldsager*. Kopenhagen 1895.

¹⁵ R. Beltz, a. a. O. S. 23.

¹⁶ K. H. Jacob-Friesen, *Die neolith. Gerätformen Hannovers* (Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte. Neue Folge. Hannover 1924, S. 1 ff.).

¹⁷ K. H. Jacob-Friesen, *Die Steinkammergräber im Moore von Hammah* (Prähist. Zeitschr. XV [1924], S. 28 ff.).

¹⁸ H. Gummel, *Megalithgrab* (Aufsatz in Eberts Reallexikon), § 7; ebenso im *Mannus*, V. Ergänzungsband 1927, S. 33.

¹⁹ W. Wegwitz, *Beiträge zur Kenntnis der Stein- und älteren Bronzezeit des Kreises Stade* (Nachr. aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 3 [1929], S. 9).

²⁰ K. H. Jacob-Friesen im *Niedersächs. Jahrbuche*, Bd. 1 (1924), Nachrichtenblatt S. 14.

²¹ Ausführlich habe ich darüber gehandelt in einer Reihe von Aufsätzen. 1. Die mitteldeutschen Ganggräber und die Tonware ihrer Zeit. *Stendaler Beiträge IV*, S. 427 ff. 2. Bemerkungen zur Zeitbestimmung unserer jüngeren Steinzeitaltertümer. *Stendaler Beiträge V*, S. 61. 3. Die steinzeitl. Besiedlung Mitteldeutschlands. *Chronologisches und Typologisches*. Ebendort V, S. 109 ff. 4. Alter, Wesen und Verbreitung der mitteldeutschen Steinzeitkulturen. *Nachträgliches und Ergänzendes*. Ebendort V, S. 201 ff. — Über die hier behandelten Fragen ist auch einzusehen: N. Niklasson, *Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur*. Halle a. S. 1925. — Über die Schönfelder Keramik habe ich erstmalig in einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. berichtet. Den Vortrag hielt ich, nachdem ich die Fundstücke, auf denen er fußt, jahrelang Fachleuten als größte Merkwürdigkeit des Altmärk. Museums gezeigt hatte, ohne daß ich je eine Erklärung erhalten hatte. Für den Inhalt des Vortrags bin ich also ganz allein verantwortlich. Der Vortrag wurde abgedruckt in der *Prähistor. Zeitschr.* II, 45. Merkwürdigerweise schreibt nun aber W. Bremer in Eberts *Lexikon* nicht nur mir, sondern auch M. Ebert die Entdeckung der Schönfelder Keramik zu. Das ist falsch. M. Ebert führte nach meinem Vortrage nur eine von C. Schuchhardt angeordnete Grabung an der Fundstätte aus, die ich zur Nachprüfung meiner eigenen Ergebnisse angeregt hatte. Als Ebert grub, war die Schönfelder Keramik schon entdeckt. *Suum cuique!* — Die Ortsnamen in der tabellarischen Aufstellung bezeichnen die Fundorte, die die angegebene Keramik am reinsten geliefert haben.

Zur Stufe A2 bemerke ich, daß demnächst Herr Dr. Grimm in Halle einen sehr bemerkenswerten hierhergehörigen Fund, sogar mit Opperschöner Kannen, veröffentlicht wird.

²² Hierzu: Erster Jahresbericht des altmärk. Vereins für vaterländ. Geschichte. Salzwedel 1838. S. 45. Krause und Schötensack, *Die megalith. Gräber Deutschlands, I, Altmark*. *Zeitschr. für Ethnologie* 1893, S. 26 ff. und S. 33 ff. — Auf die für die Systematik hoch bedeutsame Doppelschichtigkeit des Tangermünder neolithischen Leichenfeldes habe ich schon vor zwei Jahrzehnten in der *Prähist. Zeitschr.* II, S. 47 und später in den *Stendaler Beiträgen IV*, S. 368 ff., V, S. 131 und V, S. 216 ff. aufmerksam gemacht. Leider ist das übersehen worden.

²³ Das Flötzer Gefäß und noch andere dazugehörige Tonware von derselben Fundstelle hat N. Niklasson im VI. Ergänzungsbande des *Mannus* (1928), S. 96 ff. behandelt: Niklasson stellt richtig die Zusammengehörigkeit der Flötzer und Gingster Keramik fest. Einer Bestimmung geht er aus dem Wege.

²⁴ Über das nordische Grundmuster und seine Bedeutung für die Systematik habe ich ausführlich, *Stendaler Beitr.* V, S. 211 ff., gehandelt.

²⁵ Vgl. *Alteuropa*, Berlin 1919, S. 113 ff. und *Vorgeschichte von Deutschland*. München und Berlin 1929, S. 70 ff.

DIE BEDEUTUNG DER KUPFERBERGWERKE DER OSTALPEN FÜR DIE BRONZEZEIT MITTELEUROPAS

VON PAUL REINECKE, MÜNCHEN

Woher in vor- und frühgeschichtlichen Zeiten innerhalb der einzelnen Stufen die verschiedenen Kulturkreise und kleineren Kulturgruppen sich notwendige, nicht überall vorhandene Rohstoffe für den Lebenshaushalt oder für gewerbliche Zwecke geholt haben, das kann uns die prähistorische Forschung bei weitem noch nicht restlos sagen. Ein Versuch in dieser Richtung oder überhaupt nur ein Aufwerfen solcher Fragen wird meist vernachlässigt, der allgemeinen Einstellung des modernen Menschen entsprechend, da man wenigstens bis zum Krieg beim Bezug und bei der Verteilung fast aller Rohstoffe kein Hindernis mehr kannte.

Und doch ist für die Prähistorie die Klärung auch solcher Einzelheiten unerlässlich, denn ohne sie können die allgemeinen kulturgeschichtlichen Verhältnisse und Zusammenhänge während der Vorzeit kaum richtig verstanden werden. Allein aus den Formen unserer vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmale und Bodenfunde lassen sich ja nicht immer die wechselseitigen Kulturbeziehungen zutreffend erschließen, zumal die Meinungen in vielen Fällen auch darüber noch immer auseinandergehen, was in den verschiedenen Kreisen bodenständiges oder fremdes Gut oder wenigstens bodenständiges oder fremdes Element sein muß.

So wissen wir heute noch recht wenig darüber, woher etwa unsere frühesten Kupfersachen oder das Rohmaterial für diese Stücke stammen, oder woher alt- und jungbronzezeitliche Kreise jeweils Zinn und Kupfer für ihre Bronzen oder aber auch diese selbst erhalten haben. Für solche und ähnliche Fragen kann die Feststellung der Herkunft der Rohstoffe natürlich bedeutsam, wenn nicht sogar ausschlaggebend sein. An positivem Anhalt hierfür hat uns die Forschung seither jedoch nur wenig zu bieten. Mit Vermutungen, die sich nicht auf unmittelbar greifbare Bodenzeugnisse stützen können, ist niemandem gedient; aber auch da, wo unsere Denkmälerbestände einzelne gesicherte Aufschlüsse gewähren, hat man das Vorhandene in der Regel nicht recht verstanden.

In der Zone vom Nordrand der Alpen bis zum deutschen Mittelgebirge belehren uns unmittelbar die Denkmale vorrömischer Zeiten wiederholt über eine ausgedehnte Gewinnung und wirtschaftliche Ausnützung von Bodenschätzen in einem erheblich größeren als rein lokalen oder regionalen Umfange. Von dem Salz im Salzburgischen wie im Salzkammergut ganz abgesehen, hat auch das Vor-

kommen von Kupfer in der nördlichen Alpenzone wie von Eisen nordwärts davon während des vorrömischen Metallalters mehr als einmal den treffenden Bedarf großer Teile Mitteleuropas und wohl auch noch darüber hinaus gedeckt. Unsere Bodenkunden verraten das deutlich.

Zur spätkeltischen Zeit finden wir vielerorts in der süddeutschen Zone (wie weiter west- und ostwärts) einen ausgedehnten Abbau oberflächlichen Vorkommens von Eisenerz in Schürfen wie in Resten oder Abfällen von Verhüttungsplätzen und dazu in ähnlicher Verbreitung, von Frankreich im Westen bis mindestens nach Mähren hin, als weitere Zeugnisse dieser Eisengewinnung an zahllosen Punkten in größeren und kleineren Mengen absichtlich versteckte oder sonstwie verloren gegangene schwere Spitzwürfelbarren aus Schmiedeeisen¹. Die Masse dieser damals, wie es scheint, vielfach aus dem nämlichen Anlaß im Boden verborgenen und danach nicht mehr gehobenen Eisenvorräte in Barrenform gibt uns eine gute Vorstellung von dem Umfange und der wirtschaftlichen Bedeutung der spätkeltischen Eisenproduktion, die in jenen Zeiten nicht bloß den ganzen Bedarf in den treffenden keltischen Landen, sondern darüber hinaus auch bei den weiter nordwärts sitzenden Germanen gedeckt haben wird.

Ähnliches bekunden uns die Bodenfunde in der gleichen Zone nördlich der Alpen aus Zeiten, die rund anderthalb Jahrtausende vor dem letzten Jahrhundert keltischer Selbständigkeit auf süddeutschem Boden liegen. Auch hier läßt sich wieder ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Bergbau auf Metall und einem Reichtum an Metallvorräten, insbesondere an solchen von Barrenform, in Versteckfunden beobachten. Diese Verhältnisse haben, abgesehen von einer knappen Andeutung², seither keine eingehende Würdigung gefunden, obwohl dafür die archäologischen Unterlagen längst bekannt und bequem erreichbar waren. Lassen sich auch bei dem Mangel ausreichender chemischer Analysen und einer sorgfältigen Fundstatistik heute keineswegs alle an diesen Zusammenhang sich knüpfenden archäologischen Fragen restlos beantworten, so verlohnt es sich doch, den Gegenstand einmal kurz zur Sprache zu bringen.

In den Ostalpen hat in der schmalen Übergangszone zwischen den aus Urgebirgsgestein aufgebauten Zentralalpen und den nördlichen Kalkalpen der vorgeschichtliche Mensch auf dem Streifen vom oberen Ennsgebiet bis in das Inntal hinüber

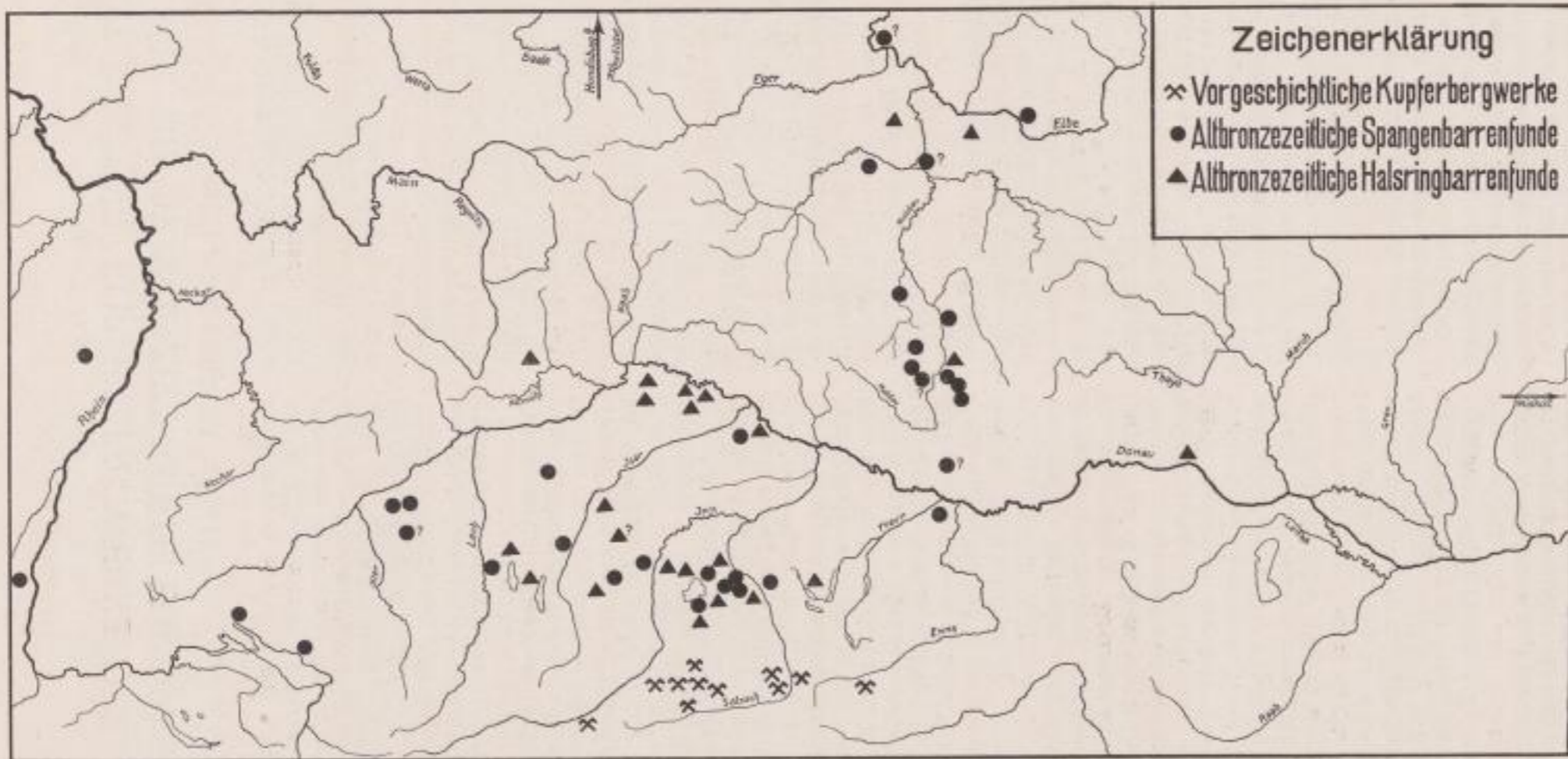


Abb. 1: Fundkarte der altbronzezeitlichen Barrenfunde.

frühzeitig das Vorkommen von Kupfererzlagern entdeckt und bergmännisch, zunächst wohl nur obertägig und später mit Bauten unter Tag, ausgebeutet. Wahrscheinlich hat hier die Auffindung von talwärts durch das Eis oder Wasser transportierten, frei herumliegenden erzhaltigen Steinen dann zur Entdeckung der Lagerstätten im Gebirge selbst geführt. Verschiedene der altvorgeschichtlichen Kupferbergwerke in dem angegebenen Gebiet dürften heute noch nicht nachgewiesen sein, andere lassen sich vielleicht überhaupt nicht mehr erkennen, da der neuere Bergbau ihre Spuren so gut wie ganz beseitigt haben kann. Prähistorischer Kupferabbau wird mit guten Gründen für das noch zu Obersteiermark gehörende Bergwerkrevier von Schladming an der Enns vermutet. Westlich folgt in der Umgebung von Bischofshofen an der Salzach³ das von Matth. Much und später von Georg Kyrle eindringlich behandelte prähistorische Kupferbergbaugesamt auf der Mitterbergalpe, am Einöbberg wie am Hochgründeck usw. Gleichfalls auf salzburgischem Boden liegen dann die Schürfe bei Viehofen an der obersten Saalach (Glemmtal) und Reste bei Stuhlfelden an der obersten Salzach, in weiterer Fortsetzung schließen sich schon auf Tiroler Gebiet solche in einiger Zahl an der Kitzbühler Ache und westlich davon an, in großen Höhen (wie auf der Kelchalpe und am Wildseeloder) und auch im Tal, ohne daß diese seither sämtlich schon erforscht wären⁴. Prähistorischer Kupferabbau wird dann noch im Bergwerkrevier von Schwaz im Inntal angenommen, von dem hier freilich unmittelbar greifbare Zeugnisse, wie von der Kelchalpe oder von den salzburgischen Orten, nicht vorliegen.

Die Entdeckung und die Gewinnung des Kupfers durch Ausschmelzen aus den Erzen machten den vorgeschichtlichen Menschen im nördlichen Gebiete der Ostalpen unabhängig von der Einfuhr fremden Kupfers als Rohmaterial oder in fertigem Gerät. Dadurch war ihm zugleich die Möglichkeit geboten, seinerseits in stärkstem Umfange durch Anlieferung von Rohkupfer oder von fertigen Erzeugnissen eigener Metallindustrie in kupferleeren Landen mit anderen Kupferbergbaugesamten in wirtschaftlichen Wettbewerb zu treten.

Nach den im Bereich der Bergwerke selbst wie an anderen Plätzen begegnenden keramischen Proben lassen sich die Anfänge des nordalpinen prähistorischen Kupferbergbaues und der zugehörigen Rohkupfergewinnung einigermaßen genau datieren. Die Scherben vom Gebiet der Mitterbergalpe haben nichts mit der spätneolithischen Mondseeware zu tun, wie einst M. Much meinte, entsprechende vom Götschenberg bei Bischofshofen dürfen hier auch nicht als neolithisch aufgefaßt werden, sie sind vielmehr altbronzezeitlich und gehören in die Schlußphase der frühen Bronzezeit (unmittelbar vor der älteren süddeutschen

Hügelgräberbronzezeit). Eine schöne Beobachtung Mart. Hells bestätigt diesen Ansatz. Hell fand auf vorgeschichtlichen Siedelungen im Salzachtal als Beimengung zum Ton von Geschirren dieser Zeitstellung Grus von Kupferschlacken⁵. Danach können wir das Aufkommen und die erste intensive Betätigung der Kupfergewinnung in dem genannten schmalen Streifen der Ostalpen innerhalb des sicherlich mehrere Jahrhunderte dauernden frühen Bronzealters Mitteleuropas verhältnismäßig spät ansetzen, in eine Zeit, die nicht weit vor die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurückreicht.

Es scheint nicht, daß alle Bergwerke der nördlichen Ostalpen, bei denen prähistorischer Bergbau einwandfrei erwiesen ist oder mit guten Gründen vermutet werden darf, bereits gegen Ende unseres frühen Bronzealters in Betrieb genommen wurden, der Kupferabbau dürfte sich zunächst nur auf verschiedene von ihnen beschränkt haben. Wenn beispielsweise von der Kelchalpe bei Kitzbühel die nicht spärlich aufgesammelte Keramik lediglich spätbronzezeitlich-frühhallstättischen Charakter hat und Älteres hier fehlt, so ist es doch wahrscheinlich, daß der vorgeschichtliche Mensch in den nördlichen Ostalpen zu den ursprünglich entdeckten und ausgebeuteten Kupfererzlagern im Laufe der Jahrhunderte noch eine Reihe neuer gefunden und dann gleichfalls ausgenutzt hat.

Ob die erste Entdeckung von nordalpinem Kupfervorkommen Hand in Hand ging mit entsprechenden Funden südlich der Zentralalpenkette oder ob die auf südtiroler Boden und in den venetianischen Alpen als möglicherweise vorgeschichtlich angesprochenen Bergbaue im Virgental unweit Welzelach und bei Windisch-Matrei, im Ahrntal, bei Vintl an der Rienz, am Calis- oder Kühberg (Monte Calisio) über Trient und im Agordotal bereits vorher in Betrieb waren oder erst viel später aufgefunden wurden, läßt sich in Ermangelung datierender Fundniederschläge vorläufig nicht sagen. Mindestens in die frühe Bronzezeit reicht jedoch die Kupfergewinnung in Etrurien zurück, wie durch Analysen gezeigt wurde, falls hier nicht der Kupferabbau noch älter ist. Freilich kennen wir vom etruskischen Gebiet noch keine zeitbestimmenden Bodenzeugnisse nach Art der vom Mitterberg und der Kelchalpe usw. Auch an der Grenze der See- und Ligurischen Alpen scheint man damals schon Kupfer gewonnen zu haben. Denn anders lassen sich die (auch wegen ihrer zahlreichen Darstellungen von Pfluggespannen wichtigen) Felszeichnungen (die sogenannten Meraviglie) im Hochgebirge (über 1800 m Seehöhe) oberhalb der Bergwerke des Vallone della Miniera bei S. Dalmazzo di Tenda kaum verstehen. Wegen der unter diesen Zeichnungen begegnenden Waffenformen (Dolche und Dolchstäbe) wird man hier jedenfalls an die frühe Bronzezeit zu denken haben. Ebenso hat der

Mensch vorher schon auf der iberischen Halbinsel und wahrscheinlich in Sardinien wie gleichfalls auch auf Kreta und Kypros, Kupferlagerstätten ausgebeutet, von den uralten Kupfergruben auf der Sinaihalbinsel, die, wohl zu anderen, das frühe Ägypten versorgten und von denen, die den übrigen Orient mit Kupfer versahen, nicht erst zu reden. Eine Kupfergewinnung aus den Bodenschätzen im eigenen Lande oder Machtbereich kannte man im fernen Südosten schon während des vierten vorchristlichen Jahrtausends. Und von hier ist sie in langsamster, Jahrtausende dauernder Wanderung erst während der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Beginn unserer Zeitrechnung bis an die Schwelle Mitteleuropas vorgedrungen. Bis dahin mußte man alles Kupfer der Kupfer- wie Bronzegeräte vom mittel- und nordeuropäischen Boden als Rohmaterial oder in fertigen Fabrikaten aus weiter südlich gelegenen, kupferproduzierenden Ländern einführen.

Ob außer den genannten alpinen Bergwerken noch andere Kupferlagerstätten entsprechender Breitengrade, z. B. in den Südkarpathen oder im nordungarischen Bergwerksgebiet, um jene Zeiten des frühen Bronzealters (oder, wie man vermutet, sogar vorher schon) bereits ausgebeutet wurden und zu ihrem engeren Bereich auch Mitteleuropa noch mit Kupfer versehen konnten, bleibt bis auf weiteres unklar. Greifbare Bergbauzeugnisse vorgeschichtlicher Zeiten und gar solche, die sich genau datieren lassen, sind von diesen Punkten noch nicht bekannt gegeben worden, wenn man auch in Nordungarn von solchen spricht. Vor den Ausläufern der Ostalpen werden im westlichen Ungarn gleichfalls prähistorische Kupfergruben vermutet, doch sind bisher von hier nur entsprechendes Gerät und Reste von Gußwerkstätten nachgewiesen worden, die auf das Ende des Bronzealters schließen lassen⁶. Barrenfunde früher Zeitstellung fehlen noch im Osten. Nach sonstigen Anhalten scheint auch in Nordungarn die Kupfergewinnung erst etwas später eingesetzt zu haben. Ganz weit im Osten stoßen wir dann im Donezgebiet wieder auf vor- oder frühgeschichtliche Kupfergruben, deren Alter noch nicht genauer erforscht ist, deren Ausbeutung jedoch schon verhältnismäßig früh begonnen haben könnte⁷. Von vorgeschichtlichem Kupferbergbau westlich der Alpenzone wissen wir leider vorläufig auch nur so gut wie nichts.

Die vorgeschichtlichen Bergwerke aus den nördlichen Ostalpen haben in der genannten Frühzeit, am Ende des frühen Bronzealters, ihr Kupfer teils als Rohkupfer, teils mit Zinn⁸ versetzt in Barren in den Handel gebracht. Ob die Barren lediglich im Bereich der Bergwerke selbst oder dazu auch in Werkstätten des Alpenvorlandes gegossen wurden, dafür bieten die Funde noch keinen Anhalt. Ebenso ist es nicht ausgeschlossen, daß das eigent-

liche Bergwerksgebiet gleich auch Fertigfabrikate hergestellt und ausgeführt hat. Die in der Regel roh gegossenen (also noch die Gußhaut und Abkühlungsrünzeln zeigenden) Barren haben verschiedene Formen. Ihre Zeitstellung ist einwandfrei gegeben durch Bronzegeräte und Bronzeschmucksachen, die wiederholt mitgefunden wurden und die ausschließlich auf das Ende des frühen Bronzealters, noch vor der älteren süd-deutschen Hügelgräberbronzezeit, hinweisen.

In Massen erscheinen Rohguß-Halsringe, aus denen durch Nacharbeiten unmittelbar die in der frühen Bronzezeit so weit verbreiteten glatten Halsringe mit Ösenenden und entsprechende Ringhalskragen hergestellt werden konnten⁹. Gelegentlich kommt auch eine größere Ringform vor¹⁰. Vielleicht sind auch glatte dicke Ösenringe, soweit sie nicht in den einzelnen Funden zusammengehörige Halsringkragen-Garnituren bilden, teilweise wenigstens als Barren anzusprechen. Ebenso in Massen begegnen dann in weiter Verbreitung Spangenbarren (in „Strigilisform“) mit mehr oder minder gekrümmten oder kräftig umgebogenen, mitunter sichtlich ausgehämmerten Enden und mit etwa dreieckigem Querschnitt. Ehedem hat man irrigerweise solche Spangenbarren einmal auch als Lederpanzer-Besatzstücke bezeichnet. Neben diesen im Gewicht wie in Länge und Dicke erheblich schwankenden Stücken gibt es mitunter auch viel kleinere, wesentlich leichtere, blechartig gehämmerte Spangenbarren. Gußkuchen und Gußbrocken als Rohmaterial fehlen nördlich der Alpen in diesen frühen Zeiten, aber sie lassen sich gleichzeitig schon in Mittelitalien nachweisen¹¹, so daß wir damit rechnen müssen, daß damals auch unsere nordalpinen Bergwerke ihr Metall gelegentlich in Gußkuchenform in den Handel gebracht haben. Möglicherweise wurden vereinzelt noch andere Barrenformen gewählt, ein Depotfund vom bayerischen Boden, der einige 30 roh gegossene Armspiralgewinde aus Bronze enthielt¹², legt diese Vermutung nahe.

Die Verbreitung dieser Barren verrät ohne weiteres einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Kupfergewinnung aus den Bergwerken der nördlichen Ostalpen. Sie finden sich in größeren und kleineren Versteckfunden zwischen dem Alpenrand und der Donau in besonderer Dichte von der Salzach bis zur Iller, während sie östlich wie westlich und nördlich dieses Hauptgebietes nach Fund- wie auch Stückzahl auffallend abnehmen. Aber für die beiden Hauptformen der Barren ist die Verteilung nicht die gleiche (**Abb. 1**).

Zwischen Alpen und Donaulinie machen die Spangenbarren nach der derzeitigen Statistik hinter dem Rhein Halt, ostwärts können wir sie jenseits Oberösterreich mit einem einzelnen kleinen Funde, der Niederösterreich (und Mähren) noch überspringt, bis auf nordungarischen Boden verfolgen.

In Oberösterreich überschreiten sie die Donau, nämlich von der Ennsmündung aus, indem sie hier in Nordrichtung über die Budweiser Senke sich nach Südböhmen fortsetzen. Bei dem aus Nordböhmen angegebenen Barrenmaterial ist die Bodenständigkeit nur zum Teil einwandfrei bezeugt. Westlich des Rheines findet sich dann noch ein Stück in der Südpfalz und ein kleiner versteckter Barrenvorrat im Elsaß. In der mittel- und norddeutschen Zone (und noch weiter nordwärts) bleiben Barren dieser Art gänzlich aus, ein Fund von Hundisburg in der Altmark erscheint mir nicht genügend beglaubigt¹³.

Bei den Rohguß-Ringhalsbarren ist die Verbreitung von vornherein viel begrenzter. Westwärts erreichen sie nicht einmal den Lech, ostwärts gehen sie jedoch gleichfalls donauabwärts und greifen wieder über die Budweiser Senke nach Böhmen hinüber. Größere Depotfunde mit glatten dicken Ösenringen, die wegen ihrer Stückzahl hier sicherlich als Barren angesprochen werden dürfen, erscheinen dann an der Donau etwa von Regensburg bis zur Isarmündung, also gleichfalls in enger Begrenzung. Ihre Anhäufung gerade bei Straubing läßt vielleicht schließen, daß auf dem hier an der Donau beginnenden Verkehrswege über Cham und Furth im Wald nach Südwestböhmen damals auch nordalpines Kupfer ausgeführt wurde. Mehr schon als Schmuckringe denn als Barren anzusprechende glatte Ösenringe können wir aber noch erheblich weiter nach Osten und Norden verfolgen, donauabwärts bis an die ungarische Grenze und nach Nordosten zu über Böhmen nach Schlesien und Posen; in Böhmen wie in Norddeutschland erscheinen dazu in entsprechenden Funden noch wieder andere schwere Ringformen¹⁴.

Aus der kurz skizzierten Verteilung der altbronzezeitlichen Spangen- und Halsringbarren geht einwandfrei hervor, daß diese im Alpenvorlande insbesondere nördlich des Streifens der vorgeschichtlichen Kupferbergwerke verhältnismäßig dicht und in auffallenden Mengen in den schützenden Boden gekommen sind, um dann in größerem Abstand vom Bergwerkrevier immer spärlicher zu werden. Aber der vorgeschichtliche Handel hat diese Barren doch verhältnismäßig weit geführt und verbreitet. Äußerst bezeichnend ist zudem ihr Vordringen durch den im Altertum siedelungsleeren Gürtel des Böhmerwaldes auf dem während der vor- und frühgeschichtlichen Zeiten immer wieder begangenen Weg über die Budweiser Senke. Andererseits erreichen diese Stücke in ihrer ausgesprochenen Barrenform nicht mehr die Gebiete nordwärts der Mittelgebirgslinie, wengleich mindestens ein beträchtlicher Teil des Kupfers auch der seit dem Ende des frühen Bronzealters in Mittel- wie Norddeutschland und Skandinavien gebrauchten Bronzen auf die nordalpinen Bergwerke

zurückgeht, so gut wie das auch für die süddeutschen Bronzen dieser Zeiten gilt.

Der gleichen Zeit wie die ältesten Kupferbergwerke der nördlichen Ostalpen gehören in den Alpentälern wie auf der Schwäbisch-Bayerischen Hochebene und darüber nordwärts noch hinaus zahlreiche Siedelungen an. Wohnstätten vom Ende des frühen Bronzealters kennen wir bei uns einmal auf isolierten Höhen oder vorgeschobenen Ausprägungen von Hochflächen, die entweder unbewehrt blieben oder damals schon oder später künstliche Befestigungsanlagen erhielten, aber außerdem haben wir solche auch auf Talböden und in Ebenen. Dazu erscheinen dann im Alpenvorlande in Mengen gleichalterige Depot- und Einzelfunde mit Barren wie mit anderen Gegenständen, Gerät wie Schmuck¹⁵, während zugehörige Gräber bis auf einzelne wenige Belege sich bei uns seither der Auffindung entzogen haben. Wir überblicken den Formenkreis der Endstufe des frühen Bronzealters, der stilistisch wie typologisch von dem der nachfolgenden älteren süddeutschen Hügelgräberbronzezeit erheblich abweicht, auf süddeutschem Boden wie in anderen Teilen Mitteleuropas einigermaßen genau, sowohl in den Metallarbeiten wie in der Keramik. Verwandte Erscheinungen kehren in anderen Gebieten unseres Kontinentes wieder, auf westeuropäischem Boden so gut wie auch weiter ostwärts, wo in Ungarn insbesondere die Keramik, die vorwiegend Urnenfeldern entstammt, überall eine überraschend reiche Entfaltung zeigt und Parallelen dazu sich weiter in Serbien wie in der Walachei einstellen.

Die Niederlassungen dieser Zeitstellung im Alpenvorlande haben erweislich auch den Guß von Bronzen betrieben. Wir besitzen einen derartigen Fund glücklicherweise aus der kleinen Höhensiedelung von Margarethenberg a. d. Alz' (Oberbayern), die auf einem Aussprung der vom Alztal tief zerschnittenen Hochfläche liegt. Hier wurden vor mehr als einem halben Jahrhundert am Hange und offensichtlich von der Höhe abgerutscht zu Scherben, die nicht weiter beachtet wurden, ein Tongefäßchen und zwei Formsteine für Bronzewaffen und Werkzeuge aufgehoben. Zu dieser offenbar durch eine Katastrophe zu Grunde gegangenen Siedelung gehört wohl als Versteckfund noch ein schönes gleichalteriges Bronzebeil, das damals unweit davon im Tal zum Vorschein kam¹⁶. Eine Gußform vom Rainberge bei Salzburg, aus dem sehr viel später das spätkeltische Oppidum Juvavum hervorgegangen ist, könnte gleichfalls in diese Zeiten fallen.

Wenn uns auf süddeutschem Boden wie anderwärts Siedelungsniederschläge und Depotfunde wie Einzelstücke, die in der Regel nur einzeln versteckte Gegenstände, also gleichfalls Depotfunde, sein werden, aus dieser Zeit in großer Zahl zur Verfügung stehen, so verdanken wir das lediglich

einem besonderen Anlaß. Den Abschluß der Endstufe des frühen Bronzealters bildete eine Zeit kriegerischer Unruhen in Mitteleuropa und darüber hinaus, ähnlich wie das auch für unsere frühe Hallstattzeit in noch größerem Umfange zutrifft. Zahlreiche Wohnstätten sind damals in Flammen aufgegangen, wobei ihr Inhalt, soweit ihn nicht das Feuer verzehrte, in den schützenden Boden gekommen ist. Viele Siedler haben gleichzeitig ihren kostbaren Besitz an Metall in Barrenform wie in fertigen Fabrikaten vergraben, ohne ihn danach wieder heben zu können. Die historische Bedeutung und Tragweite dieser unruhigen und bei uns viel Bestehendes gründlich zerstörenden Zeiten, die wir schätzungswise um das Jahr 1600 v. Chr. oder noch etwas später anzusetzen haben, vermögen wir heute noch nicht recht zu überblicken.

Der Formenkreis der Schlußphase des frühen Bronzealters, der durch die Zeugnisse zugehörigen Bergbaues und Metallhandels um eine interessante Note bereichert wird, beschränkt sich keineswegs auf süddeutschen Boden allein, sondern steht in engstem Zusammenhang mit Italien, und zwar mindestens mit Oberitalien. Hier kehren in Pfahlbau- wie Moorstationen und in Festlandsiedelungen, die als Terramaren bezeichnet werden und die sich der Prähistoriker ganz unzutreffend so gut wie sämtlich nach einem regelmäßigen Schema angelegt denkt, ganz entsprechende Metallformen wieder, meines Wissens aber keine Spangen- und Halsringbarren wie bei uns. Die Zusammenhänge sind so unmittelbare, daß wir sehr wohl von einem geschlossenen Kulturkreis sprechen können, der das Land südlich wie nördlich der Alpen umfaßt und an den sich weitere Gruppen anschließen. Die durch die Kupfergewinnung sozusagen im eigenen Lande lebhaft angeregte Bronzeindustrie der Zone hart nördlich der Alpen hat ihre typologisch-stilistischen Anregungen aus dem Südteil dieses Kreises empfangen. Ob neben Oberitalien noch weitere Gebiete des italischen Festlandes zu diesem Kultur- und Formenkreise gehörten, läßt sich leider den ungenügenden Bodenzeugnissen dieser Zeitstellung vom mittel- und unteritalischen Boden nicht recht entnehmen. Übrigens besteht zwischen Oberitalien und dem Gebiet nördlich wie auch östlich der Alpen selbst in der anschließenden Zeit unserer älteren süddeutschen Bronzehügelgräber noch eine gewisse Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit.

Ob und wo wir für die vorangehenden Zeiten des frühen Bronzealters bei dem Mangel einheimischer Kupfergewinnung auf mitteleuropäischem Boden wie in angrenzenden Landen etwa Zentren einer eigenen Bronzeindustrie anzunehmen haben, diese Frage ist heute mit treffender Genauigkeit noch kaum zu beantworten. So wie während der jungneolithischen Stufe von Remedello-Altheim-Noßwitz bei uns Kupfer und Kupfergerät aus dem

Süden eingeführt wurde, hat auch die frühe Bronzezeit Mitteleuropas und darüber hinaus mit den großen triangulären Bronzegriffdolchen und anderen Gegenständen in erheblichen Mengen vieles aus dem Süden erhalten, während der Norden daneben und unbekümmert um die Bronz Zufuhr noch ausgiebig an seinem Steingerät festhielt. Leider kennen wir ja aus Italien, das uns für die Remedellostufe so zahlreiche Grabfunde gespendet hat, befremdenderweise noch fast keine Gräber unserer frühen Bronzezeit, wir wissen also vorläufig nicht recht, welches Kleingerät hier die triangulären Dolche mit Metallgriff und das sonstige aus den italischen Depotfunden ersichtliche Großgerät älterer Phasen des frühen Bronzealters begleitet. Somit fehlt uns noch eine wesentliche Voraussetzung für die Beantwortung der Fragen nach den Sitzen der Herstellung der Bronzen in Mitteleuropa aus den Zeiten vor dem Aufkommen der Kupferbergwerke in den nördlichen Ostalpen.

Trotz der Katastrophe, die am Ende des frühen Bronzealters viele Teile Mitteleuropas betroffen und hier vieles gründlich vernichtet hat, haben in den nördlichen Ostalpen die Kupferbergwerke weiterbestanden und weiter Kupfer für den Bedarf in Süddeutschland und darüber hinaus geliefert. Allmählich haben die Bergwerke teilweise ihren Betrieb umgestellt, indem nach Erschöpfung der obertägig erreichbaren Erzlager nunmehr in untertägigem Abbau Kupfererz gefördert werden mußte. Aber dazu wurden noch neue Lagerstätten im Gebirge aufgefunden und entsprechend ausgebeutet. Die zugehörige Bronzeindustrie am Nordrande der Alpen und in der Zone nördlich davon wurde nach wie vor mit dem nötigen Rohmaterial versorgt, das zudem nebst erheblichen Beständen an fertigen Fabrikaten auch noch in weiter nordwärts anschließende Gebiete ausgeführt wurde. Ein beträchtlicher Teil des Kupfers der nordwestdeutsch-skandinavischen Bronzekultur, die mit einem eigenen Stil erweislich überhaupt erst während unserer älteren süddeutschen Hügelgräberbronzezeit einsetzt und deren erste Blütezeit mit der jüngeren Bronzezeit Süddeutschlands zusammengeht, stammt wahrscheinlich aus der Ostalpenzone. Eine interessante Beleuchtung erhält dieses Abhängigkeitsverhältnis durch die weite Verbreitung einer typisch oberdonauländischen Schwertform. Die Schwerter mit Vollgriff von achtkantigem Querschnitt, die sich in ihrer prägnanten Ausbildung auf eine engbegrenzte Zeit beschränken (süddeutsche jüngere Hügelgräberbronzezeit, Stufe C 2; in Nordwestdeutschland-Skandinavien Montelius II bzw. genauer S. Müllers Zeitgruppe 4), sind als fremdes Gut, als stilistisch grundverschiedene Einfuhrware in großer Zahl bis in das Herz der nordischen Bronzeindustrie, nach Dänemark gelangt, zu ihnen unmittelbar vorher wie

auch nachher manches andere Stück und vor allem das Rohmaterial selbst. Die Kupferproduktion der ostalpinen Bergwerke setzte sich fort bis an das Ende des süddeutschen Bronzealters, bis in die frühe Hallstattzeit, um dann, soweit die Funde ein Urteil gestatten, jäh abzubrechen. Viel fertiges Gerät vom ostalpin-süddeutschen Typus ist auch während der frühen Hallstattzeit noch nach dem Norden gekommen, so gut wie Rohmaterial in Form von Gußkuchen und Stücken solcher wie in Form von geraden Stangenbarren, die, wenn auch nur aus wenigen Proben bekannt, von der Alpenzone bis in das Ostseebecken gehen. Manches spricht übrigens dafür, daß die Kupferproduktion in den Ostalpen mit der Ausbeutung neuer Erzlagerstätten gegen Ende des reinen Bronzealters¹⁷ sich gegenüber früheren Zeiten noch erheblich gesteigert hat. Bekunden doch die Mengen dickgegossener Nadeln, Ringe usw. vom Ausgange des Bronzealters bei uns einen augenfälligen Reichtum an Metall, man hatte damals offenbar in Süddeutschland das Kupfer in großen Mengen bequem zur Verfügung. Ebenso besteht ja zweifellos ein gewisser Zusammenhang zwischen der üppigen Ausstattung mancher Urnengräber der Frühhallstattzeit an Bronzen und dem Kupferbergbau, worauf bereits G. Kyrle hingewiesen hat.

Neben den Ostalpen lieferten mindestens gegen Ende der Bronzezeit auch andere Bergwerkreviere gleicher Breitengrade Rohmaterial nach dem Norden, vor allem Ungarn, wo neben den großen Kupferlagerstätten auf nordungarischem Gebiet wohl auch kleinere Kupfererzvorkommen ausgebeutet worden sind. Hier wiederholt sich dann ein Bild ähnlich dem viel älteren auf nordalpin-süddeutschem Boden. Das Metall kam, soweit nicht fertige Stücke ausgeführt wurden, in Barren in den Handel, zu einfachen Gußkuchen und Stücken solcher auch in Form von rohgegossenen Stangen. Solche Stangenbarren (nach Art unserer Siegelackstangen oder mit mehr D-förmigem Querschnitt oder auch in dünnen Lamellen) finden wir um unsere frühe Hallstattzeit von Ungarn über das Weichselgebiet bis an die Ostsee vertreten¹⁸.

Am Ende des frühen Hallstattalters müssen stürmische Zeiten über Mitteleuropa so gut wie über zahlreiche andere Gebiete hereingebrochen sein. Wie sehr es damals hier überall drüber und drunter ging, ersehen wir allein schon aus der Fülle der zu jener Zeit versteckten und danach nicht mehr gehobenen Metallschätze. Das Gesamtgewicht dieser Versteckfunde von Ungarn angefangen bis nach Frankreich und den Britischen Inseln wie von Italien bis nach Skandinavien hinauf, einschließlich der damals allein in den Pfahlbauten zu Grunde gegangenen Bronzen, beträgt doch ungezählte Tausende von Kilogrammen, ein so gewaltiger materieller Verlust für die einstigen einzelnen

Eigentümer wie für die betroffenen Völker, wie sie ihn ohne äußerste Not niemals getragen hätten.

Wie es scheint, hörte mit dem Schluß der frühen Hallstattzeit (und dem Abbrechen der gleichalterigen Urnenfelder der Nordalpen und der Zone nördlich davon) der Kupferbergbau im Revier der nördlichen Ostalpen gänzlich auf, um nicht mehr vor dem Mittelalter und der Neuzeit wieder aufgenommen zu werden. Falls wir nicht doch mit einer Wiederbelebung des Kupferabbaues hieselbst unter den veränderten Verhältnissen während der Hallstattzeit zu rechnen haben, müssen wir uns fragen, woher dann das Kupfer der Bronzen unserer Hallstattkultur kam. Vergegenwärtigen wir uns, wie lebhaft und in welcher steigendem Maße archäologische Funde den hallstattisch-latènezeitlichen Salzbergbau von Dürnberg bei Hallein, dank der unermüdlichen Sammeltätigkeit M. Hells, uns beleuchten, so spricht doch das Schweigen jüngerer Funde auf der Mitterbergalpe, auf der Kelchalpe und sonst eine deutliche Sprache. Vielleicht kamen im venetischen Kulturbereich damals erst die Kupferbergbaue in Südtirol wie im Agordo und möglicherweise noch andere kleinere in der Südhälfte der Ostalpen auf, um das engere venetische Gebiet wie die nördlich anschließenden Lande zu versorgen. Sonst dürften wir nur an Etrurien als Erzeuger und Lieferanten des Kupfers unserer Hallstatt- und La-Tène-Bronzen denken.

Was wir zur genaueren Klärung solcher Fragen, wie der hier behandelten, vor allem als unerläßliche Unterlage brauchen, sind größere Reihen von Analysen mit Bedacht ausgewählter Bronzen wie einer genügenden Anzahl von Erzproben aus den vielen Kupferbergwerken. Die Analysen müssen neben dem Kupfer- und Zinngehalt der Bronzen natürlich in erster Linie die geringen Mengen anderer als unabsichtliche Verunreinigung geltenden Bestandteile des Kupfererzes berücksichtigen. Ein wesentlicher Teil unserer Bronzegegenstände, namentlich der jüngeren, wird wohl aus öfters eingeschmolzenem Material bestehen, dem neues Zinn beigegeben wurde. Bei weiterer Verwertung der Analysen ist jedoch auch in Betracht zu ziehen, daß die verschiedenen anderen Beimengungen im Kupfererz durch wiederholtes Umschmelzen sich erheblich mindern oder bis auf Spuren verschwinden konnten. Hoffentlich kommt es einmal zu einer solchen großzügigen gemeinsamen Arbeit von Chemikern und Prähistorikern.

Anmerkungen:

¹ Bayer. Vorg.-Freund VI, 1926, S. 45 f.; Germania X, 1926, S. 87 f.; Schwäb. Museum 1925, S. 143 f.; 1926, S. 123 f. — In der süddeutschen Zone scheinen sich neuerdings Anzeichen für Eisenverhüttung auch aus vorangehenden Zeiten einzustellen, die allerdings noch unmittelbar durch klarere Funde bestätigt werden sollten: Fund von Dollnstein, Mittelfranken, Tondüse, Eisenschlackenstücke, Hallstattscherben (Winkelmann, Kata-

log Eichstätt 1926, S. 145; die Stücke beim Hausbau aufgesammelt und danach abgeliefert, der Zusammenhang jedoch nicht geklärt); von Maxglan bei Salzburg Gefäßreste mit Zusatz zerkleinerter Eisenschlacke (Hell, Wien, Präh. Zeitschr. XVII 1930, S. 67; allerdings ist vorerst ungeklärt, ob es sich bei dieser Beimengung zum Ton um Schlacken vom Verhüttungsprozeß oder um Schlackenabfall aus einer Schmiedewerkstätte handelt).

² Germania X, 1926, S. 90, Anm. 2.

³ G. Kyrle in Österr. Kunsttopographie XVII (Urgeschichte des Kronlandes Salzburg), woselbst auch die ältere Literatur angegeben ist.

⁴ Über die Bergbaue um Kitzbühel siehe Vogl, Wiener Prähist. Zeitschr. XVI, 1929, S. 34 f. — Eine ausgezeichnete Studie über den Bergbau in Tirol und Vorarlberg in Vergangenheit und Gegenwart erschien von R. v. Srbik in den Berichten des Naturwiss.-Mediz. Vereins Innsbruck XLI, 1924—1929, S. 113 f.; allerdings werden hier die vorgeschichtlichen Bergwerke nur äußerst knapp behandelt.

⁵ Mitt. der Anthrop. Ges. Wien LI, 1921, S. 194 f.; Wiener Prähist. Zeitschr. XIV, 1927, S. 12, 16 f. — Schon Much hatte beachtet, daß die Mitterberger und Götschenberger Keramik Kupferschlackenstückchen führt (die natürlich bei der Mondseeware vom Götschenberg fehlt).

⁶ Wiener Prähist. Zeitschr. XVI, 1929, S. 81 f.

⁷ Eurasia Sept. Ant. II, 1927, S. 144 f.

⁸ Ein erheblicher Teil des Zinnes der frühen Bronzen Italiens und bei uns dürfte wohl aus den etruskischen Zinnlagerstätten stammen, die neben denen Spaniens und Westeuropas auch in der Folge erheblich zur Herstellung unserer Bronzen beigesteuert haben werden. Über die vermeintlich frühe Zinnengewinnung im Erzgebirge s. Sudeta 1931 (meinen Beitrag über die Westgrenze vor- und frühgeschichtlicher Besiedelung in Böhmen).

⁹ Rohguß- und glatte Halsringe können auch unmittelbar nebeneinander erscheinen, wie der Depotfund von Heimhilgen unweit Seebruck im Chiemgau (Oberbayern) lehrt (Taf. 10 A).

¹⁰ In einem Funde von Pleitmannschwang bei Türkenfeld unweit des Ammersees (Oberbayern).

¹¹ Not. d. Scavi 1907, S. 665 f.

¹² Nattenhausen, Bez.-Amt Krumbach, Bayerisch-Schwaben, siehe Goebler-Veeck, Verz. der vor- und frühgesch. Altertümer des Museums Ulm, Abb. 8.

¹³ Spangenbarrenfunde:

Zwischen Inn und Salzach: Bahnhof Waging (Mittermühle), B.-A. Laufen, Oberbayern (Taf. 10 C), etwa 200 Stück, nebst 3 Randleistenbeilen und einem stemmisenartigen Absatzmeißel (Weber, Die vorgesch. Denkmale Oberbayerns, 1909, S. 145; Behrens, Bronzezeit, Nr. 7). — Biburg, Gem. Otting, Bez.-Amt Laufen, eine Anzahl kalt gehämmerte Miniaturbarren, 11 (nicht 9) meist unvollständig erhalten (Kat. IV, Bay. Nat. Mus. 1892, Nr. 681 a). — Wimmern, Bez.-Amt Laufen, 9 Barren, 514 g, Prähist. Staatssammlung München. — Niedernfels, Gem. Grassau, Bez.-Amt Traunstein, 45 zum Teil beschädigte, dünne, kalt gehämmerte, kleine Spangen, nebst 2 Bruchstücken, Gesamtgewicht 330 g, Prähist. Staatssammlung. — Haßmoning, Bez.-Amt Traunstein, unbestimmte Anzahl (Weber S. 137; Behrens Nr. 6).

Zwischen Inn und Isar: Staudham, Bez.-Amt Wasserburg, etwa 200 Stück, (Behrens Nr. 12). — Baiern, Bez.-Amt Ebersberg, 17 Stück, 1030 g, Prähist. Staatssammlung. — Wisselsing, Bez.-Amt Vilshofen, Nieder-

bayern, 72 Stück (Kat. IV, Bay. Nat. Mus., Nr. 681; Behrens Nr. 29).

Zwischen Isar und Lech: München-Luitpoldpark (am Nordrande der Stadt), 500 Stück, etwa 85 kg, Prähist. Staatssammlung (Taf. 10 B). — Pfaffenhofen a. d. Ilm (Bez. Niederbayern), über 100 Stück (viele verstreut, mehrere kleine Gruppen in fremden Museen erhalten; Weber, S. 96; Behrens, Nr. 21) — Thaining, Bez.-Amt Landsberg a. Lech, kleiner Fund (Weber, S. 62; Behrens, Nr. 16).

Zwischen Lech und Iller: „Krumbach“, Fundort leider nicht mehr genau nachweisbar, Vorbesitzer der verstorbene Kustos Munk-Augsburg, vor 1885, 72 Spangen, 10 Bruchstücke, 1 Halsringstück, Gesamtgewicht 5,871 kg, Prähist. Staatssammlung (Beitr. zur Anthrop. und Urgesch. Bayerns XI, 1895, S. 103; Behrens, Nr. 18). — Emmenthal, Gem. Anhofen, Bez.-Amt Günzburg, kleiner Fund, 6 (nicht 7) Barren, nebst einem Meißelchen, wohl nicht alles aufgehoben (Jahrb. Hist. Ver. Dillingen XXIV, 1911, S. 122; Behrens, Nr. 33). — Bei der Kammelregulierung im Bez.-Amt Günzburg, 1 Stück (Jahrb. Hist. Ver. Dillingen XXXIX/XL, 1926/27, S. 281).

Westlich der Iller: Angeblich Friedrichshafen, an der Straße nach Ravensburg, Württ., größerer Fund (Kat. Antiqu. Ges. Zürich I, 1890, S. 214). — Zwischen Bermatingen und Ittendorf, Amt Überlingen, Baden, 66 Barren, 5,4 kg (Bad. Fundber. I, Heft 10, 1928, S. 303). — Widensolen bei Neubreisach, Elsaß, 1909, 14 Barren (wird von K. Gutmann veröffentlicht). — Burg Landeck bei Klingenstein, Bez.-Amt Bergzabern, Pfalz (Sprater, Urgesch. der Pfalz, 1. Aufl., S. 34).

Östlich von Inn und Salzach: Lengfelden bei Salzburg, 2 Stück (Mitt. der Zentr.-Kommission Wien, N. F. XXVI, 1900, S. 96—97). — St. Florian unweit Linz, Oberösterreich, 3 Stück (ib).

Nördlich der Donau und in Böhmen: Mühlviertel, Platz unbekannt, offenbar auf der Linie Enns- und Budweis, 4 Stück (Mitteilung der Zentr.-Komm. Wien, a. a. O.). — Pürchen (Brzezi), Bez.-H. Schweinitz, Südböhmen, 28 Stück (Richly, Bronzezeit in Böhmen, 1894, Sp. 66; Stocky, La Bohême à l'âge du bronze, Taf. 33). — Slawtsch (Slabsch) bei Pürchen, 2 Stück (Richly, a. a. O.). — Temelín, Bez.-H. Schweinitz, 80 Stück. — Untergroschum bei Netolitz unweit Budweis, 3 Stück (Mitteilungen der Anthrop. Ges. Wien XIII, 1883, S. 24). — Hochwald bei Kalsching südwestlich von Budweis, 165 Barren, 35 kg (Mitteilungen der Anthrop. Ges. Wien XXXIX, 1909, Sitz.-Ber., S. 5). — Kalsching, etwa 300 Stück, 116 im Mus. Budweis, identisch mit dem Funde von Hochwald oder eigener Fund? — Jaroslawitz a. d. Moldau, n. Budweis, in einem Versteckfund ein dreieckiger „Bronzestab“ (sicherlich Spangenbarren), Mus. Frauenberg (Jahrb. der Zentr.-Komm. Wien I, 1903, Sp. 55—56). — Bei Pisek, in größerer Zahl (Richly a. a. O., Sp. 66). — Bavorynje bei Zditz, Bez.-H. Beraun, 3 Stück. — Batschov bei Podiebrad, Elbegebiet, 10 Stück. — Angeblich Umgebung von Leitmeritz a. d. Elbe, 5 Stück, vielleicht doch aus einem älteren bayerischen Funde (Sudeta I, S. 196 f.).

Ungarn, Norddeutschland: Angeblich bei Miskolc, Kom. Borsod, 17 flache kleine Stücke (Pulszky, Kupferzeit, S. 83; Zeitschr. f. Ethn. XXVII, 1896, S. 78). — Hundisburg, Altmark, 4 Stück, Mus. Berlin (Ebert, Reallexikon Bd. II, S. 150, Taf. 72, 1; über Köln aus einer

Hundisburger Sammlung ohne genauen Fundnachweis erworben, vielleicht aus einem älteren bayerischen Fund stammend).

¹⁴ Halsringbarrenfunde:

Zwischen Inn und Salzach: Palling, Bez.-Amt Laufen, 10 Ringe (Weber, S. 142; Behrens, Nr. 5). — Reut, Gem. Surheim, Bez.-Amt Laufen, etwa 100 Ringe (Weber, S. 147; Behrens, Nr. 1). — Rott bei Lampoding, 6 glatte Ringe (Behrens, Nr. 2). — Langenöd, Gem. Fridolfing, Bez.-Amt Laufen, Ringe u. a., wohl kein Barrenmaterial (Behrens, Nr. 3). — Unterwessen, Bez.-Amt Traunstein, Ringe (Weber, S. 137; Behrens, Nr. 10). — Heimhilgen, Gem. Seon, Bez.-Amt Traunstein, Depot mit 3 Barrenringen (Kupfer, Gesamtgewicht 581 g), Ringhalskragen (920 g), Randleistenbeil (381 g), Mus. Traunstein (Taf. 10 A). — Bernhaupten, 108 Ringe (Weber, S. 137; Behrens, Nr. 9 — identisch mit Nr. 8, Vachendorf). — Gammersham, Bez.-Amt Wasserburg, 109 Ringe (Behrens, Nr. 11).

Zwischen Inn und Isar: Heignkam, Gem. Hartpenning, Bez.-Amt Miesbach, am Teufelsgraben, 16 Ringe (Kat. IV, Nat. Mus., Nr. 677). — Mühlhausen (Neu-Mühlhausen), Gem. Hohenlinden, Bez.-Amt Ebersberg, Ringe und Spiralen (Barrenfund?, Weber, S. 100; Behrens, Nr. 13). — Moorfund aus der Flur Eitting, Bez.-Amt Erding, 3 Ringe ohne Zinnzusatz, 942 g (1 Exemplar unvollständig), Mus. Freising. — Osterhofen, B.-A. Vilshofen, 1 glatter Ring (Kat. IV, Bay. Nat. Mus., Nr. 678 — ob nicht aus einem der älteren Funde des Donaugebietes westlich der Isar?).

Zwischen Isar und Lech: Aschering, Bez.-A. Starnberg, 70 vollständige Ringe und 32 Bruchstücke von solchen, Gesamtgewicht 11,2 kg (Fund 1911), Prähist. Staatssammlung München. — Pleitmannsschwang, Bez.-Amt Landsberg, 4 große und mehrere kleinere Ringe (Weber, S. 32; Behrens, Nr. 15). — Schwimmbach bei Straubing, über 100 Ringe (Behrens, Nr. 28). — Niedersunzing bei Straubing, etwa 30 Ringe (Behrens, Nr. 27). — Straubing, Jungmeiersche Ziegelei, etwa 50–60 Ringe (Behrens, Nr. 26). — Zwischen Eggmühl und Rogging, Bez.-Amt Regensburg, 5 Ringe erhalten (Behrens, Nr. 23). — Hagelstadt, Bez.-Amt Regensburg, 12 Ringe (Behrens, Nr. 24).

In Bayern nördlich der Donau: Mettendorf, Bez.-Amt Hilpoltstein, Mittelfranken, 3 Ringe (Behrens, Nr. 31). — (Die Ringe von Parsberg, Oberpfalz, Behrens, Nr. 30, und von Artelshofen und Beckerslohe, Mittelfranken, Behrens, Nr. 31, sind zweifellos südbayerischer Herkunft).

Östlich von der Inn- und Salzachlinie: Beim Markt Mondsee, Oberösterreich, 9 z. T. unvollständige Barrenringe (Mitt. der Zentr.-Komm. Wien, III. Folge, IV, 1905, S. 43; Franz und Weninger, Funde aus den prähist. Pfahlbauten im Mondsee, S. 14). — Sierndorf, Bez. Stockerau, Niederösterreich, 88 Ringe (Mitt. Zentr.-Komm. Wien, III. Folge, IV, S. 43). — Andere Funde mit glatten Ringen hier nicht aufgezählt.

Aus Böhmen: Dürnfellern bei Budweis, etwa 50 (glatte) Ringe (Mitt. der Anthropol. Ges. Wien XXXIX, 1909, Sitz.-Ber. S. 3). — Hospozin bei Welwarn, unweit Prag, mehrere Rohgußringe neben glatten (Richly, Taf. VII). — Böhm.-Brod, östl. Prag, Rohgußringe (Richly, Taf. V). — Funde mit glatten Ringen hier nicht aufgezählt: entsprechende Funde in Mähren, Schle-

sien, Sachsen usw. Ein von Predeal an der siebenbürgisch-rumänischen Grenze angegebener Ringfund (Mus. Bukarest) sollte erst noch durch entsprechendes Material aus dem Osten beglaubigt werden.

¹⁵ Über die Bedeutung unserer Bronzedeptoffunde gehen die Ansichten noch auseinander. In Eberts Reallexikon werden zu dem Gegenstand leider nur unkritisch die alten Ansichten wiedergegeben. — Die Bronzedeptoffunde unterscheiden sich ebenso wie die Depots mit Gegenständen anderer Metalle (z. B. Eisenbarrenfunde, Goldschätze usw.) und selbst mit Steingeräten grundsätzlich nicht von vorrömischen, römischen wie nachrömischen Münzschatzen und solchen Schatzfunden, die nebst Münzen Barren, Schmuck und Gerät enthalten. Die Mehrzahl unserer „Einzelfunde“ (soweit die Stücke nicht etwa aus unbeachteten Siedelungen oder zerstörten Gräbern stammen) gehört gleichfalls in die Reihe der Depotfunde; unsere Einzelfunde sind, namentlich bei größeren Stücken, keineswegs nur „zufällig“ verlorene Gegenstände. All das bedeutet aus besonderem Anlaß, in der Regel in unruhigen, kriegerischen Zeiten, versteckten und danach nicht mehr gehobenen Wertbesitz, dessen Ansammlung sich öfters über längere Zeiten und mehrere Generationen erstrecken kann. Die Ursache des Versteckens dieser Schätze war fast ausnahmslos ein Ereignis von historischer Bedeutung. Die rechtmäßigen Eigentümer der Schätze waren irgendwo in der Nähe des Versteckes wohnende Siedler, die in der Mehrzahl der Fälle aus dem Lande flüchteten oder vom Feinde umgebracht wurden. Daß einmal ein Plünderer seinen Raub verstecken mußte und ihn danach nicht mehr holen konnte, oder aber ein hausierender Händler heimlich Waren vergrub und später nicht mehr an den Platz kam, ist kaum wahrscheinlich, eine solche Interpretierung unserer Funde kommt höchstens in verschwindenden Ausnahmen in Betracht. Übrigens entledigten sich Plünderer, wie wir aus einzelnen römischen und mittelalterlichen Funden ersehen, des ihnen lästig werdenden Raubes einfach durch Fortwerfen. Depotfunde, oder wenn man will, Versteckfunde, versteckte Schätze, und Siedelungen gehören eng zusammen; nur das Wort „Hausschatz“ ist dafür wenig glücklich gewählt.

¹⁶ Kat. IV, Bay. Nat. Mus., 1892, Nr. 610 (von der Greinmühle auf dem Talboden); Nr. 674, 675, ferner dazu Nr. 699, abgerutscht am Hange des Berges, neben Scherben gefunden. Im Katalog wurde der genaue Fundbericht nicht verwertet bzw. nicht richtig gedeutet.

¹⁷ Auf der Kelchalpe begann der Abbau obertägig; wie mir K. Vogl mitteilt, sind hier jedoch auch deutliche Anzeichen für vorgeschichtlichen Bergbau unter Tag vorhanden. Gleichalterig dürfte auch vorgeschichtlicher Bergbau im Spertental und bei Hopfgarten sein, doch sind hier die Einzelheiten noch nicht weiter erforscht.

¹⁸ Über diese Barren Kossinna im *Mannus* IX, 1917, S. 166 f.; die östlichen der in der Statistik (S. 168–171) aufgezählten endbronzezeitlichen Barren gehen zweifellos auf die ungarischen Bergwerke zurück, die westlichen auf die der Nordalpen. Die Messingbarren aus dem Rhein bei Mainz (nach der Analyse: Kupfer 83,48 Prozent, Zink 10,61 Prozent, Zinn 4,42 Prozent, Arsen 0,05 Prozent, Blei 0,94 Prozent, Eisen 0,24 Prozent, Antimon Spuren) gehören, weil wesentlich jünger, nicht in diese Reihe. Bei den endbronzezeitlichen Barren sind gleichfalls leichte und schwere Stücke zu unterscheiden.

URNENGRAB MIT PESCHIERAFIBEL AUS NORDTIROL

VON GERO VON MERHART, MARBURG/LAHN

Die noch im Gang befindliche Neuaufstellung der überreichen urgeschichtlichen Sammlung des Ferdinandeums zu Innsbruck brachte das hier vorgelegte Grab nach fast 30jährigem Schlaf an verstreuten Stellen in Kellern und Magazinen zutage.

Fundort ist Gemeinde Mühlau, am linken Ufer des Inn, unmittelbar an Innsbruck anschließend, Fundstelle der Platz des heutigen Schulhauses. Unter den 75 Gräbern des zugehörigen Urnenfeldes wurde dieses Grab als erstes von den mit Erdaushub beschäftigten Arbeitern am 6. April 1901 angeschnitten. Zur Fundkritik können dienen: Schriftlicher Bericht¹ des Kustos am Ferdinandeum, Konrad Fischnaler und Bestandsaufnahme² nach Entleerung der Urne im Museum, auf einem Zettel vermerkt durch Prof. H. Malfatti.

Zu den auffälligsten Unstimmigkeiten zwischen beiden Quellen kann nur vermutet werden, daß die von Fischnaler ausdrücklich konstatierten Goldsachen noch vor der Bestandsaufnahme durch Malfatti bereits gesondert verwahrt wurden. Sie fanden sich in der Tat gelegentlich der Ordnungsarbeiten erst lange nach den übrigen Fundteilen an verborgener Stelle, doch aber mit einwandfreiem Fundzettel versehen.

Anlage des Grabes und Lage der Außenfunde bieten nichts Befremdliches. Die Inntaler Urnengräber sind sehr häufig mit großen Koppensteinen (Flußkieseln) umsetzt und gelegentlich mit größeren Platten oder Blöcken abdeckend geschlossen. Mehrfach ist mit Sicherheit beobachtet, daß Beigaben, auch wenn sie in der Urne Platz gehabt hätten, außen niedergelegt wurden. Teilscherben, öfters auch Bronzen finden sich zwischen Urne und Steinbau zerstreut.

Sorgfältige Prüfung der Quellen und Vergleich mit den Fundstücken und ihren teilweise vorhandenen Aufschriften oder Packzetteln erlaubte die nachfolgende Wiederherstellung des Bestandes.

1. Riesurne, unten graugelb, oben schwärzlichgrau, grober Ton mit eckigem Steinzusatz, Hals und Schulter bis zur Fingertupfenleiste besser, übriges flüchtiger geglättet. Durchmesser 73 bis 82 cm. Höhe 67—71 cm. (Inv.-Nr. 4314)³.

2. Säulchenurne, schwarzbraun, überfangen und geglättet. Buckel angesetzt, Rand innen durch zwei abfallende Kehlstreifen profiliert. Ornament in „Schnurdruck“, unregelmäßig. Erkennbar: Halbkreis-Umschreibung der Buckel (stehend), der Säulchen (hängend, schlechter), ferner Schraffierungen, Zick-zack, Wirres. Durchmesser 24 cm. Höhe 19,5 cm. (4274).

3. Henkeltasse, schwärzlich, überfangen und geglättet. Henkel und Umgebung stark mit Sinter inkrustiert. Durchmesser 11,3 cm. Höhe 9 cm. (4237).

4. Henkeltasse, schwärzlichbraun, überfangen und geglättet. Durchmesser 12,6 cm. Höhe 8 cm. (4236).

5. Aus den „Scherben im Brandschutt“. Mindestens 10 Gefäße vertreten, 4 rekonstruiert.

a. Schale mit 2 mal senkrecht durchbohrtem, rechteckigen Ösenansatz, graubraun, geglättet. Leichte Bodendelle. Durchmesser 20 cm. Höhe 8 cm. (11522).

b. Napf, gelbbraun, rauhwandig, grob geformt; ob gehenkelt? Durchmesser 11,2 cm. Höhe 11 cm. (11523).

c. Näpfchen, bräunlich, grob geformt, guter Brand; ob gehenkelt? Durchmesser 7,5 cm. Höhe 6,5 cm. (11525).

d. Schale, gelbgrau, im Feuer deformiert. Durchmesser 14:11,5 cm. Höhe 7 cm. (11524).

e. Scherben eines verzierten Kruges vom Typus der Inntaler Hochhalskrüge mit Bandhenkel. Ornament in Ritzlinien und „Schnur“. Brauner, feinpolierter Ton. (11526).

f. Scherben schlichter, schwärzlichgrauer Schüssel, geglättet, leichte Randlippe. Durchmesser zirka 12 cm. (11527).

g. Wenige Scherben dickwandiger braunschwarzer Gefäße, dabei einfach abgerundeter Steilhals und Rand mit getupfter Außenleiste. (11529).

h. Sammelscherben, z. T. verbrannt, dabei rötliche Schüssel und rötlicher Napf. (11528).

6. Bronzebuckel mit Öse, Goldblechüberzug über den Rand gefalzt, auf der Innenseite Knochenbrand und Kohlenreste angeschmolzen. Durchmesser 2,8 cm. (10400).

7. Goldspirälchen aus feinstem Draht von Halbkreisquerschnitt, zusammen zirka 9 cm lang, zum Teil aufgelöst und angeschmolzen. (10401).

8. Peschierafibel, Bronze, Bügel tordiert, schlichter Nadelhalter, Nadel und Bügel divergierend. Länge 4,8 cm. (4764).

9. Gürtelschließe, Bronze, unverziert, schwache Öse auf der Unterseite, dem Haken gegenüber nach unten eingebogen breiter Lappen. Länge 12 cm. (4671).

10. 2 Vasenkopfnadeln in 4 Stücken, Bronze, Hals quengerippt, Kugeln mit Zick-zack-Furchung. Länge 19,7 cm. (4671, 4675).

11. 5 Stücke eines vierkantigen Armreifs, Bronze; die Außenkante begleiten jederseits

2 Längslinien und eine Punktreihe, Enden quer-gestrichelt. (4728).

12. Bronzevögelchen, Körper senkrecht zum Aufstecken durchlocht. Von Schwanz zu Schnabel Länge 3,2 cm. (4677).

13. 5 Hohlbuckel mit Innenöse, Bronze, Durchmesser 2,7—2,9 cm. Einer zumindest war mit Goldblech überzogen, wovon geringe Reste anhaften und ein loses Fragment vorliegt. (4679—4682).

14. 95—100 kleine Besatzbuckelchen, Unterrand in 4 Spitzen ausgezogen, wovon zwei größer nach innen gebogen. Durchmesser zirka 1 cm. (4683).

15. a. Abgerundete, doppelkonische Perle, einheitlich dunkel grünblaues Glas. Länge 2 cm. (4684).

b. Tönnchenförmige Perle, dunkelblaues Glas mit weißer Spiraleinlage. Länge 1 cm. (4685).

c. Ebensolche Perle. Länge 1,1 cm. (4729).

16. Bronzeschmelze, kantiger und runder Stab, Spiralen, Buckel, Tropfen und kleines Fladenstück erkennbar. (4731, 4676).

Unsicheres:

17. Bronzearmreif, tordiert, Enden glatt. Durchmesser 6 cm.

18. Stängchen, beidseitig etwas abgeflacht, Unterende meißelförmig, Oberende Bruch. Länge 5,2 cm. (4668).

Beide Stücke in keiner Quelle genannt. Daß Malfatti den Armreif unerwähnt ließ, macht die Zugehörigkeit unsicher.

19. Klöppel, gedrückte Kugelform, rundes Stängchen am Ende flachgehämmert und spiralig eingewickelt. Länge 2,8 cm. (4678).

Wird zwar von Malfatti genannt, doch entspricht die Patina nicht den übrigen Bronzen.

20. Henkeltöpfchen, braungrau, gutgeglättet. Durchmesser 7,8 cm. Höhe 6,4 cm. (4258).

Von Malfatti genannt und skizziert, könnte zum tieferen Urneninhalt gehört haben.

Nicht nachweisbar waren: Die Urne a des Fischnalerschen Berichtes. Ob später als nicht zugehörig angesehen und anders bezeichnet?

Der „auffallende Knochen“ Malfattis. — Mehrmals sind in diesen Gräbern Rippen der Fleischbeigabe angetroffen worden.

Bezüglich der Perlen bleibt einige Ungewißheit. Fischnaler nennt ausdrücklich 1 Bronze- und 2 Glasperlen, was dem Bestande entspricht, falls Fischnaler die grüne Glasperle für Bronze hielt. Malfatti nennt „Glasperlen“ und sah zwei Bronzeperlen und eine „spiralig gestreifte, blaue Glasperle“, die Fundzettel besaßen. Bronzeperlen sind überhaupt nicht vorhanden und die gestreifte Glasperle sollte nicht mit Ia(ußen) bezeichnet sein, da sie nach Fischnaler nebst einer zweiten in der Säulchenurne lag.

Man wird bedauern, daß ein so wichtiges Grab nicht mit aller wünschenswerten Genauigkeit gehoben, beschrieben und verwahrt wurde. Die oben

angeführten Aufzeichnungen bildeten jedoch nur eine Grundlage zur Rekonstruktion des Fundes; wesentlich ist, daß der gesamte Fundbestand des Grabfeldes mit allen Protokollen und Notizen durchgenommen wurde und daß diese Kollationierung die Zuverlässigkeit der an den Gegenständen angebrachten Fundzettel und Aufschriften ergab. Die als „Unsicheres“ aufgeführten Gegenstände können ohne Schaden für den Wert des übrigen Inventares vernachlässigt werden.

Die nachfolgenden Bemerkungen wollen keine erschöpfende Behandlung aller Teile des Grabfundes bieten, sondern nur einige Punkte berühren, die ohne Eingehen auf jenes Vergleichsmaterial, das die Masse der übrigen Nordtiroler Urnengräber bietet und das noch der Bearbeitung harret, herausgehoben werden können.

Vorauszuschicken ist, daß diese Urnengrabfelder die älteste durchgreifende Besiedelung Nordtirols bezeichnen. Ihrer 20 liegen zwischen Imst, Matrei, Westendorf und Kufstein. Ihre Kultur ist nicht an Ort und Stelle geworden, sondern offensichtlich fertig und geschlossen in das vorher sehr schwach oder gar nicht besetzte Land eingerückt. Mag manches an fremdem Gut während der Belagsdauer der Grabfelder zugeflossen sein, der Grundcharakter der Kultur bleibt in dieser ganzen Zeit unverändert so, wie er von den Einwanderern zugebracht wurde. Ohne jede Ausnahme herrscht Leichenverbrennung, ohne jede Ausnahme das Flachgrab, wie denn überhaupt noch kein einziger Grabhügel in den Tiroler Alpentälern gefunden wurde. Einziges Anzeichen früher anderwärts geübten Brauches sind Gräber von Mannslänge, die aber durchweg Leichenbrand und nur teilweise etwas altertümlicheres Inventar enthalten. Mit großer Sicherheit kann die Einwanderung dieser Kultur von Nordosten angenommen werden. Niemals wurde südlich des Brenners ein Urnengrab nordtirolischen Charakters, nie vor allem Keramik dieser Art getroffen. Die Gräber von Welsberg im Pustertal, früher von Wieser mit den nordtirolischen verglichen, sind nach dem Wenigen, was wir von ihnen wissen (die Funde wurden vernichtet) wahrscheinlich an die Urnenfelder des Ostalpenrandes anzuschließen, Pfaffen aber ist völlig anderer Art. Selbst der Tausch eigentlicher Wertgüter mit dem Süden bleibt gering. Selten fallen etwa Vasenkopfnadeln im Süden an, selten die Glasperlen, Fibeln und dergleichen im Norden. Und manche fernere oder nähere Ähnlichkeit an Formen in Süd und Nord — Rasiermesser, Messer — wird sich eher aus gemeinsamer Quelle denn aus direkter Vermittlung erklären. Demgegenüber ist die Verwandtschaft vor allem in der Keramik dieser Gräber mit dem Norden und Nordosten, dem Gebiet der Lausitzer Kultur und mit der Urnenfelderkultur, zum Teil auch noch mit Formen der späten Hügelgräber Süddeutschlands augen-

fällig. Hier liegen klar erkennbare Wurzeln unserer tirolischen Urnenfelder, auch wenn wir Weg und Werden noch nicht recht zu fassen vermögen. Die ganze Kultur erlischt, ja verschwindet so gut wie spurlos, noch ehe das Eisen mehr denn selbster Besitz wird.

Reinecke hat schon vor langen Jahren erkannt, daß die Tiroler Urnenfelder noch während der jüngeren Hügelgräberbronzezeit beginnen. Unser Grab gehört zu diesem älteren Abschnitt. Zeitbestimmend sind vor allem die Glasperlen mit weißlicher, in Schraubenlinie laufender Einlage auf jetzt gedunkeltem blauen Grund, also wohl Vertreter der öfter behandelten, im Norden für Montelius III gesicherten Klasse⁴. Gleichem Zeitansatz entspricht das Bronzevögelchen, dem wir in etwas größerer Ausführung am Kesselwagen von Skallerup begegnen. Weiter gilt die Beziehung der tirolischen Säulchenurnen zu den Kesselwagen mit ihren tordierten Henkeln als feststehend. Daß solche Nachbildungen nicht auf Tirol beschränkt sind, zeigt jetzt eine Schale der Knovizer Kultur, die also aus annähernd gleicher oder etwas jüngerer Zeit stammt, wie unsere Urne mit ihren kleinen Buckeln⁵. Gleichfalls dem Schlußabschnitt seiner reinen Bronzezeit reiht Reinecke die Vasenkopfnadel an. Es fügt sich weiter hinzu, daß die Haupturne zu Krafts Typ Milavec gehört⁶, dem allerdings eine gewisse Variationsbreite zuzubilligen ist, in die außer Reutlingen Grab XII⁷ auch noch Wollmesheim, Grab 2 fällt⁸. Kleine Besatzbuckelchen mit Zwingen bringen in gleicher Art das Urnenfeld Grünwald⁹, aber auch Peccatel¹⁰. Den glatten, großen Gürtelhaken kennen wir aus Grünwald, also mindestens von der Grenze zwischen Bronze D und Hallstatt A, müssen ihn aber in Tirol als beiden Stufen zugehörig anerkennen, da er einmal sogar noch mit Kerbschnittkeramik erscheint.

Alles in allem kann das Grab dem „Ende der reinen Bronzezeit“ zugerechnet und mit der nordischen Stufe III als zeitgleich angesprochen werden. Es soll aber ausdrücklich vermerkt sein, daß manche Stücke seines Bestandes in Inventaren wiederkehren, die man unbedingt der Frühhallstattstufe zuweisen muß, wie denn überhaupt die Aufteilung der Tiroler Urnengräber auf diese beiden Stufen — bei gleitenden Übergängen — nicht leicht sein wird.

Die bemerkenswertesten Stücke unseres Grabes sind die Peschierafibel und der mit Goldblech überzogene Buckel.

Gold beginnt in dieser Zeit in der ganzen Zone nördlich der Alpen nicht ganz selten zu werden und erscheint teilweise mit recht ähnlichen Ornamenten, wiewohl es sich um Gegenstände verschiedener Formen und der beiden aufeinanderfolgenden Stufen handelt. Große, schalenartige, doch nicht gerandete Buckel erbrachten Hügel-

gräber der Milavecer Kultur von Novà Hut-Neuhütte bei Pilsen¹¹, zeitlich kaum viel jünger als unser Grab, ein „Diadem“ das Depot von Paseka¹², dem Kraft das Stück von Binningen, Kanton Basel, verglichen hat. Das Fragment von Petterweil in Oberhessen¹³ mag von einem ähnlichen Gegenstande stammen. Die kleinen Scheibenanhänger aus letztgenanntem Fund sind mit einem Schmuck im Museum Kreuznach zu vergleichen. Die besten Parallelen zu unserm Knopf bieten aber die „Sonnenscheiben“, die älteste aus Worms, jüngere aus Ungarn¹⁴. Daß nicht jedem derartigen Gegenstand kultische Bedeutung zukommt, beweisen außer unserem Buckel die Halsschmuckabschlüsse irischer Arbeit¹⁵. Auf die nahe stilistische Verwandtschaft des Buckels mit den Goldgefäßen des Nordens braucht kaum hingewiesen zu werden. Ein Blick etwa auf den Boden der einen Schale von Langendorf¹⁶ genügt¹⁷. Es steht außer Zweifel, daß verbindende Linien zwischen diesen Erscheinungen laufen, doch entzieht sich das System derselben einstweilen schärferer Analyse, zumal die Chronologie noch nicht einwandfrei erstellbar ist. Daß die Bronze-Besatzscheiben schweizerischer Pfahlbauten¹⁸ ebenso hier einzureihen sind wie zahlreiche aus Hirschhorn gefertigte „Nadelköpfe“ von italischen Gräbern der Übergangszeit¹⁹ scheint klar. Ist auch Bestimmung und Ausführung letztgenannter Objekte anders, so zeigt sich doch die nahe Verwandtschaft im Ornament, wie denn manche dieser geschnittenen Hornarbeiten sogar die schnurartige Kerbleiste als Randmotiv aufweisen²⁰. Aber auch eine eigentliche Parallele zu unserm Buckel findet sich, der Hirschhornknopf, Fig. 115, kalottenförmig, mit Öse, fast gleich groß, mit 8 statt 7 Kreisgruppen in der Rosette, möglicherweise selbst der gekerbten Randfassung nicht entbehrend. Daß unser Buckel weder italischer noch nordischer Arbeit ist, darf man einerseits nach dem Fehlen von Goldarbeit im gleichzeitigen Italien²¹, andererseits dem Fehlen gerade der für die Zone nördlich der Alpen kennzeichnenden Goldarbeiten im Norden behaupten. Ich möchte hier an gemeinsame, von dritter Stelle ausgehende Anregung denken, die kaum anderswo denn im Osten gesucht werden kann.

Die Fibel findet ihre besten, freilich größeren und gröberen Gegenstücke in Peschiera und im Grabfeld von Pianello. Tordierter, knopfloser Bügel und deutliches Divergieren von Bügel und Nadel gegen den steil abfallenden Fußteil sind wesentliche Vergleichspunkte zu den von Colini behandelten Stücken²². Damit ist ihre relative Zeitstellung zureichend bestimmt: ausklingende Terramarenkultur, besonders der späteren Gardapfahlbauten, und Übergangsstufe der älteren Gruppe Timmari-Pianello.

Als Lieferanten der tirolischen Fibel dürfen wir unbedenklich die Pfahlbauten am Gardasee, als Ein-

fuhreweg die Brennerlinie ansprechen. Den Gardasee als Streuungsmittelpunkt bezeichnen für diese Zeit besonders deutlich die inneralpinen Funde von Terramarebeilen, von denen nach annähernd vollständiger Statistik 12 im Trentino, 3 in Deutsch-Südtirol und 2 nördlich des Brenners und noch im Wipptal zum Vorschein kamen. Demgegenüber stellen die Schweiz an Landfunden nur ein Stück von St. Moritz, Kärnten und Steiermark kein einziges (das Exemplar von Nötsch im Gailtal gehört zu einer späteren Sondergruppe).

Das absolute Alter der Fibel und damit des Grabes muß im Hinblick auf die neueren Darlegungen Reineckes²³, Blinkenbergs²⁴ und Schachermeyrs²⁵ kurz erörtert werden.

Mir scheint, es sei unbedingt daran festzuhalten, daß einerseits die Terramaren, andererseits das Ägäicum vor der Salamisstufe ausschließlich Violinbogenfibeln²⁶ führen und zwar beide Gebiete alle Varianten, also auch die ganz schlichten mit glattem oder tordiertem Bügel und einfachem oder zur Spirale gerolltem Nadelhalter. Letztere Formen sind Unteritalien und Sicilien fremd. Solange dieser Tatbestand nicht geändert wird, halte ich für untragbar, die Violinbogenfibel von Griechenland nach Italien eingeführt und hier unmittelbar zu absolut gleichzeitigen Neubildungen abgewandelt zu denken, worauf dann der italienische Norden völlig selektisch wieder nur die Violinbogenfibel übernommen hätte, noch dazu einschließlich solcher schlichten Formen, die südlich Ancona bis jetzt nie gefunden wurden. Dieses Aussetzen der letztgenannten Formen macht es auch schwierig, etwa die Punta Tonno von Tarent als Vermittlungspunkt in umgekehrter Richtung anzusprechen, obwohl sie sonst, da hier Violinbogenfibeln zwischen unzweideutigen Terramarebronzen erscheinen, in Betracht gezogen werden könnte. Da Beweisendes zur Frage der Fibelheimat weder von den Vertretern der griechischen Herkunft (besonders Orsi, Colini bis 1914, Blinkenberg, Reinecke), noch von denen der italienischen (Montelius, Schachermeyr u. a.) beigebracht werden konnte, wird man immerhin auch noch die dritte Theorie, die der Abgabe nach beiden Seiten etwa aus einem nordbalkanischen Zentrum erwägen können, trotzdem sie derzeit nur zuge zur Diskussion gestellt wird (v. Duhn bei Ebert, s. v. Fibel, Colini, BPJ. 40, S. 145). Gleichviel, völlig unabweisbar scheint mir, für Griechenland wie Oberitalien eine von allen Neubildungen noch freie ältere Schicht anzuerkennen. Für Griechenland ist das absolute Alter dieser Schicht einzuweisen mit 1400—1200 v. Chr. einzusetzen. Eine feinere Zeitbestimmung, die vielleicht doch den Beginn des Fibelgebrauches etwas tiefer setzt, bleibt abzuwarten²⁷.

Für Sizilien hat Reinecke betont, daß sich innerhalb Orsis Sikul. II, Gräber mit mykenischem Vasenimport und Gräber mit Fibeln ausschließen.

Das Ende des Vasenimports wird mit dem ziemlich abrupten Ende der mykenischen politischen und Handelsgeltung annähernd zusammenfallen und demnach — mit Schachermeyr — auf 1220 oder rund gesagt 1200 v. Chr. datierbar sein. Um diese Zeit muß es auf dem Festland schon die Schicht der Neubildungen gegeben haben, da sie jetzt unmittelbar in Sizilien eindringt. Sie mag sich also im späteren 13. Jahrhundert entwickelt haben, kann aber, wie Reinecke bemerkt, im ganzen keinen sehr langen Zeitraum beanspruchen. Es scheint, daß die Terramarekultur ihrerseits diese Entwicklung nicht mitmachte, sondern an der einzigen Violinbogenfibel festhielt. Dafür spricht deren alleiniges Auftreten auch in Gardaseepfahlbauten und das doch wohl gleichzeitige Einsickern ganz gleicher Formen in das Pianello-Grabfeld mit seinen schon ausgebildeten Neuformen. Ein Endabschnitt der Terramarekultur deckt sich also zeitlich mit den frühen Übergangsgräbern und gewinnt durch diese eine absolute Datierung, die nicht sehr weit um 1200 v. Chr. spielt. Da allem Anschein nach die Fibel des Mühlauer Grabes demselben Abschnitt entspricht, ist deren Alter annähernd bestimmt, ohne daß ich wagen möchte, zu entscheiden, ob die größere Wahrscheinlichkeit für Ende des 13. oder Anfang des 12. Jahrhunderts spricht. Für den Zeitpunkt des ersten Auftretens der Violinbogenfibel in Oberitalien kann eine objektiv gewonnene Zahl freilich nicht gegeben werden. Alle Ansätze beruhen doch letzten Endes auf subjektiver Anschauung über Entstehungsgebiet und Wanderweg der Form. Wird ihre Urheimat in Oberitalien, ihr Alter in Griechenland mit 1400—1200 v. Chr. angenommen, so erklärt sich der Ansatz von 1500 für ihr erstes Erscheinen in Italien. Läßt man sie von Griechenland her eindringen und hält man die ganze, nur Violinbogenfibeln führende Terramareschicht für ein Äquivalent oder gar für eine Randfazies der Übergangskultur mit ihren Neubildungen, dann kann man das erste Erscheinen in Italien irgendwann ins 13. Jahrhundert, in den fernnördlichen Terramaren sogar noch später setzen. Denkt man schließlich an ein Einwandern nach Griechenland wie auch Oberitalien vom dritten Ort her, so wird man bei dem augenfälligen Parallelismus zwischen den Formen beider Gebiete ungefähre Zeitgleichheit nicht gerne ablehnen. Eine Bestandszeit von 200 und mehr Jahren für die beiderseits nicht allzu zahlreichen und nicht sehr variierenden Stücke ist aber vielleicht etwas hoch gegriffen. Hier wäre erwünscht, wenn ein in der Urgeschichte des Ostmittelmeeres erfahrener Forscher die dortigen Vorkommen erneut überprüfen würde. Vielleicht läßt sich auch für Griechenland erweisen, daß das 14. Jahrhundert keineswegs voll in die Bestandszeit einbezogen werden muß und daß eine Ansetzung des ersten Auftretens der Fibeln nicht weit vor 1300 nicht unmöglich ist²⁸. Ich bin mir bewußt, auch

nur wieder subjektiv zu sprechen, wenn ich für Griechenland wie Italien eine Wanderung von Nord nach Süd immer noch für das Wahrscheinlichste halte und annehme, daß einerseits nicht sehr lange nach dem Eintreffen in Italien ein Weitertragen nach Süden und dort die Entwicklung der Neubildungen erfolgte, während Oberitalien zunächst bei den alten Formen stehen blieb, andererseits in Griechenland bis zum Abschluß der mykenischen Kultur überhaupt bei der einen Grundform verblieben wurde.

Anmerkungen:

¹ „Ausgegraben von den Arbeitern des Herrn Baumeisters Mayr:

- a. eine ca. 30 cm im Durchmesser und 17 cm hohe Urne.
b. ein napfförmiges und ein kaffeeschalenförmiges kleines Gefäß, beide gehenkelt.

Bloßgelegt war der obere Rand einer großen Urne und aus derselben entnommen eine kleine Säulchenurne, die ihrerseits 1 kleine Bronze- und 2 Glasperlen enthielt.

Die große Urne (I) war mit einer soliden Steinverkleidung bis auf den Grund hinab umgeben und oben mit einem Steinblock, 72 cm lang, 56 cm breit, 40 cm im Durchschnitt dick beschwert. Zwischen und auf der oberen Steinumwandung zeigten sich Kohlen und einzelne Topfscherben. Der Urnen-Halsrand war von kleinen untergeschobenen Steinchen gestützt. Auf den umkleidenden Steinen fanden sich

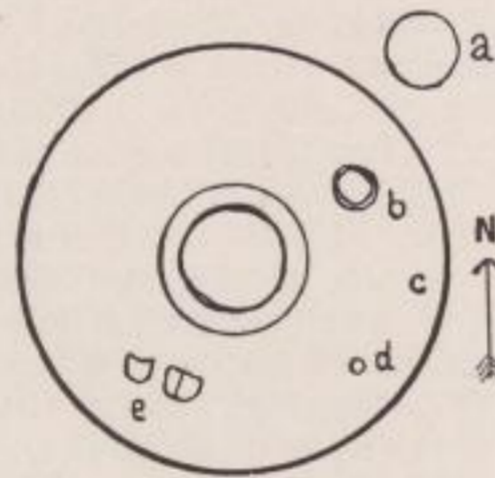


Abb. 1: Schematische Skizze der Fundlage.
Äußerer Kreis: Umfang der Steinpackung.
Innerer Kreis: Urne.

- bei a. die oben erwähnte kleine Urne,
bei b. die oben erwähnten kleinen Gefäße,
bei c. die Goldspirälchen,
bei d. der goldene ornamentierte Knopf,
bei e. halb erhaltenes kaffeeschalenförmiges Gefäß und Bronzestücke.

Die Urne wurde bis zum Leichenbrand hinab entleert und so ausgehoben. Durchmesser 83 cm, Höhe 70 cm.

² „Vorhanden: große Urne, kleine Säulchenurne als Beigefäß, innen. Gehenkelter Napf als Beigefäß, innen. Scherben aus dem Brandschlutt außerhalb der Urne,

darunter Fragmente eines sehr schön ornamentierten Gefäßes mit ornamentiertem Henkel. Gefäß, weit, schalenförmig, mit doppelt durchbohrtem Ansatz zum Aufhängen; dabei ein auffallender Knochen (vielleicht bearbeitet). Bronzen von außerhalb; darunter kantiger Armreif mit Ornament. Bronzen von innerhalb; Glasperlen, Fibel, Entenornament, Gürtelschließe, Nadeln, Knöpfe, 1 Klöppel etc. Ferner von außerhalb: gehenkelte Schale und Henkelkrüglein im Napf. 2 Bronzeperlen und eine spiralig gestreifte blaue Glasperle gefunden. Bezeichnet Mühlau 01, I a (ußen).“

³ Die weit auseinanderliegenden Inventarnummern erklären sich dadurch, daß das Bundesdenkmalamt eine Inventarisierung der Bestände begann, ohne zuerst die Grabinhalte zusammenzusuchen.

⁴ Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, Taf. 14, 209; Mestorf, Mitt. des Anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein, 13.

⁵ Stocky, La Bohême à l'âge du bronze, Pl. XLV, 3.

⁶ Bonner Jahrbücher 131, S. 154 ff.

⁷ Fundberichte aus Schwaben, XVIII, II, 3.

⁸ Sprater, Urgesch. der Pfalz¹, Abb. 68.

⁹ Beitr. Anthropologie und Urgesch. Bayerns, XIX.

¹⁰ Mecklenburger Jahrb. IX, Taf., Abb. 8.

¹¹ Schráníl, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Taf. XXXIII, 17.

¹² Richly, Bronzezeit XXV, 4.

¹³ Kunkel, Oberhessens vorgesch. Altertümer, Abb. 112.

¹⁴ Kossinna, Mannus-Bibl. 12, Taf. XVI; v. Tompa, Arch. Ertesitö XLII, S. 205, bes. Nr. 20.

¹⁵ Armstrong, Catalogue of Irish Gold Ornaments, Taf. VIII, IX.

¹⁶ Kossinna, l. c., XIV, 2.

¹⁷ Erinnert sei auch an den Fund aus Kung Björns Hög mit seinen goldbelegten Gegenständen, unter denen besonders die Fibelscheiben unserem Buckel nahe stehen. (Almgren, Kung Björns Hög. Hier auch über Spiralrollen aus Golddraht, Pl. II, 11, S. 30, 56).

¹⁸ Zum Beispiel Album Lausanne, XXVIII, 1.

¹⁹ Zum Beispiel Timmari, M. A. XVI, S. 102, Fig. 123 u. a.

²⁰ l. c., Fig. 123, Mitte.

²¹ Beachte indes die plattierte Peschierafibel!

²² BPJ. 35, S. 137, Abb. 26; BPJ. 40, S. 138, Abb. 35. Vgl. die Ausführungen Colinis ebenda 30, S. 258 ff.; 35, S. 132 ff.; 40, S. 138 ff. Goldbelag auf Bronze als Beweis mykenischer Herkunft der Fibeln anzusprechen, geht nun auch angesichts unseres Zierbuckels, nicht mehr an.

²³ Götze-Festschrift 1925.

²⁴ Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-fil. Meddelser. XIII, 1. Fibules grecques et orientales, 1926.

²⁵ Etruskische Frühgeschichte, 1929.

²⁶ Vgl. auch Childe, Zur Chronologie der älteren Bronzezeit. W. P. Z. XIII, 1926.

²⁷ Goldene Halsbandglieder von Zafer Papura Grab 7 gleich solchen aus Fibelgrab 8 der mykenischen Unterstadt (Evans, Prehist. Tombs, S. 131), also schon in LM III a. Violinbogenfibel nur noch unter den Hausböden von Vrokaströ, Bogenfibeln aber, wie überall sonst im ägäischen Bereich, erst mit submykenischer Keramik (Hall, Univ. Pennsylvania Anthropol. publ. III, 3).

Sicher unrichtig Montelius (Vorklass. Chronologie, S. 157), wenn er eine Bogenfibel von der Burg zu Mykenae als Beweis anführt, daß die Violinbogenfibeln nicht bis zum Schluß der mykenischen Zeit reichen. Der Streufund, nach Blinkenberg zudem ein kleinasiatischer Typus, ist unbeweisend.

²⁸ Erst während der Korrektur kam mir Childes „The Danube in Prehistory“ zur Hand. Childes läßt (S. 255) die griechischen Violinbogenfibeln erst im späten 14. Jahrh. beginnen, freilich wohl nur mit der allgemeinen Begründung, die schon im Aufsätze unserer Anm. 26 gegeben wurde: Spärlichkeit der Funde. Immer-

hin steht hinter dieser Datierung das Gewicht eines wirklichen Kenners südöstlicher Urgeschichte. Seinen Ausführungen zur Frage der Abstammung und der Notwendigkeit, Aunjetitzer Vorformen in ein einleuchtendes zeitliches Verhältnis zu den eigentlichen Violinbogenfibeln zu bringen, kann man jetzt entgegenstellen, daß Szombathy in seiner Publikation der Gräber von Gemeinlebarn (Röm.-Germ. Forschungen 3, S. 72) die Zuverlässigkeit des Grabes 17 so gut wie preisgegeben hat. Sonach stehen die „Aunjetitzer Fibeln“ derzeit auf dem nicht recht überzeugenden Fragment von Polepy (Schránil l. c., S. 101, Taf. XXII, 34).

FORMENKREISE DER JÜNGEREN BRONZEZEIT IN NORDDEUTSCHLAND

VON ERNST SPROCKHOFF, MAINZ

„Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande“ heißt das große Lebenswerk des Mannes, den wir am heutigen Tage durch eine Festgabe ehren wollen. Die Beziehung zwischen Volk und Scholle, die Bedingtheit von Kulturäußerung und geographischer Lage ist dadurch als ein wesentlicher Faktor unserer Forschung gekennzeichnet. Deshalb sollen in den folgenden Zeilen die norddeutschen Verhältnisse während der jüngeren Bronzezeit etwas näher beleuchtet werden, damit auch hier einmal die Verschiedenartigkeit einzelner Gebiete weiteren Kreisen vor Augen geführt wird. Eine fast allgemeine Annahme glaubt nämlich, daß während des vorgeschichtlichen Bronzealters Norddeutschland im Verein mit Dänemark und den skandinavischen Ländern ein geschlossenes Kulturgebiet gebildet hat, das man den nordischen Kreis nennt, und dessen hohe Blüte den Germanen als den Trägern dieser Kultur zugeschrieben wird. Bei näherem Zusehen erweist sich der nordische Kreis jedoch weder geographisch so umfangreich noch in seinem Innern als eine überall gleiche kulturelle Einheit. Die Erkenntnis über die Kultur jener Zeit schöpfen wir vornehmlich aus dem Niederschlag der materiellen Güter, die im Laufe des letzten Jahrhunderts wieder an das Tageslicht getreten sind. So versuchen wir, uns durch kartographische Darstellung ein Bild von den geschlossenen Kulturgebieten jener Tage zu machen, wobei wir voraussetzen, daß die immer wiederkehrenden gleichen Formen in einer bestimmten Landschaft eben durch die einheitliche Kultur bedingt sind, deren Träger in der Regel ein und demselben Volke zugesprochen werden.

Zur räumlichen Veranschaulichung des nordischen Kreises während der Bronzezeit eignet sich besonders deren mittlerer Abschnitt, den Montelius als dritte Entwicklungsstufe gekennzeichnet hat. Er ist von einer verhältnismäßig langen Dauer und die materiellen Güter sind gleichmäßig und eiförmig über ein zusammenhängendes Gebiet verteilt wie weder zuvor noch danach. Für die jüngere Bronzezeit Norddeutschlands kann dann hier nicht das gesamte, sehr umfangreiche Material vorgelegt werden, sondern das Wesen der einzelnen Formenkreise soll an einigen charakteristischen Proben, die entweder in verschiedenen Kreisen eine besondere Ausbildung zeigen oder nur einem Gebiete eigen sind, während sie anderen fehlen, dargelegt werden.

Unter den Formen der III. Periode Montelius, die durch ihre Häufigkeit und allgemeine Ver-

breitung im nordischen Kreise eine gute Anschauung seiner Ausdehnung geben, stehen Schwerter und Gewandnadeln obenan. Ihre Beschränkung auf den nordischen Kreis und ihr Fehlen in den benachbarten Gebieten gestatten eine klare Abgrenzung. Dabei ergibt sich (Abb. 1) zunächst als überraschendes Resultat, daß die eingangs erwähnte Annahme eines großen einheitlichen nordischen Kreises durch die Funde in keiner Weise gestützt wird. Der nordische Kreis ist vielmehr weit beschränkter. Der nördliche Teil Skandinaviens sowie ein großer Teil Norddeutschlands gehören nach Ausweis der Funde nicht zu ihm. Das durch seine Gebirge schwer zugängliche Norwegen hat sich nur im Küstengebiet am Ausgang weniger Fjorde dem nordischen Kreis erschlossen. Es sind die Landschaften, deren Sammelpunkte heute die Städte Oslo, Stavanger, Bergen und Drontheim bilden¹. Größer ist zwar der schwedische Anteil, aber er erstreckt sich auch nur auf die Südhälfte des Landes, geht nördlich bis zum Dal-Elf, umfaßt also Svealand und das Götaland. Wenn man hier also eine Grenze für den nordischen Kreis ziehen will, dann könnte man sie am ehesten auf eine Linie von Drontheim nach Upsala oder Stockholm verlegen, wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß dort der norwegische Anteil qualitativ fast ganz ausscheidet. Er ist von jeher durch sein unwirtliches Gebirge dünn besiedelt gewesen.

Den Kern des nordischen Kreises bildet Dänemark mit seinen Inseln und Jütland. Damit sind Schleswig-Holstein und Mecklenburg aufs engste verbunden. Der pommersche Anteil beschränkt sich auf Rügen und Vorpommern. Niedersachsen gehört lediglich mit einem Streifen am Elbstrom dem nordischen Kreise an und von Brandenburg nur die Gebiete nördlich der Havel und Spree. Die Südgrenze des nordischen Kreises verläuft danach von Bremen ausgehend zunächst nach Osten zur Lüneburger Heide, geht mit ihr nach Südosten, springt hier mit dem Tal der Ilmenau im Kreise Ülzen etwas nach Süden vor und biegt am Nordrande des Drömling zur Elbe. Man kann sie dann weiter verfolgen über Brandenburg und Potsdam bis in die Gegend von Berlin, von wo sie nordostwärts zur Oder umbiegt, die bis zur Ostsee ihre Grenze bildet.

Das ist das Bild des nordischen Kreises, wie es sich aus der Kartierung der Bronzeschwerter ergibt. Es ist erheblich enger, als man gemeinhin annimmt, aber seine Grenze, insbesondere auf

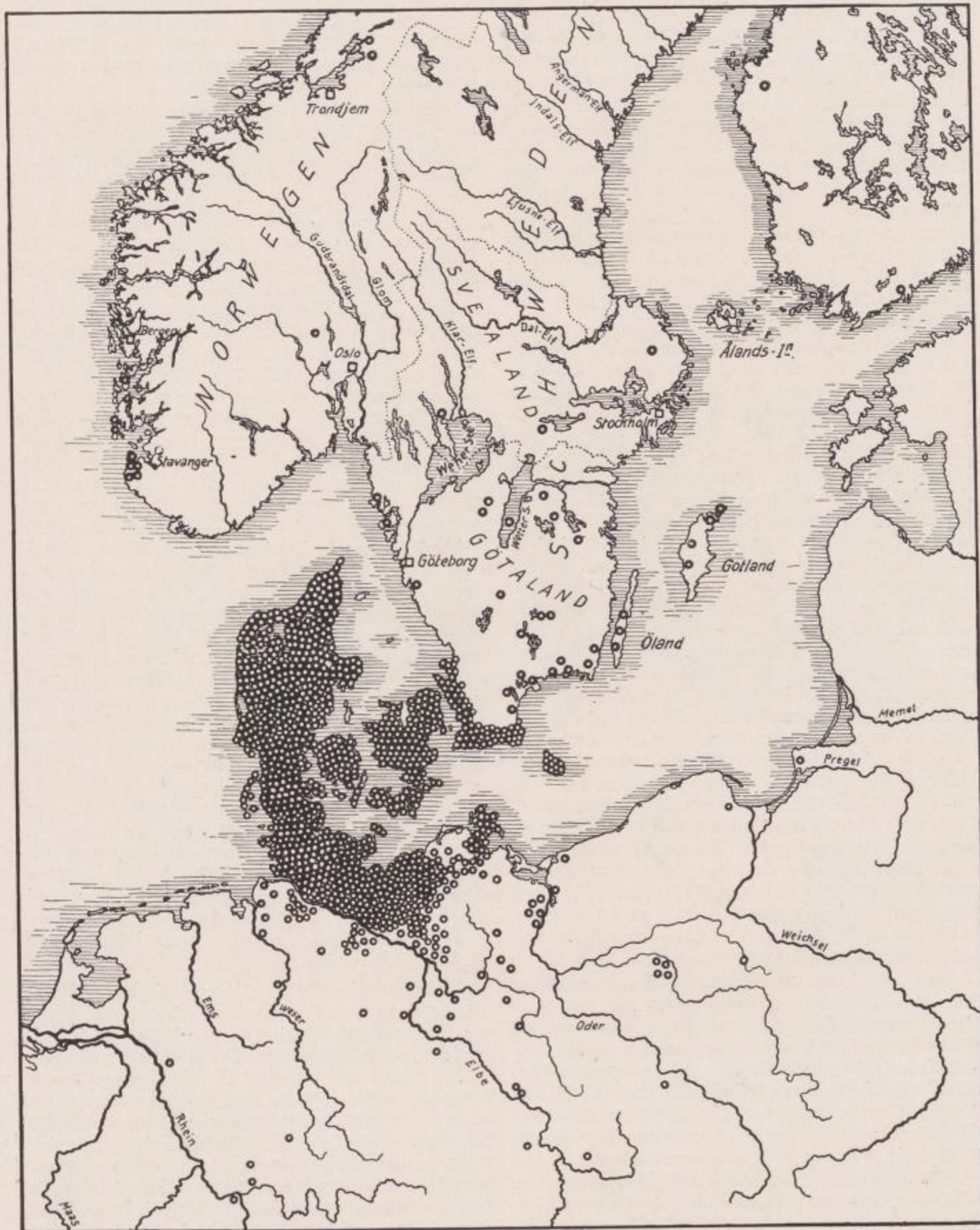


Abb. 1: Der nordische Kulturkreis während der älteren Bronzezeit.

norddeutschem Boden tritt klar heraus. Mit der Verbreitung dieser Schwerter deckt sich nun die einer größeren Anzahl anderer Gegenstände, wie der kleinen Spiralplattenfibeln mit Kreuzbalkenkopf², Rasiermesser mit Pferdekopfgriff³ und anderer Messer⁴, Nippzangen mit schmalen Wangen⁵, Armringe verschiedener Form⁶, Lanzen spitzen⁷ u. a. m. Man ist danach berechtigt, das Verbreitungsgebiet der einzelnen Typen, das sich räumlich immer deckt, als einen auch inhaltlich geschlossenen Kulturkreis zu betrachten. Man nennt ihn den germanischen, und wir bezeichnen ihn im Hinblick darauf, daß sich dieses Gebiet während der jüngeren Bronzezeit, besonders in Norddeutschland, erheblich erweitert, als altgermanischen.

Das für Norddeutschland gekennzeichnete Gebiet des altgermanischen Kulturkreises deckt sich nicht mit dem von Kossinna für die gleiche Zeit angegebenen Raum⁸. Kossinnas Grenze läuft dem linken Weserufer folgend über Oldenburg zunächst der Hunte entlang, biegt vor den großen Mooren bei Diepholz nach Osten aus und stößt im Süden auf das Wiehengebirge. Dann folgt sie dem Nordrande der deutschen Mittelgebirge in südöstlicher Richtung, überschreitet zwischen Bernburg und dem Petersberg nördlich Halle die Saale und wendet dann nach Nordosten, wo sie über Dessau bei Potsdam die von uns gegebene Linie wieder erreicht und sich mit ihr bis zur Oder im wesentlichen deckt. Dann stößt Kossinnas Grenzlinie an der unteren Oder oberhalb Stettin aber stark nach Osten über Stargard bis etwa Neustettin vor und zieht das Gebiet bis zur oberen Drage und das der Rega in das germanische Gebiet mit ein. Zwischen Treptow und Kolberg stößt die Grenze an die Ostsee. So weit ich sehe, hat Kossinna die näheren Gründe für seine Grenzlinie etwa durch Darlegung der in Frage kommenden Funde niemals ausführlich vorgebracht. Es ist deshalb auch nicht möglich, sich mit seiner Wiedergabe auseinanderzusetzen. Bei der Bedeutung, die der bekannten Karte Kossinnas jedoch in jedem Falle zukommt, mußte hier aber wenigstens auf die Abweichung hingewiesen werden.

Der von uns umrissene, engere nordische Kulturkreis beginnt nun während der jüngeren Bronzezeit erheblich an Ausdehnung zu gewinnen. Dabei verliert er innerhalb seines alten deutschen Anteils an innerer Gleichheit, und das vergrößerte norddeutsche Gebiet selbst gewährt ein Bild mannigfacher, verschiedener lokaler Formenkreise, die je nach der Stärke des nordischen Einschlags mehr oder weniger in Erscheinung treten.

Für Ostdeutschland hat Kossinna zum ersten Male in größerem Maßstabe die Verhältnisse der jüngeren Bronzezeit beleuchtet. Ihm kam es aber damals mehr darauf an, das allmähliche Besitzergreifen des ostdeutschen Bodens in Pommern

und Westpreußen durch die Germanen darzulegen; wir wollen hier dagegen zunächst nur das Vorhandensein einzelner Formenkreise feststellen und sie durch einige charakteristische Typen kennzeichnen⁹.

Mit dem Beginn der jüngeren Bronzezeit, der IV. Periode Montelius, zeigt die Verbreitung der Funde, daß sich das nordische Kulturgebiet nach Osten über die Oder vorgeschoben hat und bis an die Linie der Drage, so wie sie Kossinna bereits für die III. Periode angab, vorgerückt ist. Eine sehr gute Anschauung über diesen Zuwachs gibt die Verbreitung der germanischen Griffzungenschwerter mit schmaler Zunge (**Abb. 2 c**) sowie der ältesten nordischen Plattenfibeln, der sog. Brillenfibeln mit glatten runden Platten, die meist eine kleine Warze als Mittelpunkt tragen, drehrundem Bügel und Ringkopfnadel (**Abb. 2 e**). Für diese Zeit läßt sich auch der auf Kossinnas Karte gezeichnete Vorstoß elbaufwärts bis vor die Tore von Halle durch nordische Typen gut belegen. Zu den Typen der jüngeren Bronzezeit (IV.—V. Periode Montelius), die sich an dies etwas erweiterte altgermanische Gebiet halten, gehören weiter die meisten auf norddeutschem Boden gefundenen Hängegefäße (**Abb. 2 i, k**) und die jenen verwandten Gürtelbuckel (**Abb. 2 f, g**). Zwei andere sehr ausgesprochene Typen bilden gedrehte Halsringe mit ovalen Schmuckplatten und Spiralscheibenverschluß (**Abb. 2 h**) sowie Tüllenbeile mit einer Verdickung des Halsteiles (**Abb. 2 b**), wie z. B. das Exemplar aus dem Königsgrab von Seddin. Diese Äxte mit geschwollenem Halse überschreiten, abgesehen von einem versprengten Stück, das bei Kassel gefunden ist, weder die Elbe noch die Oder. Dazu kommen gerippte Armstulpen (**Abb. 2 d**) und große Lanzen spitzen mit langem Blatt und einem durch Strichgruppen verzierten Tüllenende (**Abb. 2 a**). Ein Typ aus dem Ende der Bronzezeit, Montelius VI, dessen Verbreitung immer noch das altgermanische Kulturgebiet festhält, ist die Form des unechten Wendelringes mit nachgeahmter Drehung und Knieverschluß in der großen Ausführung der Halsringe¹⁰. Gewöhnlich werden diese Wendelringe zu Zweien gefunden.

Der Hauptdruck des altgermanischen Kulturkreises während der jüngeren Bronzezeit wirkt sich in östlicher Richtung aus. Während jedoch bei der ersten Expansion des nordischen Kreises in der mittleren Bronzezeit die Kultur geschlossen blieb, das alte nordische und das dazugekommene Neuland einen gleichbleibenden Formenschatz bewahrte, ändert sich bei der Ausdehnung in der jüngeren das Bild insofern, als in den neu hinzutretenden Landschaften sich zwar überall nordisch bestimmte, aber in jedem Falle mit besonderer Eigenart versehene Formenkreise herausbilden und auch das ursprünglich sehr enge Kulturgebiet des nordischen Kreises, wie es etwa in der

II. Periode Montelius war, in der Verbreitung vieler Typen wieder in Erscheinung tritt.

An der norddeutschen Küstenzone nehmen gleich bei der Besitzergreifung Ostdeutschlands durch die nordische Kultur, wie es scheint, drei zum Teil sehr scharf gegeneinander abgegrenzte Formenkreise Gestalt an, deren Lebensnerv offenbar jedesmal einer der drei großen Flüsse Elbe, Oder und Weichsel darstellt. Und es ist in vielen

nicht so verschmelzen konnte wie bei dem weichen Golde. Man hat deshalb den Draht auf einem Umgang zusammengewunden oder an einem Ende zu einem Zopf gedreht, wie es bereits an dem gleichen Schmuckstück während der ältesten Bronzezeit üblich war¹². Jedenfalls besteht im altgermanischen Gebiet noch häufig der enge Zusammenhang der jungbronzezeitlichen Armspiralen aus Doppeldraht von Bronze mit den älteren Gold-

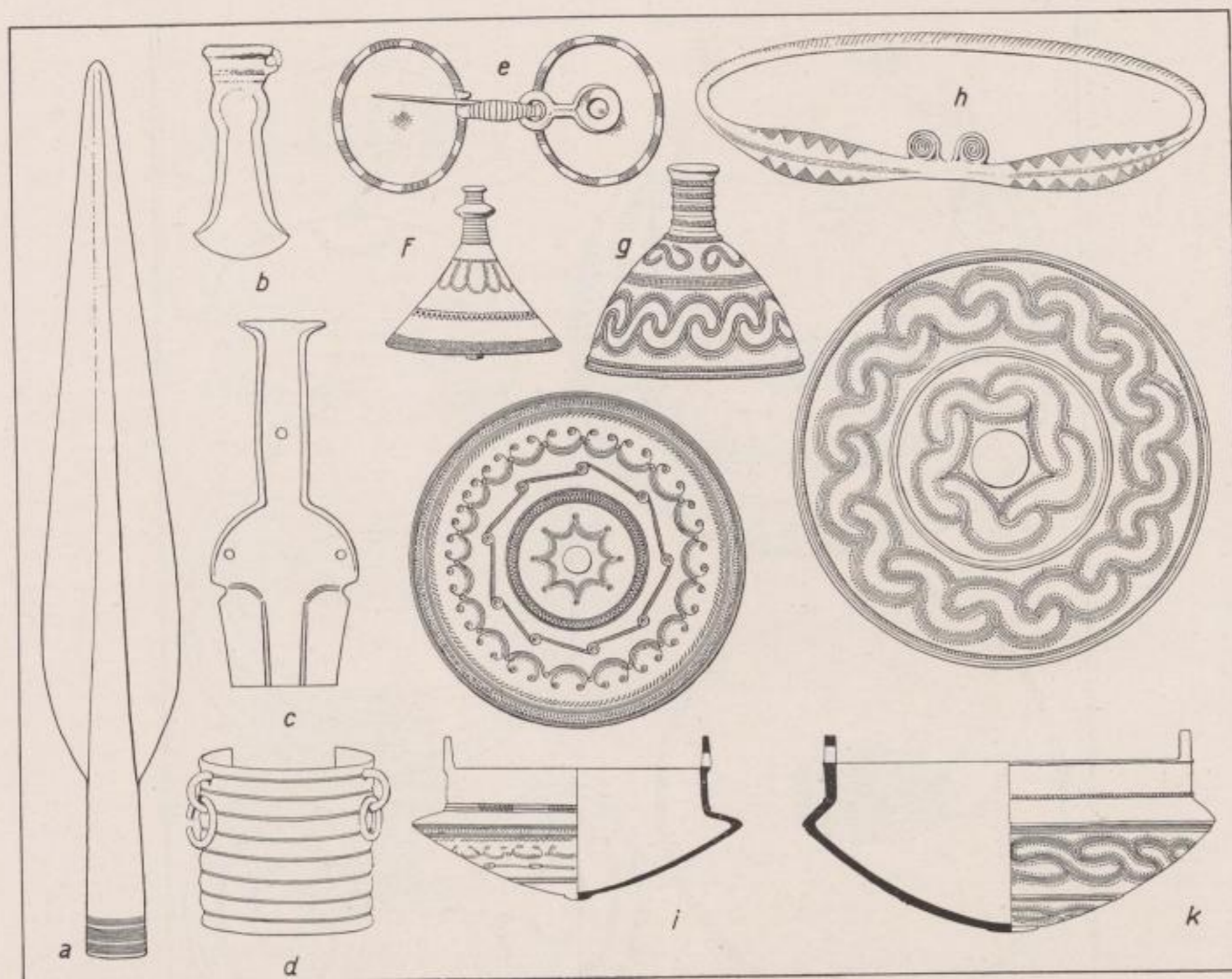


Abb. 2: Altgermanische Formen der jüngeren Bronzezeit.

Fällen so, daß die Keimzelle für die Entwicklung an der Oder und Weichsel im altgermanischen Kreise an der Elbe liegt, der ja in der jüngeren Bronzezeit, wie oben gezeigt, aufs engste mit den dänischen Inseln nebst Jütland und Schleswig-Holstein zusammenhängt. So war eine häufige Beigabe besonders in Männergräbern der III. Periode Montelius ein goldener Armschmuck, der aus einer Spirale aus Doppeldraht bestand, die an jedem Ende geschlossen war¹¹. In der jüngeren Bronzezeit wurden diese Spiralen aus Bronze hergestellt, wobei man aber den Zusammenschluß des Drahtes

drahtspiralen. An der Oder und Weichsel aber fehlt das typologische Entwicklungsglied des auf einem beliebigen Umgang zusammengedrehten Drahtes, hier ist man sofort zu der alten natürlichen Armspirale zurückgekehrt, die an dem einen Ende zopfartig zusammengedreht ist. Der Unterschied zwischen den Armspiralen an der Oder und denen an der Weichsel besteht nun darin, daß man im Weichselgebiet erheblich dickeren Draht verwendete und das Schleifenende gewöhnlich in ganz bestimmter Art verzierte (Abb. 4 c). Im Odergebiet aber sind die Spiralen meist unverziert, und der

Draht zeigt die gewöhnliche Stärke wie im altgermanischen Kreise, wo diese Form ja auch vorkommt (Abb. 3b). Überhaupt ist bemerkenswert, daß die Odergruppe viel stärker mit dem altgermanischen Kreise verwachsen ist als die weit abgeschlossener Weichselgruppe. Abgesehen davon, daß Oder- und Elbegruppe viele Typen gemeinsam haben, eben das altgermanische Erbteil, ist es häufig so, daß sich bei manchem Typus keine Tren-

Form, die, wie es scheint, auf altgermanischem Gebiet zwischen Elbe und Oder entstanden ist und dann zahlreich im Gebiet der unteren Oder als massiver oder bandförmiger Armring mit der typischen Verdickung erscheint (Abb. 3e). Die Nierenringe an der Weichsel dagegen sind größer in der Form, nie mehr massiv, sondern bandförmig und mehr oder weniger stark aufgebläht, einige von ihnen auch stark oval in der Form (Abb. 4 a)¹³. Während

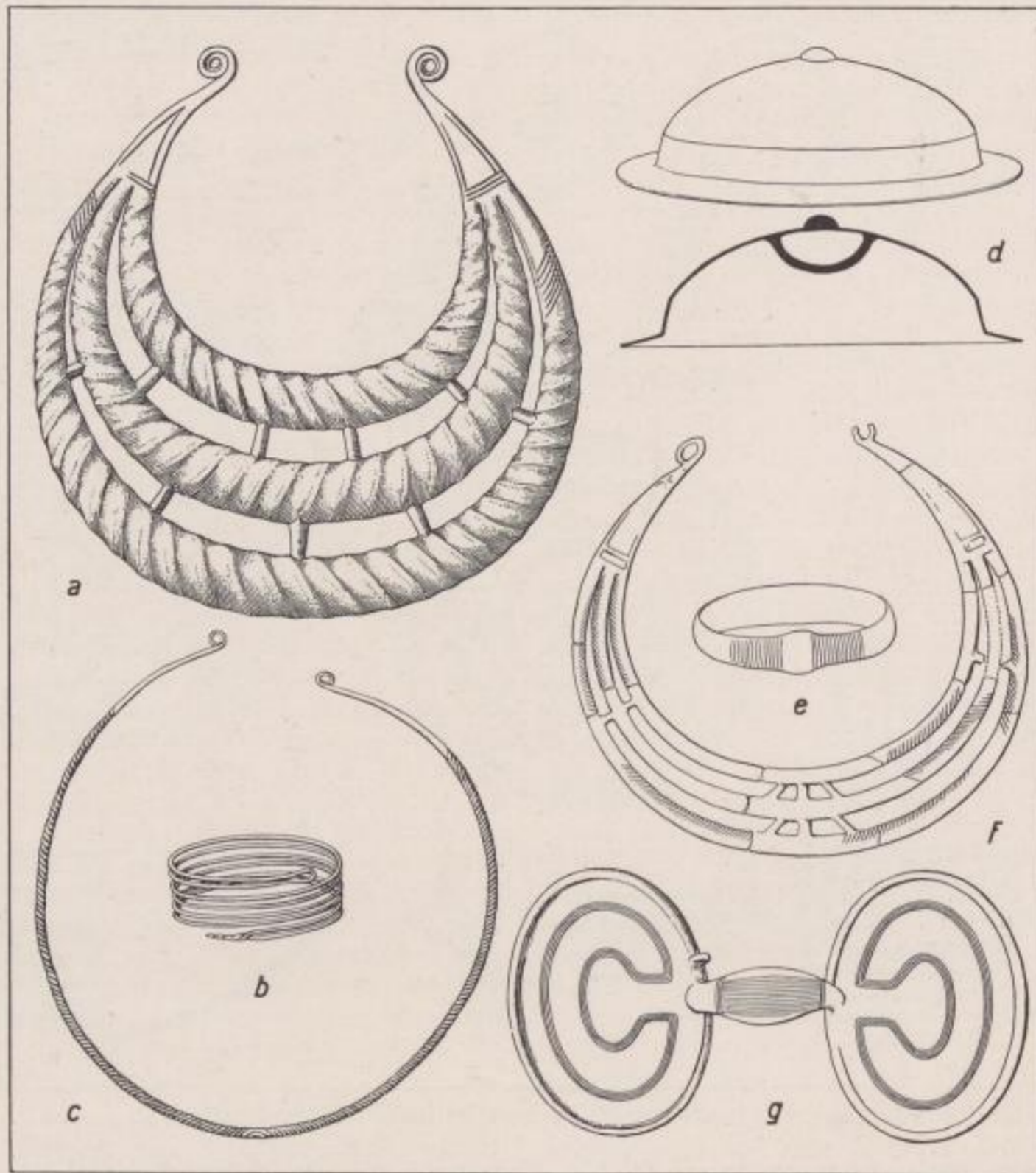


Abb. 3: Leitformen des Formenkreises an der unteren Oder.

nung nach Elbe und Oder durchführen läßt, sondern daß man mit Odergruppe einen Formenschatz bezeichnen muß, der zwar auch sonst noch im altgermanischen Kreis vorkommt, dessen stärkstes Verbreitungsgebiet aber an der unteren Oder liegt.

Die Trennung der Kulturhinterlassenschaft auf ostdeutschem Boden in eine Weichsel- und eine Odergruppe läßt sich auch noch an anderen Typen zeigen. Einer von diesen ist der Nierenring, eine

der Nierenknoten bei der Oderform gewöhnlich unverziert ist, trägt er bei der Weichselgruppe häufig eine Verzierung.

Eine andere Form mit typischen Unterscheidungsmerkmalen sind die als Pferdeschmuckplatten bezeichneten Zierscheiben, die im Odergebiet an der Innenwandung eine Öse zur Befestigung tragen, an der Weichsel dagegen einen Knopf (Abb. 3 d und 4 e).

Ein Schmuckstück, das in Ostdeutschland selbstständig entstanden ist, sind rundstabige, massive, meist geschlossene oder mit ihren Enden dicht zusammenstoßende Halsringe. Im Oderstromgebiet sind sie in der Regel glatt, an der unteren Weichsel dagegen hat man sie mit Vorliebe verziert.

Nur im Gebiet der unteren Oder findet sich die Plattenfibel der V. Periode Montelius mit dem Hufeisenmuster als Verzierung der Platten (**Abb. 3g**).

die östlich des Stromes in Ösen enden. Dieser von Kossinna stammenden Beobachtung kann man hinzufügen, daß auch während der Periode VI, der frühen Eisenzeit, innerhalb der Odergruppe diese Grenze bestehen bleibt. Die aus den alten Wendelringen der Periode V entstehenden Formen verteilen sich landschaftlich während der VI. Periode Montelius in der Weise, daß die scharflappigen Wendelringe durchaus das Gebiet östlich der un-

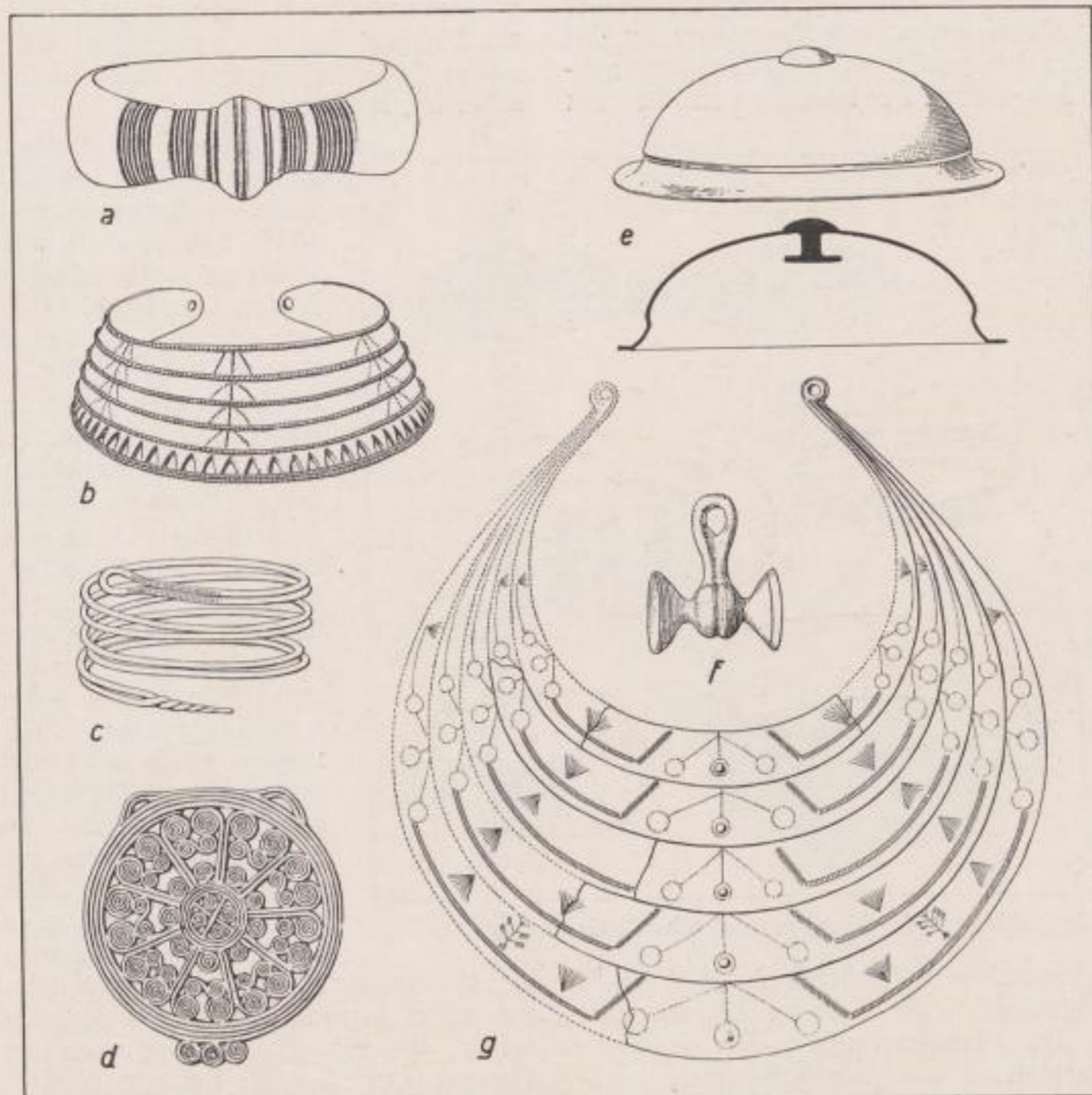


Abb. 4: Leitformen des Formenkreises an der unteren Weichsel.

Zur Odergruppe gehören ferner die sogenannten hinterpommerschen Halskragen (**Abb. 3 a**), deren Hauptmasse allerdings östlich des Stromes liegt, desgleichen die sogenannten Oderhalskragen (**Abb. 3 i**), die man nach ihrer Verbreitung treffender neumärkische nennen müßte. Zur Odergruppe muß man auch die alten, dünnen Wendelringe (**Abb. 3 c**) zählen, die nur vereinzelte Ausläufer in die Grenzzone der Weichselgruppe entsenden. Hier tritt allerdings insofern die Oder als eine Grenze auf, als die Ringe westlich des Flusses gewöhnlich Hakenenden besitzen, während

teren Oder bis zur Persante beherrschen, während die unechten, gegossenen, mit breiten Rippen, sich auf Vorpommern beschränken.

Alle die zuletzt genannten Typen fehlen in der Weichselgruppe, also dem östlichen Hinterpommern sowie dem anschließenden ehemaligen Westpreußen. Hier finden sich dagegen andere Formen, die in Hinterpommerns westlicher Hälfte und beiderseits der unteren Oder nicht vorkommen oder untypisch sind. Dazu gehören verzierte Halskragen aus Sichelplatten (**Abb. 4 g**), deren Entstehung zwar im Gebiet der unteren Oder zu

suchen ist, deren typische späte Form aber erst weiter östlich erscheint. Zur Weichselgruppe sind ferner die steilen längsgerippten Halskragen zu rechnen (Abb. 4 b), die auf die gleiche Form im altgermanischen Elbegebiet zurückgehen. An selbständigen Erscheinungen der Weichselgruppe kommt dazu durchbrochen gearbeiteter Hängezierat, dessen glänzendster Vertreter die Zierscheibe von Borkendorf ist (Abb. 4 d)¹⁴. Ein anderes auf die Weichselgruppe beschränktes Schmuckstück ist ein sanduhrförmiger Anhänger (Abb. 4 f), wie er z. B. in dem „Musterkoffer“ von Koppenow lag. Die Verbreitung der Weichselformen deckt sich zum großen Teil mit dem Gebiet der kürzlich von Petersen

nicht nur eine westliche Gruppe an der Oder von einer östlichen an der Weichsel unterscheiden läßt, sondern daß man auch zu einer nördlichen am Ostseestrand eine südliche am Südhang des baltischen Landrückens in Gegensatz stellen kann. Zwischen beiden bildet die Wasserscheide zwischen den Flüssen, die ihr Wasser direkt in die Ostsee ergießen und denen, die es ihr auf dem Umweg über die Netze, Warthe und Oder zuführen, die Grenze. Dabei neigt die stärker in Erscheinung tretende Ostseegruppe mehr zur Weichsel hinüber und die Südgruppe, die das Sumpfbereich des Warthe- und Netzegebietes nicht überschreitet, mehr zur Oder hin.

Typische Vertreter der Ostseegruppe sind die bekannten unförmigen, hinterpommerschen Hohlwulste (Abb. 5 d) und die mit ihnen verwandten, stark aufgeblähten, späten Nierenringe (Abb. 5 f). Dazu kommt jene Form der Spiralplattenfibel, deren Draht kantig ist, und die tutulusförmige Aufsätze trägt (Abb. 5 b)¹⁷. Es handelt sich hier also um Typen der ausgehenden Bronzezeit, Periode VI nach Montelius.

Daß diese Linie aber schon in der V. Periode in der gleichen Weise bestand, zeigt die Verbreitung der goldenen Eidringe (Abb. 5 c), die sich fast nur nördlich der Wasserscheide finden. Auch die Antennenschwerter sind hier zu nennen (Abb. 5 a). Die überwiegende Masse der östlich der Oder gefundenen stammt aus dem Gebiet zwischen Oder und Weichsel, und hier gehören sie fast ausnahmslos der Ostseegruppe an. Ein weiterer Typus sind jene Armbänder

und Halskragen (Abb. 5 e), die sich aus den vorhergenannten Armspiralen aus Doppeldraht entwickelt haben. Sie gehören zum Teil noch der V., andere dagegen erst der VI. Periode Montelius an und finden sich nur im Ostseestreifen.

Die Vertreter der Südgruppe gehören alle der Blüte der jüngeren Bronzezeit an, der V. Periode Montelius. Als Leitform für dieses Gebiet wäre die Spiralplatten-Fibel mit großem, getriebenen, rautenförmigen Bügel (Abb. 6 b) zu nennen, deren Nadelkopf an den Nierenknauf der danach benannten Schwertgruppe erinnert. Auch die mit diesem Typ verwandten Lausitzer Spiralplattenfibeln mit großen Spiralen, meist gedrehtem Bügel und doppelkreuzförmigem Nadelkopf (Abb. 7 e) gelangen nur bis in dieses Gebiet. Dazu kommt ein anderer mit dem Lausitzer Formenkreise verwandter Typus: bandförmige Armspiralen mit einem Zickzackmuster, das in schräger Strichelung ausgeführt ist (Abb. 6 a).

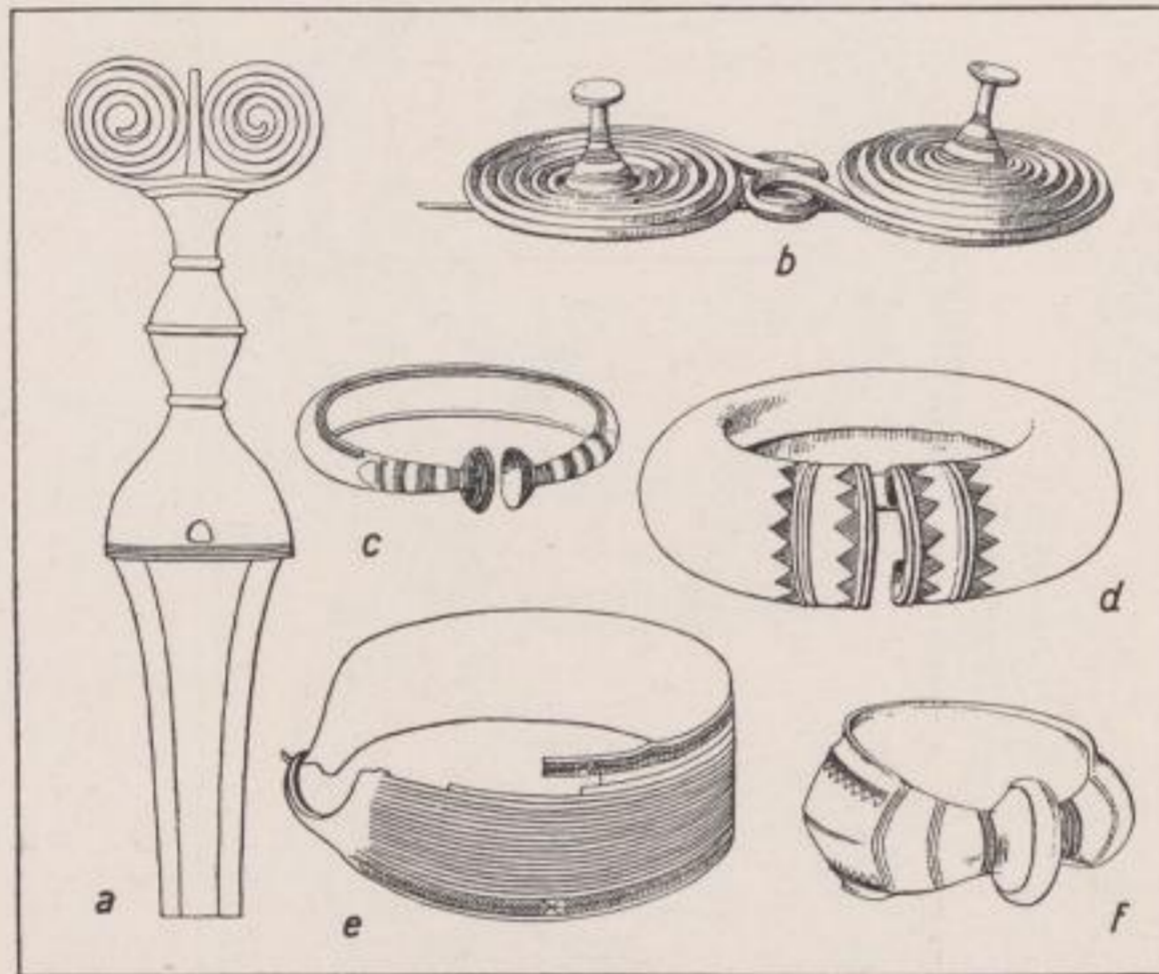


Abb. 5: Leitformen der hinterpommerschen Ostseegruppe.

eingehender behandelten Großendorfer Gruppe¹⁵. Es ist die Landschaft, in der in etwas jüngerer Zeit am Ausgang des Bronzezeitalters die Gesichtsurnen mit Darstellung von Ringhalskragen herrschen, sowie das Gebiet der nördlichen Fundgruppe der bronzenen Ringhalskragen selbst¹⁶.

Die Grenze zwischen der Oder- und der Weichselgruppe bilden im allgemeinen die Flußläufe der Persante und Küddow, also eine Linie von Kolberg über Belgard und Neustettin nach Schneidemühl. Die Weichselgruppe deckt sich im ganzen etwa mit der Landschaft Pommerellen. Flußtäler als Grenzscheiden zwischen Formen- und Kulturkreisen sind im allgemeinen selten, und auch hier östlich der Oder beleuchtet die angegebene Teilung nur von einer Seite die Verhältnisse. Wie verschieden die Kulturniederschläge östlich der Oder gewesen sind, geht aus der Tatsache hervor, daß sich während der jüngeren Bronzezeit

Fast alle oben genannten Typen im Oder- und Weichselgebiet gehen auf altgermanische Formen zurück. Die Anfänge und ersten Stufen der Entwicklung liegen in dem oben gekennzeichneten nordischen Kreise, die jüngeren Formen finden sich an der Randzone und haben sich von dort weiter fortgepflanzt.

Auf Grund seiner Bronzearbeiten muß man das behandelte Gebiet östlich der Oder während der jüngeren Bronzezeit als eine fast reine germanische Kolonie ansprechen.

Es hängt offenbar mit dem starken Ausdehnungsdrang des nordischen Kulturkreises während der jüngeren Bronzezeit zusammen, daß es überall an seinem Rande gärt, sodaß Ableger entstehen und sich Formkreise bilden, die stark durch altgermanisches Gut bedingt sind. Das Gebiet östlich der Oder zeigt diese Erscheinung in reichster Fülle, aber es lassen sich zwischen Elbe und Oder, dann im mitteldeutschen Saalegebiet sowie an der Unterelbe und Weser gleiche Beobachtungen anstellen.

Zwischen Elbe und Oder tritt im südlichen Brandenburg ein Formkreis stärker hervor, der in der Lausitz ein Zentrum aufweist. Den starken Anteil, der dem nordischen Kreise in seiner Erscheinung zukommt, zeigt die vorherrschende Fibelform. Es handelt sich um den Typus der Spiralfibel, dessen Spiralen meist lose, selten zu einer Platte gegossen, stets eine beträchtliche Größe aufweisen. Der Bügel besteht normalerweise aus einem gedrehten Stab und trägt zuweilen Vogelschmuck, an einigen Stücken ist er spitzoval. Der Nadelkopf besitzt zwei, mitunter auch drei große Querstäbe (**Abb. 7 e**). Die Entstehung dieser Großform aus der feinen germanischen Spiralplattenfibel mit Kreuzbalkenkopf liegt auf der Hand. Da die mitteldeutsche Form nur ganz vereinzelt, offenbar nur als Importstück oder als Zeichen kultureller Rückwirkung, innerhalb des altgermanischen Gebietes vertreten ist, dürfte sie am Rande des nordischen Kreises entstanden sein. Danach kommt nur das Havel-Spreegebiet in Frage. Das Hauptverbreitungsgebiet der großen Spiralplattenfibel liegt außerhalb des altgermanischen Kreises. Seine Westgrenze bezeichnet die Linie der Mittel- und Saale, im Osten ist es der Oderlauf bei Frankfurt und die Neisse. Die Südgrenze bezeichnet eine Linie von Halle über Leipzig nach Görlitz, im Norden ist die Grenze fließend, denn hier liegen ja die Wurzeln, die in den nordischen Kreis führen. Die Funde von großen Spiralplattenfibeln außerhalb des umrissenen Gebietes zeigen, wie auch dieser Kreis seine Fühler nach den verschiedenen Landschaften hin ausstreckt: durch Thüringen an den Rhein, elbaufwärts nach Böhmen, am Nordfuß der Sudeten tiefer nach Schlesien hinein und durch das Warthe- und Netzegebiet bis an die Grenze von Pommerellen.

Schumacher-Festschr.

Wo das eigentliche Zentrum dieses Formkreises im südlichen Brandenburg liegt, zeigen drei Arten von Arm- oder Beinringen ganz eigenartiger Form (**Abb. 7 a—c**). Alle Arten sind gedreht, die beiden älteren weit, die jüngsten eng. Die ältesten und jüngsten besitzen einen kräftigen Körper und Stempelenden, die bei den ältesten gewöhnlich gestrichelt, bei den jüngsten dagegen gekerbt sind. Die Enden der Mittelform sind glatt und verjüngen sich etwas, und ihr Körper ist schwächer¹⁸. Durch Beifunde wird die älteste kräftige, weit gedrehte Form mit Stempelenden (**Abb. 7 b**) in die III. Periode Montelius datiert, die mittlere schwächere, weit gedrehte mit verjüngten Enden (**Abb. 7 a**) in die IV. bis V., und die letzte wieder stärkere, eng gedrehte mit Stempelenden (**Abb. 7 c**) in die VI. Periode oder die frühe Eisenzeit. Das Ver-

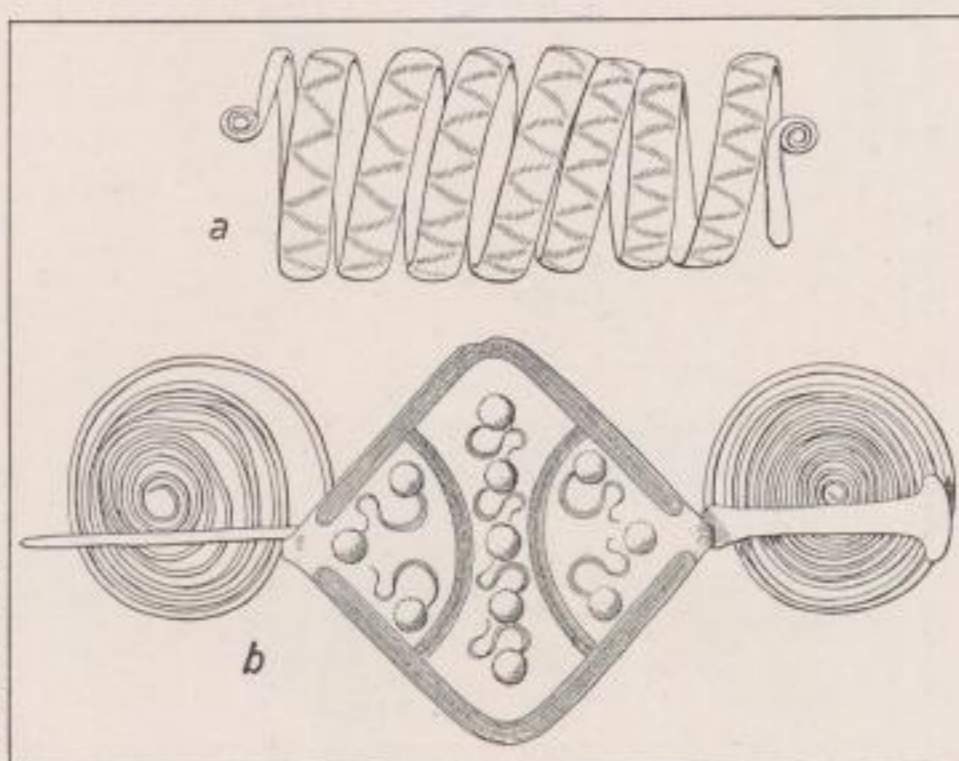


Abb. 6: Leitformen der hinterpommerschen Netzegruppe.

breitungsgebiet dieser Ringe liegt zwischen der Elbstrecke von Wittenberg bis Dresden und dem Lauf des Bobers etwa. Dieses Gebiet ist die Lausitz. Hier treten sie während des ganzen genannten Zeitraumes konzentriert auf, nur die mittlere Gruppe zeigt nennenswerte Streufunde außerhalb dieses Gebietes. Man sieht, daß hier in der Lausitz eine ganz eigene Gruppe lange Zeit einen fest umrissenen Formkreis gebildet hat. Die Entstehung dieser Arm- bzw. Beinringe ging wohl in dem Gebiet zwischen Elbe und Spree vor sich, wo die älteste Form in gedrängter Fülle erscheint. Die jüngste Art findet sich aber fast ausschließlich östlich der Spree bis zur Oder hin, die Mittelform beiderseits des Flusses. Es hat sich danach eine Verschiebung des Schwerpunktes in diesem Kreise vollzogen, die auch durch andere Gegenstände angedeutet wird. Die Verlagerung erfolgte vielleicht unter dem Einfluß des altgermanischen Kreises, dessen Druck ja hier von Nordwesten nach Südosten wirkte.

Es bestehen offenbar Wechselbeziehungen zwischen diesen Lausitzer Ringen und den gedrehten germanischen Armringen mit verjüngten Enden. Unter dem Einfluß der germanischen Armringe dürften die glatten verjüngten Enden der Lausitzer Mittelform entstanden sein, handelt es sich doch um die gleiche Zeit, in der nordischer Einfluß auf die Lausitz in Form der genannten großen Spiralsplattensfibeln recht nachhaltig zum Ausdruck kommt. Mit der Mittelform ist die Entwicklung der Lausitzer Ringe zu einem wesentlichen Teil unterbrochen, erst die jüngsten Formen kehren zu den Stempelenden und einer kräftigen Verzierung der ungedrehten Fläche zurück. Andererseits ist der

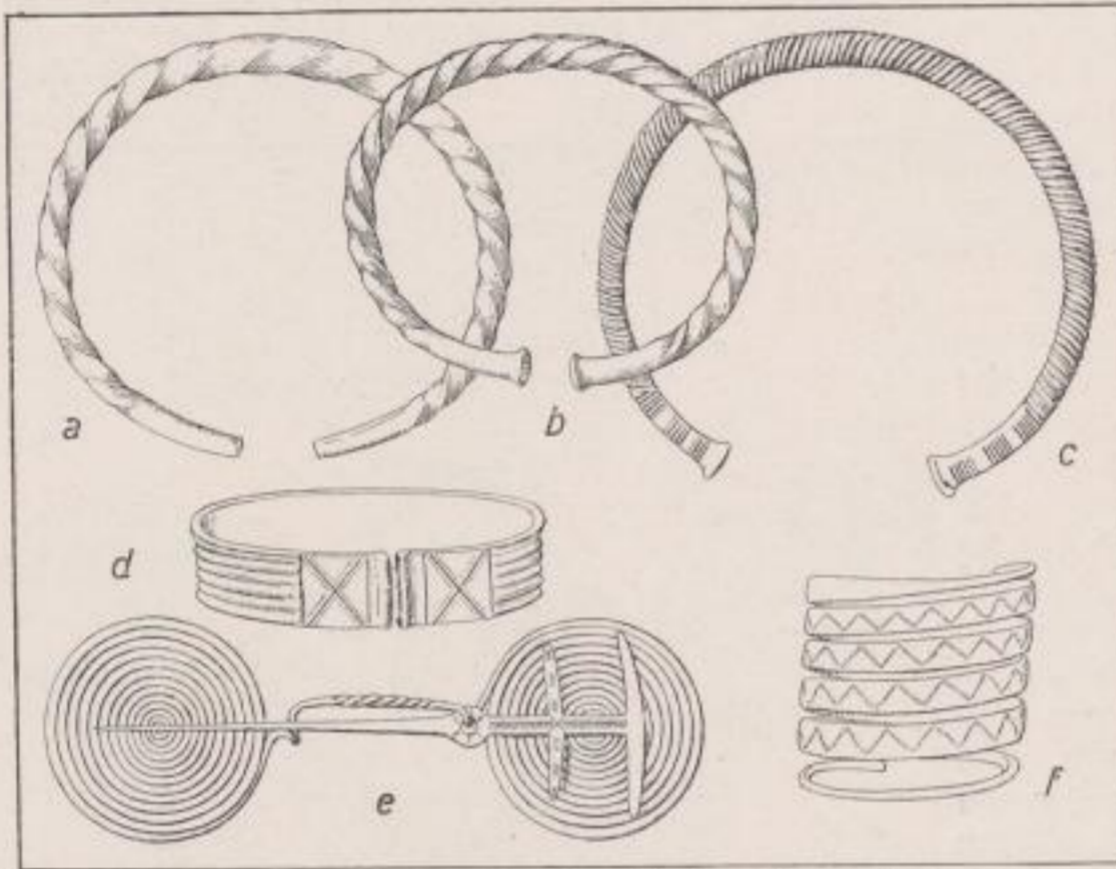


Abb. 7: Leitformen des lausitzischen Formenkreises.

Einfluß der Lausitzer Beinringe auf die germanischen unverkennbar, wenn dieser scheinbar unwandelbare Typus Stempelenden bekommt und seine glatten Enden gekerbt werden¹⁹.

Der Einfluß des altgermanischen Gebietes auf den Lausitzer Kreis dauert, wie es scheint, bis in die VI. Periode Montelius an. Es erscheint nämlich hier in dem nach Osten verlegten Schwerpunkt dieses Gebietes eine für den Lausitzer Kreis eigentümliche Armbandform, der es durchaus an heimischer Grundlage fehlt. Es handelt sich um breite, längsgeriefte Arm- und Fußbänder mit geradem Abschluß. Die Enden tragen ein liegendes Kreuz zwischen zwei Strichgruppen (Abb. 7 d). Kossinna wollte sie von den germanischen Armspiralen aus Doppeldraht herleiten²⁰, mir scheint auf Grund ihrer Form und Verzierung ihre Entstehung in Anlehnung an die breiten Armbänder auf altgermanischem Gebiet näher zu liegen²¹. Es läßt sich allerdings solange nichts Bestimmtes über die gegenseitigen Beziehungen sagen, als nicht das zeitliche Verhältnis zueinander besser geklärt ist.

Zu den Typen des Lausitzer Kreises gehören dann noch handförmige Armspiralen, die mit einem gestrichelten Zickzackmuster versehen sind, dessen Strichlage aber im Gegensatz zu denen im südlichen Hinterpommern senkrecht zum Rande steht (Abb. 7 f)²².

Im Lausitzer Kreis spielt auch die Keramik eine große Rolle. Es fehlen allerdings noch Untersuchungen, ob und wie weit sich die hier gekennzeichneten Metallkreise mit der Verbreitung keramischer Typen decken. Es scheint mir so, als ob das Verbreitungsgebiet der klassischen Lausitzer Buckelkeramik sich mit dem der älteren Lausitzer Ringe deckt, und daß deren jüngste Form das Gebiet des Billendorfer Typus kennzeichnet. Dann würde die Keramik die gleiche Verlagerung des Schwerpunktes in dem Lausitzer Kreise widerspiegeln, wie sie bei den typischen Bronzeringen zu beobachten war.

Als negatives Merkmal des Lausitzer Kreises wäre hervorzuheben, daß er der Formenkreis ist, in dem am wenigsten Waffen, insbesondere kaum Schwerter gefunden worden sind.

Tritt bei der Gestaltung des Lausitzer Kreises der Anteil der altgermanischen Kultur schon stärker zurück, so steht das Fremde bei dem mitteldeutschen Kreis zwischen Saale, Harz und Thüringerwald eigentlich noch mehr im Vordergrund. Die mit Flechtband verzierten Halskragen (Abb. 9 b) kommen bis an seine Grenze, die Fibeln mit Schälchenaufsatz (Abb. 9 c) dringen in das

heimische Inventar ein, und es kommen auch gute germanische Typen wie Nierenringe vor (Abb. 8 a), aber diese Dinge erscheinen mehr wie ausgesandte Kundschafter als wie ein nachhaltiger Vorstoß. Die Verbindung mit Norddeutschland östlich der Elbe bekunden auch die Pferdeschmuckplatten, die hier zuweilen eine treppenförmige Ausbildung der Platte zeigen (Abb. 8 c) oder eine Gruppe von umlaufenden Rippen besitzen (Abb. 8 i). Hier gibt es Bronzemesser mit Tüllengriff (Abb. 8 f) und Antennenschwerter (Abb. 8 d) in größerer Anzahl für das doch nur kleine Gebiet, aber dies sind auch Typen, die hier nicht bodenständig sind. Sie stempeln das Gebiet noch mehr zum Durchgangsland, in dem sich Kulturgüter verschiedener Landschaften zu einer Mischung vereinen. Eine wirkliche Leitform, die aber auch nur selten auftritt, sind einfache Lanzenschuhe, mit langer, sich gleichmäßig verjüngender Spitze (Abb. 8 e). Ebenfalls spärlich, aber, wie mir scheint, doch typisch sind mäßig starke, gedrehte Halsringe, mit glatten, unverzierten, runden Enden (Abb. 8 b). Seine

eigene Note erhält dieser Formenkreis so recht erst in der VI. Periode Montelius oder der frühen Eisenzeit. Der Leittypus ist dann der Steigbügelring (Abb. 8 g), der die ganze Landschaft erfüllt, hier so häufig erscheint und ringsum so sehr selten, daß mit ihm der Formenkreis zwischen Harz und Thüringer Wald sein deutlichstes Gepräge erhält. Zu dem Steigbügelring tritt dann noch ein unechter Wendelring kleinen Formats mit Knieverschuß

Kossinna wegen seiner Verbreitung als Elbetypus bezeichnet hat (Abb. 9 b). Er besteht aus mehreren nebeneinanderliegenden sichelförmigen Platten, die mit Flechtbandmuster verziert sind. Die verjüngten Enden tragen entweder ein liegendes Kreuz oder ein Tannenzweigmuster. Dieses herrscht mehr bei den südlichen Exemplaren, jenes mehr bei den nördlichen vor. Dazu kommen als Leittypen für diese Gruppe zwei Fibelformen. Die eine

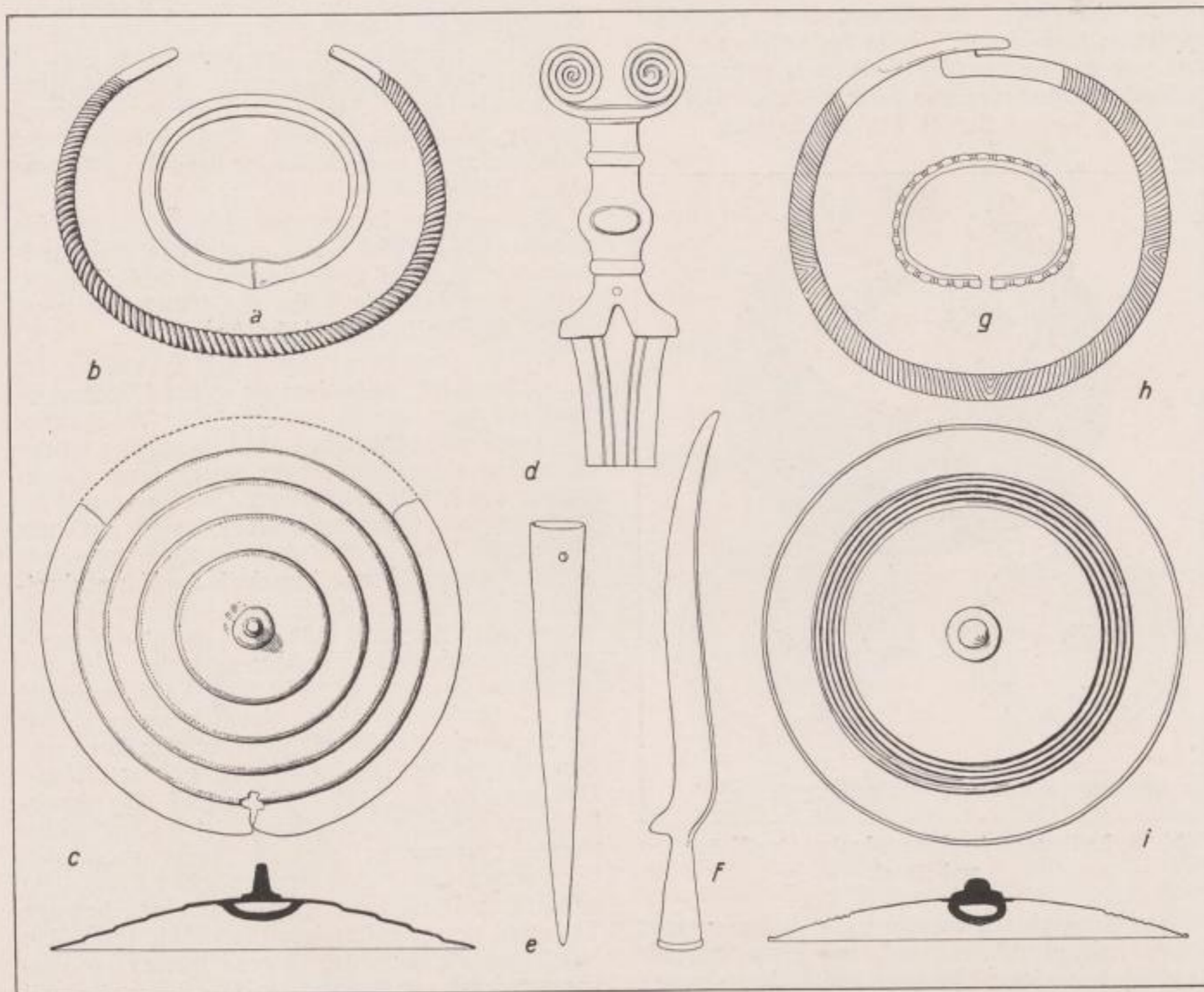


Abb. 8: Leitformen des Formenkreises im Saalegebiet.

(Abb. 8 h). Er gehört hier zwar zum typischen Inventar, fehlt aber auch in manchen anderen Gegenden Norddeutschlands nicht, doch hebt er sich durch die Flachheit seiner Enden wie die Seichtheit der Riefen als eine besondere Formengruppe heraus.

Im Gebiet der Mittelelbe und Havel liegt ein Formenkreis mit fast rein nordischem Gepräge. Es lassen sich hier zwar bisher nur wenig Leitformen nennen, aber sie bilden dafür klare Typen. Einer von ihnen ist die Form des Halskragens, den schon

ist eine Plattenfibel mit Schälchenaufsätzen (Abb. 9 c). Die Schälchen bekrönen entweder den Mittelpunkt der Platten oder sie sind in der Weise angebracht, daß nur eine fest auf einer Platte sitzt, während die andere den Nadelkopf bildet. Der andere Fibeltypus (Abb. 9 a) besitzt einen hochgewölbten raupenförmigen Bügel, der kräftig gekerbt ist, und schon stark degenierte Spiralplatten, bei denen gewöhnlich nur noch die letzte Windung frei ist, während die inneren zu einer flachen Platte zusammengewachsen sind. Der Nadelkopf gleicht

einer Napfkuchenform mit hoch emporgezogener Spitze.

Die letztgenannte Fibel gehört nach der Typologie von Montelius der Zeit des Überganges von der III. zur IV. Periode an. Im Saalemündungsgebiet, wo sie mit mitteleuropäischen Formen zusammen auftritt, läßt sich zeigen, daß sie nach der dort üblichen Einteilung der Stufe Reinecke A angehört. Der Halskragen mit Flechtbandmuster gehört dem Ende der IV. Periode und dem Anfang der V. an, während die Plattenfibeln mit Schälchenaufsätzen sowohl mit Formen der späten IV. Periode wie mit solchen der V. Periode auftritt. Die Schälchen selbst sprechen dafür, daß die Fibel noch bis in den Anfang der VI. Periode fortlebt.

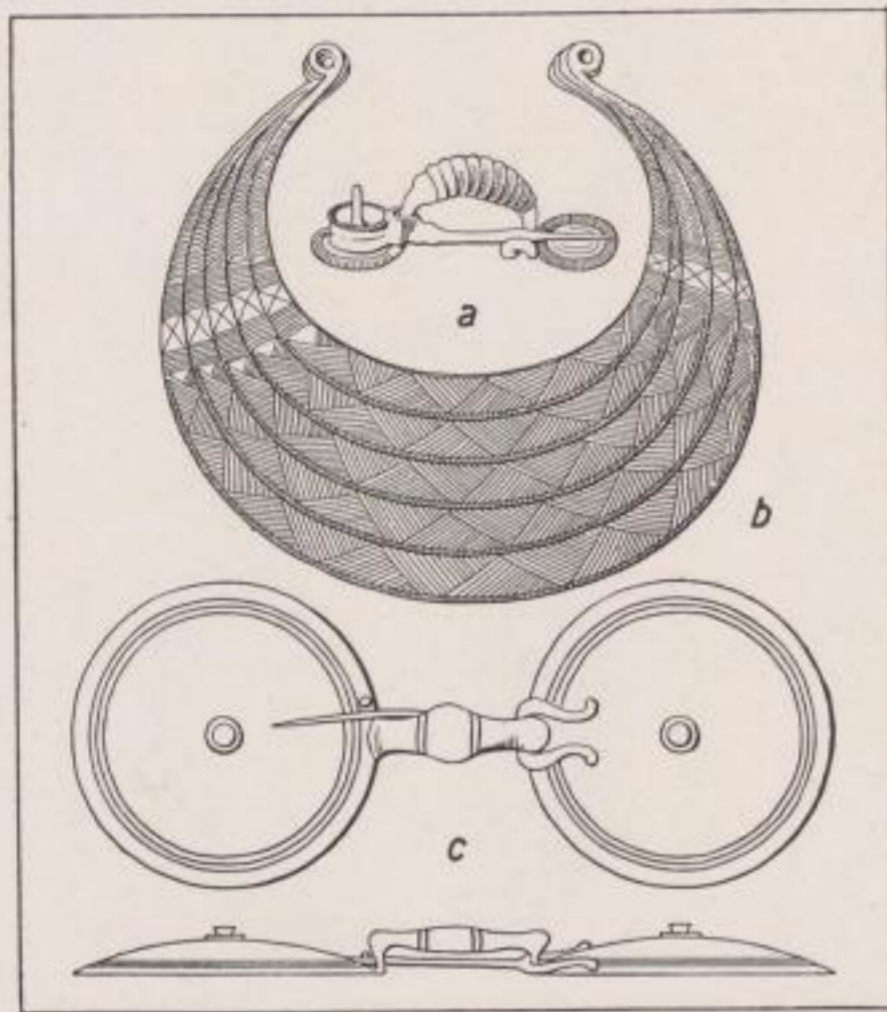


Abb. 9: Leitformen des Formenkreises der Mittel- und Havel.

Der Formenkreis, der durch die drei genannten Typen gekennzeichnet wird, hat etwa folgende Ausdehnung: Gegen Westen bildet die sumpfige Niederung der Jeetze und der Drömling die Grenze, im Süden schließt er das Saalemündungsgebiet mit ein, nach Osten reicht er bis an den Fläming und die Zauche, dagegen stößt er nordöstlich bis ins mecklenburgische Seengebiet zu den Quellen der Havel und Elde vor. Hier bildet die Wasserscheide zwischen Ost- und Nordsee im wesentlichen die Grenze.

Einen rein nordischen Charakter trägt der Formenkreis an der Unterelbe. Auch hier kann man eine Gewandnadel als Leitform in den Mittelpunkt stellen. Es handelt sich um die sogenannte Hannoversche Fibel, die einen rautenförmigen

Bügel besitzt, und deren Spiralen nach unten gezogen sind. Der Nadelkopf ist leierähnlich gestaltet (Abb. 10 f). Man datiert die Hannoversche Fibel in die III.—IV. Periode, doch dürfte sie auf Grund ihrer Größe, der Form ihrer Bügelplatte, die allerdings im Gegensatz zu dem vergleichbaren ostdeutschen Material gegossen ist, sowie der Gestalt des Nadelkopfes erst der jüngeren Bronzezeit Montelius IV—V angehören.

Der Kreis an der Unterelbe wird auf Grund der Verbreitung der Hannoverschen Fibel etwa folgendermaßen umschrieben: Das Kerngebiet liegt in Osthannover, im Lüneburgischen. Von dort dehnt es sich elbaufwärts bis in die Altmark und stromabwärts bis an die Nordsee. Bei Lauenburg und Hamburg greift es nach Norden über den Elbstrom etwas hinüber.

Ein weiteres kennzeichnendes Stück für das gleiche Gebiet bildet eine Lanzenspitze, deren auffallendes Merkmal darin besteht, daß die bis zur Spitze durchlaufende Tülle eine Mittelrippe trägt, soweit das Blatt reicht (Abb. 10 a).

Zu den typischen Formen des Kreises an der Unterelbe gehört außerdem ein steiler längsgerippter Halskragen, wie er uns bereits im Weichselgebiet begegnete (Abb. 10 e). Die Exemplare an der Unterelbe sind sicher etwas älter, denn sie erscheinen in typologisch älterer Umgebung, und ihr Vorkommen in Pommerellen ist jedenfalls auf einen Kultureinfluß aus dem altgermanischen Unterelbegebiet zurückzuführen. Innerhalb des Formenkreises an der Unterelbe findet sich auch das Bronzemesser mit Tüllengriff (Abb. 10 c), das aber eine allgemein westdeutsche Erscheinung bildet. Der umschriebene Kreis an der Elbe tritt bereits während der III. Periode Montelius deutlich hervor. Hier wird er durch eine besondere Kurzschwertform, eine Lanzenspitze und einen Armring gekennzeichnet. Das Kurzschwert (Abb. 10 b) besitzt eine durchbrochene Zunge und zeichnet sich durch eine straffe Formgebung aus, die sonst unter den Schwertern dieser Zeit im nordischen Kreis nicht üblich ist²³. Die Lanzenspitze besitzt eine sehr lange Tülle und ein rautenförmiges Blatt (Abb. 10 g). Man bezeichnet sie nach der Gegend ihres Hauptvorkommens als Lüneburger Typus²⁴. Dazu kommt ein bronzenes Armband, etwas gewölbt mit flach C-förmigem Querschnitt (Abb. 10 d). Seine Verzierung ist außerordentlich gleichförmig, indem wagerechte und senkrechte Strichgruppen eintönig miteinander abwechseln. Solche Armbänder sind gerade hier sehr häufig im Gegensatz zu den übrigen Gebieten des nordischen Kreises.

Bis in die ältere Bronzezeit hinein läßt sich die Eigenart des Formenkreises an der Unterelbe zurück verfolgen. Hier liegt das Hauptverbreitungsgebiet der Hannoverschen Radnadel aus Periode II und der noch älteren Äxte mit geknickten Rändern der I. Periode Montelius.

Die Gruppe an der Unterelbe gehört von Anfang an zum altgermanischen Kulturkreis, aber sie zeichnet sich zu allen Zeiten durch besondere Eigenarten aus. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß hier während der behandelten jüngeren Bronzezeit zahlreiche altgermanische Typen entweder nur sehr spärlich auftreten oder überhaupt fehlen. Der Grund dafür kann nur in der gekennzeichneten Sonderstellung liegen. Zu den Typen der jüngeren Bronzezeit, die hier überhaupt fehlen, gehören z. B. die Nierenringe und das Tüllenbeil mit verdicktem Halse. Sehr spärlich erscheinen von den Formen, die sonst im altgermanischen Gebiet zu dem gewöhnlichen Inven-

dickung (Abb. 11 b, e). Östlich der Elbe sind solche Formen unbekannt, und auch im altgermanischen Kreise in Dänemark und Schweden erscheinen sie selten.

Die eigentlich nordischen Fibeln gibt es hier nicht, dafür erscheint eine Bildung, die eigentlich nur aus dem breiten Bügel besteht, an dem die Nadel eingehängt ist (Abb. 11 c).

Aus dem altgermanischen Inventar stammt dagegen wieder das Rasiermesser (Abb. 11 d). Es besitzt die rechteckige Gestalt der späten Bronzezeit, aber der im altgermanischen Gebiet zu einer Spirale eingerollte und sauber auf den Rücken des Messers zurückgebogene Griff wird sehr unordent-

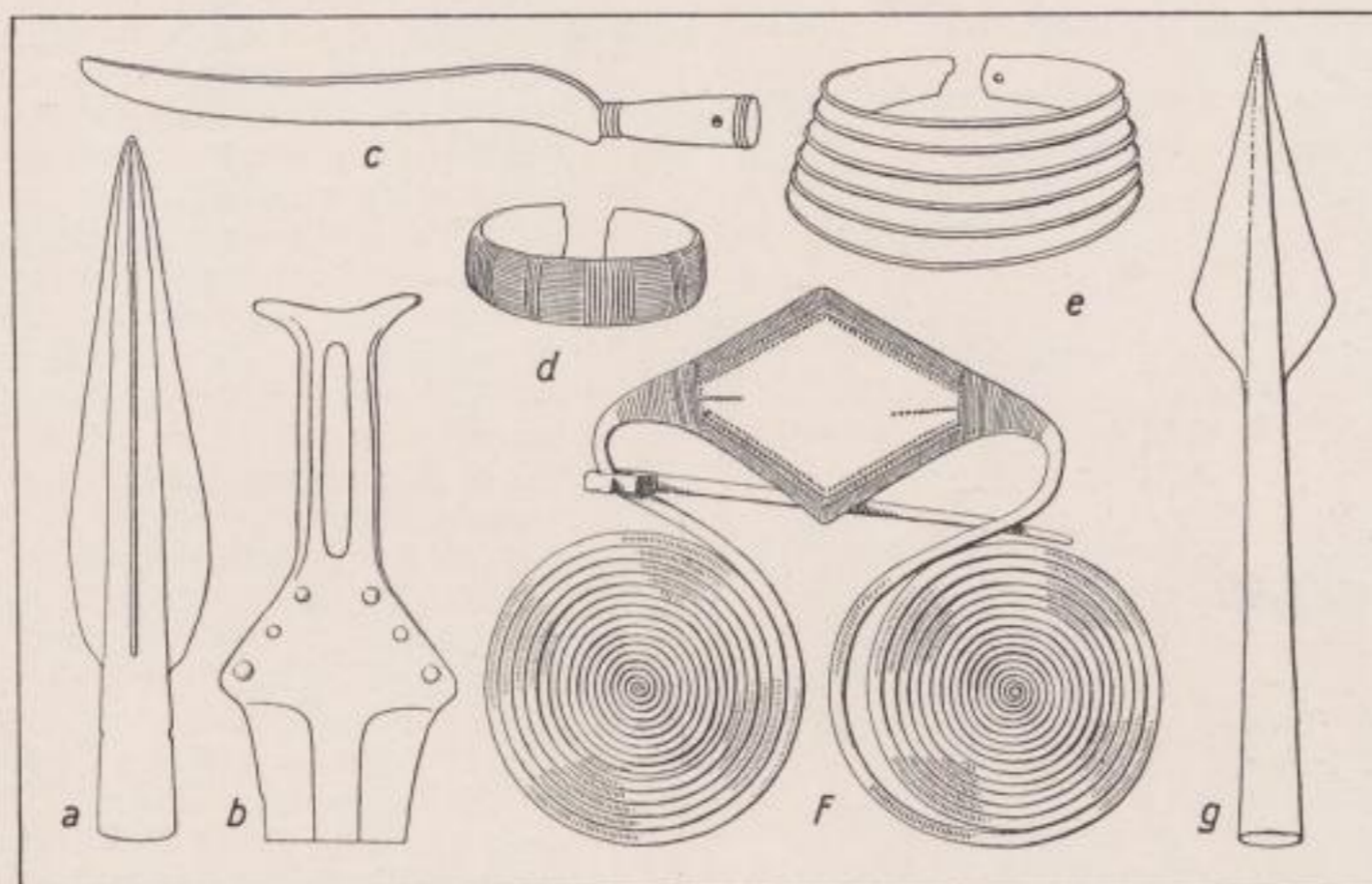


Abb. 10: Leitformen des Formenkreises der Ilmenau und Niederelbe.

tar gehören, z. B. die ältesten Plattenfibeln (Form Kl. Hesebeck), das nordische Griffzungenschwert mit gerader Zunge, Halsringe mit ovalen Schmuckplatten, alle Arten von Wendelringen und die goldenen Eidringe.

Das Zentrum des Formenkreises an der Unterelbe liegt südlich des Stromes, im Lüneburgischen. Sein Lebensnerv bildet offenbar die Ilmenau, ein Nebenfluß der Elbe; man würde also treffender nach diesem während der gesamten vorgeschichtlichen Zeit so wichtigen Flusse den Formenkreis an der Unterelbe benennen.

Weiter westlich im Gebiet der Weser erscheint dann eine neue Gruppe, deren nordischer Charakter mehr in den Typen an sich als in deren landschaftlicher Bildung zum Ausdruck kommt. Hier gibt es einige Armringe, die den Nierenringen aufs engste verwandt sind. Es handelt sich um massive Armbänder von rundem bis ovalen Querschnitt mit dickem Verschlussknoten oder profilierter Ver-

lich ausgeführt, indem man den Draht weder zu einer Spirale dreht noch sich überhaupt mit der Gestaltung des Griffes besondere Mühe gibt. Ein Auswuchs am Griffende mit einem oder zwei Löchern darin zeigt nur noch rudimentär den Weg der Entstehung dieser Messer.

Zum Inventar der Wesergruppe gehört auch das über ganz Westdeutschland verbreitete Bronzemesser mit Griffhülle (Abb. 11 a).

Wie es scheint, läßt sich der Formenkreis im Flußgebiet der Weser auch durch seine Tonware fassen. Es handelt sich hier nämlich um die Landschaft, aus der die älteste Gruppe des Harpstedter Stiles in geschlossenem Zusammenhang vorliegt²⁵.

Ganz allgemein muß man über die Formenkreise westlich der Elbe hinzufügen, daß sie weniger reich an Bronzen sind als die östlich des Stromes. Es lassen sich auch nur mehr vereinzelt Zentren feststellen als geschlossene stärkere landschaftliche Gruppen, und die schärfere Abgrenzung erreicht

bei weitem nicht die Genauigkeit ostdeutscher Kulturprovinzen. Es fehlt die gegenseitige Berührung, und das Gebiet Südhannovers tritt z. B. überhaupt nicht recht in Erscheinung. Sein Merkmal ist das Fehlen einschlägiger Typen. Die Ungleichheit in der Gewinnung schärferer Kreise ist mit darauf zurückzuführen, daß wir über die einzelnen keramischen Gruppen nicht überall klar sehen. Dadurch würde sich manches Bild mehr füllen und runden und anderes überhaupt erst richtig Leben gewinnen.

Die Formenkreise, die wir bisher feststellen konnten, kristallisieren sich alle in mehr oder weniger lockerem Verbände um das altgermanische Gebiet. Außerhalb dieser durch ihren großen Bronzereichtum hervorragenden Kultur lassen sich

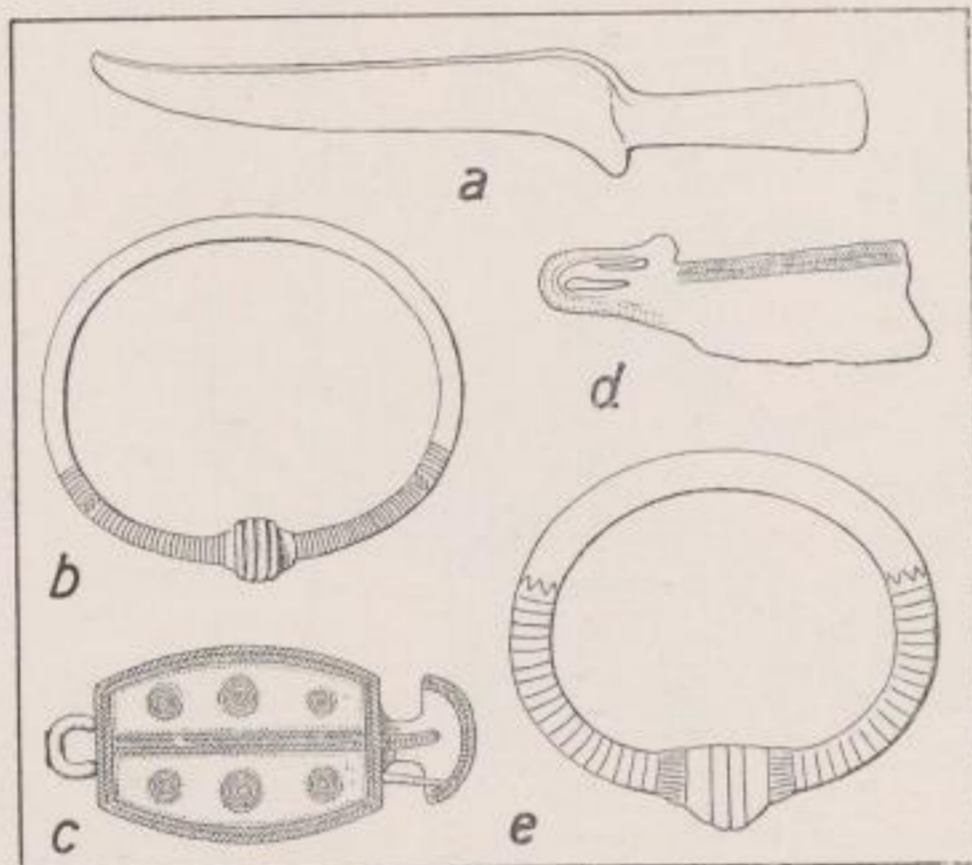


Abb. 11: Leitformen des Formenkreises der Unterweser.

nördlich der deutschen Mittelgebirge noch einige Kreise angeben, die hier der Vollständigkeit wegen wenigstens angedeutet werden sollen.

An die Wesergruppe schließt sich nach Westen die niederrheinische Urnenfelderkultur an, die süddeutschen Strömungen ihre Entstehung verdankt. Im angrenzenden Ost- und Westfriesland tritt sie allerdings wenig in Erscheinung, die Niederlande südlich des Rheindeltas dagegen, das Rheingebiet von Bonn bis zur holländischen Grenze und das Münsterland bilden Hauptgebiete dieser Urnenfelderkultur. Es ist im wesentlichen der gleiche Raum, von dem bald darauf der Harpstedter Stil Besitz ergreift, jene aus Nordwestdeutschland zum Rhein vordringende Kulturgruppe, als deren Träger man die ersten zum Rhein vorstoßenden Germanen betrachtet²⁶.

Läßt sich im Westen Norddeutschlands noch gut eine Verbindung mit dem Nachbargebiet auf-

nehmen, so gestaltet sich im Osten der Anschluß wesentlich schwieriger.

Über den Formenkreis jenseits der Weichselgruppe wissen wir eigentlich nichts. Es entzieht sich im allgemeinen noch ganz unserer Kenntnis, ob wir Ostpreußen als ein geschlossenes Kulturgebiet während der jüngeren Bronzezeit zu betrachten haben, was wenig wahrscheinlich ist, oder wie die einzelnen Kreise lagern, und welches ihre kennzeichnenden Merkmale sind. Einiges läßt sich wohl aus der Verbreitung der mehrkantigen Halsringe, sowie der Bügelringe und großen Spiralscheibenkopfnadeln gewinnen, aber damit wird doch nur ein sehr geringer Teil erschlossen²⁷.

Dagegen tritt sowohl in Polen wie in Schlesien ein Gebiet hervor, das einen eigenen Formenkreis zum Ausdruck bringt. In Polen tritt während der VI. Periode Montelius ein solcher im mittleren Warthegebiet schärfer heraus, der auf sich kreuzende Einflüsse zurückzuführen ist. Eine Gruppe von Ringhalskragen steht mit der gleichzeitigen Gruppe an der unteren Weichsel in innerem Zusammenhang²⁸. Weiter liebt man hier eiserne Wendelringe, ein Schmuckstück, das als Typus ausschließlich auf diesen Kreis beschränkt ist. Es verrät deutlich einen Einfluß von Seiten des germanischen Gebietes her. Solch ein Strom von Westen kommend hatte im Gebiet der mittleren Warthe bereits während der jüngeren Bronzezeit einen Niederschlag in der Keramik gefunden. Es handelt sich dabei um die Nordposensche Gruppe, eine Tonware, deren Entstehung auf den Einfluß der Auriather Kultur zurückgeführt wird²⁹. In diesem Zusammenhang dürfte die Herausbildung der eisernen Wendelringe im polnischen Kreis zu erklären sein, denn die alten Formen dieses Typus aus der Periode V spielen hier keine nennenswerte Rolle.

Die andere Komponente, die zur Gestaltung des polnischen Kreises führt, geht auf hallstädtische Einflüsse zurück, die über Schlesien ins Land dringen. Zu den hier in Frage kommenden Typen gehören die eisernen Ärmchenbeile und die Tüllenäxte aus gleichem Metall. Der polnische Kreis behält seine Eigenart mindestens bis in die Frühlatène-Zeit, wie die Häufigkeit der Certosafibeln im Gebiet der mittleren Warthe zeigt³⁰.

Auch der wohl bedeutendste schlesische Formenkreis tritt erst in der jüngsten Bronzezeit schärfer in Erscheinung. Ihn kennzeichnet sehr gut das Gebiet der bemalten Keramik, das sich von Glogau bis Ohlau zu beiden Seiten des Oderstromes ausbreitet³¹. Auf die gleiche Landschaft beschränken sich die Fibeln vom Kaulwitzer Typus sowie die Tierkopffibeln³², und hier liegt das Hauptverbreitungsgebiet der schlesischen Ärmchenbeile und Tüllenäxte aus Eisen.

Mit der vorliegenden Skizze sollte zweierlei gezeigt werden. Einmal, daß der nordische Kreis ursprünglich ein nur sehr beschränktes Gebiet von Norddeutschland miteinbezieht (Abb. 1) und zum anderen, daß nach der starken Ausdehnung des nordischen Kreises, die im Laufe der jüngeren Bronzezeit fast das ganze Norddeutschland ergreift, seine Einheitlichkeit verloren geht. Es bilden sich vielmehr eine Reihe landschaftlich geschiedener Formenkreise mit besonderen Leittypen, die sich höchstens nur bis zu einem gewissen Grade noch mit dem altgermanischen Kulturkreis decken und

darbietet, besteht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um eine Neugewinnung von Siedlungsland durch Einwanderung nordischer Bevölkerung handelt. Fast alle Formen gehen hier auf altgermanisches Gut zurück. Hier liegen ihre Wurzeln, an die die Dinge östlich der Oder unmittelbar anschließen und die sie sinngemäß weiterentwickeln. Dazu kommt, daß es sich dabei nicht um vereinzelte Gegenstände handelt, sondern um eine große Zahl von Typen, um eine geschlossene Gruppe, die schon in der Heimat einen gemeinsamen Kreis bildete. Deshalb darf



Abb. 12: Formenkreise der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland³³.

bald stärker, bald schwächer ihre Abhängigkeit von jenem erkennen lassen. Dabei muß als besonders wichtige Tatsache hervorgehoben werden, daß sich die einzelnen Formenkreise im wesentlichen gegenseitig ausschließen (Abb. 12).

Die oben skizzierten Verhältnisse legen die Frage nahe, wie man sich die Erweiterung des nordischen Kulturkreises zu denken hat, ob es sich dabei um eine Ausdehnung des altgermanischen Siedlungsgebietes handelt oder nur um eine kulturelle Auswirkung. Wir sind heute noch nicht in der Lage, darauf im allgemeinen oder gar für jeden besonderen Fall eine endgültige Antwort geben zu können. In einem Falle allerdings, wie er sich nämlich in der Ausdehnung des nordischen Kreises über Hinterpommern bis zur Weichselmündung

man in der Überflutung des Küstengebietes östlich der Oder eine Kolonisation durch den altgermanischen Kreis erblicken. Dabei bleibt die weitere Frage noch offen, ob die Hinzuziehenden von der unteren Elbe oder von den dänischen Inseln und Jütland gekommen sind. Wahrscheinlich kamen sie aus beiden Richtungen, doch läßt sich das nur an der gesonderten Behandlung jedes einzelnen Typus zeigen und dazu ist hier nicht der Raum.

In den anderen Fällen reden die Funde noch keine so deutliche Sprache. Man muß sich eben vergegenwärtigen, daß Fundstatistiken, wie sie die meisten unserer Fundkarten bilden, die ausschlaggebende Rolle bei ethnologischen Fragen nicht zukommen kann. Dazu bedarf es in erster

Linie einer systematischen Siedlungsforschung, die sich, wie der Name sagt, auf die Siedlungen selbst erstrecken muß, außerdem auf eine planmäßige Untersuchung der Gräberfelder und, soweit solche vorhanden sind, der Befestigungen. Bis dahin sind wir gezwungen, in der Auswertung der Ausdehnung und Verschiebung von Formkreisen Zurückhaltung zu üben und können ethnologische Schlüsse nur in wenigen Fällen und dann mit großer Vorsicht ziehen. Für den vorliegenden Fall ist damit gesagt, daß eine große Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß während der jüngeren Bronzezeit eine starke Ausdehnung des altgermanischen Kreises erfolgt, in deren Verlauf die Germanen das Gebiet östlich der unteren Oder bis an die Weichsel in Besitz nehmen, im Westen allmählich bis an den Rhein vordringen und sich an der Elbe aufwärts bis in die Gegend von Halle vorschieben. Doch müssen wir von jeder Grabung in dieser Beziehung eine Bestätigung dieser Ansicht fordern.

Anmerkungen:

¹ Der Darstellung des nordischen Kreises ist hier die Verbreitung der Schwerter aus der älteren Bronzezeit, etwa 600 Stück der Perioden Montelius II—III, zu Grunde gelegt. Es handelt sich also um Kartierung des Griffzungenschwertes mit ausgebauchter, nietloser Zunge, des gemeinen Griffzungenschwertes, der Vollgriffschwerter mit spiralverziertem oder horizontal gerieftem, mit durchbrochenem oder in Platten aufgelöstem Griff.

² Montelius, *Minnen*, 1024—25; S. Müller, *Ordnung II*, 70; Splieth, *Inventar*, 99; Beltz, *V. A. M.*, Taf. 29, 68.

³ Montelius, *Minnen*, 1013; S. Müller, *Ordnung II*, 85; Splieth, *Inventar*, 91; Beltz, *V. A. M.*, Tf. 26, 41.

⁴ Montelius, *Minnen*, 1017—19, 925; S. Müller, *Ordnung II*, 81 und 83; Splieth, *Inventar*, 92—93; Beltz, *V. A. M.*, Tf. 26, 38.

⁵ Montelius, *Minnen*, 1041; S. Müller, *Ordnung II*, 87; Splieth, *Inventar*, 94.

⁶ Montelius, *Minnen*, 996, 1043—46; S. Müller, *Ordnung II*, 4, 113, 114; Splieth, *Inventar*, 84—85; Beltz, *V. A. M.*, Taf. 32, 88 und 90.

⁷ Montelius, *Minnen*, 999; S. Müller, *Ordnung II*, 364.

⁸ Die Herkunft der Germanen. *Mannus-Bibl.* 6, 2. Aufl., 1920, Taf. V.

⁹ Kossinnas grundlegende Arbeit, die eine seiner besten Leistungen darstellt, findet sich im *Mannus*, Bd. VIII, S. 1 ff.: „Die germanischen Eidringe und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland.“ Es ist hier nicht der Ort, abweichende Ansichten im einzelnen ausführlich zu begründen. Die Allgemeinheit besitzt kein Interesse an der Behandlung interner Spezialfragen, und der Fachmann muß sich sein Urteil selbständig bilden. Die genannte Abhandlung wird hier als bekannt vorausgesetzt und nicht weiter zitiert im einzelnen. Ergänzend sei dann noch auf Kossinnas Aufsatz „Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisenfunde von Wahren bei Leipzig“, *Mannus VII*, S. 87 ff., hingewiesen.

¹⁰ Montelius, *Minnen*, 1459; S. Müller, *Ordnung II*, 407; Splieth, *Inventar*, 227; Beltz, *V. A. M.*, Tf. 44, 1.

Die im Körper stärkeren, aber in der Weite engeren Wendelringe zeigen dagegen eine geographisch weiter reichende Verbreitung.

¹¹ S. Müller, *Ordnung II*, 4, z. B. *Aarbøger* 1891, Nr. 42, 63, 95, 111, 170, 171, 176, 178, 181—184, 186—189, 218, 238, 253, 257, 258, 263, 265, 266, 274. Beltz, *V. A. M.*, Tf. 32, 90. Splieth, *Inventar*, S. 26, 44; S. 32, 106, 122, 123; S. 34, 130, 131, 135; S. 36, 163, 171, 173; S. 48, 196, 204; S. 52, 242, 253.

¹² Montelius, *Minnen*, 841.

¹³ *Präh. Ztschr.* 1926, S. 68 ff. Eine besondere Gruppe an der Weser bedarf noch genauerer Bearbeitung.

¹⁴ Den von La Baume in der Götzeffestschrift behandelten Stücken wären noch 2 Exemplare von Körlin und eines aus Polen hinzuzufügen.

¹⁵ Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. *Vorgesch. Forschungen II*, 2; Tf. 33 a.

¹⁶ Ebenda, Tf. 33 b, 34 a.

¹⁷ Die Plattenfibeln mit Schälchenaufsätzen sind ein Typ des Havel-Mittelalb-Saalegebietes. Sie senden einen Vertreter über die Oder zur Südgruppe in die Neumark.

¹⁸ Eine vierte Gruppe mit enger Drehung, glatten, unverzierten und nicht verjüngten Enden, die fast zusammenstoßen, spielt offenbar keine nennenswerte Rolle und wird hier nicht weiter berücksichtigt.

¹⁹ *Aarbøger* 1909, S. 97, Abb. 105.

²⁰ *Mannus VII*, S. 95 ff.

²¹ Splieth, *Inventar*, 105, 106; S. Müller, *Ordnung II*, 114.

²² Wie mir scheint, gehören auch die fünfeckigen, zuweilen mit einem Kreuz versehenen Steinäxte diesem Formkreise an. Doch fehlen mir darüber nähere Aufzeichnungen.

²³ Sprockhoff in *Röm.-Germ. Forschungen*, VI, A II c.

²⁴ Siehe diese Festschrift S. 141 ff.

²⁵ Stampfuß, *Mannus*, V. *Ergänzungsband*, 1927, Karte S. 89.

²⁶ Stampfuß, *Mannus*, V. *Ergänzungsband*, 1927, S. 50 ff.

²⁷ Wie wenig durchsichtig hier die Verhältnisse noch liegen, zeigt auch das neue zusammenfassende Werk über die Urgeschichte Ostpreußens von W. Gaerte. *Königsberg* 1929, S. 142 ff.

²⁸ Petersen, a. a. O., Taf. 34 a.

²⁹ Ebert, *Reallexikon*, X, Taf. 74 und S. 196, § 8.

³⁰ Petersen, a. a. O., Taf. 35 a

³¹ Zimmer, Die bemalten Tongefäße Schlesiens, mit Karte.

³² Petersen, a. a. O., Taf. 35.

³³ Für jeden Formkreis ist ein besonderes Zeichen gewählt. Grundsätzlich wurde jeder Fundort nur einmal kartiert, auch wenn Vertreter mehrerer Typen desselben Formkreises dort gefunden sind. Streufunde sind der besseren Übersicht wegen fortgelassen. Die hinterpommersche Ostseegruppe und die an der Netze sind wegen der Überschneidung mit der Oder- und Weichselgruppe nicht dargestellt.

DIE ÄLTERE UND MITTLERE BRONZEZEIT IM NEUWIEDER BECKEN

VON ADAM GÜNTHER, KOBLENZ

Fast genau in der Mitte des Stromlaufs zwischen Bingen und Bonn erweitert sich das bisher von Felsen eingeengte Rheintal zu einer etwa 18 km langen und bis 10 km breiten beckenartigen Ebene, die von den Höhen des Westerwaldes, des Taunus, des Hunsrücks und der Eifel umrahmt wird und innerhalb deren die beiden Flüsse Mosel und Lahn, die beiden starken Bäche Nette und Wied und verschiedene kleinere Bäche in den Rhein münden. So wird das Becken nach allen Richtungen hin durch Täler erschlossen und auch von den zum Rhein hin sanft abfallenden Höhenzügen führen die Straßen des Hinterlandes dem Rheintal zu. In solcher Weise durch seine topographische Lage und von der Natur mit Fruchtbarkeit begünstigt, ist das zwischen den Städten Koblenz und Andernach belegene, sogenannte Neuwieder Becken schon seit der Urzeit Tagen ein Brenn- und Mittelpunkt im Völkerleben aller Zeiten gewesen. Insbesondere spielt es seit Cäsars Zeiten in der Kriegsgeschichte der verschiedenen Jahrhunderte eine bedeutende Rolle als die geeignetste und am meisten benutzte Stromübergangsstelle am ganzen Mittelrhein¹ und in der Besiedlungsgeschichte läßt sich eine fast lückenlose Folge aller vor- und frühgeschichtlichen Kulturperioden nachweisen. Aus der älteren Steinzeit sind uns Rhens, Metternich und Kärlich als Fundstätten bzw. offene Lagerplätze des Aurignacien², Andernach (Martinsberg) als eine Station des Magdalénien bekannt geworden; auf der rechten Rheinseite dürften die Steedener Höhle bei Limburg und die Wildweiberlay bei Diez an der Lahn diesen entsprechen bzw. mit ihnen in Verbindung gebracht werden. In das Mesolithikum wird der große Bimssandauswurf zu setzen sein, der das Becken in seiner ganzen Ausdehnung bedeckte und vorübergehend eine Siedlungslücke hervorrief³. In der jüngeren Steinzeit begegnet uns die große Erdfestung der Pfahlbaukultur auf der linken Rheinseite zwischen Urmitz und Weißen-turm, samt ihren auf beiden Rheinufern verstreuten Einzelsiedlungen und ihren Ausläufern nach der Erdfestung bei Mayen und dem Niederrhein, die Rössener Kultur in Siedlungen am Jägerhaus und im Gebiet der Erdfestung⁴, ebenso die Spiralmäander-Keramik auf den verschiedensten Stellen des Beckens (Oberlahnstein, Bendorf, Neuwied und Heddesdorf und in der Urmitzer Festung, wie auch auf den lößbedeckten Höhen der Pellenz (Plaidt) und des Maifeldes (Moselsürsch). Auch die Schnur- und die Zonenbandkeramik fehlen nicht und zeigen sich in ausgeprägten Formen auf beiden Rhein-

seiten. Dann folgt aber eine anscheinend sehr schwache Besiedelung der ganzen Gegend in den früheren Perioden der Bronzezeit, der sich aber eine umso stärkere Besiedelung am Ausgang der jüngeren Bronzezeit und dem Übergang zur Hallstattzeit, in der Urnenfelderkultur, anschließt. Fast kaum eine der heutigen Ortschaften des ganzen Beckens ist ohne ein oder mehrere Gräberfelder dieser Zeit. Die Hallstattzeit macht sich zunächst auf den umrahmenden Höhenzügen bemerkbar, ihre Keramik ist aber weniger der schönen Kerbschnittkeramik nahe stehend, als der der Urnenfelderkultur in derberer Form. Auch die jüngere Hallstattzeit ist gut vertreten, aber auch hier sind es mehr die Mehrener und die Harpstedter Kulturen, als die feineren Waren. In der Früh-La-Tène-Zeit scheint das Becken eine Haupteinfallpforte des gallischen Eroberungszuges gewesen zu sein; außer verschiedenen Wagen-gräbern und Gräberfeldern in den Gemeinden Kärlich und Mülheim begegnen uns ihre Spuren fast an allen Orten des Beckens, während sie unterhalb ganz zu fehlen scheinen. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. verschwindet die gallische Kultur im Becken und macht einer gallisch-germanischen Mischkultur Platz, die wir auch zu Cäsars Zeiten hier finden. Welche Bedeutung die Römer dem Besitz des Beckens zumaßen, mag daraus hervorgehen, daß sie es durch die Höhenstrecke Rheinbrohl zur Lahn in den Schutz des Limes einbezogen und nach dessen Fall die beiden Endpunkte des Beckens, die Städte Andernach und Koblenz, die früher schon als Drusus-kastelle dem Schutze der Rheingrenze dienten, als Festungen mit starken Mauern und zahlreichen Türmen ausbauten.

Wie oben schon gesagt, scheint die Besiedelung des Beckens in den frühen Perioden der Bronzezeit sehr schwach gewesen zu sein, so daß man schon mit einer Siedlungslücke oder einer lange anhaltenden Dauer der letzten neolithischen Kulturen (Schnur- und Zonenbandkeramik) rechnen wollte, zumal nur wenige Fundstücke bisher bekannt geworden waren. Insbesondere sind an Keramik nur eine angeblich bei Andernach(?) gefundene Urne mit reicher Kerbschnittverzierung im Mainzer Museum⁵ und ein rundlicher Topf aus Urmitz, dem als Beigabe ein dreieckiger Dolch beilag, im Bonner Provinzialmuseum⁶, bekannt geworden. Demgegenüber hat aber in den letzten Jahrzehnten die Zahl der Einzelfunde an Bronzeschmuck und Waffen bzw. Werkzeugen der verschiedenen

Perioden sich derart vermehrt und sogar ein kleines Gräberfeld der Hügelgräberzeit in der Gemarkung Kärlich sich feststellen lassen, daß heute, wenn auch nur in einzelnen Stücken belegt, auch eine geschlossene Folge der bronzezeitlichen Kulturen angenommen werden kann.

a. Werkzeuge und Waffen.

Als ältestes Stück mag wohl ein Bronzeachselbeil aus Vallendar (Abb. 1, 1) gelten, das 1909 beim Wegebau, mitten in dem zum Feisternachtal steil-abfallenden Bergeshang, dem sog. „Sautalshang“, gefunden wurde. Das schön patinierte Stück hat

eine Länge von 13,5 cm hat, am Kopfende 2,2 cm und an der Schneide 5 cm Breite mißt. Museum Koblenz, Inv.-Nr. 5159.

Ein aus Andernach stammendes Flachbeil (Abb. 1, 6) von 19,5 cm Länge und 4,5 cm Breite, mit leicht gewölbter Schneide und zwei kräftigen, mittelständigen Lappen, besitzt das Andernacher Museum, Inv.-Nr. 836.

Angeblich bei Koblenz aus dem Rhein gebaggert, besitzt das Koblenzer Museum ein Absatzbeil aus Bronze (Abb. 1, 3) mit ziemlich hohen Seitenstegen und gewölbter, auf 16 mm Breite beigeschliffener Schneide. 13 cm lang,

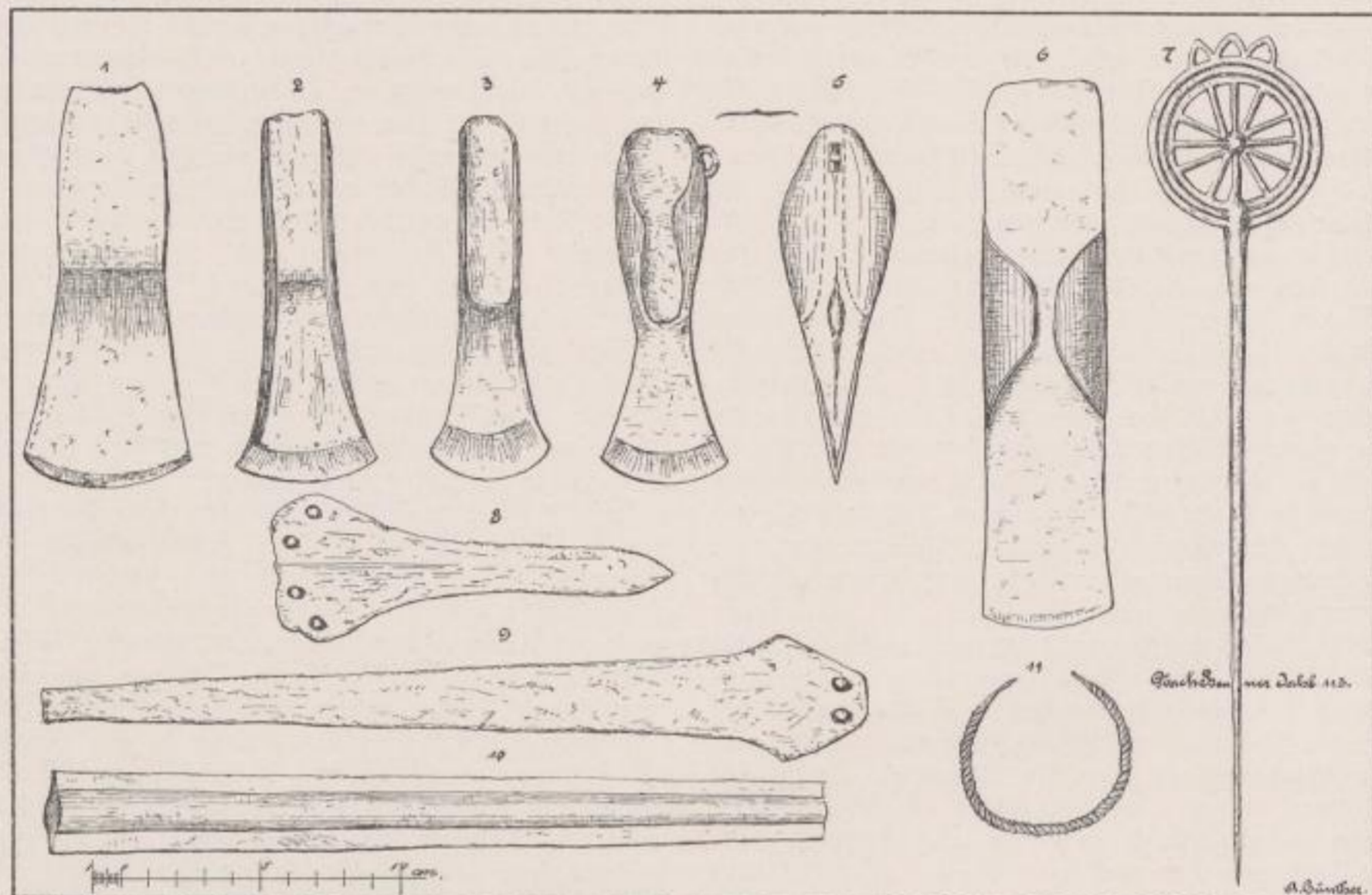


Abb. 1: Einzelfunde der Bronzezeit.

eine Länge von 14,5 cm und eine Stärke von 8 mm; am Kopf hat es 2,5 cm, in der Mitte 3,8 cm Breite; die gewölbte, auf 6 mm Breite beigeschliffene Schneide ist 5,8 cm breit. In der Mitte zeigt das sonst völlig glatte Stück einen leichten Quergrat. Jetzt Museum Koblenz, Inv.-Nr. 4663⁷.

Ein weiteres Flachbeil aus dem Rhein bei Neuwied findet sich im Wiesbadener Museum.

Als nächstes wird ein vor etwa 80 Jahren in einem zwischen Mariahilfstraße und Moselufer in Koblenz-Lützel gefundenes Randbeilchen aus Bronze (Abb. 1, 2) mit bogenförmig geschweifeter, 12 mm breit beigeschliffener Schneide zu betrachten sein, das auf einer Seite in der Mitte die Andeutung eines leichten Quergrates aufweist,

2,2×2,2 cm stark, Schneide 4,2 cm breit. Museum Koblenz, Inv.-Nr. 4605⁸.

Ein voll entwickeltes Lappenbeil mit breiten Seitenlappen, gewölbter Schneide und durchgeschweuerter Öse stellt Abb. 1, 4 und 5, von vorn und von der Seite gesehen, dar⁹. 13,7 cm lang, Kopf 3,5 cm, Mitte 2 cm, gewölbte Schneide 4,6 cm breit. Auf den Seiten Randeinfassung des Unterteils, in der Mitte rohe Gußnaht. Schön patiniert. Als Einzelfund auf der Ostseite des Mallendarer Berges, oberhalb Vallendar gefunden. Jetzt Museum Koblenz, Inv.-Nr. 4664.

Eine zweiteilige Gußform aus Bronze für Lappenbeile, 2 kg 155 g schwer, hat das Neuwieder Museum aus Gladbach (Kr. Neuwied), Distrikt im

Gesetzstück, September 1924, erhalten. Die beiden Hälften sind jede für sich gegossen, daher ungleich, 20,5 und 19,5 cm lang. Sauber angebrauchsfähig. Es wurden mehrere Abgüsse daraus hergestellt. Museum Neuwied, Inv.-Nr. 989 b.

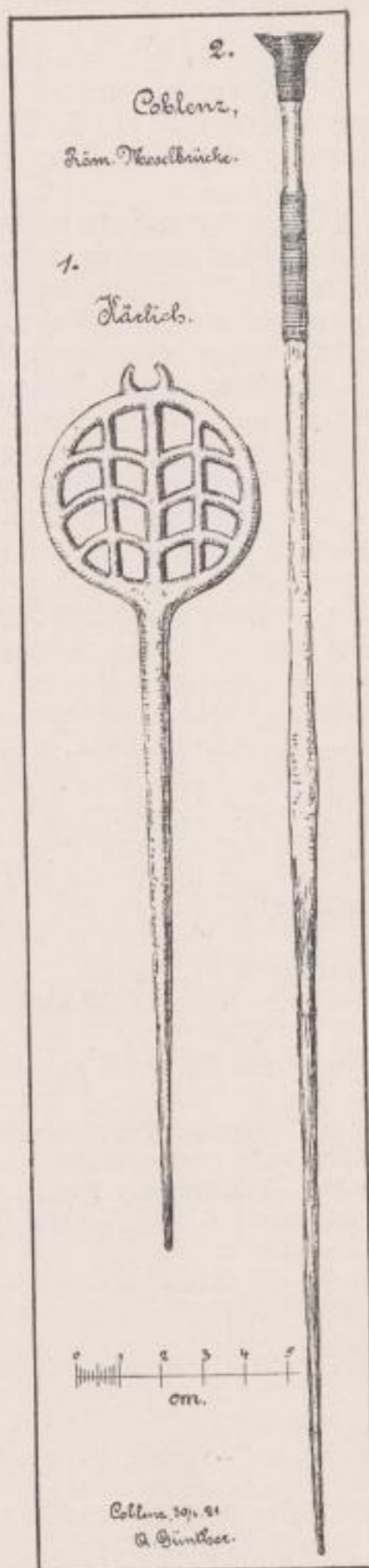


Abb. 2:
Einzelfunde der Bronzezeit.

Stege angegossen, um das Öffnen der Form nach dem Guß zu erleichtern. Außerdem ist die eine Hälfte am unteren Teil außen durch 3 erhaben gegossene, parallele Rippen, die von 2 gebogenen Randleisten umschlossen sind, verziert. Die Form ist noch jetzt

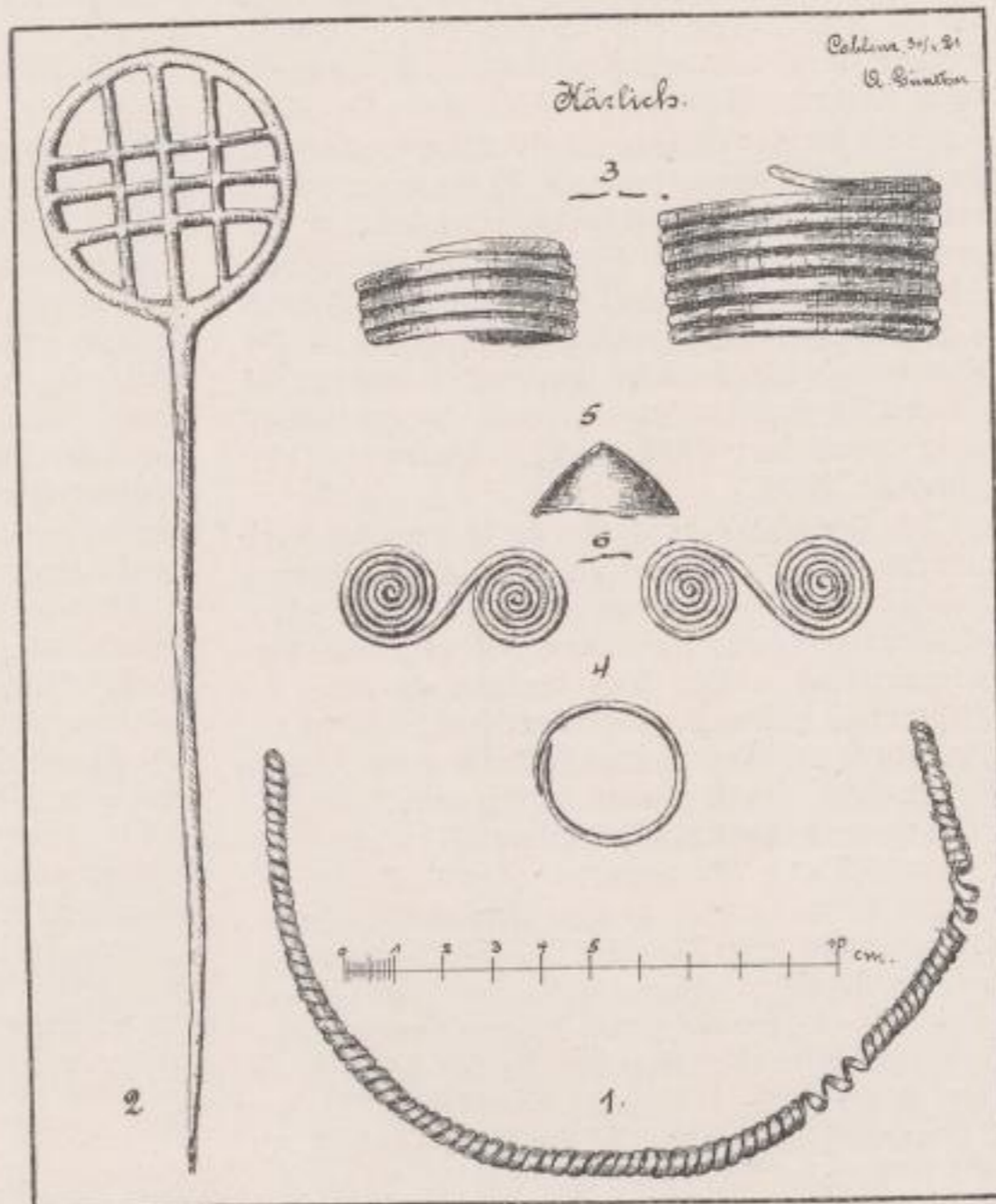


Abb. 3: Grabfund von Kärlich.

einandergespaßt und mit kleinen, runden Erhöhungen beziehungsweise Vertiefungen versehen, um ein Verschieben der Hälften zu verhüten. Die zusammengeklappte Form hat einen trichterförmigen Einguß und neben diesem 2 Abzugskanäle zum Entweichen der Luft. An der Außenseite sind in der Mitte auf jeder Hälfte kleine

Ebendaher stammt ein Tüllenmeißel aus Bronze, 10,2 cm lang, von 2,4 cm Tüllendurchmesser. Museum Neuwied, Inv.-Nr. 989 a.

Aus dem Nachlaß des verstorbenen Rheinschiffahrtsinspektors Mütze besitzt das Koblenzer Museum das Stück einer Bronzeschwertklinge mit breiter, flach gewölbter Längsrippe, 28 cm lang, 2,2–3 cm breit (Abb. 1, 10). Angeblich aus dem Rhein bei Koblenz gebaggert. Inv.-Nr. 2557.

Das Museum Neuwied besitzt aus Neuwied-Heddesdorf eine 28,5 cm lange und 1,5–4,5 cm breite, flache Schwertklinge (Abb. 1, 9) mit 2 Nietten, Inv.-Nr. 608; und einen dreieckigen Dolch mit leicht angedeuteter Mittelrippe von 14 cm Länge vom Meerpfadsweg, Flur 5, Nr. 1057/62 (Abb. 1, 8), Inv.-Nr. 650.

b. Schmuckstücke.

Bei den Baggerarbeiten 1924 an der Stelle der römischen Moselbrücke, unterhalb der alten Burg zu Koblenz wurde eine 35,5 cm lange Bronzenadel mit flachem, umgekehrt konischem Kopf, ge-

schwollenem Hals und einer mittleren Anschwellung des Schaftes zutage gefördert (**Abb. 2, 2**). Die Unterseite des Kopfes und der Schaftansatz durch spiralförmige Windung, Winkelband und kurze Striche verziert; ebenso die Halsanschwellung durch horizontal geriefte und senkrecht gerippte Zonen. Museum Koblenz, Inv.-Nr. 3015.

Aus dem kleinen Gräberfeld der Hügelgräberzeit an der Köln—Mainzer Straße, zirka 30 m unterhalb Kilometerstein 76,0, in der Gemeinde Kärlich:

Im Sommer 1911 wurde auf einer Bimsgrube südlich der Landstraße als Einzelfund eine 21,5 cm lange Radnadel mit Öse aufgedeckt. Die 5 cm im Durchmesser breite Scheibe ist durch 3 senkrechte gerade und 3 gebogene Quersprossen tannenzweigrostartig gegliedert (**Abb. 2, 1**). Museum Koblenz, Inv.-Nr. 3016.

Am 23. Dezember 1911 wurde in 6 m Abstand von der Straße ein Hockergrab (nach den bestimmten Angaben des die Arbeiten selbst ausführenden Grundstücksbesitzers) freigelegt, bei dem sich am Halse ein 13 cm weiter Halsring aus dünnem zu Spiralaröhren gewundenen Bronzedraht (**Abb. 3, 1**), schräg über die Brust eine 23 cm lange Radnadel mit einer durch 3 senkrechte und 3 wagerechte Sprossen rostartig geteilten Scheibe ohne Öse, von 5,5 cm Durchmesser (**Abb. 3, 2**), an den zum Kopfe angezogenen Handgelenken je 1 Spiralarmband von $7\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ Windungen bei 5,5 cm Durchmesser (**Abb. 3, 3**), auf der Brust ein schlichter offener Ring von 2,5 cm Durchmesser mit aneinander vorbeigehenden Enden (**Abb. 3, 4**) und um den Gürtel 1 kleiner, gewölbter Tutulus von 3 cm Durchmesser und 1,5 cm Höhe (**Abb. 3, 5**) und $4\frac{1}{2}$ S-förmige Doppelspiralen aus Bronzedraht fanden (**Abb. 3, 6**). Museum Koblenz, Inv.-Nr. 3433.

Mitte Februar 1915 wurde in kaum 3 m Abstand von der Straße abermals ein Hockergrab freigelegt, diesmal aber so dicht auf der Nachbargrenze, daß der Grubeneigentümer nur den Oberteil des Skeletts aufdecken konnte. Diesmal zeigte es sich deutlich, daß die Hände an den Kopf angelegt waren, denn bei den spärlichen Schädelresten fanden sich noch Reste der Armknochen in 2 Spiralarbändern steckend und verschiedene Fingerknochen vor. Die wohl erhaltenen Armbänder sind aus Drahtspiralen von halbkreisförmigem Drahtquerschnitt in 12 Windungen und 6 cm Höhe und in 5 bis 6 cm lichter Weite hergestellt. Museum Koblenz, Inv.-Nr. 4257 und 4258.

Ob ursprünglich Hügel auf den Gräbern errichtet waren, läßt sich bei der heute gleichmäßig ebenen Oberfläche des Ackerbodens nicht feststellen, ausgeschlossen ist es nicht. Die Grabstätten lagen nur 80 cm tief unter der Bodenoberfläche auf der oberen Bimskieselschicht. In nur 3 m Abstand von dem im Dezember 1911 freigelegten Skelettgrab befand sich in 1 m Tiefe der Abschnitt eines kreisförmigen, 50 cm breiten

Grabens von 5,5 m Radius, der möglicherweise mit dem Grab in Beziehungen gestanden haben mag. Bei dem durchlässigen Boden der Bimsfelder waren die Skelettreste außerordentlich stark verwittert.

Das Provinzialmuseum Bonn besitzt als Einzelfund eine prachtvolle Radnadel aus Bronze (**Abb. 1, 7**; nach Bonner Jahrb., Heft 113, S. 57) aus der weiteren Umgebung der großen Erdfestung Urmitz-Weißenturm.

Ob endlich der von Behrens erwähnte tordierte Goldreif noch der Bronzezeit oder einer späteren Periode, etwa der älteren La-Tène-Zeit, angehört, wird, da die charakterisierenden Schließenden fehlen, wohl dahin gestellt sein müssen. Gefunden wurde das Stück am 9. November 1876 bei Baggerarbeiten zur Fundierung des Stropfweilers der Eisenbahnbrücke Berlin—Metz zwischen dem rechten Rheinufer und der Insel Oberwerth bei Koblenz. Es ist aus 2 etwa 1,5 mm starken Golddrähten geflochten, die an den Enden zusammengeschmolzen sind. Das Gewicht beträgt 25 g; der Durchmesser im Lichten 5 cm; die Reifstärke 5 mm. Die Eisenbahndirektion verehrte das Schmuckstück der Kaiserin Augusta, in deren Nachlaß im Kurfürstensaal des früheren Residenzschlosses zu Koblenz es sich heute noch befindet (**Abb. 1, 11**). Jos. Victor v. Scheffel hat es in einem Gedicht „Der deutsche Rhein seiner Kaiserin“ besungen und als die Opfergabe einer germanischen Priesterin an den Stromgott auf der Fahrt zum Kampf gegen Gallien und Rom geschildert¹¹.

Anmerkungen:

¹ Nissen, Bonn. Jb. 104, 1 ff. Günther, Mannus II, 1910, 33 ff.

² Günther, a. O. 46; Bonn. Jb. 116, 344 ff. Schaaffhausen, Bonn. Jb. 86, 1 ff.

³ Günther, Die Löß- und Bimssandsteinablagerung des Neuwieder Beckens. In: „Vulkanische Baustoffe“ V, 1922, Heft 7/8 und 9/11; ders., Vulkantätigkeit und Eiszeit im östlichen Eifelvorland. In: „Die Eiszeit“, I, Wien 1924, Heft 1.

⁴ Nissen-Koenen, Bonn. Jb. 104, 1 ff. Lehner, Prähist. Zeitschr. II, 1910, 8 ff. Günther, Mannus II a. O.; Mannus XVII, 1925, 161 ff.

⁵ Behrens, Katal. des RGZM. VI, Bronzezeit Süddeutschlands, S. 178.

⁶ Lehner, Führer Bonn 1915, Bd. I, 16.

⁷ Behrens, a. O. S. 72, Nr. 59. Günther, Mannus II, a. O.

⁸ Lissauer, Erster Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthrop. Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten, Ztschr. f. Ethnol. 37, 1905, 793.

⁹ Katalog der Ausstellung des Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsvereins, Koblenz 1891

¹⁰ Behrens, a. O. S. 177.

¹¹ Günther, „Ein Goldfund der älteren Bronzezeit und seine Verherrlichung in zwei bisher unveröffentlichten Gedichten“. Zeitschrift für Heimatkunde im Regierungsbezirk Koblenz, Nr. 33, September 1922.

DIE LANZENSPITZEN VOM LÜNEBURGER TYPUS

VON KARL HERMANN JACOB-FRIESEN, HANNOVER

Unter den bronzezeitlichen Typen haben die Lanzen spitzen bisher eine recht stiefmütterliche Behandlung erfahren, es gibt von ihnen noch keine eingehende Darstellung in typologischer, chronologischer und chorologischer Beziehung. Und doch verdienten auch sie ein weitgehendes Interesse, da sie nicht nur für die Zeitbestimmung, sondern auch nach ihrer Verbreitung höchst wichtig sind. Als besonders markanten Typus greife ich hier den heraus, den ich wegen seiner hauptsächlichsten Verbreitung im Regierungsbezirk Lüneburg (20 von insgesamt 26) als „Lüneburger Typus“ bezeichnen möchte (**Abb. 1**).

Die Lüneburger Lanzen spitze unterscheidet sich von den anderen Typen durch ein kurzes rhomboides Blatt und lange Schafttülle, wobei das Blatt höchstens die Hälfte der Gesamtlänge ausmacht.

Von sogenannten Einzelfunden sind mir bisher folgende bekannt geworden:

Regierungsbezirk Lüneburg:

Kreis Uelzen:

1. Böddenstedt. Heimat-Museum Bergen. Gesamtlänge (unvollständig): 16 cm. Blattlänge: 7,5 cm.
2. Böddenstedt. Heimat-Museum Bergen. Gesamtlänge (unvollständig): 9 cm. Blattlänge: 6,5 cm.
3. Edendorf. Museum Lüneburg. Inv.-Nr. 1250. Gesamtlänge: 13 cm. Blattlänge: 5,5 cm.
4. Gerdau. Verbleib unbekannt. Gesamtlänge: 6 Zoll. Blattlänge 3 Zoll. Erwähnt bei: v. Estorff, C., Heidnische Altertümer der Gegend von Uelzen. Hannover 1846. Tafel VII, 7.
5. Heitbrack. Museum Uelzen. Gesamtlänge (unvollständig): 13,5 cm. Blattlänge: 9,5 cm.
6. Holthusen. Provinzial-Museum Hannover. Inv.-Nr. 28 345. Gesamtlänge (unvollständig): 10 cm. Blattlänge: 8,5 cm.
7. Katzien. Museum Lüneburg. Inv.-Nr. 3030. Gesamtlänge: 10,5 cm. Blattlänge: 4,5 cm.
8. Seedorf. Museum für Völkerkunde Hamburg. Inv.-Nr. 208/1. Gesamtlänge: 13 cm. Blattlänge: 5,5 cm.
9. Uelzener Gegend. Museum Uelzen. Gesamtlänge (unvollständig): 12 cm. Blattlänge: 6,5 cm.

Kreis Bleckede:

10. Boitze. Museum Lüneburg. Inv.-Nr. 2815. Gesamtlänge: 17 cm. Blattlänge 8 cm.
11. Vindorf. Heimatmuseum Dahlenberg. Gesamtlänge 12,5 cm. Blattlänge: 5,5 cm.

Kreis Dannenberg:

12. Dötzingen. Museum Lüneburg. Inv.-Nr. 1923/31. Gesamtlänge (unvollständig): 10 cm. Blattlänge: 5,5 cm.

Kreis Winsen a. d. Luhe:

13. Garlstorf. Provinzial-Museum Hannover. Inv.-Nr. 4531. Gesamtlänge: 17 cm. Blattlänge: 7,5 cm.

Kreis Lüchow:

14. Bergen a. d. Dumme. Heimat-Museum Salzwedel. Gesamtlänge (unvollständig): 12,5 cm. Blattlänge: 8 cm.

Lüneburger Gegend:

15. Fundort nicht genau feststellbar. Museum Lüneburg. Inv.-Nr. 1287. Gesamtlänge: 18 cm. Blattlänge: 9 cm.

Regierungsbezirk Hannover:

Kreis Diepholz:

16. Paradiek. Verbleib unbekannt. Gesamtlänge: 17 cm. Blattlänge: 8 cm. Erwähnt bei: Prejawa, Die hölzernen Straßen in Norddeutschland. In der Zeitschrift: Die Denkmalpflege III, 1901, S. 98.

Landkreis Hannover:

17. Wilkenburg. Provinzial-Museum Hannover. Inv.-Nr. 5568. Gesamtlänge (unvollständig): 11,5 cm. Blattlänge: 7,5 cm.

Kreis Nienburg:

18. Nienburg. Provinzial-Museum Hannover. Inv.-Nr. 5567. Gesamtlänge: 17,5 cm. Blattlänge: 7,5 cm.

Fundort unbekannt:

19. Im Städtischen Museum Osnabrück. Inv.-Nr. 3523/129. Gesamtlänge: 12,5 cm. Blattlänge: 6 cm.

Besonders wichtig sind natürlich die geschlossenen Funde mit Lüneburger Lanzen spitzen. Hiervon kenne ich folgende:

Regierungsbezirk Lüneburg:

Kreis Uelzen:

20. Addenstorf (**Abb. 2, 1**). Museum Lüneburg. Gesamtlänge: 14 cm. Blattlänge 6 cm. In Hügel 4 bei einem Skelett zusammen gefunden mit einer Rollennadel von 8,5 cm Länge. Erwähnt in den Lüneburger Museumsblättern, Bd. II, Heft 7, S. 203.
21. Eddelstorf (**Abb. 2, 2**). Museum Lüneburg. Inv.-Nr. 2775. Gesamtlänge: 22 cm. Blattlänge: 9,5 cm. Zusammen gefunden mit einem Griffzungenschwert von 26 cm Länge. Die Ränder des Griffzungenschwertes sind gekerbt, die Zunge ist durchbrochen, und auf dem Bahnende finden sich in halbmondförmiger Anordnung, durch 6 Bronzenieten festgehalten, Reste der ursprünglichen hölzernen Griffplatten.

22. Eddelstorf (Abb. 2, 3). Museum für Völkerkunde, Hamburg. Inv.-Nr. 1898/14. Gesamtlänge: 16,5 cm. Blattlänge: 6,5 cm. Teil eines geschlossenen Fundes, über den das „Jahrbuch der Hamburger wissenschaftlichen Anstalten“, 1898, folgendermaßen berichtet: „Ausbeute aus einem Hügelgrab mit gepflasterter Steinkiste von Eddelstorf bei Bevensen: kurzes Bronzeschwert mit starkem, dreiteiligem Mittelgrat, schlecht erhaltener Griffzunge und 6 Nieten am Griffansatz. Klinge beiderseits in der Mitte etwas ausgeschweift, Länge 36,3 cm. Kleiner dreieckiger Bronzedolch mit Spuren des Holzgriffes. Länge 14 cm. Länge

im Hügel 1 mit zahlreichen Bronzen zusammen gefunden. Nach M. M. Lienau's Aufstellung der Funde im Lüneburger Museum gehören davon zu der Lanzenspitze ein Griffzungenschwert mit viereckigem Ortband. Das Schwert, dessen Griffzunge abgebrochen ist, scheint ein ähnlicher Typus wie die beiden von Eddelstorf zu sein. Die Länge beträgt heute 25 cm, mag aber ursprünglich etwa 30 cm betragen haben. Auf dem Bahnende der Klinge ursprünglich 6 Nieten. Das Ortband weist viereckigen Grundriß auf und verjüngt sich nach oben. Kurz erwähnt in den Lüneburger Museumsblättern, Band II, Heft 8, S. 322.

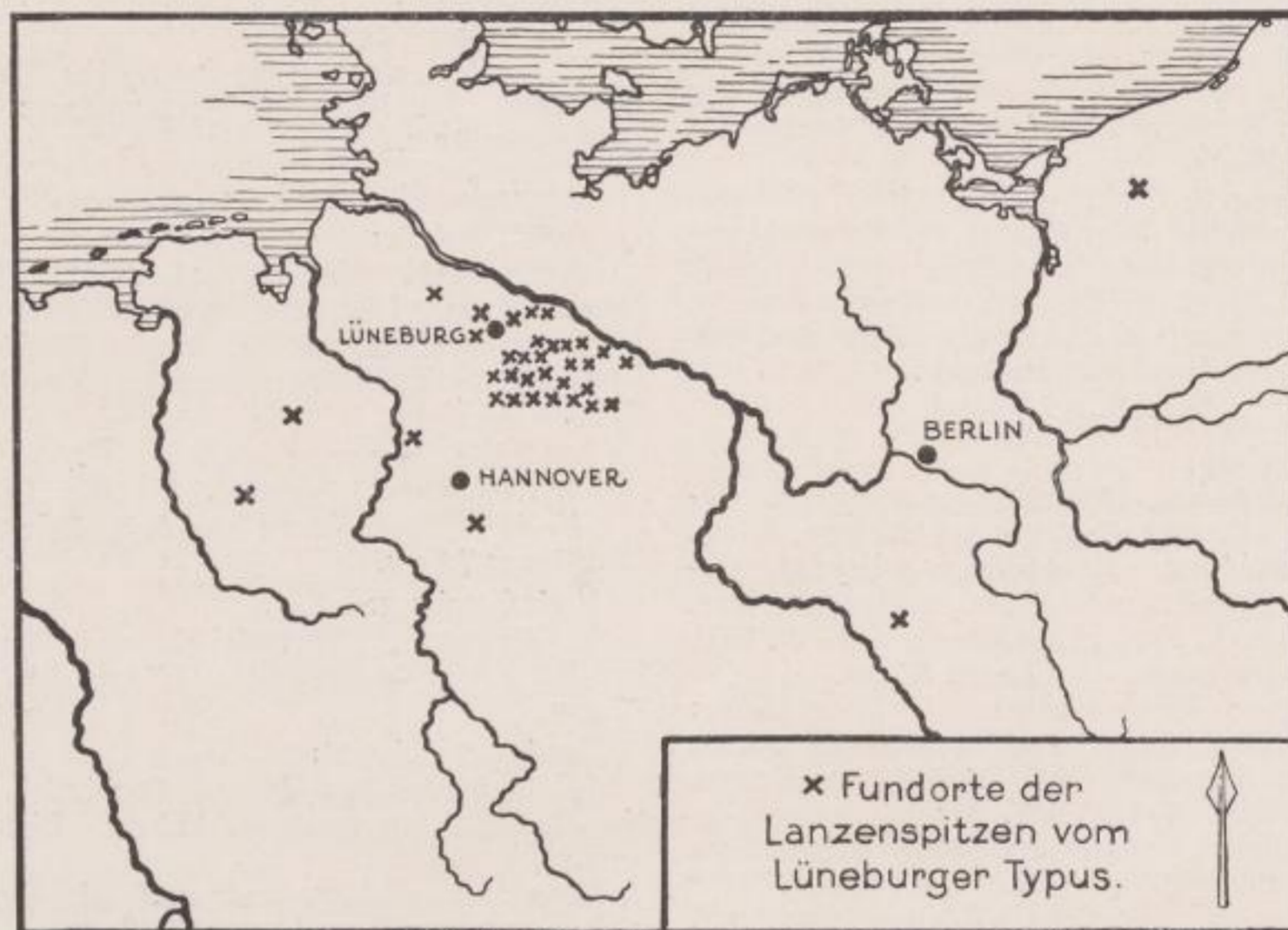


Abb. 1.

Lanzenspitze mit weiter Tülle und sehr schwach ausgebildeten Flügeln. Länge: 16,5 cm. Einschneidiges Messer mit sichelförmiger, starkkrückiger Klinge. Der rechteckige Griff mit die ganze Länge einnehmendem zentralem Loche. Der Griff setzt sich von der Klinge durch drei querlaufende leistenförmige Erhöhungen ab. Länge: 12,6 cm. Großer, weiter, 18 g schwerer Goldring. Das Skelett innerhalb der Steinkiste lag mit dem Kopf nach Südost, auf dem Scheitel der Goldring, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Lanze, zu Füßen der Dolch, in der Gürtelgegend das Messer.“

Kreis Bleckede:

23. Buendorf bei Dahlenburg (Abb. 2, 4). Museum Lüneburg. Inv.-Nr. 3016. Gesamtlänge: 12,5 cm. Blattlänge: 6 cm. Auf dem Luchsberge

Kreis Dannenberg:

24. Bahrendorf (Abb. 2, 5). Provinzial-Museum Hannover. Inv.-Nr. 4530. Gesamtlänge: 16,5 cm. Blattlänge: 8 cm. Zusammen gefunden mit einer Bronzenadel, die einen tonnenförmigen Kopf zeigt. Abgebildet bei Müller, J. und Reimers, J., Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer aus der Provinz Hannover 1893, Taf. V, Abb. 39.

Regierungsbezirk Merseburg:

Kreis Schweinitz:

25. Polzen (Abb. 3). Prähistorische Abteilung der Staatsmuseen zu Berlin. Inv.-Nr. II, 5648. Gesamtlänge (unvollständig): 14,5 cm. Blattlänge (unvollständig): 7 cm. Teil eines Depotfundes der bei Bastian, A. und Voss, A., „Die Bronzeschwerter

des Königlichen Museums zu Berlin“, 1887, S. 63 und 64, etwa folgendermaßen beschrieben wird:

„1. (Kat.-Nr. II, 5646). Hälfte einer bronzenen Gußform für Lappenbeile. Länge der Form: 22,5 cm. Größte Breite derselben: 6,2 cm.

2. (Kat.-Nr. II, 5647). Lappenbeil, in der Mitte etwas seitlich comprimiert, mit gradem vierkantigem Bahnende und runder etwas verbreiteter Schneide. Länge: 7,5 cm. Breite des Bahnendes: 2,2 cm. Breite der Schneide: 4,5 cm.

Sämtliche Stücke waren ursprünglich mit einer rostbraunen Patina, welche an den durch Abblätterung entblößten Stellen eine hellgraugrüne Farbe und mehlig Beschaffenheit zeigt, überzogen.“

Regierungsbezirk Köslin:

Kreis Schivelbein:

26. Nemmin (Abb. 4). Prähistorische Abteilung der Staatsmuseen Berlin. Inv.-Nr. I c, 3797. Gesamtlänge: 15 cm. Blattlänge: 8 cm.

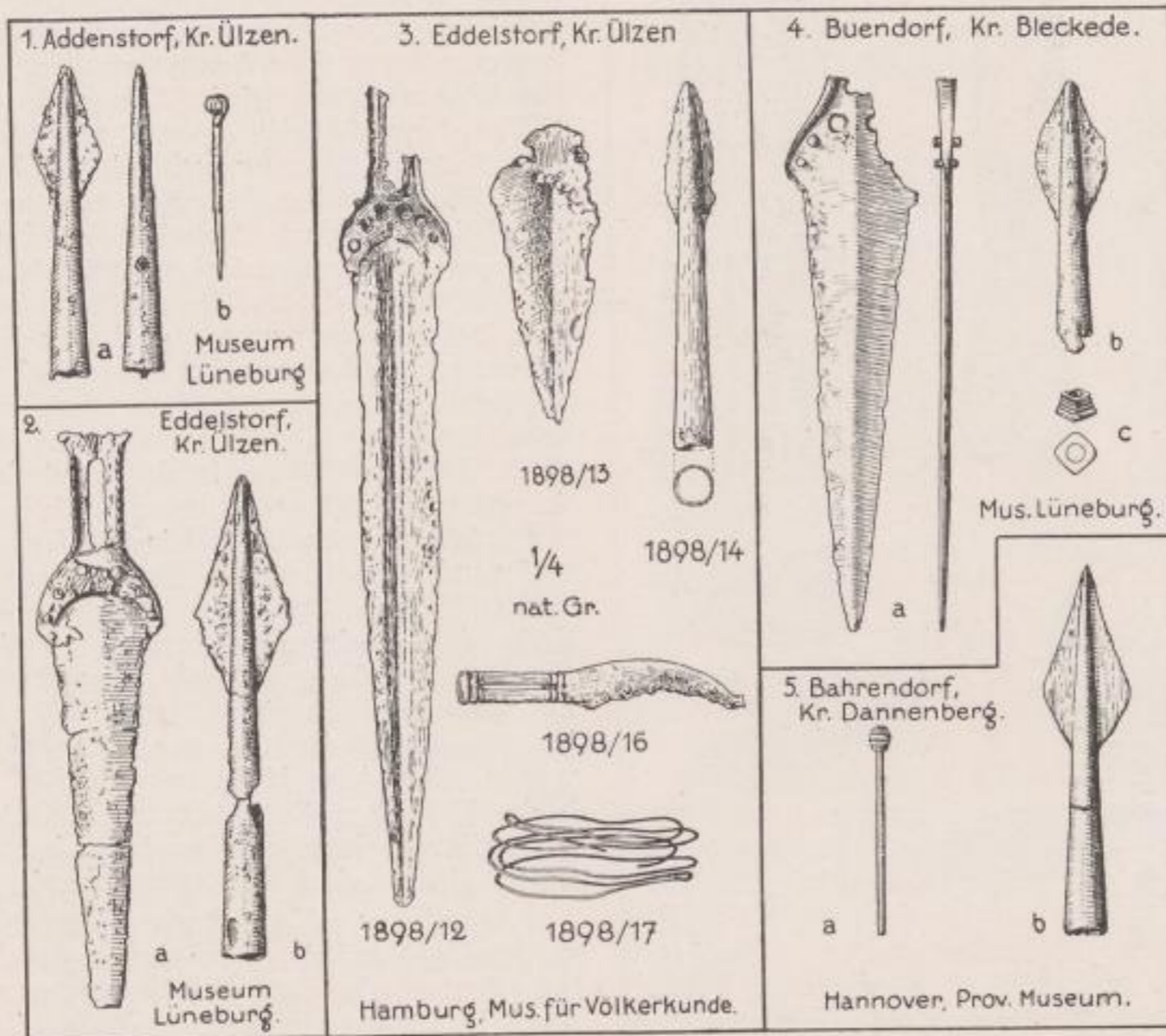


Abb. 2.

3. (Kat.-Nr. II, 5651). Einschneidiges sichelförmiges Bronzemesser, an dem Griffende abgestutzt; wie es scheint, war früher ein Griffdorn vorhanden. Länge: 15 cm. Breite: 2,6 cm.

4. (Kat.-Nr. II, 5650). Spiralig längsgefurchter Bronzering mit abgerundeten, leicht quer gerippten Endungen, anscheinend aus einem um seine Längsachse gedrehten vierkantigen Bronzestab hergestellt. Durchmesser: 9 cm. Stärke des Stabes: 1 cm.

5. (Kat.-Nr. II, 5649). Stark gekrümmte Bronzesichel mit aufwärtsgebogener Spitze und Querdorn am Stielende. Das Blatt ist auf der einen Seite glatt, auf der anderen, hier dargestellten, verläuft parallel mit dem erhöhten Steilrande und nahe demselben eine flache Rippe. Länge: 15,5 cm. Breite: 2,5 cm.

Dieser Typus entspricht also seinen Längenausmaßen nach nicht mehr den Anforderungen, die wir oben bei der Definition der Lüneburger Lanzen spitzen gaben, da das Blatt länger als die Hälfte der Gesamtlänge ist. Die äußere Form ist aber derartig nahe mit dem Grundtypus verwandt, daß wir den Fund hier doch behandeln. Die Lanzen spitze stellt den Teil eines Depotfundes dar, auf den Franz Schulz in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1876, S. 146, unter dem Titel „Über einen vorhistorischen Wohnort im Regatal, Feldmark Nemmin, Kreis Schivelbein“, zuerst hinwies.

Die Fundhebung beschreibt er folgendermaßen: „Die Ziegeleiarbeiter hatten bei dem Abräumen des Kieses über dem Lehm lager unter einem flachen

Steine eine Anzahl von Speeren, elf von Eisen, sechs von sehr kupferhaltiger Bronze, aufgefunden. Die letzteren waren durch ein auf seiner ganzen Oberfläche sorgfältig dekoriertes Bronzeband zusammengehalten. Leider ist dasselbe durch einen golddürstenden Tagelöhner, weil es sehr schwer aufzulösen war, zerbrochen worden.“

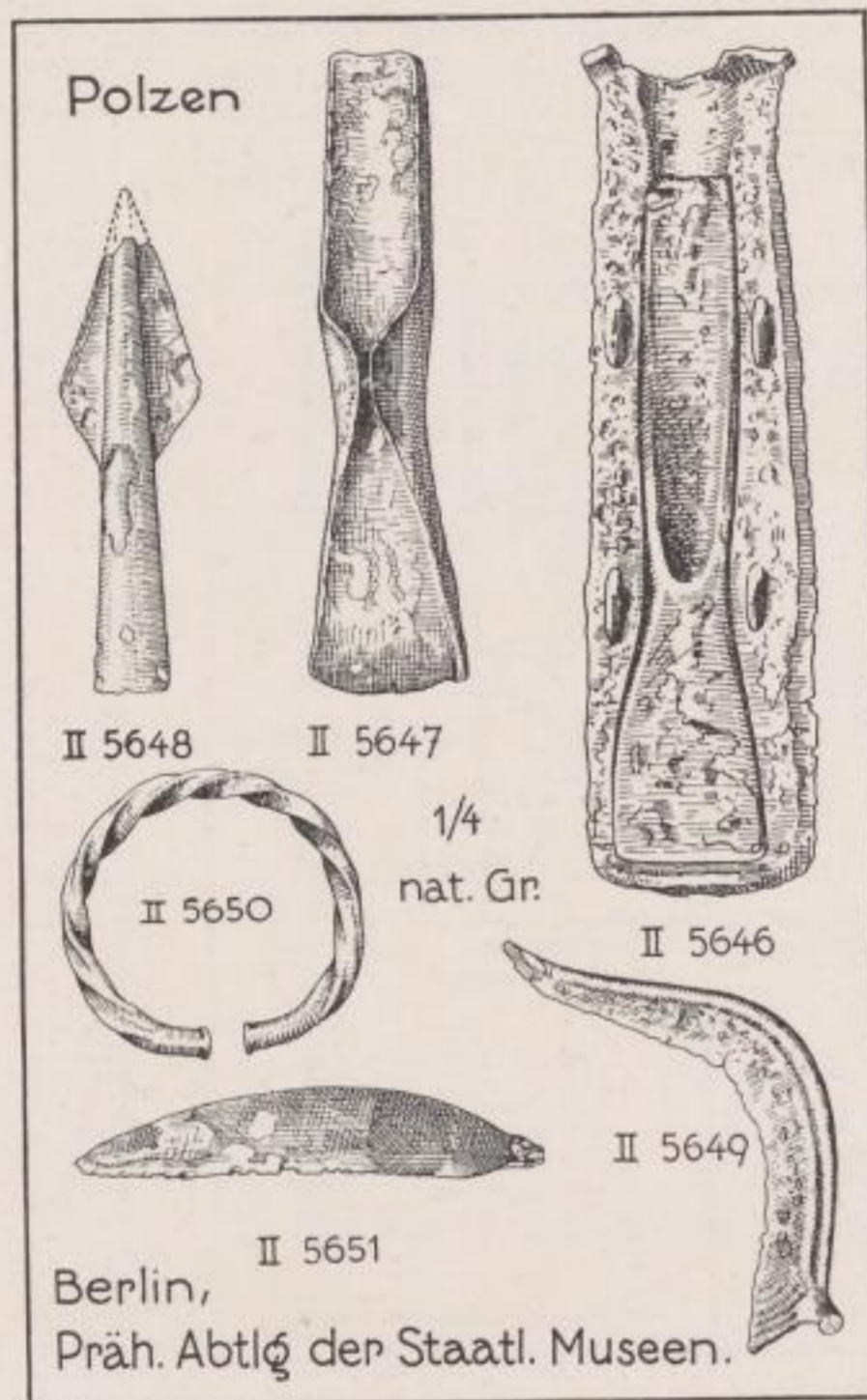


Abb. 3.

Rudolf Virchow gibt im Anschluß an diese Fundmeldung folgende Beschreibung: „Betrachtet man die Sache genauer, so ergeben sich nach der Beschaffenheit des Metalls folgende Kategorien:

1. Aus Bronze:

a. Das Bronzeband. Es ist von demselben nur ein Bruchstück gerettet worden, welches keinen Schluß auf die ursprüngliche Größe gestattet. Glücklicherweise ist wenigstens das eine Ende erhalten. Das Stück ist beinahe 14 cm lang, gegen die Mitte hin 18 mm breit, ganz dünn und platt, am Ende in eine 4,5 cm lange Spitze ausgezogen. Letztere ist ohne Verzierung. Die übrige Fläche ist an der äußeren Seite mit 6 ziemlich regelmäßigen,

vertieften Längslinien, die in gleichen Entfernungen von einander parallel verlaufen, überzogen; das mittelste Feld zwischen denselben zeigt außerdem in etwas unordentlicher Folge eine Reihe kleiner, quergestellter, halbmondförmiger Eindrücke, welche an den Enden etwas verbreitert sind. Die innere Fläche ist glatt. Das Ganze hat eine schmutzigrüne Patina.

b. Die bronzenen Lanzenspitzen: Es sind 6, im allgemeinen gleich gearbeitete Stücke, jedoch von so verschiedener Größe, daß keines dem andern gleich ist. Wenn man sie nebeneinander ordnet, so hat man ein ganzes Sortiment, wie es etwa im Handel ausgestellt wird. Die größte Spitze ist 17,2 cm lang, die kleinste mißt nur 12 cm. Unter langsamer Verjüngung geht der Schaft in das Blatt über, welches bei allen eine unregelmäßig rhomboide Form hat. Von dem Stiel her setzt sich eine erhabene, sehr starke Mittelleiste bis nahe an die Spitze fort. Bei den größeren ist die Leiste platt, bei den kleineren gerundet. An sie setzt sich jederseits flügelartig das etwas schmale Blatt, welches seine größte Breite sehr bald erreicht und dann unter schneller Verschmälerung zur Spitze geht. Bei den größeren ist der Rand an der Stelle der größten Breite mehr gerundet, bei den kleineren winklig, ja an der kleinsten fast spitz aus-springend.

Die kleinste Spitze ist überdies am unteren Ende des Stiels roh verziert. Drei vertiefte Parallellinien, die so schlecht ausgeführt sind, daß das Instrument an einer Stelle weit ausgeglitten ist, werden beiderseits von Zickzacklinien begrenzt. Die obere bildet spitzwinklige, hohe und breite Dreiecke; die untere, welche stellenweise wegen ihrer oberflächlichen Lage kaum sichtbar ist, hat einen einfach winkligen Verlauf.

2. Aus Eisen. Abgesehen davon, daß eine nicht geringe Zahl der eisernen Dinge verletzt, namentlich offenbar schon vor dem Verbergen zerbrochen war, haben sie in hohem Maße durch Rost gelitten.

a. Eiserne Gürtelhaken (oder Gürtelplatten). Es sind davon 3 oder 4 mehrmals zerbrochene Stücke vorhanden. Auch das von Herrn Schulz unter der Bezeichnung eines sichelförmigen Messers erwähnte und von dem Wall am Rega-Ufer herstammende Stück gehört dazu. Es sind ziemlich dicke Platten von schwach sichelförmiger Gestalt, bis zu 35 mm breit und bis zu 130 mm (früher wahrscheinlich bis zu 150 mm) lang. Am Ende verjüngen sie sich schnell und gehen in einen umgebogenen Haken über, der offenbar bestimmt war, in eine Öffnung einzugreifen. Der konvexe Rand ist ein wenig verdickt, der konkave glatt und fast scharf, wodurch eben der Eindruck des Sichel-messers entsteht. Die Oberfläche erscheint, namentlich bei zwei der Stücke, so glatt und durch ein so zusammenhängendes, relativ lose auf die

Unterlage angefügtes Blech gebildet, daß gerade hier die Vorstellung entsteht, als habe eine absichtliche Belegung der größeren Platte mit feinerem Blech stattgehabt.

b. Die eisernen Lanzenspitzen stellen gleichfalls, wie die bronzenen, ein Sortiment unter sich verschiedener, von einer recht großen Form bis zu einer recht kleinen wechselnder Stücke dar. Leider ist kein einziges Stück ganz intakt, namentlich sind bis auf ein einziges alle anderen am Stiel verletzt, so daß genaue Größenbestimmungen nicht gegeben werden können. Indes sind doch selbst die Lanzenblätter verschieden genug. Das größte hat eine Länge von 16,5 cm und eine größte Breite von 4,5 cm; das kleinste ist nur 9,8 cm lang und an der breitesten Stelle 2,8 cm breit. Bei dem einzigen, dessen Stiel erträglich erhalten ist, hat derselbe eine Länge von 12,8 cm; das Stielloch hat 2,8 cm im Durchmesser; das Blatt ist verhältnismäßig klein, 3,4 cm in der größten Breite und wahrscheinlich früher 8,5 cm lang gewesen. Die Form ist der der bronzenen Lanzenspitzen sehr ähnlich. Namentlich die Bildung ist ganz übereinstimmend und nur durch die größere Länge modifiziert. Dagegen sind die Stiele länger und an dem einzigen vollständigeren Stücke zieht sich, 15 mm von dem Stielloche entfernt, ein breiter, erhabener Ring um den Stiel.

Das Bemerkenswerte für diesen Fund ist die Konkordanz der bronzenen und eisernen Formen bei der offenbaren Synchronie derselben. Leider lassen sich zur Zeit das Bronzeband und die eisernen Gegenstände in der Berliner Sammlung nicht auffinden.

Versuchen wir aus den Beigaben chronologische Anhaltspunkte für unsere Lanzenspitzen zu gewinnen, so ist auf folgendes hinzuweisen. Die Rollennadel im Fund Addenstorf (Abb. 2, 1 b) kommt in allen fünf Perioden der Bronzezeit vor, kann also nicht zeitbestimmend sein. Die Griffzungenschwerter von Eddelstorf (Abb. 2, 2 a und Abb. 2, 3), die eine typische Unterelbeform darstellen, sind charakteristisch für Periode III. Das Messer mit geschlitztem Griff von Eddelstorf (Abb. 2, 3) gehört ebenfalls nach Periode III. Das Ortband von Buendorf (Abb. 2, 4) weist einwandfrei auf Periode III. Die Nadel mit tonnenförmigem Kopf von Bahrendorf (Abb. 2, 5 a) ist nach dem Depotfund von Heyersum, Kreis Gronau,

im Hermann-Römer-Museum in Hildesheim, der 10 Bronze-Absatzbeile neben 3 ähnlichen Bronzenadeln enthielt, ebenfalls nach der Periode III zu versetzen, obwohl sie anscheinend auch schon in Periode II vorkommt. Der Fund von Polzen (Abb. 3) gehört mit seinem mittelständigen Lappenbeil in die Periode III. Da beim Depotfund von Nemmin (Abb. 4) das Bronzeband und die eisernen Beifunde nicht näher studiert werden konnten, ist eine genaue Zeitbestimmung nicht möglich, doch verweist das Ornament auf der

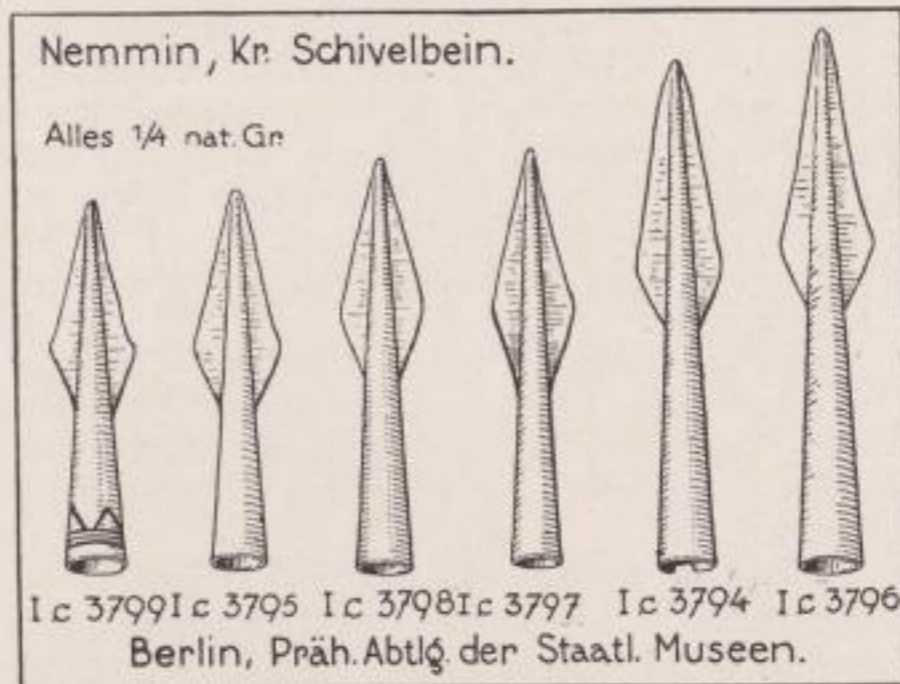


Abb. 4.

Spitze Ic, 3799 auf den spätesten Abschnitt der Periode V, wozu ja auch die eisernen Lanzenspitzen passen könnten.

Das Gesamtergebnis würde also lauten: Unsere Lüneburger Lanzenspitzen sind im zentralen Verbreitungsgebiet in die Periode III zu versetzen. Im Randgebiet ihrer Verbreitung gehen sie bis ans Ende der Periode V, wobei sie aber nicht mehr den reinen Urtypus aufweisen. Diese chronologische Bestimmung bestätigt die chorologische Beobachtung, nach der die Funde des Zentralgebietes älter als die des Randgebietes sind.

Die Häufung unsrer Lanzenspitzen im Lüneburger Gebiet beschränkt sich nicht nur auf diese Typen, ist vielmehr eine allgemeine Erscheinung, die zweifellos mit der uralten Ausbeutung der dortigen Salzquellen zusammenhängt und — genau wie im Halleschen Gebiet — eine besonders reiche und dicht gedrängte Bevölkerung voraussetzt.

TONGEFÄSSE AUS DER JÜNGEREN BRONZE- UND ÄLTESTEN EISENZEIT IM MUSEUM DER STADT OSNABRÜCK

EIN BEITRAG ZUR TERMINOLOGIE

VON HANS GUMMEL, OSNABRÜCK

Tongefäße aus der jüngeren Bronze- und ältesten Eisenzeit in der Osnabrücker Gegend besitzt das Museum der Stadt Osnabrück bisher nur aus Grabfunden. Es handelt sich dabei um Brandgräber aus Hügeln — z. T. Nachbestattungen — oder Urnenfriedhöfen, in denen in der Regel größere Gefäße als Urnen, kleinere als Beigefäße, größere und kleinere als Deckgefäße für Urnen benutzt sind. Von den Formen der Urnen soll hier die Rede sein¹.

Genauere Datierung aus den Befunden unserer Gegend selbst — Ergebnisse aus anderen Gebieten dürfen nur mit größter Vorsicht übertragen werden — ist bisher aus folgenden Gründen nicht möglich:

1. Mangel an „geschlossenen Funden“².
2. Spärliches Vorhandensein von Metallsachen, von denen zwar höchstwahrscheinlich oder sicher ist, daß sie als Beigabe in einer, aber nicht, in welcher (bzw. was für einer verschollenen) Urne sie gelegen haben³.
3. Unsicherheit, ob deren Typen (Nadeln, Rasiermesser, Nippzangen, selten anderes) nicht vielleicht sehr „langlebig“ sind.
4. Keine Pläne vorhanden, aus denen sich nach der Stellung der Urnen zueinander — falls die Belegung des betreffenden Gräberfeldes in bestimmter Richtung erfolgte⁴ — bis zu gewissem Grade ihr Altersverhältnis ermitteln ließe.
5. Keine Altersunterschiede aus der Grabform (ob Hügel oder Flachgrab, ob mit oder ohne Steinpackung usw.) erschließbar.
6. Aus allem zusammen und weil die geborgenen Funde sicherlich nur über recht kleine Abschnitte der betreffenden Gräberfelder Auskunft geben, auch Altersvergleiche zwischen verschiedenen ganzen Friedhöfen nicht möglich.
7. Da bei den großenteils ziemlich einfachen Gefäßformen mit Konvergenzerscheinungen und „Langlebigkeit“ einerseits, mit Mangel an Gesetzmäßigkeit durch Hervortreten individuellen Geschmacks andererseits zu rechnen ist, erscheinen Versuche, durch Typologie zu datieren, im allgemeinen wenig brauchbar⁵.
8. Ebendeshalb kann auch die „chorologische Methode“⁶ nur mit Vorsicht herangezogen werden.

Jedoch erscheint, so lange nicht erheblich mehr „geschlossene“ Funde vorliegen, die Untersuchung des räumlichen Vorkommens der verschiedenen Formen, also die Aufstellung von Typenkarten,

noch der beste Weg zu dem Versuch, die Chronologie der hier behandelten Zeiten zu verbessern. Dazu ist vor allen Dingen eine möglichst klare und deutliche Terminologie notwendig. Wenn auch A. W. Brogger darüber spottet⁷, „daß man im Ernst die Einführung von Linnés lateinischem Namensystem für Altertümer erörtert hat“, so wäre es doch für Untersuchungen in der angegebenen Richtung außerordentlich zu begrüßen, wenn wir ein solches — selbstverständlich nur als methodisches Hilfsmittel — besäßen. Leider ist das ja aber nur innerhalb recht enger Grenzen möglich, da Werke von Menschenhand nicht so gesetzmäßig gestaltet sind wie Naturgebilde. Und gerade unsere Gefäße aus der jüngeren Bronze- und ältesten Eisenzeit, die wir zusammennehmen müssen, weil wir sie noch gar nicht recht voneinander trennen können, geben mit dem „Ineinanderfließen“ ihrer Formen vielleicht noch in besonderem Maße Beltz Recht, wenn er die Keramik der frühesten Eisenzeit in Norddeutschland als „charakterlos“ bezeichnet⁸. Daher kann es nicht ausbleiben, daß oft nur „gefühlsmäßig“ eine Bezeichnung gegeben werden kann und daß eine Form von diesem so und von jenem anders bezeichnet wird. Das soll uns aber nicht von dem Versuch einer Klärung abschrecken.

Ich schlage vor — die ganzen folgenden Ausführungen sind als Vorschläge zu betrachten, zu denen ich Stellung zu nehmen bitte — die Terminologie der Gefäße in der Regel⁹ aus Merkmalen ihrer Formen abzuleiten und sich dabei auf bestimmte Ausdrücke zu einigen¹⁰.

Von vornherein muß nach meiner aus gründlicher Beschäftigung mit dieser Frage gewonnenen Ansicht auf eine für alle Zeitabschnitte gültige Benennung der Gefäßformen in der Art etwa, wie das Heierli¹¹ versuchte, verzichtet werden. Ich meine vielmehr, daß wir schon froh sein müßten, wenn es gelänge, die Gefäßformen der einzelnen Kulturgruppen in bestimmten Zeitabschnitten einheitlich zu bezeichnen.

Die Mehrzahl der im vorliegenden Aufsatz behandelten Gefäße würde Schumacher vermutlich zu seinem „Düstruper Typus“ rechnen. Da er jedoch nicht genauer festgelegt hat, welche Formen er so genannt wissen will¹², so wird er hoffentlich damit einverstanden sein, wenn im folgenden mit schärferer Begrenzung als Dü-

struper Gefäße nur verhältnismäßig wenige bezeichnet werden. Es sind das solche, die noch mehr als andere sich als „Zwischenformen“ erweisen und damit ganz besonders das für unsere Keramik typische „Ineinanderfließen“ der Formen, wie es oben genannt wurde, widerspiegeln.

Für unsere Gefäße kommen die Bezeichnungen „Doppelkonus“, „Terrine“ und „Topf“ in Betracht. Die beiden ersten (bzw. doppelkonisches und terrinenförmiges Gefäß) sind seit rund einem halben Jahrhundert eingebürgert¹³ und die Ausführung der an und für sich sehr löblichen Vorschläge¹⁴, zur Vermeidung von Fremdwörtern in der Terminologie der Gefäßformen auf altes deutsches Sprachgut zurückzugreifen oder Kataloge von heutigen Porzellanfabriken zu Rate zu ziehen, würde in diesen Fällen vermutlich eine heillose Sprachverwirrung zur Folge haben. Und gerade wegen des „Ineinanderfließens“ der Gefäßformen erscheint das Hinzuziehen weiterer Namen als „Gattungsnamen“ — um an die naturwissenschaftliche Terminologie anzuknüpfen — nicht angebracht.

A. Doppelkonus.

Eine genauere Begriffsbestimmung der doppelkonischen Gefäße hat m. W. zuerst Schumann gegeben. Er schreibt¹⁵: „Sie zeichnen sich durch eine scharfe Äquatorialkante aus und bestehen aus zwei Hälften, die wie zwei in ihren breiteren Teilen aufeinandergesetzte Kegelabschnitte sich ausnehmen.“

Hierdurch werden zwei Merkmale als wesentlich hingestellt, erstens und unmittelbar der „scharfe“ Umbruch, zweitens und mittelbar aus dem Ausdruck „Kegelabschnitt“ die Geradwandigkeit des Ober- und Unterteils.

Sind diese Merkmale rein oder annähernd rein vorhanden, so haben wir einen „Doppelkonus im engeren Sinne“ oder „echten“ Doppelkonus oder „Doppelkonus“ schlechthin vor uns. Zu „Doppelkonus im weiteren Sinne“ sind dann auch noch Formen zu rechnen, die in dieser oder jener Hinsicht vom echten Doppelkonus abweichen. Vielleicht sind sie z. T. typologisch als Abwandlungen oder „Entartungen“ des eigentlichen Doppelkonus zu betrachten; doch ist hier m. E. größte Vorsicht am Platze. Wir bezeichnen sie, abgesehen vom „Düstruper Doppelkonus“, nach wichtig erscheinenden Merkmalen.

Bei allen Arten des Doppelkonus im weiteren Sinne müssen für die Formbestimmung noch stets drei weitere Merkmale berücksichtigt werden:

1. Das Verhältnis von Höhe und Breite. Wir betrachten es als „normal“ — und lassen das deshalb in der Beschreibung unerwähnt —, wenn die Breite größer, jedoch nicht mehr als anderthalb mal so groß¹⁶ wie die Höhe

ist. Ist die Breite ebenso groß oder geringer als die Höhe, so sprechen wir von „schlankem“, ist die Breite größer als das Anderthalbfache der Höhe, aber kleiner als das Doppelte, von „breitem“, und geht die Breite über das Doppelte der Höhe hinaus, von „sehr breitem“ Doppelkonus. Im Zweifelsfalle oder bei unwesentlichen Abweichungen setzen wir die Bezeichnungen in Klammern, schreiben also z. B. „(breiter) Doppelkonus“¹⁷.

2. Die Lage des Umbruchs, die gegebenenfalls große Unterschiede in den Höhen von Ober- und Unterteil bedingt. Liegt der Umbruch in der Mitte, könnten wir von „mittelständig“ sprechen, lassen aber, indem wir das als „normal“ betrachten, diese Angabe fort. Liegt der Umbruch höher, haben wir einen „oberständigen“, liegt er tiefer, einen „unterständigen“ Doppelkonus (als Abkürzung statt der eigentlich richtigen Bezeichnungen „Doppelkonus mit oberständigem bzw. unterständigem Umbruch“). Ist der Umbruch nur um ein Drittel der gesamten Höhe oder weniger vom Rande bzw. Boden des Gefäßes entfernt, so ist der Doppelkonus „stark oberständig“ bzw. „stark unterständig“ (beträgt die Entfernung sogar nur ein Viertel oder noch weniger, unter Zusatz von „sehr“).

3. Die Richtung des Oberteils. Weicht sie erheblich von der Senkrechten ab, so wird sie als „normal“ nicht besonders erwähnt. Ist aber das Oberteil annähernd oder ganz steil aufwärts gerichtet — den im letzteren Falle eigentlich richtigen Ausdruck „Zylinderkonus“ verwenden wir nicht —, so sprechen wir von „steilem“ bzw. „ganz steilem“ Doppelkonus.

Einzelheiten, welche durch die Berücksichtigung der behandelten Merkmale nicht erfaßt werden, sind in der Beschreibung besonders zu vermerken. Es kommen da z. B. S-förmige Schweifung des Unterteils und besondere Schmalheit der Standfläche in Betracht, ferner Henkel — auch die Angabe über ihre Stellung ist nicht zu vergessen — und andere „accessorische Teile“ des Gefäßes (nach Voß¹⁸). Andere als Henkel kommen allerdings bei den zunächst zu behandelnden Abbildungen 10—85¹⁹ nicht vor, ebenso wie Verzierungen, die natürlich auch besonders zu beschreiben sind.

In der Beschreibung werden — sofern sie nicht als „normal“ unerwähnt bleiben — die Merkmale in der Regel²⁰ in nachstehender Reihenfolge angegeben:

1. Höhen-Breiten-Verhältnis.
2. Art des Umbruchs (Rundung).
3. Lage des Umbruchs.
4. Geradwandigkeit oder Abweichungen davon.
5. Richtung des Oberteils.
- (6. Etwaige Einzelheiten.)

Die verschiedenen Formgruppen des Doppelkonus.

1. Der „echte“ Doppelkonus oder „Doppelkonus“ im engeren Sinne (Taf. 12; 10, 11).

Wir sprechen von einem solchen nicht nur, wenn die „Äquatorialkante“ ganz scharf und die Wände ganz gerade sind, sondern lassen noch geringe Abweichungen zu, also „stumpfe“ Kante und leicht „gewölbte“ bzw. „eingezogene“ (nach außen bzw. nach innen gebogene) Wände, sowohl „oben“ (im Oberteil) wie „unten“ (im Unterteil).

Beschreibung: Abb. 10: (Breiter), (steiler), oben leicht gewölbter D.²¹. — Abb. 11: Breiter, stumpfer, unterständiger, (steiler) D.

2. Der „weiche“ Doppelkonus (Taf. 12; 12, 13).

Er unterscheidet sich von dem vorigen nur dadurch, daß statt des Umbruchs eine Rundung vorhanden ist.

Beschreibung: Abb. 12: Sehr breiter, unten leicht eingezogener weicher D. — Abb. 13: (Breiter), oberständiger, oben leicht eingezogener weicher D.

3. Der „Düstruper“ Doppelkonus (Taf. 12; 14—17).

Er ist eine Zwischenform zwischen der vorigen und der folgenden, und zwar dadurch, daß die schwache Ausbauchung des Unterteils, welche das wesentliche Merkmal des terrinenartigen Doppelkonus ist, ganz leicht „angedeutet“ ist. Sie ist überhaupt kaum zu sehen, sondern eigentlich nur zu fühlen. Für diese Form, wie für die beiden folgenden ist „normal“ — und kann daher in der Beschreibung unerwähnt bleiben —, daß sie „weich“ ist.

Beschreibung: Abb. 14: (Breiter) Düstruper D. — Abb. 15: (Breiter), unterständiger, (unten gewölbter) Düstruper D. — Abb. 16: Breiter, steiler Düstruper D. — Abb. 17: Oben leicht eingezogener Düstruper D. mit 2 Henkeln über dem Umbruch.

4. Der „terrinenartige“ Doppelkonus (Taf. 12; 18—19).

Im Gegensatz zur echten Terrine (vgl. B), die kräftig ausgebaucht ist, ist hier die Ausbauchung schwach. Man könnte die Form selbstverständlich auch zu den Terrinen stellen — eine scharfe Grenze zwischen den einzelnen Formen läßt sich ja kaum je hier ziehen —; mir persönlich erscheint sie aber doch noch mehr als Doppelkonus. Jedenfalls kennzeichnet sie ihr Name als Zwischenform.

Beschreibung: Abb. 18: Breiter, oberständiger (unten leicht gewölbter) terrinenartiger D. — Abb. 19: (Breiter), oberständiger, (steiler), terrinenartiger D.

Daß bei dieser Form ein „Hals“ vorhanden ist, braucht nicht besonders bemerkt zu werden, da

dieser ein wesentliches Merkmal für eine Terrine ist (vgl. B) und somit auch gerade durch ihn mit bewirkt wird, daß die Form „terrinenartig“ erscheint.

5. Der „schalenartige“ Doppelkonus (Taf. 12; 20—21).

Die Bezeichnung ist im Hinblick auf die sog. „Schalenurnen“ der jüngeren Kaiserzeit gewählt²². Für diese Form ist wesentlich, daß sie „breit“ ist; eine entsprechende Angabe ist also überflüssig. Das gleiche gilt für die „Einziehung“ des Oberteils. Von dem „eingekehlten“ Doppelkonus (Nr. 7), der auch dieses Hauptmerkmal hat, ist diese Form aber m. E. doch abzusondern.

Beschreibung: Abb. 20: Schalenartiger D. — Abb. 21: Schalenartiger D. mit ausladendem Rand²³.

6. Der „geschwungene“ Doppelkonus (Taf. 12; 22—29).

Wir bezeichnen so einen Doppelkonus, dessen Oberteil eingezogen und dessen Unterteil in der Regel — Ausnahmen (Abb. 23) werden besonders vermerkt — gewölbt ist.

Ist dabei die Verjüngung nach oben so kräftig, daß das Gefäß am Umbruch nahezu anderthalbmal oder sogar tatsächlich anderthalbmal so breit ist wie an der schmalsten Stelle des Oberteils — also falls der Rand nicht ausladet, am Rande —, so sprechen wir von einem „stark geschwungenen“ Doppelkonus.

Beschreibung: Abb. 22: Breiter, oberständiger, weicher, geschwungener D. — Abb. 23: (Breiter), oberständiger, geschwungener D. mit S-förmig geschweiftem Unterteil. — Abb. 24: Stark oberständiger, geschwungener D. mit leicht ausladendem Rand. — Abb. 25: Weicher, geschwungener D. — Abb. 26: Oberständiger, stark geschwungener D. — Abb. 27: (Oberständiger), stark geschwungener D. — Abb. 28: Stark geschwungener D. — Abb. 29: Geschwungener D.

7. Der „eingekehlte“ Doppelkonus (Taf. 12; 30 und 13; 31—33).

Die Form unterscheidet sich vom „echten“ Doppelkonus dadurch, daß die Wand des Oberteils eingezogen, die des Unterteils (annähernd oder ganz) gerade ist²⁴. Übertrifft die Breite am Umbruch die Breite an der schmalsten Stelle des Oberteils um mehr als ein Fünftel, so sprechen wir von einem „stark eingekehlten“ Doppelkonus. Für diese Form gilt als „normal“ — ist also in der Beschreibung nicht besonders zu erwähnen —, daß sie „steil“ ist.

Beschreibung: Abb. 30: (Stumpfer), eingekehlter D. — Abb. 31: (Oberständiger), eingekehlter D. (stellenweise mit ausladendem Rand). —

Abb. 32: (Schlanker), unterständiger, (stark) eingekehlter D. — Abb. 33: Schlanker, unterständiger, stark eingekehlter D.

8. Der „Wulst-Doppelkonus“ (Taf. 13; 34—37).

Hier ist die Stelle des Umbruchs durch einen Wulst betont. Das kurze Stück „Einziehung“, das dadurch unmittelbar über dem Umbruch entsteht, wird bei der Beschreibung nicht besonders erwähnt.

Beschreibung: Abb. 34: Oberständiger Wulst-D. — Abb. 35: (Breiter), steiler Wulst-D. — Abb. 36: (Oberständiger), steiler Wulst-D. mit kleiner Standfläche. — Abb. 37: Unterständiger, steiler Wulst-D. mit kleiner Standfläche.

9. Der „Rand-Doppelkonus“ (Taf. 13; 38—45).

Wenn wir durch die Bezeichnung „Rand-Doppelkonus“ Gefäße mit umbiegender oder ausladendem „Rand“²⁵ in einer besonderen Gruppe zusammenfassen, obwohl ein solcher Rand bei jeder der vorher besprochenen Formen vorhanden sein — und man das daher sozusagen als „Merkmal zweiter Ordnung“ oder besondere Einzelheit bei ihrer Beschreibung hinzufügen — könnte, so geschieht das aus einem besonderen Grunde. Schwantes hat für das östliche Hannover das Umbiegen des Randes als Merkmal für Gefäße der Wessenstedtstufe (Montelius Periode VI) erkannt²⁶. Bei vorsichtiger Anwendung dieses Ergebnisses für unser Gebiet können wir vermuten, daß es auch hier gilt.

Bestärkt wird unsere Vermutung durch die Angabe von Beltz, daß die Gefäße beim Übergang zur Eisenzeit im allgemeinen höher werden²⁷. Dazu stimmt auch, daß die Form Abb. 38, die wir — indem hier ausnahmsweise einmal ein typologischer Gesichtspunkt berücksichtigt wird — in diese Gruppe mit hineingenommen haben, als „Prototyp“ dafür gelten kann. Denn Beltz schreibt²⁸: „Die sehr charakteristische Form mit tief liegendem scharfem Umbruch scheint im wesentlichen der Periode V anzugehören.“ Als „Prototyp“ für die folgenden kann man unser Gefäß Abb. 38 besonders deswegen ansehen, weil die Randausladung sozusagen im Entstehen begriffen oder erst „angedeutet“ ist. In der Beschreibung wird diese Einzelheit besonders vermerkt.

Beschreibung: Abb. 38: Schlanker, unterständiger Rand-D. (Rand nur angedeutet.) — Abb. 39: Unterständiger Rand-D. (Durch eine oberhalb vom Umbruch umlaufende Rille ist eine Schulter „vorgetäuscht“). — Abb. 40: (Schlanker) Rand-D. mit leicht S-förmig geschweiftem Unterteil. — Abb. 41: (Schlanker), unterständiger, weicher Rand-D. — Abb. 42: Schlanker, weicher

Rand-D. — Abb. 43: Unterständiger, stumpfer Rand-D. — Abb. 44: Unterständiger, weicher, (unten gewölbter) Rand-D. — Abb. 45: Unterständiger, weicher, (unten gewölbter) Rand-D.

10. Der „Hals-Doppelkonus“ (Taf. 13; 46—48).

Das Vorhandensein eines Halses ist ein Merkmal, das eigentlich nur Terrinen und Halstöpfen (vgl. unten) zukommt. Es gibt aber Gefäße, die zwar im großen und ganzen den Eindruck eines Doppelkonus machen, aber einen sozusagen „kümmerlichen“ Hals haben. Gerade seine geringe Ausprägung bewirkt es, daß das Gefäß im wesentlichen wie ein Doppelkonus erscheint. Andererseits rechtfertigt der Umstand, daß überhaupt ein Hals vorhanden ist, was eigentlich bei einem Doppelkonus „nicht vorkommen sollte“ und was also sehr auffallend ist, daß danach diese Form als „Hals-Doppelkonus“ bezeichnet wird. Kennzeichnend ist, daß der Hals nicht scharf abgesetzt und seine Höhe geringer als ein Achtel der gesamten Gefäßhöhe ist.

Bei dieser Form bleibt bei Bestimmung, ob der Umbruch unterständig, mittelständig oder oberständig ist, der Hals als „fremde Zutat“ außer Betracht.

Beschreibung: Abb. 46: (Oberständiger), stumpfer Hals-D. — Abb. 47: Oberständiger, stumpfer Hals-D. — Abb. 48: Oberständiger, weicher Hals-D.

B. Terrine.

Wir folgen auch hier bei der Begriffsbestimmung Schumann, der schreibt²⁹: „Die großen Terrinen . . . bestehen aus einem stark gebauchten Unterteil, auf dem, deutlich abgesetzt, ein in gerader Seitenwand sich konisch verjüngender Hals aufgesetzt ist.“

Wir entnehmen diesen Angaben drei wesentliche Merkmale für eine „eigentliche“ Terrine. Erstens: starke Ausbauchung des Unterteils; zweitens: deutliches Absetzen des Halses; drittens: (annähernd oder völlige) Geradwandigkeit des Halses. Dagegen erscheint nicht wesentlich, ob der Hals sich konisch verjüngt oder zylindrisch ist³⁰.

Dieser Form — sofern sie „normale Höhe“ hat (vgl. unten) — als „echter“ Terrine, „Terrine“ schlechthin oder Terrine „im engeren Sinne“, stellen wir andere als Terrinen „im weiteren Sinne“ gegenüber.

Sie unterscheiden sich von der „echten Terrine“ entweder dadurch, daß bei gebauchtem Unterteil der Hals nicht deutlich abgesetzt ist — diese Formen können mit der „echten“ zusammen als „eigentliche“ Terrinen bezeichnet werden — oder dadurch, daß der Unterteil nicht „gebaucht“, sondern „gebrochen“ ist, wodurch unter dem Hals

eine „Schulter“ entsteht. Diese Form nennen wir Schulterterrinen.

Bei der Beschreibung sind noch 3 weitere Merkmale zu berücksichtigen:

1. **Verhältnis der Höhe zur Breite.** Wenn wir von den hoch- und sehr hochhalsigen Terrinen absehen (vgl. unten), so ist eine Terrine meistens mehr breit als hoch. Wichtiger als das Höhen-Breiten-Verhältnis des ganzen Gefäßes³¹ ist jedoch das des Unterteils. Wir betrachten es als „normal“ — und lassen das in der Beschreibung unerwähnt —, wenn die Breite des Unterteils mindestens anderthalbmal, aber noch nicht doppelt so breit ist wie seine Höhe. Liegt die Breite zwischen dem Doppelten und Zweieinhalbfachen der Höhe, so sprechen wir von einer „breiten“, darüber hinaus von einer „sehr breiten“ Terrine. Gefäße, die sonst die Merkmale einer Terrine haben, bei denen aber der Unterteil weniger als anderthalbmal so breit wie hoch ist, sind nicht Terrinen, sondern Töpfe (vgl. C).

2. **Die Höhe des Halses.** Ist die Höhe des Halses geringer als ein Achtel der Gesamthöhe, so haben wir eine „sehr kurzhalssige“³²; liegt sie zwischen ein Achtel und ein Fünftel der Gesamthöhe, eine „kurzhalssige“; zwischen ein Fünftel und ein Drittel, eine in dieser Hinsicht „normale“ — also nicht besonders zu bemerkende —; zwischen ein Drittel und ein Halb, eine „hoch-“ oder „langhalssige“; und über ein Halb, eine „sehr hoch- oder langhalssige“ Terrine vor uns³³.

3. **Die Höhe der Ausbauchung**³⁴. Liegt sie im oberen Drittel des Gefäßunterteils (also des Gefäßkörpers ohne den Hals), so ist die Terrine „hochbauchig“ — das ist „normal“ und wird in der Beschreibung nicht erwähnt —, liegt sie im mittleren Drittel, ist die Terrine „rundbauchig“ und liegt sie im unteren Drittel, ist die Terrine „tiefbauchig“.

Anschließend sei bemerkt, daß es dem Gefühl überlassen bleiben muß, die Stärke der Ausbauchung zu beurteilen, insbesondere die Grenze zu ziehen, von wo ab man ein Gefäß nicht mehr als „kräftig ausgebaucht“ bezeichnen will. Derartige Gefäße sind dann in der Regel als Töpfe zu bezeichnen.

In der Beschreibung werden — sofern sie nicht als „normal“ unerwähnt bleiben — die Merkmale in der Regel³⁵ in folgender Reihenfolge angegeben:

1. Höhen-Breiten-Verhältnis.
2. Art des Halses.
3. Art der Ausbauchung (bzw. Schulter).
- (4. Etwaige Einzelheiten.)

Die verschiedenen Formgruppen der Terrine.

1. Die „echte“ Terrine oder die „Terrine“ im engeren Sinne (Taf. 13; 49).

Ihre Merkmale sind bereits oben angegeben. Besonders erwähnt sei nochmals, daß die „echte“ Terrine „normale“ Breite hat.

Beschreibung: Abb. 49: Rundbauchige Terrine mit zwei kleinen, den Halsansatz überspannenden Henkeln.

2. Die „Schulterterrinen“³⁶ (Taf. 13; 50—51).

Sie unterscheidet sich von der „echten“ Terrine dadurch, daß statt der Ausbauchung ein Umbruch vorhanden ist.

Beschreibung: Abb. 50: Weitbauchige Schulterterrinen. — Abb. 51: Schulterterrinen.

3. Die „Düstruper Schulterterrinen“ (Taf. 13; 52—54).

Sie ist eine Zwischenform zwischen der Schulterterrinen im engeren Sinne und der „weichen“ Terrine. Die verhältnismäßig große Länge des Gefäßstückes zwischen Hals und Ausbauchung, sein ziemlich gerader Verlauf und seine stärkere Abwärtsrichtung verleihen ihm Ähnlichkeit mit einer Schulter. Eine wirkliche Schulter ist es aber deswegen nicht, weil ihm der deutliche Abschluß nach unten fehlt. Mit der „Ankumer“ Terrine (vgl. unten) hat die Düstruper Terrine dadurch Ähnlichkeit, daß der Hals nicht deutlich abgesetzt ist.

Beschreibung: Abb. 52: (Stark hochbauchige) Düstruper Schulterterrinen mit leicht S-förmig geschweiftem Unterteil. — Abb. 53: (Breite) Düstruper Schulterterrinen mit leicht ausladendem Rand. — Abb. 54: Düstruper Schulterterrinen.

4. Die „Ankumer“ Terrine (Taf. 13; 55—56).

Sie steht der „echten“ Terrine sehr nahe. Es fehlt einerseits die vollausgebildete Schulter der „Schulterterrinen“ und die „schulterähnliche“ Bildung der „Düstruper Schulterterrinen“, und andererseits ist ein deutlicher Hals vorhanden. Dieser ist aber nicht scharf abgesetzt. Da sich dieses Merkmal nicht durch eine kurze Eigenschaftsbezeichnung ausdrücken ließ, ist auch hier die Benennung nach einem Fundort angewandt worden. Es wurde Ankum, Kr. Bersenbrück, gewählt, weil hier der Arzt Dr. J. H. B. Hartmann³⁷ wohnte, dessen Sammlung der Grundstock der urgeschichtlichen Abteilung unseres Museums ist. Aus ihr stammt auch das in Ankum gefundene Gefäß Abb. 56.

Beschreibung: Abb. 55: Ankumer Terrine. — Abb. 56: Ankumer Terrine.

5. Die „weiche“ Terrine (Taf. 13; 57).

Wir bezeichnen als „weiche“ Doppelkonus einen solchen, der sich von dem echten durch den „Ersatz“ des Umbruchs durch eine Rundung unterscheidet, bei dem also die Grenze zwischen Ober- und Unterteil „verwischt“ ist. Entsprechend betrachten wir zum Unterschied von einer „echten“ Terrine als eine „weiche“ eine

solche Terrine, bei der die Grenze zwischen Hals (Oberteil) und Unterteil dadurch verschwindet, daß der Hals nicht nur nicht scharf abgesetzt ist, sondern daß es sogar undeutlich ist, wo er überhaupt anfängt. Die „weiche“ Terrine ist also gewissermaßen eine „unechte“ Terrine. Sie hat Ähnlichkeit mit den „terrinenförmigen Gefäßen“ von Wessenstedt³⁸.

Beschreibung: Abb. 57: (Kurz Halsige), weiche Terrine.

6. Die „flache“ Terrine (Taf. 13; 58).

Sie hat wie die „echte“ Terrine deutlich abgesetzten Hals und kräftig gebauchten Unterteil, ist aber im Gegensatz zu jener „breit“. Letzteres Merkmal kann also in der Beschreibung unerwähnt bleiben. Daß diese Form von der „Terrine“ abzusondern ist, hat offenbar Schumann schon empfunden, wenn auch nicht deutlich ausgesprochen. Er bezeichnet ein unserer Abb. 58 ähnliches Gefäß — das aber weitbauchig und verziert ist — als „niedrige“ Terrine und glaubt, daß sie jünger ist³⁹.

Beschreibung: Abb. 58: Hoch Halsige, flache Terrine.

7. Die „topfartige“ Terrine (Taf. 13; 59 und 14; 60).

Wie bei der „echten“ Terrine ist der Unterteil mehr als anderthalbmal so breit wie hoch und der Hals deutlich abgesetzt. Dagegen ist die Ausbauchung schwach. Die beiden letzten Merkmale hat diese Form mit dem „Halstopf“ im engeren Sinne (vgl. unten) gemeinsam, der jedoch im Unterteil nicht so breit ist.

Beschreibung: Abb. 59: Hoch Halsige, topfartige Terrine mit abgesetztem Rand. — Abb. 60: Topfartige Terrine (Rand stellenweise angedeutet).

8. Die „Düstruper“ Terrine (Taf. 14; 61—64).

Wie bei der „Düstruper Schulterterrinen“ die Merkmale der (echten) Schulterterrinen „verwischt“ sind, so ist die „Düstruper Terrine“ eine „flauere“ Form der „echten“ Terrine. Der Hals ist nicht scharf abgesetzt und statt der kräftigen Ausbauchung ist nur eine schwache vorhanden. Auch dieses „Düstruper“ Gefäß ist eine Zwischenform, und zwar zwischen den Terrinen und den „Halstopfen“. Bei höherem Unterteil ist die entsprechende Form der „Düstruper Halstopf“.

Beschreibung: Abb. 61: (Hoch Halsige) Düstruper Terrine. — Abb. 62: Hoch Halsige Düstruper Terrine (mit sehr schwacher Ausbauchung). — Abb. 63: Düstruper Terrine (Hals sehr undeutlich abgesetzt). — Abb. 64: Düstruper Terrine (Hals stark geneigt).

9. Die „geschwungene“ Terrine (Taf. 14; 65).

Die Bezeichnung ist gewählt worden, weil eine gewisse Beziehung zum „geschwungenen“ Doppel-

konus besteht. Man kann sich vorstellen, wie groß die Ähnlichkeit zwischen Abb. 65 und Abb. 28 (Taf. 12) wäre, wenn bei dem letzteren Gefäß der Umbruch fehlte. Der Hals ist hier überhaupt nicht mehr abgesetzt. Wir bezeichnen die Form aber nicht als weichen, geschwungenen Doppelkonus, da die Gesamterscheinung mehr terrinenartig ist.

Beschreibung: Abb. 65: Geschwungene Terrine.

C. Töpfe.

Wir können hier nicht ähnlich wie bei dem Doppelkonus und der Terrine von einem „echten“ Topf oder „Topf schlechthin“ sprechen, da vermutlich niemand an etwas Bestimmtes dabei denken kann. Aber doch gibt es ein Merkmal, das allen verschiedenen Töpfen gemeinsam ist und sie von Eimern und Kesseln unterscheidet. Das ist die Verengung des oberen Teiles⁴⁰.

Wir können die Töpfe einteilen in solche mit Hals oder kurz „Halstopfe“ und „halslose Töpfe“. Da man sich im allgemeinen unter „Topf“ auch ein Gefäß vorstellt, das ebenso hoch wie breit oder höher ist, so können wir für unsere Verhältnisse ganz grob sagen, daß ein Halstopf eine im Unterteil „verlängerte“ Terrine, und mancher halslose Topf ein — meist weicher — „schwach“ gegliederter Doppelkonus ist.

Bei der Beschreibung ist zu berücksichtigen:

1. Verhältnis von Höhe und Breite. Ein Topf wird von uns als „hoch“ oder „schlank“⁴¹ bereits empfunden, wenn die Höhe die Breite sehr wenig, etwa nur um ein Zehntel übertrifft. Geht das über ein Fünftel hinaus, haben wir „sehr schlanke“ oder „sehr hohe“ Töpfe, geht es über zwei Fünftel hinaus, „schmale“ Töpfe⁴² vor uns. Ist die Breite ebenso groß oder größer als die Höhe, so ist der Topf „breit“.

2. Lage der Ausbauchung bzw. des Umbruchs. Bei den Halstopfen sind die Bezeichnungen „hochbauchig“, „rundbauchig“⁴³ und „tiefbauchig“ wie bei den Terrinen anzuwenden. Bei den halslosen Töpfen kommt nur „hochbauchig“ und „tiefbauchig“ in Frage, da Ausbauchung (Umbruch) in der Mitte „normal“ ist.

3. (Bei Halstopfen) Höhe des Halses. Wie bei Terrinen.

Die verschiedenen Formgruppen der Halstopfe.

1. Der „geschwungene“ Halstopf (Taf. 14; 66—67).

Die Form hat die Bezeichnung von ihrer nahen Verwandtschaft mit der „geschwungenen“ Terrine. Es ist ein Topf mit undeutlich abgesetztem Hals. Abgesehen von der größeren Höhe hat er auch Ähnlichkeit mit der „Düstruper Schulterterrinen“, da durch die starke Abwärtsrichtung des Teiles unterhalb des Halses und dessen annähernde

Geradwandigkeit sozusagen eine gewisse Neigung zur Schulterbildung vorhanden ist.

Beschreibung: Abb. 66: Weitbauchiger, geschwungener Halstopf. — Abb. 67: Geschwungener Halstopf.

2. Der „Halstopf“ im engeren Sinne (Taf. 14; 68—70).

Der Hals ist deutlich abgesetzt, die Ausbauchung schwach, die Breite des Unterteils nicht (oder nicht wesentlich) größer als das Anderthalbfache seiner Höhe.

Beschreibung: Abb. 68: Halstopf mit ganz leicht ausladendem Rand. — Abb. 69: Halstopf mit ausladendem Rand. — Abb. 70: Halstopf mit hohem, leicht eingezogenem Hals und leicht S-förmig geschweiftem Unterteil.

3. Der „Ankumer“ Topf (Taf. 14; 71).

Wie die Ankumer Terrine, aber Unterteil höher.

Beschreibung: Abb. 71: (Kurzhalziger) Ankumer Topf.

4. Der „terrinenartige“ Topf (Taf. 14; 72).

Durch die kräftige Ausbauchung (sonst ein Merkmal der Terrine) unterscheidet sich dieser Topf von den anderen Halstöpfen. Da außerdem der Hals scharf abgesetzt ist, so unterscheidet ihn nur die größere Höhe des Unterteils von der „echten“ Terrine.

Beschreibung: Abb. 72: (Hoher), terrinenartiger Topf.

5. Der „Düstruper Halstopf“ (Taf. 14; 73).

Wie die „Düstruper Terrine“ zur „echten“ Terrine, so verhält sich der „Düstruper Halstopf“ zum „terrinenartigen“ Topf, d. h. der Hals ist nicht scharf abgesetzt, und die Ausbauchung schwach. Von der „Düstruper Terrine“ unterscheidet sich der „Düstruper Halstopf“ dadurch, daß sein Unterteil höher ist. Ist die Form noch mehr „abgeschwächt“, so haben wir einen hochbauchigen „geschwungenen“ Topf (Abb. 78) vor uns.

Beschreibung: Abb. 73: Düstruper Halstopf.

6. Der „Schultertopf“ (Taf. 14; 74).

Wir haben hier eine Abart des Halstopfes, die sich zu diesem ebenso verhält, wie die Schulterterrinen zur „Terrine“.

Beschreibung: Abb. 74: Schultertopf.

7. Der „Düstruper Schultertopf“ (Taf. 14; 75—76).

Die Form unterscheidet sich vom „Schultertopf“ dadurch, daß die Schulter vom Halse nicht deutlich getrennt ist. Sie ist gleichzeitig eine Übergangsform zwischen Topf und „Hals-Doppelkonus“, doch ist der Hals höher als bei letzterem.

Beschreibung: Abb. 75: Düstruper Schultertopf mit zwei kleinen Henkeln über dem Umbruch. — Abb. 76: Hochhalziger Düstruper Schultertopf.

Die verschiedenen Formgruppen der halslosen Töpfe.

8. Der „geschwungene“ Topf (Taf. 14; 77—80).

Er unterscheidet sich von dem „geschwungenen“ Doppelkonus dadurch, daß die Schwingung viel schwächer ist. Außerdem ist „normal“, daß der Umbruch „weich“ ist (Ausnahme Abb. 77).

Beschreibung: Abb. 77: (Schlanker), hochbauchiger, leicht geschwungener Topf mit scharfem Umbruch. — Abb. 78: Hochbauchiger, geschwungener Topf. — Abb. 79: Leicht geschwungener Topf. — Abb. 80: (Breiter), leicht geschwungener Topf.

9. Der „breite“ Topf⁴⁴ (Taf. 14; 81—83).

Der breite Topf erinnert etwas an den weichen Doppelkonus, unterscheidet sich von diesem aber durch seine schwache Rundung. Liegt die Ausbauchung tief, so kann die Form Ähnlichkeit mit einem Kessel haben.

Beschreibung: Abb. 81: Tiefbauchiger, breiter Topf (kesselartig). — Abb. 82: (Tiefbauchiger), breiter Topf. — Abb. 83: Breiter Topf mit ganz leicht S-förmig geschweiftem Unterteil.

10. Der „weitmündige“ Topf (Taf. 14; 84).

Kennzeichnend für diesen Topf ist, daß seine Wandung bei schwacher, hochliegender Ausbauchung sich an der Mündung erweitert, ohne daß man von einem „ausladenden Rand“ sprechen könnte.

Beschreibung: Abb. 84: (Breiter), weitmündiger Topf.

11. Der „Schrägrandtopf“ (Taf. 14; 85).

Trotzdem es sich bei dem Oberteil dieses Gefäßes eigentlich um einen Hals handelt, sprechen wir nicht von einem „Schräghalstopf“, sondern behalten die eigentlich unrichtige, aber im Schrifttum eingebürgerte Bezeichnung „Schrägrandtopf“ bei.

Beschreibung: Abb. 85: Breiter Schrägrandtopf.

D. Anhang.

Ohne näher darauf einzugehen, seien einige Gefäße unseres Museums vorgeführt, die sich von den behandelten mehr oder weniger scharf unterscheiden.

Abb. 1 und 2 sind Rauhtöpfe mit gewelltem bzw. gekerbtem Rand (die Eindrücke liegen nur in der Mitte des Randes und gehen nicht bis zu seinen Kanten durch)⁴⁵. Abb. 3 ein dickwandiger, durch zwei große Henkel gekennzeichnet, „tonnenförmiger“ Topf, wie sie auch im östlichen Hannover (durch mehrere Zeitstufen hindurch) vorkommen⁴⁶. Bei der sonstigen „Charakterlosigkeit“ der Keramik ist man erstaunt, hier ein Gefäß wie Abb. 4 zu sehen⁴⁷. Abb. 5 hat, was sonst bei unseren Gefäßen nicht

vorkommt, auf dem Unterteil unregelmäßig gekreuzte Linien. Abb. 6 und 7 haben typische „Stilisierung Jastorf b“⁴⁸. Ein Gefäß (Abb. 8), dessen Oberteil leider fehlt, verrät mit seiner Verzierung durch eine Reihe von je zwei ineinanderstehenden Halbbögen vermutlich Einflüsse vom Rhein her. Ebenfalls durch seine Verzierung ist Abb. 9 bemerkenswert. Hier ist die durch eine oben umlaufende, vertiefte Linie „vorgetäuschte“ (markierte) Schulter mit Sparrenmuster geschmückt. Es ist im östlichen Hannover, wohin es aus der lausitzischen Kultur gekommen ist, besonders in der Wessenstedtstufe (aber auch noch später) beliebt⁴⁹.

Wir sahen unter den zuletzt besprochenen Gefäßen solche, die wir, wenn sie in weiter östlich gelegenen Gebieten gefunden wären, zweifellos den Stufen von Wessenstedt und Jastorf zuweisen würden. Es ist zu vermuten, daß sie mit diesen gleich alt sind und daß auch viele unserer doppelkonischen Gefäße, Terrinen und Töpfe in dieselbe Zeit gehören. Es fehlt uns aber jede nähere zeitliche Grenze nach oben und unten, nicht nur für die einzelnen Gefäße, sondern für ihre Gesamtheit.

Daß wir unter unseren Gefäßen solche haben, die man ihrer Form wegen in Ostdeutschland unbedenklich der fünften, wohl sogar z. T. noch der vierten Periode der Bronzezeit zuweisen würde, besagt an und für sich nichts, da wir damit rechnen müssen, daß die Formen in unserer Gegend sehr langlebig sind. Dafür scheint unmittelbar zu sprechen⁵⁰, daß wir hier sonst kaum Funde haben, die wir der vorchristlichen Eisenzeit zuweisen können⁵¹.

Ob wir etwa deswegen anzunehmen haben, daß Hallstatt- und La-Tène-Einflüsse, die — auf dem Saale-Elbe-Wege kommend — im östlichen Niedersachsen erhebliche Wandlungen der Kultur zur Folge hatten, sich in unserem Gebiet kaum bemerkbar machten, müssen künftige Forschungen lehren.

Nachweis der Abbildungen

($\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{8}$ natürliche Größe).

Nr.	Fundort	Kreis	Lagerb.-Nr.
1	Hauptshügel, Gem. Rulle	Osnabrück	6145
2	Balkum	Bersenbrück	102
3	Druchhorn	Bersenbrück	325
4	Üffeln	Bersenbrück	2173 e
5	Vehrte	Osnabrück	436
6	Holsten	Lingen	3495/5
7	Üffeln	Bersenbrück	2173 b
8	Lechtrup-Merzen	Bersenbrück	428
9	Mehringen	Lingen	429
10	Ahausen	Bersenbrück	326
11	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6045 a
12	Gretesch	Osnabrück	6106
13	Düstrup, Gem. Voxtrup	Osnabrück	2712
14	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6045 b
15	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6106
16	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6170
17	Ankum	Bersenbrück	323

Nr.	Fundort	Kreis	Lagerb.-Nr.
18	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6044
19	Osnabrück (Piepenbrink)	Stadt	3625/65
20	Ankum	Bersenbrück	1710
21	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6169 b
22	Gretesch	Osnabrück	6105
23	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6149
24	Bakum	Melle	2771 b
25	Bockraden	Bersenbrück	1723
26	unbekannt		1280
27	Druchhorn	Bersenbrück	1719
28	Merzen, Gem. Lechtrup-Merzen	Bersenbrück	422
29	Bakum	Melle	2772 a
30	Druchhorn	Bersenbrück	319
31	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6100
32	Druchhorn	Bersenbrück	1724
33	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6168
34	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6148
35	Gretesch	Osnabrück	6077
36	unbekannt		1739
37	Osnabrück (Piepenbrink)	Stadt	3625/64
38	Suddendorf	Bentheim	3611/1
39	Wulften bei Schleddehausen	Osnabrück	6210
40	Bockraden	Bersenbrück	1715
41	Holsten	Lingen	3495/1
42	Ankum oder Holsten	Bersenbrück	ohne
43	Heitel, Gem. Plantlinne	Lingen	3264
44	Emsbüren	Lingen	430
45	Osnabrück (Piepenbrink)	Stadt	2285
46	unbekannt		1738
47	Üffeln	Bersenbrück	2173 c
48	Barsum	Lingen	4040
49	Druchhorn	Bersenbrück	1717
50	Ankum	Bersenbrück	1713
51	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6167
52	Gretesch	Osnabrück	2024
53	Gretesch	Osnabrück	1095
54	Gretesch	Osnabrück	6146
55	Osnabrück (Galgenesch)	Stadt	6169 a
56	Ankum	Bersenbrück	1709
57	Osnabrück (Blumenhalle)	Stadt	3687 b
58	Druchhorn	Bersenbrück	1714
59	Bakum	Melle	2771 d
60	Düstrup, Gem. Voxtrup	Osnabrück	2711
61	Bakum	Melle	2771 a
62	Bakum	Melle	2772 b
63	Gretesch	Osnabrück	6079
64	Druchhorn	Bersenbrück	1712
65	Gretesch	Osnabrück	6150
66	Haste	Osnabrück	4018
67	Ahausen	Bersenbrück	1722
68	Schleper, Gem. Lahre	Meppen	2525
69	Gretesch	Osnabrück	6151
70	Haste	Osnabrück	6055A1
71	Üffeln	Bersenbrück	2173 d
72	Balkum	Bersenbrück	101
73	Hummeldorf (?) ⁵²	Lingen	1770
74	Lechtrup-Merzen	Bersenbrück	427
75	Suddendorf	Bentheim	3611/2
76	Balkum	Bersenbrück	789
77	unbekannt		ohne
78	Salzbergen	Lingen	871
79	Belm	Osnabrück	3860
80	Emsbüren	Lingen	431
81	Ankum	Bersenbrück	324

Nr.	Fundort	Kreis	Lagerb.-Nr.
82	Gretesch	Osnabrück	6078
83	Osnabrück (Bellevue)	Stadt	5041
84	Lotte	Tecklenburg	3768
85	wahrsch. Westeroden	Bersenbrück	1708

Die Gefäße, deren Fundort unbekannt ist, stammen vermutlich aus dem Regierungsbezirk Osnabrück (Abb. 36 und 46 wahrscheinlich aus der Nähe von Ankum, Kreis Bersenbrück). Abb. 84 (aus Westfalen) ist in unmittelbarer Nähe der Grenze gefunden. Die meisten Funde aus Düstrup befinden sich im Provinzial-Museum zu Hannover⁵³.

Herkunft der Stücke nach Fundorten:

Ahausen: 10, 67. — Ankum: 17, 20, (42?), 50, 56, 81. Bakum: 24, 29, 59, 61, 62. — Balkum: 2, 72, 76. — Barsum: 48. — Belm: 79. — Bockraden: 25, 40. — Druchhorn: 3, 27, 30, 32, 49, 58, 64. — Düstrup: 13, 60. — Emsbüren: 44, 80. — Gretesch: 12, 22, 35, 52, 53, 54, 63, 65, 69, 82. — Haste: 66, 70. — Haupthügel: 1. — Heitel: 43. — Holsten, Kr. Bersenbrück: (42?). — Holsten, Kr. Lingen: 6, 41. — Hummeldorf?: 73. — Lechtrup-Merzen: 8, 28, 74. — Lotte: 84. — Mehringen: 9. — Osnabrück-Bellevue: 83. — Osnabrück-Blumenhalle: 57. — Osnabrück-Galgenesch: 11, 14, 15, 16, 18, 21, 23, 31, 33, 34, 51, 55. — Osnabrück-Piepenbrink: 19, 37, 45. — Salzbergen: 78. — Schleper: 68. — Suddendorf: 38, 75. — Üffeln: 4, 7, 47, 71. — Vehrte: 5. — Westeroden?: 85. — Wulften bei Schleddehausen: 39.

Anmerkungen:

¹ Es enthalten zwar viele der hier behandelten Gefäße jetzt keine gebrannten Knochen mehr — und es fehlen auch Nachrichten über ihr früheres Vorhandensein; es ist aber mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das bei ihrer Auffindung der Fall war, die Gefäße somit als Urnen zu bezeichnen sind.

² Unter den mehr als 100 Urnen unseres Museums ist nur bei einer die Zugehörigkeit einer Bronzebeigabe (Schälchenkopfnadel zu Taf. 14 Abb. 74) gesichert.

³ Wonach mit einiger Wahrscheinlichkeit Altersunterschiede zwischen ganzen Friedhöfen erschlossen werden könnten (vgl. aber Punkt 6).

⁴ Wie das in anderen Gegenden besonders für spätere Zeitabschnitte, jedoch auch, z. B. von Fuhse in Groß-Steinum — Beienrode (Mannus 8, 1916, S. 173), für die frühe Eisenzeit beobachtet ist. Man wird aber auch in unserer Gegend mit durch Gruppen verschieden alter Urnen gekennzeichneten, lange benutzten Begräbnisstellen für einzelne Familien oder Sippen rechnen müssen, was Schwantes schon bei seiner ersten Veröffentlichung von Jastorf (Jahrb. Prov.-Mus. Hannover, 1901—1904, S. 12) in Betracht zog und mir bei mehreren Ausgrabungen im östlichen Hannover immer wahrscheinlicher wurde.

⁵ Eine Ausnahme unten (A 9).

⁶ Jacob-Friesen, K. H., Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Hannover 1928, S. 170 ff.

⁷ Vorgeschichtl. Jahrb. 3, 1928, S. 1.

⁸ Ebert, Reallexikon Bd. 9, S. 103 (Anfang von § 10).

⁹ Ausnahmen, wo der Name eines Fundortes (Düstrup, Gem. Voxtrup, Kr. Osnabrück, und Ankum, Kr. Bersenbrück) zur Benennung verwendet wird, werden wir später kennen lernen.

¹⁰ Urgeschichte der Schweiz, Zürich 1901, S. 187 bis 188. — Schon Gustav Klemm widmete in seinem „Hand-

buch der germanischen Altertumskunde“ (Dresden 1836) der „Klassifikation der altgermanischen Tongefäße nach den Formen derselben“ einen besonderen Paragraphen (S. 164—166) und bringt sie in zwei weiteren (S. 173 bis 182) zur Anwendung.

¹¹ Anstatt die Gefäße nach einem System von Buchstaben und Zahlen zu bestimmen, wie solche z. B. Beltz (VAM, S. 257 ff.) und Fuhse (Mannus 8, 1916, S. 153 f.) aufgestellt haben.

¹² Vgl. das in Ebert, Reallexikon Bd. 2, unter „Düstruper Typus“ (Beltz) angegebene Schrifttum.

¹³ Die Bezeichnung „doppelkonische Gefäße“ wurde, soweit ich sehe, zuerst von Weigel angewandt (Niederlausitzer Mitteilungen 1 [Heft 6, 1889], S. 393). Vorher ist die Rede von der „Form, deren wesentliches Merkmal der scharfe Bauchrand bildet“ (Beltz in Jahrb. f. mecklenb. Gesch. und Alt. 51, 1886, S. 10) oder von dem Gefäß „mit stumpfwinklig gebrochener Seitenwand“ (Jentsch in Gubener Gymnasialprogr. 1885, S. 12; 1886, S. 5 und auch noch 1892, S. 12). — Jentsch bezeichnet noch im „Katalog der Ausstellung“ usw., Berlin 1880, S. 17, ohne den Terminus „Terrine“ zu gebrauchen, Urnen als „bauchig, mit deutlich abgesetztem, konisch sich verengernden Hals“ und gibt dann im Gubener Gymnasialprogr. 1883, S. 13, folgende Begriffsbestimmung für ein „terrinenförmiges“ Gefäß: „Der untere Teil erweitert sich konisch nach oben und zieht sich dann in stärkerer Rundung zusammen, darüber ein deutlich abgesetzter, meist mäßig nach oben verengter Hals; der Boden liegt glatt auf.“

¹⁴ Sie wurden in der Aussprache zu einem von mir über diesen Gegenstand gehaltenen Vortrag auf der diesjährigen Versammlung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumforschung in Münster i. W. gemacht.

¹⁵ Schumann, H. und Mieck, A., Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz, Prenzlau 1901, S. 49.

¹⁶ Auch für alles folgende geltend: Es kommt dabei natürlich nicht auf den Zentimeter an, sondern es wird hier meistens einfach das Gefühl entscheiden. Aber es erscheint doch nicht überflüssig, sich den Verhältniswert von dem, was man bei den verschiedenen Gefäßformen als „schlank“ usw. empfindet, einmal klar zu machen. — Ob ein Doppelkonus einen „schlanken“ usw. Eindruck macht, wird natürlich auch nicht nur von dem Verhältnis zwischen Höhe und Breite des ganzen Gefäßes bestimmt. Wir verzichten aber darauf, das näher auszuführen. (Vgl. auch Anm. 31).

¹⁷ Zu sprechen: „Ziemlich breiter Doppelkonus.“ — Sinngemäß ebenso bei allen übrigen Bezeichnungen.

¹⁸ Zeitschr. f. Ethnol. 35, 1903, S. 164.

¹⁹ Die später zu besprechenden Abb. 1—9 sind den übrigen vorangestellt, weil das für die Gesamtanordnung der Abbildungen am besten schien.

²⁰ Ausnahmen bilden die Fälle, wo Eigenschaften, welche sonst nur sozusagen Merkmale zweiter Ordnung sind, zu Merkmalen erster Ordnung werden und als Kennworte für eine Formgruppe gewählt sind. Was mit dieser Rangordnung der Merkmale gemeint ist, möge ein Beispiel (unter Bezugnahme auf die im Text folgenden Ausführungen) klar machen. Ein „geschwungener“ Doppelkonus (Formgruppe 6) kann sowohl scharfen Umbruch haben, als auch „weich“ sein. Die Eigenschaft „weich“ ist hier ein Merkmal zweiter Ordnung, also als „Art des Umbruchs“ bzw. „Umbruchsersatzes“ (-Rundung) der oben aufgestellten Reihenfolge entsprechend einzusetzen. Wir haben aber für

die Formgruppe, welche sich vom echten Doppelkonus nur durch das Vorhandensein einer Rundung als „Ersatz“ für den Umbruch unterscheidet, die Bezeichnung „weicher“ Doppelkonus — hier also „weich“ als Kennwort — gewählt. In diesem Falle ist „weich“ ein Merkmal erster Ordnung und hat unmittelbar vor „Doppelkonus“ zu stehen.

²¹ D. hier wie bei den folgenden Beschreibungen = Doppelkonus.

²² Die Gestalt ist also ganz verschieden von der anderer Schalen, z. B. den megalithkeramischen. Dies als Beispiel dafür, daß in der Vereinheitlichung der Terminologie nicht zu weit gegangen werden darf!

²³ Vgl. dazu Formgruppe 9 („Rand-Doppelkonus“). Von dieser wird unsere Abb. 21 durch ihre beträchtliche Breite geschieden.

²⁴ Die bei uns bisher nicht vertretene Form, bei der sowohl der Oberteil, als auch der Unterteil eingezogen ist, nennen wir den „eingezogenen“ Doppelkonus. Beispiele: Stendaler Beitr. 3, S. 13, Abb. 12 (Kupka); [Stumpfer (stark) unterständiger eingezogener Doppelkonus]. — Jahresber. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder 10, 1911, Taf. 5, 13 (Kupka); [Unterständiger (steiler) eingezogener D.]. — Schwantes, Die ältesten Urnenfr., Taf. 1, 6: [Stumpfer, eingezogener D.].

²⁵ Da jedes Gefäß einen Rand — das ist die im allgemeinen ganz schmale Fläche, welche die Gefäßwand oben abschließt — besitzt, so ist es eigentlich unrichtig, wenn man von einem Gefäß sagt, es habe einen „Rand“, und damit meint, daß der allerobere Teil des Gefäßes, an dem sich der Rand befindet, umbiegend oder ausladend ist. Wir haben es hier aber mit einem eingebürgerten Sprachgebrauch zu tun und es empfiehlt sich, nicht daran zu rütteln.

²⁶ Schwantes, Gustav, Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Uizen und Lüneburg (Hannover 1911), S. 3, hat das allerdings (anscheinend versehentlich) bei Kennzeichnung der Wessenstedt-Keramik nicht besonders betont, aber S. 6 heißt es bei der Keramik von Jastorf a: „Wie früher biegt der Rand zwar nach außen um ...“

²⁷ Ebert, Reallexikon Bd. 9, S. 103. — Aus diesem Grunde ist Abb. 21 nicht hier eingereiht worden. Vgl. Anm. 23.

²⁸ A. a. O., S. 104.

²⁹ Schumann-Mieck, Oderberg-Bralitz, S. 48.

³⁰ Übrigens haben viele der von Schumann abgebildeten Terrinen zylindrischen oder fast zylindrischen Hals. Man könnte sie „steilhalsig“ nennen.

³¹ Natürlich müßte eigentlich sowohl das Verhältnis zwischen Höhe und Breite des ganzen Gefäßes, als auch das Verhältnis zwischen Höhe und Breite des Unterteils, als auch das Verhältnis zwischen Höhe und Breite des Halses, als auch die Höhenlage der Grenze zwischen Hals und Unterteil, sowie Stärke und Höhenlage der Ausbauchung berücksichtigt werden. Das in Verhältniszahlen ausdrücken zu wollen, wäre aber eine theoretische Spielerei. Man muß es dem Gefühl überlassen, wann man bezüglich der Bezeichnungen die oben — nur als Anhaltspunkte (vgl. Anm. 16) — gezogenen Grenzen überschreiten will, bzw. noch die Angaben „weitbauchig, enghalsig, weithalsig“ machen will.

³² Ausgenommen ist hierbei die Schulterterrinen. Hat ein derartiges Gefäß einen Hals, dessen Höhe geringer ist als ein Achtel der Gesamthöhe, so macht es mehr den Eindruck eines Doppelkonus und ist oben (A 10) als „Hals-Doppelkonus“ bezeichnet worden.

³³ Wir verzichten darauf (vgl. Anm. 31) zur Angabe von Verhältniszahlen die Unterschiede zwischen einem engen und einem weiten Hals zu berücksichtigen, die mit bestimmend dafür sind, ob ein Gefäß kurzhalsig usw. erscheint. Z. B. wirkt ein Gefäß mit weitem Hals eher kurzhalsig als ein Gefäß mit einem ebenso hohen, aber engen Hals. Bezüglich „hoch- oder langhalsig“ sei noch bemerkt, daß man „hochhalsig“ eher bei einem Gefäß mit weitem, „langhalsig“ eher bei einem Gefäß mit engem Hals anwenden wird.

³⁴ Bei den Schulterterrinen: des Umbruchs.

³⁵ Ausnahmen sinngemäß wie Anm. 20.

³⁶ Eigentlich Schulterterrinen „im engeren Sinne“, da es auch noch eine „Düstruper“ Schulterterrinen gibt.

³⁷ Nicht zu verwechseln mit seinem durch viele Aufsätze zur Urgeschichte unseres Gebietes bekannten Sohne, Sanitätsrat Dr. H. Hartmann. Auch dessen Sammlung, deren Verbleib in dem Verzeichnis der Sammlungen von Mötefindt (Korr.-Bl. d. D. Anthropol. Ges. 48, 1917, S. 33, unter „Lintorf“) als unbekannt bezeichnet ist, gelangte — wenigstens zum größten Teil — in unser Museum.

³⁸ Schwantes, a. a. O., S. 19.

³⁹ Schumann-Mieck, Oderberg-Bralitz, S. 37, 49, Taf. 17, Abb. 129.

⁴⁰ Zeitschr. f. Ethnol. 35, 1903, S. 164 (Voß).

⁴¹ Die Bezeichnung „schlank“ erscheint mehr bei gefälliger (eleganter), „hoch“ mehr bei plumper Gestalt angebracht.

⁴² Sofern man in solchen Fällen nicht besser von „Hafen“ bzw. Flasche spricht.

⁴³ Weder mit „weitbauchig“ noch mit „kugelbauchig“ zu verwechseln.

⁴⁴ Eigentlich „im engeren Sinne“, da auch der „geschwungene“ Topf, der „weitmündige Topf“ und der „Schräggrandtopf“ breite Töpfe sein können.

⁴⁵ Vgl. die Arbeiten von Rudolf Stampfuß in Mannus, 17, 1925, S. 287 ff. und Erg.-Bd. 5, 1927, S. 50 ff.

⁴⁶ Schwantes, D. ältest. Urnenfr., S. 19, Abb. 7; S. 57, Abb. 3; S. 82, Abb. 53; S. 84, Abb. 4; S. 91, Abb. 51; S. 104, Abb. 29; S. 133, Abb. 146; (S. 139), Taf. 1, 7; Taf. 8, 5; Taf. 14, 4; Taf. 18, 5; Taf. 21, 15; Taf. 23, 1; (Taf. 27, 10).

⁴⁷ Ein ganz ähnliches aus Jastorf bei Schwantes, a. a. O., S. 124, Abb. 132; verwandte, aber noch mehr gerundete mit engerem Hals und einem oder zwei Henkeln aus der Altmark bei Kupka (Jahresschr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder 10, 1911, Taf. 6, 31), aus Holstein bei Knorr (Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schlesw.-H., Teil I, Kiel 1910, Taf. 2, 32), aus Mecklenburg bei Beltz (V A M, Taf. 50, 57), aus Pommern bei Schumann (Balt. Studien 39, 1889, Taf. 3, 13).

⁴⁸ Schwantes, a. a. O., S. 104.

⁴⁹ Schwantes, G., Zur Entwicklungsgeschichte der Mäanderurnen des Elbgebietes; Prähist. Zeitschr. 7, 1915, S. 57 (mit Schriftumsnachweisen).

⁵⁰ Natürlich ist daneben zu berücksichtigen, daß unser Gebiet erst sehr wenig erforscht ist.

⁵¹ Vgl. dazu Ebert, Reallexikon Bd. 14, S. 296 am Schluß (Krebs).

⁵² Bezeichnet: „Rummelsdorf an der holländischen Grenze“ [?].

⁵³ Ausgrabung des Grafen Münster-Langelage. Vgl. Müller, J. H., Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover (herausgegeben von J. Reimers), Hannover 1893, S. 280.

FÜNF MITTEL-LA-TÈNE-HÄUSER VOM GOLDBERG (WTTBG., O.-A. NERESHEIM)

VON GERHARD BERSU, FRANKFURT A. M.

Seitdem der Jubilar in der Besiedelungsgeschichte der Rheinlande die Wohnbauten der La-Tène-Zeit behandelt hat, haben wir wesentlich neues Material nicht erhalten, und die dort gegebenen Ausführungen besitzen noch heute ihre Gültigkeit. Auch die hier als Beitrag zum keltischen Wohnbau vorgelegten Grundrisse keltischer Wohnbauten — der Goldberg liegt in der von Kelten bewohnten Zone Deutschlands — können unsere Kenntnis vom Hausbau dieser Zeit deshalb nicht wesentlich erweitern, weil es eben an Vergleichsmaterial fehlt. Es wird hier von einem sorgfältig durchforschten Fundplatz Material veröffentlicht, an dem das Typische des Wohnhauses einer bestimmten Epoche anscheinend gut erkannt werden kann. Zugleich aber mahnt die Variationsbreite der Formen dazu, nur auf breitestem Material Schlüsse von allgemeiner Gültigkeit zu ziehen. Ob hierzu die fünf vorgelegten Grundrisse schon ausreichend sind, wird die Zukunft erst erweisen. Sie liefern zugleich einen Beitrag zu den methodischen Fragen des Hausbaus, die nur zu gern vernachlässigt werden.

Die Zeitstellung der Bauten ist durch reichliche Beifunde gegeben. Eine Probe der Keramik gibt die **Abb. 1**. Die Siedelung gehört demnach in die Stufen B und C des Reineckeschen Schemas. Über den Fundplatz unterrichten die zusammenfassenden Darstellungen in „Neue Deutsche Ausgrabungen“, Heft 23/24 der Reihe „Deutschtum und Ausland“, Münster, Aschendorff 1930, S. 130 ff. und in „Bericht über die Jahrhundertfeier des Archäologischen Instituts Berlin“, De Gruyter 1930, S. 313—318.

Von den im Folgenden behandelten 5 Häusern sind vier Wohnhäuser (**Taf. 15, A—D**). Obwohl der Herd selbst nicht genau festzustellen war, berechtigen die Anzeichen für den Platz der Herdstelle im Hausinnern und viele Scherben und Tierknochen in der Umgebung des durch die Pfosten bestimmten Umrisses zu dem Schluß, daß wir hier Wohnhäuser vor uns haben. Ein Wort verdienen zunächst die Erdverhältnisse. Durch die Besiedelung der Hochfläche in der Rössener-, Michelsberger-, Altheimer- und Hallstatt-C-Zeit hat sich über dem gewachsenen Boden eine Kulturschicht von 30 bis 80 cm Dicke abgelagert, die aus Gründen, deren Erläuterung nicht in diesen Zusammenhang gehört, gleichmäßig schwarz gefärbt ist und keine deutliche Schichtung erkennen läßt. Lediglich die unteren Lagen des Kulturbodens sind etwas heller

bräunlich gegen die oberen schwarzen Schichten abgesetzt, aber der Farbenunterschied genügt bei horizontalem Abdecken nicht, um den Umriß der metallzeitlichen Bauten höher als im Niveau des gewachsenen Bodens erkennen zu lassen. Damit entschwinden für die Auswertung des Befundes wichtige Einzelheiten unserer Kenntnis. So können wir nicht sagen, ob der Teil der Häuser, der nicht in den gewachsenen Boden eingetieft ist, einen wesentlich höheren Fußboden gehabt hat, als diese Mulden. Wir müssen von Glück sagen, daß die Erbauer der Häuser wenigstens die Kulturschichten für ihre Pfostengruben durchstoßen haben. Man glaubte offenbar nur dann die nötige Festigkeit für die Bauten erzielen zu können, wenn die Pfosten in den gewachsenen Boden gebettet sind. Die Grundrisse (**Tafel 15, A—D**) geben also den Befund, wie er sich nach dem Abtragen der gesamten Kulturschicht und des teilweise noch erhaltenen alten Humus aus der Zeit vor der ersten Besiedelung des Bergs auf dem Niveau des gewachsenen Bodens zeigt. Die Tiefenangaben entsprechen den Tiefen vom gewachsenen Boden aus gemessen. Da beim Abputzen die letzte Lage des Kulturbodens nicht immer völlig gleichmäßig weggenommen werden kann, sondern auch bisweilen eine dünne Schicht des gewachsenen Bodens mit weggeputzt wird, sind diese Tiefenangaben nur innerhalb einer 5 cm nicht übersteigenden Grenze genau. Sie sind also Minimaltiefen, da ja die Höhe des Niveaus zur La-Tène-Zeit nicht bekannt ist. Schätzungsweise werden Pfostenlöcher und wohl auch die Mulden sämtlich rund 30—50 cm tiefer als angegeben gewesen sein. Die Grundrisse sind hier nach der Größe geordnet und unabhängig von der Himmelsrichtung nach ihrer Achse gezeichnet¹.

Haus 28; 35/54², Taf. 15, A. 22 Pfosten umschließen ein annäherndes Rechteck von 9,20 m (Nordseite), zu 6,50 m (Westseite), zu 10,60 m (Südseite), zu 5,90 m (Ostseite), wobei die angegebenen Maße stets von Mitte- zu Mitte-Pfosten gerechnet sind. Die Pfostenlöcher haben durchschnittlich 30 bis 40 cm Durchmesser und sind als Mulden in den felsigen Untergrund eingearbeitet. Der von Wänden umschlossene und nach Anordnung der Pfosten auch ganz überdachte Innenraum des Hauses ist also rund 65 qm groß. Der Innenraum ist eben, in ihm liegen drei tiefe Pfostenlöcher in ostwestlicher Richtung. Die Verlängerung der durch sie gegebenen Linie trifft je auf ein besonders tiefes Pfostenloch an der Ost- und Westwand des Hauses.

Die so betonte Mittelachse teilt das Haus in zwei Hälften. Dem östlichsten Mittelpfosten entspricht ferner in der Nord- und Südwand des Hauses je ein besonders tiefes Pfostenloch. Im Westteil der Nordhälfte liegt eine rechteckige Mulde. In dieser Mulde befand sich der Herd, dessen Vorhanden-

NO-Rand der Mulde. Die Mulde liegt zwischen Nordwand und Mittelachse so, daß an ihren vier Ecken sich je ein Pfosten befindet. Aus dieser Grundrißanordnung gilt es nun, Schlüsse für den Aufbau des Hauses zu ziehen. Da jede Spur von Hüttenbewurf oder unverbranntem Lehm im Hause

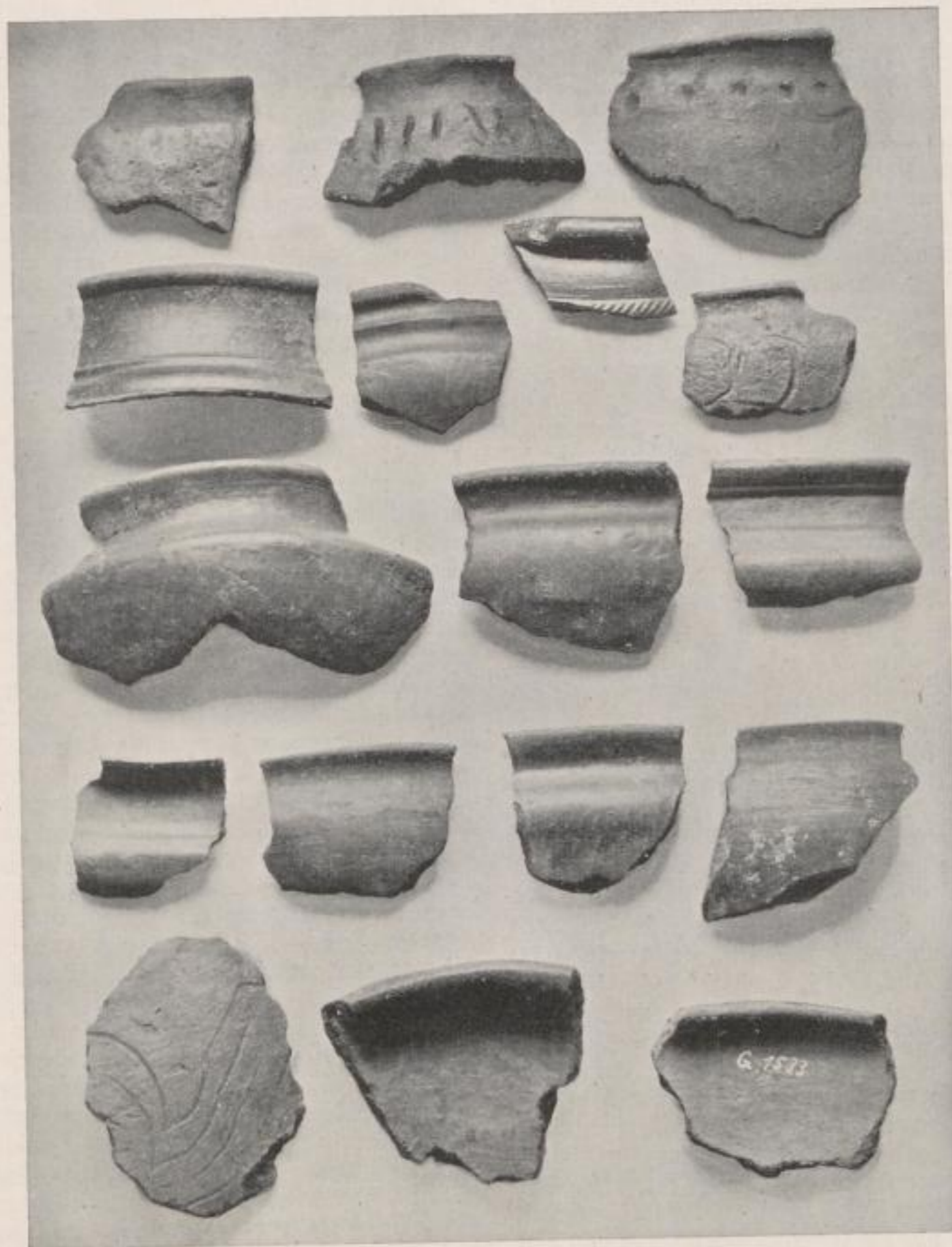


Abb. 1: Proben der Mittel-La-Tène-Keramik vom Goldberg (Wttbg. O.-A. Neresheim).

sein ein wirrer Haufen geröteter Steine, Asche und besonders schwarzer Boden andeuten; auch war an dieser Stelle der Felsboden teilweise gerötet. Einzelheiten über den Herdbau waren hier wie auch bei anderen Häusern nicht erkennbar. Die Größe der Mulde beträgt 3,20 : 2,50 m, ihre Tiefen sind aus dem Plan ersichtlich. Zu beachten ist eine Rinne am

und seiner Umgebung fehlt, muß es als reiner Holzbau errichtet gewesen sein. Aus den Holzkohlenresten kann geschlossen werden, daß das Baumaterial Eichenholz war. Doch bleibt dabei unbekannt, in welcher Weise der Zwischenraum zwischen den das konstruktive Skelett des Baues bildenden Pfosten gefüllt war (Bretter, Geflecht,

Stämme). Die deutlich betonte Mittelachse spricht zwingend für ein Giebelhaus mit Giebeln im Osten und Westen (Symmetrisches Firstdachhaus im Sinne Oelmanns). Höhe der Wände und Neigung des Daches ist nicht festzustellen. Die einander entsprechenden Giebelpfosten und Wandpfosten geben einen guten Anhalt für eine ursprünglich vorhanden gewesene Binderkonstruktion im Dach³. Für die gesamte Raumdisposition ist noch wichtig, daß im Westteil des Hauses, in dem die Mulde liegt, die Mittelpfosten enger als im Osten stehen. Im Ostteil ist also ein großer freier Raum in der ganzen Breite des Hauses ohne Einengung durch die Firstträger geschaffen. Da dem letzten Mittelpfosten in der Nord- und Südwand ebenfalls tiefere Pfostenlöcher entsprechen, werden wir hier eine nord-südlich ziehende Trennungswand anzunehmen haben. Das anscheinend einräumige Haus ist also mindestens zweiräumig, und in einen Herdraum — das eigentliche Wohnhaus — und in einen zweiten Raum unbekanntes Zweckes geteilt. Über die Verwendung dieser beiden Haupträume können wir nichts aussagen. Für die Art des Fußbodens fehlt jeder Anhalt. Auch über die Stelle der Tür gibt der Bodenbefund nichts aus. Die Wetterverhältnisse auf dem Goldberg lassen die Tür am ehesten auf der Südseite oder in der Südostecke erwarten. Auch das Material des Daches bleibt unbekannt.

Haus 29; 8/16. Taf. 15, B. 22 Pfosten umschließen einen Innenraum von 7,50 m (Nordseite) : 5 m (Ostseite) : 6,60 m (Südseite) : 4,50 m (Westseite), geben dem Innenraum also rund 35 qm. Wieder hebt sich eine Mittelachse parallel den Langseiten deutlich ab, betont durch besonders tiefe Pfostenlöcher auf der Mitte der Schmalseite. Die Nordhälfte des ebenen Hausinnern wird von einer in der Mitte liegenden rechteckigen Grube von 4 m : 1,80 m eingenommen, die mit ihrem Südrand nur unwesentlich über die Firstlinie ausgreift. Auf den Langseiten (Nord- und Südseite) fällt wieder je ein besonders tiefes Pfostenloch auf, das mit dem mittleren Firstpfeiler in einer geraden Linie liegt. Im Gegensatz zum Haus **Taf. 15, A** stehen hier die übrigen Firstpfosten und Langseitenpfosten aber nicht in einer geraden Linie, sodaß sich für die Dachkonstruktion hier sicher ein Firstpfostendach ergibt. Bemerkenswert ist, daß sich nur im Ostteil der Mulde Feuerspuren von einem Herd fanden. War bei dem Haus **Tafel 15, A** die Zweiräumigkeit auch durch die nur im Westteil liegende Mulde klar angedeutet, so ist sie hier nur an den besonders tiefen Pfostenlöchern in der Mitte der Nord- und Südseite zu erkennen, die den sicheren Hinweis auf eine Innenwand geben. Für die Stelle der Tür ergibt sich hier durch den größeren Pfostenabstand auf der Südseite oder der Ostseite eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Haus 29; 7/13. Tafel 15, C. 21 Pfosten umschließen einen Innenraum von 5 m (Nordseite) : 5,40 m

(Ostseite) : 4,40 m (Südseite) und 6 m (Westseite) mit rund 23 qm. Das Haus fällt gegenüber den anderen durch seinen dem Quadrat sich nähernden Grundriß auf. Die Mittelachse ist auch hier wieder deutlich zu erkennen. Im Westteil des Hauses liegt eine rechteckige Grube von 2 m : 2,20 m. Die bei den eben behandelten Häusern erkennbare Zweiräumigkeit wird hier nicht so deutlich. Nur auf der Westseite entspricht dem südlichsten Firstbalken ein tieferes Pfostenloch, während auf der Ostseite das in dieser Linie liegende Pfostenloch sich nicht durch besondere Tiefe auszeichnet. Die Zweiräumigkeit ergibt sich als Analogieschluß bei Vergleich mit den Häusern **Taf. 15, A, B**. Die Pfostenanordnung spricht für ein Firstpfostendach. Wesentlich neue Schlüsse für den Aufbau bringt das Haus nicht. In der Mulde hat der Herdplatz gelegen.

Sehr abweichend erscheint dagegen zunächst das **Haus 29; 1/11. Tafel 15, D**. 15 Pfosten umschließen hier ein Rechteck von 3,80 m auf der Nordseite, 4,20 m auf der Ostseite, 4 m auf der Südseite und 4,20 m auf der Westseite = 16 qm. Daß die Mittelachse des Hauses in Richtung OW und nicht in Richtung NS verläuft, zeigen die beiden tiefen Pfostenlöcher in der Mitte des Hauses in der OW-Richtung. Die Grube, die in den bisher behandelten Häusern so charakteristisch in einem der Langschiffe zu liegen schien, füllt fast den ganzen Innenraum und liegt symmetrisch nördlich und südlich der Hauptachse. Für eine Zweiräumigkeit dieses wesentlich kleineren Hauses gibt die Pfostenlochtiefe an einer der Langseiten keinen Anhalt. Die Anordnung der Pfosten spricht für ein Sparrendach. Auffallend ist, daß die Eckpfostenlöcher besonders tief sind. Vergleicht man die Grundrißanordnung dieses kleinen Hauses mit den der vorher behandelten größeren, so ergibt sich — wenn man zweiräumig als typisch für diese Grundrisse ansehen will —, daß wir hier nur den Teil des Hauses vor uns haben, der dem von dem Herdraum eingenommenen Teil der eben behandelten Häuser entspricht. Wichtig ist hier noch, daß zwischen den Pfosten der Südwand sich eine flache Rinne befand, die dafür spricht, daß der Zwischenraum zwischen den Pfosten von senkrechten, in diese Rinne eingesetzten Stämmen gebildet wurde. Möglicherweise gibt dies auch einen Anhalt für die Wandkonstruktion der Häuser überhaupt. Denn bei Haus **Tafel 15, A** war am Muldenrand an der Nordwand des Hauses auch schon eine solche Rinne aufgefallen. Daß die Rinne an den anderen Wänden fehlt, wäre damit zu erklären, daß diese senkrechten Stämme, die ja nichts zu tragen haben, eben nicht immer durch die dicke Kulturschicht bis in den gewachsenen Boden eingesenkt worden sind. Die Tür dieses Hauses kann dann allerdings nicht gut auf der Südseite gelegen haben. Dagegen bleibt auf der Westseite, zwischen dem zweiten und dritten Pfosten (von Süden an gerechnet)

noch genügend Raum. Der Herd dieses Hauses hat in der Nordwestecke der Grube gelegen. Er liegt damit entsprechend den Herden in den anderen Häusern unsymmetrisch gegen die Ecke des Hauses hin verschoben in einem der Schiffe.

Recht unbefriedigend ist das, was als gesichertes Gut für die Hausforschung aus der Analyse der Grundrisse übrig bleibt: Wir haben es hier mit rechteckigen, nur aus Holz, ohne Verwendung von Lehm aufgeführten Giebelhäusern zu tun, deren Hauptachse parallel den Langseiten läuft und in deren Innenraum eine rechteckige Grube unbekanntes Zweckes in verschiedener Anordnung liegt. In dieser Grube befindet sich die Herdstelle in einem der beiden Seitenschiffe, nahe einer Ecke des Hauses. Die größeren Häuser scheinen zweiräumig zu sein. Die Größe eines einräumigen Hauses entspricht in den zweiräumigen Häusern der Größe des Herdraumes. Es ist sehr bedauerlich, daß an den Grundrissen nicht einwandfrei erkannt werden kann, ob die Tür auf der Giebel- oder auf der Traufseite gelegen hat. Denn mit dem sicheren Nachweis der Breit- oder Schmalstirnigkeit ergäben sich weitgehende Konsequenzen für die Herkunft und Zugehörigkeit des keltischen Hausbaus zu bestimmtem Kulturkreis (Oelmann a. O. S. 68).

Man wird nach diesen Darlegungen nun leicht zu dem Schluß kommen, daß die hier und da gefundenen rechteckigen Gruben der Mittel-La-Tène-Zeit eben nur diese einen Teil des Hauses bildenden Mulden sind und der dazugehörige Pfostenrahmen infolge Ungunst der Verhältnisse nicht mehr erkennbar gewesen oder aber nicht gesucht worden ist. Daß dieser Schluß nur mit Vorsicht zu ziehen ist, zeigt der Befund des auf **Tafel 15, E** gegebenen **Baues 29; 20/50**. Trotzdem die ganze Fläche abgedeckt war, Pfosten im Boden leicht erkennbar wären und die Kulturschicht an dieser Stelle so dünn war, daß etwa vorhandene Pfosten hätten gefunden werden müssen, wurden außerhalb der kleinen rund 3 : 3 m messenden Grube keinerlei Pfosten gefunden. Es handelt sich also hier tatsächlich um ein kleines isoliertes Gebäude, das vier Pfosten an den Ecken und auf zwei Seiten je ein tiefes Mittelpfostenloch hat und dessen von diesen Pfosten umschlossener Innenraum eingetieft war. Übereinstimmend mit den vorher besprochenen großen Häusern hat dieses Gebäude eine Mittelachse (Richtung OW). Spuren eines Herdes wurden nicht gefunden. Dagegen war der Zweck dieses kleinen Gebäudes aus

den im Innern gemachten Funden leicht zu erkennen. Es fanden sich in der Grube drei Tonpyramiden mit rechteckiger Basis (Webgewichte) vollständig erhalten und die Fragmente von mindestens fünf anderen Exemplaren. Wir haben in diesem Gebäude kein Wohnhaus, sondern eine Hütte für den Webstuhl vor uns, wie sie übrigens auf dem Goldberg sich schon mehrfach, zur Hallstatt-C-Siedlung zugehörig, gefunden haben. Dieses „Webehaus“ stand isoliert von den Wohnhäusern.

In der Lage der Häuser zueinander ist im Hinblick auf einen bestimmten Bebauungsplan der Siedlung nichts bestimmtes zu erkennen. Sie liegen anscheinend regellos über die Hochfläche verteilt, weshalb in diesem Zusammenhange von einem Gesamtplan der Siedlung abgesehen werden kann. Da die Häuser entweder parallel oder senkrecht zur Nordsüdrichtung stehen, ist in der Orientierung des einzelnen Hauses eine gewisse bewußte Planung zu erkennen. Aber auch hier fehlt es noch an Material von anderen Fundplätzen, um entscheiden zu können, ob bestimmte Vorstellungen dieser Orientierung zu Grunde liegen. Ob zu den Wohnhäusern noch isoliert liegende Wirtschaftsgebäude gehören, kann nach dem jetzigen Stand der Grabung noch nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Da der zu dieser Siedlung gehörige Graben einen erheblich größeren Raum als bei den vorausgegangenen Dauersiedlungen umschließt, die Zahl der keltischen Häuser in der bisher aufgedeckten Fläche im Verhältnis zur Zahl der Häuser in den vorausgegangenen Siedlungen aber sehr gering und es nicht wahrscheinlich ist, daß so wenige Leute ein so großes Befestigungssystem nur für eigene Bedürfnisse geschaffen haben, ist der Schluß gestattet, daß wir in dieser keltischen Siedlung den Typ einer Fluchtburg vor uns haben. In diesen Häusern wohnten dauernd nur jene Leute, denen Bewachung und Instandhaltung der Burg oblag.

Anmerkungen:

¹ Da die Grundrisse mitten innerhalb großer, vollständig abgedeckter Flächen liegen, können „Grenzen der Ausgrabung“ hier nicht angegeben werden.

² Die erste Zahl bezeichnet das Jahr der Grabungskampagne, die zweite und dritte Zahl die Fläche, in der das betreffende Haus liegt.

³ F. Oelmann, Haus und Hof im Altertum, Berlin-Leipzig, De Gruyter 1927, S. 48 ff., 66 ff.

DIE WALLBURG BABILONIE

VON FRIEDRICH LANGEWIESCHE, BÜNDE I. W.

Etwa 22 Kilometer Luftlinie westlich von Minden liegt die Babilonie auf einem der langgestreckten nördlichen Vorberge des Wiehengebirges, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen mit ihrem Steilabfall nach Süden, Westen und Osten und ihrer verhältnismäßig sanften Abdachung nach Norden. „Die Burg auf der Babilonie“, wie sie in der Katasterkarte von 1827 heißt, mundartlich „Babelöne“ genannt, gehört zur Gemeinde Obermehnen, Kreis Lübbecke, Westfalen. Vom Bahnhof Blasheim ist sie in einer halben Stunde zu erreichen.

Der Name klingt seltsam fremdartig, und Schuchhardt, Frühgeschichtliche Befestigungen in Niedersachsen, S. 52, verknüpft ihn mit der Stadt Babylon: Sehr auffallende heimische Burgen seien nach Troja oder Babylon benannt worden. Für die deutschen Lande kenne ich aber kein Beispiel solcher Verwendung des Namens Babylon. Wohl findet sich auf einer alten Merkatorkarte ein längst verschollenes „Babelenborch“ im Oldenburgischen angegeben und ein „Babiloniebruch“ in den Niederlanden. Letzteres wird auch in alten Urkunden gelegentlich erwähnt. Da aber nicht weit davon Orte wie Heddighusen, Bileveld, Enger, Spenge, Dussen und weiterhin Drakenburg, Soest und andere Ortsnamen aus altsächsischem Gebiet angegeben werden, so glaube ich in dem holländischen „Babiloniebruch“ bei Heddighusen (und entsprechend in den andern genannten Orten) eher eine Spur der von Karl dem Großen verschleppten Sachsen erblicken zu dürfen, die etwa von der Babilonie und aus dem Nachbardorf Heddighausen dorthin verpflanzt waren. Und wenn wir uns nun nach deutschen Verwandten des Wortes Babilonie umschauen, so finden wir neben Babelenberg = Bamberg ein Babelnhausen westlich von Aschaffenburg und eins südlich von Ulm, und im nördlichen Westfalen Babelnhausen bei Bielefeld, Babelnhausen bei Rehme-Oeynhausen, Babelage im Kreis Lübbecke und urkundlich Lonithi, Lohne = Löhne, Westfalen. Es liegt also kein Grund vor, an der urdeutschen Herkunft des Namens zu zweifeln.

Die Sage verknüpft die Burg mit der Sachsenzeit: Wittekinds goldene Wiege soll neben andern wertvollen Schätzen noch heute darin verborgen ruhen, und nach verlorener Schlacht habe der alte Held mit seinen Mannen dort Zuflucht gesucht.

Generalmajor von Oppermann, Atlas vorge-schichtlicher Befestigungen, Hannover 1887, Heft 1, und Schuchhardt, a. a. O., halten sie für den Schauplatz eines kriegerischen Ereignisses, das die

fränkischen Jahrbücher zum Jahre 775 für Hlibeki (Lübbecke) oder Hudbeki (Hudenbek), Kreis Lübbecke, berichten (Annales Laurissenses und Ann. Einhardi). Rübel, Die Franken, Bielefeld 1904, nannte sie S. 13, 14 und 24 zwar noch eine alte Volksburg (der Sachsen), im letzten Teile des Buches, den er infolge langer Krankheit erst nach der Drucklegung des ersten Teiles schrieb, reiht er sie Seite 300, 305, 391, 399 unter die fränkischen Anlagen.

So schien sich, als ich vor nunmehr 25 Jahren zum erstenmal mich an die Ausgrabung¹ dieser gewaltigen Burg wagte, die Fragestellung zu ergeben: Sächsisch oder fränkisch?

Einen Plan der Burg hatte Oppermann schon 1887 in seinem Atlas veröffentlicht². Danach bilden die Außenlinien ungefähr ein rechtwinkliges Dreieck mit abgerundeten Ecken, die Ostseite etwa 750 m, die Nordseite 540 m, die Westseite 450 m lang. Das „Kernwerk“ auf dem 255 m hohen Gipfel umfaßt nach seiner Berechnung etwa 1½ Hektar nutzbarer Lagerfläche, die „Hauptburg“ darunter 7½ Hektar, die „Vorbürg“ 1¾ Hektar, das „Außenwerk“ 2½ Hektar, die ganze Burg mithin 13¼ Hektar.

Schon bei der Ausgrabung 1905 entdeckte ich im Anschluß an die Ostseite unterhalb des Nordwalles des „Kernwerks“ ein Wallstück, das ich damals für eine Torschanze hielt. Ferner erkannte ich eine vermeintliche Wegelinie unterhalb des Ostwalles der Vorbürg als Befestigungslinie und fand, daß zu beiden Seiten der Quellschlucht der unterste Nordwall (des „Außenwerks“) etwa 14 m nach innen einspringt und an den beiden Hängen in die Quellschlucht hinunter läuft, ein deutliches Zeichen dafür, daß dort in alter Zeit der Eingang zur Burg war.

Als ich 1929 die Grabung im Auftrage der Altertumskommission des neubegründeten Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde wieder aufnehmen durfte, stellte sich heraus, daß jenes Wallstück unterhalb des Kernwerks keine bloße Torschanze ist, sondern mitsamt seinem Graben ganz von Osten nach Westen die Burg durchquert. Es sperrten so im ganzen 5 Querlinien dem von Norden angreifenden Feinde den Weg und ermöglichten den Burgleuten ein abschnittsweises Zurückgehen bei der Abwehr.

Ein ähnliches Bild aber ergibt sich nun auch für die Steilseiten im Osten und Westen (und vermutlich sogar für die ganz steile Südseite). Wie die oben genannte vermeintliche Wegelinie, die ich 1905 schon richtig gedeutet hatte, erwiesen sich

namentlich an der Ostseite eine Reihe stufenweise übereinander liegender Linien als Befestigungsanlagen, die oberste im Südosten mit einer Trockenmauer von fast 5 m Dicke, die unterste anscheinend nur als Hecke mit kleinem Graben davor. Die Linien laufen nicht parallel, sondern schließen hie und da in steil aufstrebendem Bogen an den Hauptwall an. Im einzelnen wird es noch jahrelanger mühevoller Ausgrabungsarbeit bedürfen, um den verwickelten Bauplan ganz zu entwirren, aber es läßt sich schon jetzt mit aller Bestimmtheit erweisen, daß die Erbauer der Babilonie den Grundsatz der elastischen Verteidigung meisterhaft anzuwenden verstanden.

Mit diesen Vorlinien griffen sie zugleich bergabwärts an die wasserreichen Bäche hinab, die im Westen und Osten zu Tal strömen und an der Nordseite sich vereinigen; sie waren also nicht bloß auf die Quelle in der Burg angewiesen, die zwar hinter 3 starken Querwällen wohl geschützt war, aber für eine große Menschenmenge, zumal in trockenen Jahren, nicht ausreichte.

Die volle Größe des von den neu gefundenen Vorlinien umschlossenen Raumes läßt sich erst nach Beendigung der Grabungen genau ermitteln, ich schätze den gesamten Flächeninhalt der Burg auf mehr als 25 Hektar; er erreicht oder übertrifft vielleicht gar den des Nammer Lagers im Kreis Minden.

Die Besiedelung des Innern soll im großen Ganzen erst zum Schluß erforscht werden. Die bisherigen Grabungen mit ihren zahlreichen Funden lassen aber schon mancherlei Schlüsse zu: die Hauptgebäude scheinen innerhalb des Kernwerks gestanden zu haben, andere zwischen der 4. und 5. Linie der Südostseite, die Mannschaftsräume als Wohngruben in langer Linie nahe der Innenseite der Wälle. Spinnwirtel verraten die Anwesenheit von Frauen. Zahlreiche Knochen von auffallend kleinen Pferden und Rindern nahe einer Herdstelle, das Fehlen von Wildbretknochen, spärliche Reste von Geflügel, Schwein und Ziege, künden von der Lebensweise der Bewohner. Ein Wetzstein, ein Stück einer eisernen Klinge, derbe, kurze, vierkantige Nägel mit breitem Kopf, eine Bronze-gußform mit sechsspeichigem, gezacktem (Sonnen-) Rade auf der Außenseite und Bronzereste zeugen von ihrer Kenntnis der Metallbearbeitung.

Diese Funde und vor allem zahlreiche Gefäßscherben erlauben auch schon eine Datierung. Nichts Fränkisches oder Mittelalterliches ist darunter. Vereinzelt kommen Schnuröse und breiter Henkel vor. Die Gefäßränder sind vielfach mit Finger- oder Nägeleindrücken verziert, auch wohl mit Stäbchen gewellt, die Seiten mit einfach oder mehrfach umlaufenden Strichen oder Rillen, parallel oder spitzwinklig zu einander stehend, im letzteren Falle auch wohl beiderseits von Punktreihen begleitet. Gelegentlich findet sich ein alter-

tümliches Flechtwerkmuster, auch kräftige Spuren der Bearbeitung mit hölzernen Kämmen oder kleinen Besen, mit denen der weiche Ton der Außenwand abgestrichen wurde. Schumacher, als Direktor des Römisch-Germanischen Zentral-Museums, begutachtete 1905 schon freundlicherweise die damals gefundenen Scherben und wies die Hauptmasse der La-Tène-Zeit zu: einiges erinnere noch an Hallstattzeit und anderes wieder komme auch in späteren Jahrhunderten nach Christi Geburt noch vor. Hofmeister (jetzt in Hannover) bestätigte die Übereinstimmung der Hauptmasse mit seinen Funden aus der Alteburg (um Christi Geburt) bei Niedenstein, Kreis Fritzlar, und verglich in der *Prähistor. Zeitschrift* 1914, Bd. VI, S. 189 ff.³, die Gußform nebst Rädchen aus der Babilonie mit einer ähnlichen vom Hradischt bei Stradonitz in Böhmen und mit den dort zahlreich gefundenen Bronzerädchen aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt. Schuchhardt meinte anfänglich die Scherben dem 5.—8. Jahrhundert nach Chr. zuweisen zu sollen und hielt sie für sächsisch, er hat sich aber inzwischen überzeugt, daß die Hauptmasse aus germanischer Zeit um Christi Geburt stammt. Dasselbe ergab auch die vorjährige Grabung, wobei uns ein glücklicher Zufall im Wall der 3. Querlinie an der Nordseite westlich der Quelle wieder ein verziertes Bronzestückchen finden ließ.

Die Babilonie mit ihrem rätselhaften Namen und ihren bisher noch einzigartigen Befestigungsanlagen erscheint also als ein germanisches Werk aus römisch-germanischer Zeit, das noch lange Jahrhunderte, vielleicht bis in die Zeit Karls des Großen, bestanden und den Bewohnern des Tieflandes nördlich vom Wiehengebirge als Zufluchtstätte gedient hat.

Wenn dies Ergebnis nunmehr feststeht, so verdanken wir das nicht zum wenigsten Schumacher, der mit klarem Blick gleich das Richtige traf. Meine Grabungen in der Babilonie begannen Anfang August 1905; ich freue mich, daß ich nun genau nach 25 Jahren zu seinem 70. Geburtstage ihm über die Bestätigung seines damaligen Urteils und über den Beginn neuer, aussichtsreicher Grabungen berichten darf.

Anmerkungen:

¹ Mein Grabungsbericht erschien im 20. Jahresbericht des Histor. Vereins der Grafschaft Ravensberg, Bielefeld 1906; ein neu bearbeiteter Sonderdruck daraus, Lübbecke 1920. Beides leider vergriffen.

² Schuchhardt, a. a. O., S. 53, bringt den Plan mit einigen Berichtigungen.

³ Dort leider mit einer versehentlich falschen Abbildung, die richtige findet sich in seinem Aufsatz in den Ravensberger Blättern 1916, S. 4.

GERMANISCHES LA-TÈNE IM KÖLNER GEBIET

VON CARL UND EMIL RADEMACHER, KÖLN

Es war im Sommer des Jahres 1910, als über germanische Funde des rechten Rheinuferes in der Kölner Gegend berichtet¹ werden konnte. Professor Schumacher besuchte gleich darauf das Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln und wünschte, die oben erwähnte Fundstätte zu besichtigen. Dies geschah. Gerade der Aufhellung unserer germanischen Vorzeit hat Professor Schumacher sich allzeit mit vorbildlichem Eifer hingegen, und so möge das Folgende Dank und Widmung an den verdienten Forscher zur Vollendung seines 70. Lebensjahres darstellen.

Bei der Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Köln 1910 wurde von E. Rademacher² zum erstenmal die Zuweisung der nieder-rheinischen Grabhügel in die Hallstattzeit ausgesprochen. Im Anschluß daran behandelte C. Rademacher³ germanische Gräber auf der Heideterrasse (Fliegenberg). Sie gehören allerdings in die Jahrhunderte n. Chr. 1910 klaffte demgemäß noch eine Lücke in der Erkenntnis, nämlich das germanische La-Tène. Ganz vereinzelt Funde konnten als germanisches Früh- oder Mittel-La-Tène angesprochen werden: zwei Grabgefäße aus der Umgebung von Köln (**Abb. 1, 1 und 2**) und eine Nachbestattung in einem Hügel des linken Rheingebietes (Vorgebirge) (**Abb. 1, 3**). Es ist dies ein sehr schlankes Gefäß mit scharfer Umbruchlinie und ziemlich weitausladender Randlippe, kleiner, mützenartiger Deckelschale mit Omphalos; es gehört zu dem schlanken doppelkonischen Typus wie Fliegenberg und Altenrath.

Im Laufe der Zeit hat sich nun das Material im Kölner Museum, sowie in andern Museen vermehrt. Am bedeutendsten sind die Spät-La-Tène-Funde aus Mayen und Köln-Fühligen. Auf der Heideterrasse (Fliegenberg) hat dieselbe Keramik geblüht, was Scherben beweisen. Die Funde vom Fliegenberge ließen sich damals von Früh- über Spät-La-Tène bis ins 3. Jahrh. n. Chr. verfolgen, die ersten Perioden schwächer, weil bei der Quarzgewinnung fast zwei Jahrzehnte die Arbeiten vollständig ohne Beobachtung geblieben waren. Dies hatte Herrn Geh. Rat Finklenburg, Bonn, zu einer Notiz in den Bonner Jahrbüchern veranlaßt⁴. Zwei Graburnen (**Taf. 16 A, 1 u. 2**) vom Fliegenberg besitzt das Kölner Museum, schlankere Töpfe mit umgebogenem Rande, scharfer Umbruchlinie, über dieser auf einem der Gefäße Winkelstriche. Die Urnen waren mit verbrannten Knochen gefüllt, stellen also hügellose Brandbestattung dar, sind jedoch keine Brandschüttungsgräber und waren in einer Grube beigesetzt. Ein Weg, an dem zu beiden Seiten der Grund abgefahren war, hatte die Er-

haltung dieser Gräber verursacht. Außerdem fand sich an einer wenig entfernten Stelle ein Rauhtopf, umgekehrt im Sande stehend (**Taf. 16 A, 3**), konisch, Eimerform, sehr dickwandig. Dieser Topf, als Kochgefäß anzusehen, ist bedeutsam dadurch, daß er in die Reihe der germanischen Rauhtöpfe zu stellen ist⁵ (**Taf. 16 A, 4 und 16 B, 1—4**). Zu diesem etwa Spätfrüh- oder Frühmittel-La-Tène treten neue Funde aus vier verschiedenen Fundplätzen, zwei wiederum auf der Heideterrasse, der dritte bei dem Dorfe Siegburg-Mülldorf (Siegkreis), der vierte im Stadtgebiete Köln, äußerer Grüngürtel.

An den Randbergen, die von der Sülz auf die Altenrather Hochfläche führen, bestehen östlich und westlich des Weges Sandgruben. Etwa 100 m von den östlichen Sandgruben wurden typische La-Tène-Scherben mehrfach beobachtet. Im Volke heißt diese Stelle „im Rusegade“, was möglicherweise einen Fingerzeig für die spätere Germanenzeit abgibt. In den westlichen Sandgruben traten zunächst zahlreiche Scherben mit Feuersteingeräten der Untergrombacher Kultur auf, dabei wieder einmal typisch Rössener Scherben. Bei diesen Dingen handelt es sich ausschließlich um Siedlungsfunde. Außerdem kamen Grabfunde zum Vorschein, Brandgräber, die Knochen meist in Urnen beigesetzt. Leider sind Rand und Hals von zwei Gefäßen, durch frühere Beackerung des Geländes, verschwunden (**Taf. 16 B, 1 und 2**). Während eines dieser Gefäße den schwachen Absatz zeigt (**Abb. 1, 2**), trägt das andere ein schraffiertes Band um die Bauchwand, etwas oberhalb des Umbruches. Ein solches Band wurde bisher in der Kölner Gegend nicht beobachtet. Es ist selbst Verzierung und erinnert an die Bänder auf Schlauchgefäßen der belgischen Keramik. Damit könnte es als Vorläufer in Beziehung stehen.

Das hohe Gefäß mit Eisensichel (**Taf. 16 B, 4**) ist derselbe Typ wie vom Fliegenberg (**Taf. 16 A, 1 u. 2**), die Fibel eine sichere Früh-La-Tène-Form. In dieselbe Formreihe gehört das Gefäß (**Taf. 16 B, 3**) von Siegburg-Mülldorf, dessen Original sich im Provinzial-Museum zu Bonn befindet. Es ist ziemlich formlos und verrät einen Anklang an die späteren schlauchförmigen Gefäße, könnte also eine spätere Ausbildung der eckigen Früh-La-Tène-Gefäße sein.

Im äußeren Grüngürtel zu Köln fand sich 1928 in 60 cm Tiefe eine Urnenbestattung. Leider sind von dieser nur wenige charakterlose Scherben erhalten. Zwischen den Knochen ein Eisenmesser mit Knochengriff und der Rest einer bronzenen Mittel-La-Tène-Fibel mit sechs Windungen und aufgesetzten Bronzekugeln. Erhalten ist nur die eine

Kugel auf dem Bügel, in der man die Öffnung zum Einstecken des zurückgebogenen Fußes der Fibel bemerkt. Die Kugel ist von unten aufgeschnitten und über den Bügel (und Fuß) festgehämmert⁶. **Taf. 16 C, 1—4** sind Gefäße mit Drehscheibenwulsten und Riefen, zeigen also zum erstenmal in unserer germanischen La-Tène-Kultur das Auftreten der Drehscheibe.

Taf. 16 C, 1 eine weitoffene, brauntonige, flache Schale von 30 cm Durchmesser mit scharfem Umbruch, über diesem Drehscheibenfurchen und Riefen. Sie stammt von dem Begräbnisplatz Altenrath wie **Taf. 16 B, 1, 2 und 4**. Im Leichenbrand eine eiserne Mittel-La-Tène-Fibel mit vier Windungen runden Querschnitts. Bügel und Fuß viereckig. Der zurückgezogene Fuß ist mit zwei Lappen um den Bügel herumgehämmert. Nadelhalter fehlt. Nach Ergänzung etwa 10 cm lang.

Taf. 16 C, 2 u. 3 sind zwei Scherben⁷, sowie die nach diesen Scherben hergestellten Gefäße. Die Scherben wurden 1927 bei Anlage der Sportwiese im Kölner Stadion gefunden. Sie schließen sich in ihrer Technik dem Altenrath Gefäß an. Diese Art von Gefäßen ist bisherannur in Mitteldeutschland als germanisches Mittel-La-Tène bekannt. Wie alle Drehmuster sind die Riefen technisch bedingt und sagen über die Zusammengehörigkeit wenig.

Ganz allgemein ist man bisheran der Meinung gewesen, daß derartige Gefäße keltischen Ursprungs, wenigstens aber aus dem Keltenkreise entlehnt seien. Unsere Gräber zeigen zweifellos die Nähe der keltischen Kultur. Das ist genugsam durch das lange Festhalten des Germanenkreises an der Handarbeit (bis in die Kaiserzeit) bewiesen. In der Zeit der hier besprochenen Drehscheibengefäße muß aber der südliche Teil der Germanen, der mit den Kelten in Berührung kam, die Drehscheibe wenigstens zeitweise übernommen haben. Anders lassen sich die Zusammenhänge nicht erklären, so lange nicht eine deutliche keltische Früh- bis Mittel-La-Tène-Kultur gefunden ist, die diese Gefäße führt.

Außer den Urnenbegräbnissen kam in Altenrath an derselben Stelle wie **Taf. 16 C, 1** ein Grab in 50 cm Tiefe zum Vorschein. Knochen und Beigaben (keine Keramik) lagen in einem flachen, rundlichen Haufen, der auf eine Beisetzung in Stoff oder Leder schließen läßt. Zwischen den Knochen fand sich eine eiserne Mittel-La-Tène-Fibel mit vier Windungen. Der zurückgebogene Fuß umfaßt mit zwei

Lappen den Bügel von oben, der Nadelhalter fehlt. Unmittelbar über der Fibel (angerostet) lag eine große, bronzene Zierscheibe, 10 cm Durchmesser, mit kleinerem 16 mm großem und 6 mm hohem Mittelbuckel (**Taf. 16 C, 4**). Sie hat den Leichenbrand mitgemacht, wie auch die Fibel. In unserm Rheingebiet steht dieses Vorkommnis bis jetzt allein. Da solche große Scheiben auf Fibeln bei Jastorf häufig sind, bietet das Altenrath Grab einen neuen Beweis für die Herkunft der rheinischen La-Tène-Germanen.

Taf. 16 A, 3 und 4 sind Rauhtöpfe. 3 Kochgefäß vom Fliegenberg, 4 Grabgefäß von Altenrath von demselben Fundorte wie **Taf. 16 B, 1, 2 u. 4** und **C, 1**. Die Fundumstände beweisen die Gleichzeitigkeit von 4 mit den übrigen Grabfunden der beiden Fundplätze Fliegenberg und Altenrath. Es liegt demgemäß in diesem Gefäß (**Taf. 16 A, 4**) ein sicherer



Abb. 1.

germanischer Rauhtopf vor. Der Unterteil ist eimerförmig, Oberteil etwas konisch mit schwacher Leiste. Rauhtöpfe sind in den hallstattzeitlichen Hügelgrabfeldern des Niederrheins häufig, auch in dem Gebiet zwischen Sieg und Wupper. Es ist bekannt, daß Holwerda die in de Hamert gefundenen Rauhtöpfe für germanisch erklärte, im Gegensatz zu den auf demselben Grabfeld auftretenden keltischen Hallstatt-Urnen. Die Rauhtöpfe aus den Hügeln zwischen Sieg und Wupper und darüber hinaus sind aber in ihrem Aufbau anders als **Taf. 16 A, 4**. Am weiteren Niederrhein werden die Rauhtöpfe, besonders in der typischen Eimerform, häufiger (**Taf. 16 D, 1—4**, 1 Begräbnisplatz Goch, 2 und 3 Reichswald, 4 Testerberge a. d. Lippe).

Das chronologische und ethnologische Verhältnis dieser Rauhtöpfe zu den eigentlichen Hallstattzeit-Gefäßen ist noch nicht restlos geklärt. Im Reichswald fand sich als Hauptgrab ein typisches, bauchiges Hallstatt-Gefäß, darüber etwas seitwärts ein Rauhtopf als Nachbestattung. Direktor Josef Rademacher-Krefeld erklärt, einmal als

Nachbestattung ein Hallstattzeit-Gefäß gefunden zu haben⁸.

Daß die Eimerurnen aus den Hügeln der Kölner Gegend irgendwie von den Germanen des Harpstedter Typus beeinflußt sind, scheint klar. Ebenso klar ist es auch, daß sie nicht germanische Rauhtöpfe sind. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß die Eimerform in Rauhtopfausführung von den späten Hallstattkelten übernommen, aber nach ihrer Art mit mehr eingezogenem Halse umgeformt wurde. Das bedeutet nichts Neues, denn wir kennen diese Entnahme aus dem Germanenkreise mehrfach, so vor allem die Beibehaltung der Feuerbestattung, die Wendelringe u. a. m. Die bisher besprochenen Funde sind schon kurz von E. Rademacher in der Kossinnafestschrift 1928 unter dem Titel: „Germanische und Gallische Kulturen am Niederrhein“ behandelt. Es fehlten damals jedoch wichtige Funde. Ferner ist durch einen Irrtum die Kölner Mittel-La-Tène-Fibel mit Kugeln zu dem Grab mit den zwei Mittel-La-Tène-Wulstgefäßen gestellt worden. Es handelt sich also in Wirklichkeit um zwei verschiedene Funde derselben Zeit, die räumlich auch nicht direkt zusammengehören.

Zusammenfassend wäre nochmals herauszuheben, daß die gesamten hier besprochenen germanischen Früh- und Mittel-La-Tène-Gräber in Keramik und Fibeln deutliche und sichere Vorstufen der bekannten Spät-La-Tène-Gräber sind. Alle bis jetzt bei uns gefundenen Gräber sind nicht Brandschüttungsgräber, doch hat Stampfuß auch über solche weiter nördlich berichtet⁹.

Die ganze Reihe unserer La-Tène-Germanen vom Abzug der Spät-Hallstatt-Kelten beginnt Zusammenhang zu bekommen. Chronologische Reihen entwickeln sich. Der Anschluß an die Nord-Ost-Germanen wird klar: Rauhtöpfe, Fibeln, Fibel und große Zierscheibe wie Jastorf. Ebenso klar ist der Übergang zur Frühkaiserzeit.

Von einer Lücke in unserer chronologischen Erkenntnis kann nicht mehr gesprochen werden und es steht zu hoffen, daß in Bälde weitere Funde den Stoff vermehren werden.

Somit ist es jetzt möglich, im Kölner Museum die Germanen von ihrem Einzug in der Früh-La-Tène-Zeit bis zum Übergang in die Frühfrankenzeit zu studieren, also von 500 v. Chr. bis ins 4. Jahrh. n. Chr. Haben wir also in unseren früheren Schriften den Abzug der Kelten um 500 aus dem Aufhören ihrer Hinterlassenschaft gefolgert, so können wir ihn jetzt auch durch das Einsetzen der neuen germanischen Kultur mit völlig anderen Grabsitten und anderen Formen beweisen.

Außer diesen Grabfunden sind noch Siedlungsfunde derselben Kultur und Zeit als vorläufige Bekanntmachung zu besprechen. Zunächst ist es der dem Altenrather Begräbnisplatz gegenüberliegende Abhang zur Sülz, wo typische La-Tène-Scherben von Kochgefäßen sich vorfanden. Die

Untersuchung steht noch aus. Eine zweite Siedelstelle befindet sich auf dem Fliegenberg (Heideterrasse). Eine sehr große Anzahl Scherben aus Wohngruben erhielt das Kölner Museum. Sie weisen auf Gefäße, die den Harpstedter, sowie denen aus der Braunschweiger Gegend ähneln. In dieser La-Tène-Siedlung ist Eisen schon um 400 v. Chr. verhüttet worden, was Schlacken und Reste eines Rennofens beweisen. Reste mehrerer Napoleonshüte fanden sich in der Siedlung, die leider wegen der vollständigen Verwühlung des Bodens durch ältere Quarzitgruben keinerlei Grundrißstudien erlaubte. Es liegen nur eben die Funde vor. Von festabgegrenzten Wohnböden oder ähnlichem ist nichts beobachtet. Aus der Siedlung stammt auch ein kleiner Rauhtopf¹⁰.

Ein weiterer Einzelfund, der in die behandelte Zeit hineingehört, ist ein gut erhaltener Napoleonshut von Brand (Heideterrasse), näher dem Königsforst zu. In der Umgebung einige kleine, nichtsagende Scherben.

Es sei hier daran erinnert, daß am Fliegenberge jetzt Früh- und Mittel-La-Tène-Gräber, sodann eine Siedlung aus derselben Zeit festgelegt ist, dann eine Siedlung aus Spät-La-Tène und endlich Gräber und Siedlungen während der ersten drei Jahrhunderte n. Chr.; des weiteren, daß nach der Drucklegung noch mehrere Siedelplätze der frühen Germanenzeit auf der Heideterrasse festgestellt werden konnten.

Auch im Stadtgebiete Köln wurden bei Anlage der Sportwiese im Stadion 1927 und bei Anlage des Äußeren Grüngürtels 1928 derartige Siedlungen festgestellt. Auf dem Gelände der Sportwiese wurden Hausanlagen von 5:3,50 m und von 9:4 m in rechteckiger Form beobachtet, dazu eine große Anzahl Grubenwohnungen mit Scherben, darunter Drehscheibenarbeit, Wandverputz und ähnlichem. Die Gruben hatten 60, 70, 80 und 90 cm Durchmesser. Sie enthielten vielfach Bruchstücke von Mahlsteinen aus Basaltlava und vollständig erhaltene Napoleonshüte (vgl. **Abb. 2, 1**). Einige Gefäße konnten aus dem Scherbenmaterial wieder hergestellt werden (**Abb. 2, 2–3**). Verzierungen mit Fingernageleindrücken sind häufig. Plumpe Kumpen mit weit nach innen gebogenem Rande herrschen vor.

Bei Anlage eines Sportplatzes zu Lülsdorf, unmittelbar am Rhein gelegen, konnten nachträglich Reste dunkler Stellen beobachtet werden, die sich als Grubenwohnungen durch ihren Inhalt auswiesen. Das keramische Material gehört ebenfalls der La-Tène-Zeit, und zwar von Mittel-La-Tène an. Die typische Spät-La-Tène-Keramik, wie sie aus Fühlingen und Mayen vorliegt, fehlt vollständig. Fingernagelverzierungen herrschen vor. Reste eines fast zylinderförmigen Gefäßes, das auch an die Schlauchgefäße erinnert, hat Eindrücke auf dem Rande, leichtere am Halse und parallele unter dem

Rande beginnende Riefen, die mit den Fingern auf dem noch weichen Ton herausgedrückt sind, keine Drehscheibenarbeit.

Unsere frühesten sicheren Germanensiedlungen sind Fliegenberg und Altenrath. Beide liegen auf den Osthängen der Heideterrasse, der Sülz und Acher zugewandt. Diese Lage fällt sehr auf. Wenn die Germanen den Rhein abwärts rückten — so fragt man sich, weshalb gingen sie in die Nebentäler — über die ganze Heide hinweg? Es sieht fast so aus, als ob sie das Achertal abwärts aus dem Bergischen gekommen wären, doch sind Schlüsse noch verfrüht.

Auf der Heideterrasse hat sich durch Beobachtung alter Wegeverhältnisse ein Zusammenhang germanischer Altspuren gezeigt, dessen Schwerpunkt der Fliegenberg mit der Wallburg auf dem Guldenberg ist. Wir haben diesen Wall früher den bekannten keltischen Wällen zugerechnet und ihn in die späte Hallstattzeit gesetzt.

Er ist dann 1928 von uns aufgenommen worden und ein Modell steht im Kölner Museum. Man erkennt, daß er von dem bekannten Typ des Keltenkreises stark abweicht. Er hat eine in einen rechtwinkeligen Aussprung gelegte vier-eckige Hochfläche von etwa 10 m Seitenlänge und jetzt noch 2 m Höhe, derart, daß man unwillkürlich an einen Wachturm denkt. Daneben ein breites Tor ohne jede Spur der keltischen Sicherungsanlagen. Ein Vorwall sondert eine Unterburg von dem Vorgelände. Der Wall zeigt nicht den rein defensiven Geist der Keltenburg. Er war nur zu verteidigen von stark offensiv fechtenden Insassen.

Wir sehen ihn jetzt als die Burg der Germanen an, die von dem Gelände Besitz ergriffen hatten. Eine Stütze, fast ein Beweis dafür sind die Wegesammenhänge mit den hier in Frage kommenden Fundstellen. Ein genaueres Eingehen kann mit Rücksicht auf den Raum an dieser Stelle nicht erfolgen.

Jedenfalls erhellt aus dem bisher Erforschten, daß das zahlreiche und zäh festgehaltene Siedeln

der Germanen auf der Heide seine besonderen Gründe gehabt hat. Einer der bedeutendsten scheint die Eisenindustrie zu sein. Die Heideterrasse ist reich an Raseneisenstein und Spuren uralter Ausbeutung sind an vielen Plätzen zu finden. Leider ist die zeitliche Zuweisung dieser Stellen noch nicht zu geben. Die bisher einzige sichere ist die Eisengewinnung in der besprochenen Früh-La-Tène-Siedlung am Fliegenberg sowie Schlacken in der Siedlung Altenrath¹¹.

Mit der Hoffnung auf weitere Aufschlüsse, die das so wichtige Gebiet der Germanenforschung unserer Kölner Gegend weiter fördern, sei dieser kurze Bericht geschlossen.

Anmerkungen:

¹ C. Rademacher, Germanische Gräber am Niederrhein, Korrespondenzblatt der D. A. G. 1910.

² E. Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hügelgräber, Korrespondenzblatt der D. A. G. 1910.

³ C. Rademacher, Das germanische Dorf am Fliegenberge der K. Z. und die Göttervase, Mannus 1911, Bd. I.

⁴ Nach dieser Notiz waren bei den Erdarbeiten eine Menge schlankere und auch sonst anders geformte Urnen zum Vorschein gekommen, die nach dem Urteil Prof. Finklenburgs mit den Formen der dortigen Hügelgräberurnen nicht übereinstimmten.

⁵ Diese Funde sind schon behandelt von E. Rademacher, Mannus 1922. Chronologie der Germanengrabfelder der Kölner Gegend.

⁶ Über diesen Typ siehe Reallexikon, Nordischer Kreis, dort auch Abbildung.

⁷ Ob Grabfund, konnte nicht festgestellt werden.

⁸ Eine eingehende Zusammenfassung der zahlreichen im Kölner Museum vorhandenen Rauhtöpfe von der Sieg bis zum äußersten Niederrhein ist in Vorbereitung.

⁹ Kossinna-Festschrift.

¹⁰ Im Besitze des Herrn Peter Limbach-Troisdorf.

¹¹ Betr. frühgeschichtlicher Eisenschmelzen vgl. Germania 1930: Ausgrabungen von Schlackenhügeln im Kölner Gebiet durch das Kölner Museum.



Abb. 2.

EINE VORGESCHICHTLICHE PLATEAUFESTE IM TREVERERLAND

VON PAUL STEINER, TRIER

Wer einmal vor einer guten Karte die Geländegestaltung des Trierer Landes auf sich wirken läßt¹, dem springt alsbald eine Stelle als geschlossen abgegrenzter Siedlungsteil in die Augen: die Hochfläche von Ferschweiler-Ernzen nördlich von Echternach. Sie liegt zwischen den Flußtäälern der Prüm und Sauer, an der preußisch-luxemburgischen Grenze, oder vom Standpunkt des modernen Verkehrs betrachtet, zwischen der Station Irrel an der Reichsbahnstrecke Trier-West—Bitburg und der Station Bollendorf an der luxemburgischen Prinz-Heinrich-Bahn.

Diese Hochfläche erstreckt sich von Südosten nach Nordwesten, bei Echternacherbrück beginnend bis zur „Wickingerburg“ auf 8,5 km Luftlinie, in allmählicher Steigung von 300 bis 400 m über Normal-Null. Die größte Breite ist über Ferschweiler gemessen 4,5 km. Die Fläche ist heute zu einem großen Teil, zumal an den Rändern, bewaldet. Die Randlinie ist durchgehend durch steile und wildzerklüftete Felsen gebildet. „Gleich Bastionen ragen die Felspartien hoch über den Talsohlen hervor und erhöhen dadurch den landschaftlichen Reiz dieser Gegend“².

Außer ihrer wechselreichen Schönheit bietet aber gerade diese Landschaft dem Altertumsfreund eine Menge von besonders merkwürdigen Funden und Problemen. Fragen wir nach dem Grund für diese Tatsache, so sind gewiß die Abgelegenheit und Abgeschlossenheit dieses Landstriches nicht allein ausreichend für eine Erklärung, denn in Eifel und Hunsrück gibt es solche durch Weltabgeschiedenheit ausgezeichneten Stellen wohl noch mehr. Man wird darum nach anderen Ursachen Umschau halten müssen. Vielleicht gibt die Deutung, die ich hier versuchen will, die Lösung.

Die Steinzeit ist durch zahlreiche Steinbeile und einige Feuersteingeräte genügend belegt. Das ist nichts Neues, denn eine ziemlich dichte Besiedlung in der jüngeren Steinzeit kann durch die Fundbeobachtungen der letzten 10 Jahre für diese ganze Gegend (Kreis Bitburg) als gesichert gelten. Weniger zahlreich sind freilich noch die Funde aus der Bronzezeit; aber wenigstens für den Ausgang derselben ist die Besiedlung der Hochfläche ebenso gesichert, wie für die anschließende Hallstattzeit und die La-Tène-Zeit durch stattliche Hügelgräberfelder (Bone I, S. 9 und II, S. 35, Taf. II, Fig. IV u. V). Bemerkenswert ist auch das Vorkommen von Eisen, das gewiß schon in sehr früher Zeit wie später hier verhüttet worden ist (Weilerbacher Hütte).

Unter den Hügelgräbern zeichnet sich eins vor allen andern aus. Es ist ein ungewöhnlich stattlicher Hügel von schätzungsweise 35 m Durchmesser und 4—5 m Höhe (der „Büchel“, Bone II, S. 32). Er steht gleich östlich von Ferschweiler auf dem freiesten Punkte der gesamten Hochfläche. Von ihm aus überblickt man die ganze Landschaft weit und breit: es ist seiner Lage und seiner Größe nach ein wahres Fürstengrab, die würdige Ruhestätte eines Beherrschers dieses Landstriches. Tatsächlich ist denn auch ein Begräbnis von der Art der frühlatènezeitlichen Fürstengräber dort zufällig angeschnitten worden, als man 1923 einen Wasserhochbehälter einbaute³. Es wurden bei dieser Gelegenheit (leider ohne Beobachtung) gefunden: 1. ein rechteckiger Bronzekasten, der gleich beim Auffinden zerfallen sein soll. 2. Ein Bronzebecher, breit und gedrunken, italisches Importstück. (Abb. 1.) Der Henkel ist verloren. Er war wohl von der Art der hochgezogenen, besonders in Oberitalien häufigen Handhaben und etwas unterhalb der Bauchmitte an (blattförmiger?) Attasche mittels Niet und Lötung befestigt, am Rand aber in einem 6 mm breiten Einschnitt eingelagert. Dieser über niedrigem Hals ausladende Rand ist geperlt, ebenso die nur wenig ausgebogene runde Kante der Standfläche (5,4 cm Durchmesser, Höhe 7,2 cm bei 7,8 cm größter Weite). Drei Verzierungsstücke aus papierdünnem Goldblech (Abb. 2): 3. kleine Rosette von 2,2 cm Durchmesser. Nach grünen Patinaspuren auf der Unterseite zu schließen, saß sie auf Bronze (dem Kasten?). Eingedrückte Ornamentierung: Kymation um den leicht bogig gezahnten und umgelegten Rand, zwei Perlkreise um die durch einen Kreis betonte Mitte, zwischen ihnen ein Eierstab. 4. Lochscheibe, Durchmesser 5 cm, der Öffnung 2,5 cm. Ränder nicht glatt geschnitten und auch nicht umgebogen. Keine Befestigungsspuren. Verziert mit zwei konzentrischen Reihen von glockenförmigen Blütenknospen. 5. Kleine Maske, 3,9 cm breit, 4,2 cm hoch. Rand umgelegt. Löcher zum Befestigen auf Unterlage: eins unter dem Kinn, zwei weitere am oberen Rand. Auf der Unterseite ebenfalls grüne Patinaspuren. Gesicht eingerahmt von Perlreihen, welche unter dem Kinn in Voluten endigen, die dann durch einen Halbbogen verbunden sind. An den Seiten Zone von schrägen Strichen, die vielleicht einen Backenbart darstellen sollen, und zu äußerst je eine hängende „Fischblase“ mit Perlrand, der oben in einer Volute ausläuft. Schnurrbart und Augenbrauenbögen als

Perlreihen. Über der sehr niedrigen Stirn das Haar durch senkrechte Striche angedeutet, rechts und links aufgerekte Tierohren, von Perlrändern eingesäumt. Als oberster Abschluß eine Art von Diadem mit drei Spitzen. Man darf vermuten, daß es ein Dreiehorn vorstellen sollte. Die Maske ist unverkennbar eine Nachbildung griechisch-etruskischer Acheloosmasken. Diese erfreuten sich gerade in der La-Tène-Kunst besonderer Beliebtheit, offenbar weil dieses Gesicht mit den Tierohren neben den Hörnern die Vorstellung von dem keltischen stiergestaltigen Gott vermittelte. Die Ferschweiler Maske mit den drei Spitzen über der Stirn weckt die Erinnerung an den gallischen dreiehörnten göttlichen Stier⁴.

Dieser sicher nur fragmentarische Fund ist in die Reihe der durch griechisch-italische Importstücke und goldene Schmucksachen ausgezeichneten Gräber der Früh-La-Tène-Zeit einzuschalten, die nicht mit Unrecht als Fürstengräber bezeichnet werden. Es ist das erste Grab dieser Art nördlich der Mosel⁵. Es nimmt aber auch durch seine ungewöhnliche Größe des Grabhügels eine Sonderstellung ein. Und daß er in dieser hervorragenden Lage auf dem höchsten Punkte und in der Mitte der Hochfläche liegt, gibt ihm zu allem Übrigen noch eine besondere Bedeutung: Es ist die Grabstätte des hier herrschenden Fürstengeschlechtes gewesen.

Einer anderen Zeit gehört die folgende Gruppe bemerkenswerter Altertümer an: es sind Menhire. Auch diese Denkmälergattung, im Trierer Land nicht mehr so sehr zahlreich vertreten⁶, hat hier auf der Ferschweiler Hochfläche gleich eine ganze Reihe bedeutsamer Repräsentanten. Es sind wenigstens fünf nachweisbar. Ein „Langenstein“ steht 900 m südöstlich von der Schankweiler Klause. „Eckstein“ wird ein anderer genannt (Schuermans, S. 6), der 500 m südöstlich der Wolfschluff, 1400 m südlich vom „Fraubillenkreuz“ steht. „Druidenstein“ heißt er auf Meßtischblatt 3454 Bollendorf. Zwei weitere stehen oder liegen etwa 300 m nordöstlich und 500 m südwestlich vom Fraubillenkreuz. Dieses selbst, auch Sybillenkreuz genannt, ist das stattlichste Beispiel von allen (Abb. 3). Es steht an einer alten Wegkreuzung und diente als Grenzstein der ehemaligen Grafschaft Vianden⁷. Heute ein über 3 m hohes, etwas aus dem Lot geratenes Steinkreuz, hatte es früher unverkennbar die typische Form der französischen megalithischen Menhire. Seine christliche Form wird es ebenso, wie auch die vielen durch Kreuz und heiliges Bildwerk verchristlichten französischen Monolithe, in der Zeit der Christianisierung des Landes erhalten haben und zwar, wie man gerne annimmt, durch den berühmten Apostel des Landes, Willibrord, der von der benachbarten Abtei Echternach aus die Heidenbekehrung vornahm und, wie überliefert wird, gerade dem Steinkult, der noch

weit ins Mittelalter hinein verbreitet war, scharf zu Leibe ging⁸. Von der in diesen Steinen verehrten Gottheit zeugen Sagen, die ihren Abklang selbst noch in den Namen solcher Monolithe haben. Man erzählt, um ein Beispiel zu nennen, im Fraubillenkreuz sitze eine Frau, die spinne. Diese Sage von der Spinnerin ist fast regelmäßig mit Menhiren und Grenzsteinen verknüpft, wie auch die Namen „Kunkelstein“, „Rockenstein“, „Feenspindel“, französisch „quenouilles à la Fée“ oder „à la bonne dame“, erkennen lassen. Auch bei einem wiederum „Langenstein“ genannten Fels bei Olk (Landkreis Trier) und beim „Chrimhildenspil“ oder „Spillenstein“ von Rentrish finden wir die Sage von der spinnenden Frau: Es ist die in den Sagen als Frau Holle oder Holda, auch Hilda, und Berchta, die

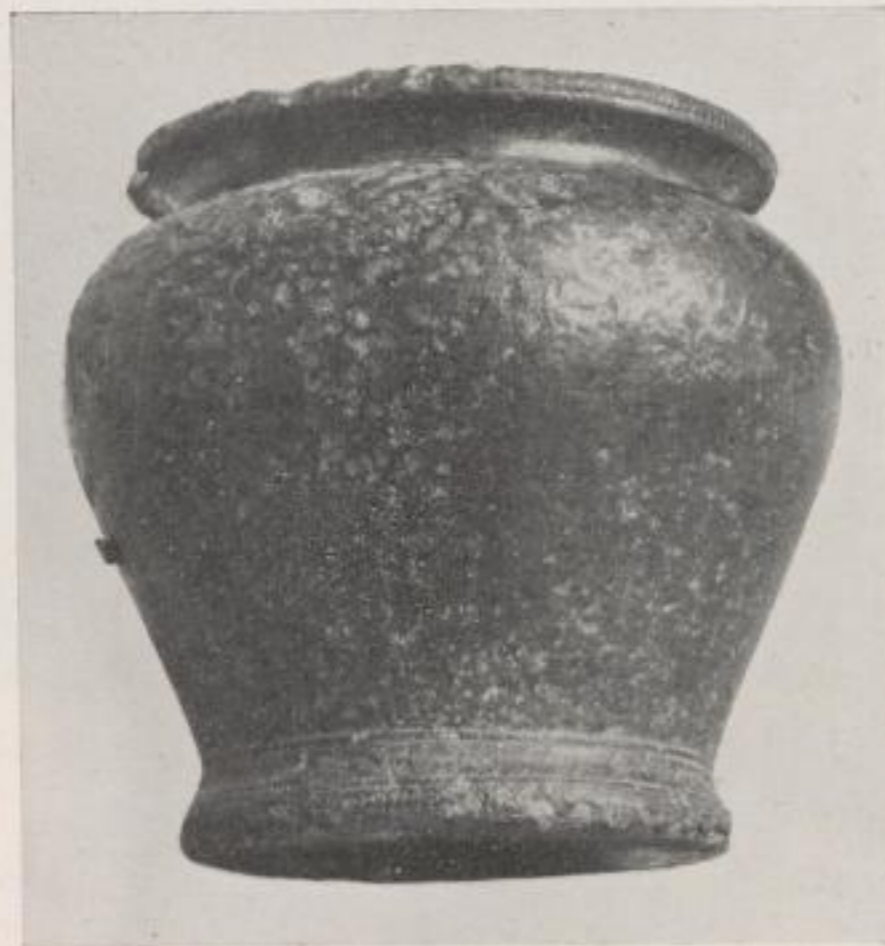


Abb. 1: Bronzebecher aus einem Hügelgrab bei Ferschweiler (nahezu nat. Gr.).

Spinnerin, fortlebende altgermanische Göttin Freyja oder Frigg, die bei der Christianisierung der Marienverehrung weichen mußte. Auch beim Fraubillenkreuz wurde die Gottesmutter verehrt⁹. So lebt uraltes religiöses Empfinden fort bis in unsere Tage.

Ein menhirartiges Monument ist auch das bekannte Dianadenkmal (CIL XIII, 4104)¹⁰ am westlichen Fuß der Hochfläche, 600 m nördlich von der Haltestelle Weilerbach. (Abb. 4.) Es ist zwar kein von Menschenhand aufgerichteter Monolith, aber auch kein „lebender“ Fels, sondern ein von der Höhe abgestürzter Fels-Brocken, der für die Aufnahme des römischen Bildes nebst der Weihinschrift abgearbeitet wurde. Jetzt ist sein oberer Teil zertrümmert — durch christliche Glaubenseiferer, wie

man annehmen möchte (Schuermans, S. 71). Geweiht von einem romanisierten Treverer der einheimischen Waldgöttin in römischer Gestaltgebung und mit deren römischen Namen „Diana“, jedoch mit dem für echte Römer überflüssigen Zusatz „Dea“ kennzeichnet es sich als ein Denkmal aus der Zeit vorgeschrittener Verwelschung des Landes. Und doch ist es von ganz bodenständiger Art als eins der Felsdenkmäler in Waldeseinsamkeit und Gottesnähe, wie sie im Bereich des felsreichen Waldgebietes der Arduenna silva, im Treverer- und Mediomatrikerland, wo Keltisches mit Germanischem durchmischt ist, sich auffallend häufen¹¹, ohne daß wir bis jetzt dafür eine Erklärung geben könnten.



Abb. 2: Goldschmuck aus einem Hügelgrab bei Ferschweiler (nat. Gr.)

Ein weiteres Felsdenkmal finden wir ostwärts, etwa 1200 m Luftlinie von hier entfernt, in den sog. „Schweinställen“, einer romantischen, von zerklüfteten und in phantastischer Weise ausgespülten Felsmauern eingeschlossenen, breiten Schlucht, durch die der Weg hinauf nach Ernzen führt. Es ist ein ganz eigenartig stimmungsvoller Platz, dessen Sphäre, mit Ernst Fabricius zu sprechen, mit „numen“ erfüllt erscheint. Dort steht an der Felswand in lapidaren Zügen eingetieft die zweizeilige Inschrift ARTIONI / BIBER (Abb. 5 = CIL XIII, 4113). Durch diese Bezeichnung der keltischen Bärengöttin¹² schlechthin als Artio, wie durch den einheimischen Personennamen Biber und gleicherweise durch die großartige Knappheit ihrer Fassung kennzeichnet sich diese Inschrift als ein Denkmal aus den Anfängen der römischen Landnahme, da römische Sprache und römische Schrift zwar bereits Fuß gefaßt hatten, einheimische Art aber noch nicht verwischt war. Damals werden an diesem Ort sicherlich noch Bären, der Göttin heilige Tiere, gehaust haben. — Ein nebenan in

leichteren Zügen eingeritzter Hammer an langem Stiel (45 cm lang) wird wohl nicht zu Unrecht auf Succellus¹³ oder Silvanus bezogen. Darunter in 3 Zeilen eingeritzte Namen TERTIVS TERTIVVS VRSVLVS (dieser Beinamen „Bärlein“ ist vielleicht nicht ohne Beziehung) verraten durch ihre typisch gallorömische, d. h. dem echtrömischen nur äußerlich angegliche Bildung jüngere Entstehungszeit, die im 2. oder 3. Jahrh. n. Chr. liegen mag.

Finden wir in diesen Denkmälern nicht aufs Trefflichste illustriert, was Tacitus am Schluß des 9. Kapitels seiner „Germania“ über die Art der Götterverehrung der Germanen sagt — was aber in gleicher Weise auch für die Kelten wie überhaupt für jede primitive Kultgemeinschaft gelten kann —: „Wälder und Haine weihen sie und mit Götternamen belegen sie jenes Geheimnisvolle, das nur ihr frommer Schaulder sieht“.

Wenn man dann mit dieser anschaulichen Vorstellung von der hier gepflogenen Götterverehrung vor Augen auf die Höhe über dem Dianadenkmal, zur Niederburg, hinaufsteigt und dort im lichten Buchenwald auf einer niedrigen Geländeerhöhung einen eigentümlich geformten pilzartigen Fels auftragen sieht (Abb. 6), womöglich noch vom goldenen Abendlicht umstrahlt, so drängt sich der Gedanke auf: Hier ist gottgeweihte Stätte; das ist eine Kultstätte, wie geschaffen für Menschen, welche glauben, „daß es der Hoheit der Himmlischen nicht entspreche, die Götter in Tempelwände einzuschließen, oder sie irgend einer menschlichen Gestalt nachzubilden“¹⁴. Auch hier fühlt man greifbar die

Nähe des Göttlichen. Denn was da steht ist ein „Götterthron“ von geradezu idealer Gestalt in eindruckvollster Umgebung.

„Opferaltar“ wird der Fels genannt, auch Heidenstein und Druidenstein. (Er ist abgebildet auch bei Follmann, Die Eifel, Abb. 42). Die Bezeichnung als Altar findet ihre Stütze in einer kleinen künstlichen Doppelmulde mit Verbindungs- und Abflußrinne, die oben in den Stein eingetieft zu sehen ist. Eine ganz verwandte Einarbeitung bietet — was hier eingeschaltet sein mag — eine vorspringende Klippe am östlichen Rand der Hochfläche, etwa 300 m nordöstlich vom „Opferaltar“: es sind wieder zwei kleine Mulden mit verbindender und ableitender Rinne (siehe auch unten S. 173). Beide Male liegen diese Zwillingmulden an Stellen, die eine wirtschaftliche Nutzung derselben, wie sie A. Fuchs für die „Steinschüsseln“ der Vogesen annehmen möchte¹⁵, völlig ausschließen. Es können nur Opfergruben gewesen sein.

Hat jener Felsblock auf Grund seiner Gestalt, seiner Lage und der Einrichtung von Opfergruben

auf ihm die Bezeichnung „Opferstein“ wohl nicht zu Unrecht erhalten, so kommt weiter noch eine Beobachtung hinzu, die, so eigenartig und problematisch sie auf den ersten Blick auch sein mag, nicht verschwiegen werden darf. Denn stimmt das, was wir zu sehen meinen, so haben wir ein weiteres Zeugnis für den Kult der Artio-Diana an dieser Stelle. Es handelt sich um ein ganz merkwürdiges Spiel der Natur: dem von Norden Herankommenden zeigt sich die linke Seite des Felsblockes als Bär gestaltet und zwar in der für diese Tiere so charakteristischen Haltung „der Bären,

noch in der Nähe liegen soll, Schuermans, S. 4), das schon seinen Namen auf den Fels zu übertragen begann. Daß diese ganze Gegend überhaupt bis auf den heutigen Tag für das Volksgemüt von geheimnisvoller Beziehung gewesen ist, das dürften auch gewisse Volkstänze erweisen, die an der „Tanzkill“, einem Platz, der etwa auf der Mitte jener beiden Opferstätten liegt, bei einer alten Buche, „Mutterbuche“ genannt, bis in das 19. Jahrh. hinein aufgeführt wurden. Und wie die folgende, so galt auch diese Stätte als nicht ganz geheuer, denn



Abb. 3: Das sog. Fraubillenkreuz bei Ferschweiler.
Aufn. Dr. Schleiermacher 1929

die an ihren Pfoten zehren“: ein gigantischer steinerner Bär! Diese Beobachtung wird dem vorgeschichtlichen, mit der Natur ganz anders wie wir verbundenen Menschen nicht vorenthalten geblieben sein. Sie mußte ihn mit heiligem Schrecken erfüllen, sah er doch hier die Gottheit selber gegenwärtig. Das veranlaßt uns, diesem Denkmal — als solches ist es ja durch die Opfergruben gesichert — eine ganz besondere Bedeutung beizumessen. Heute noch bewahrt das Volk eine unbewußte Vorstellung von der Bedeutsamkeit dieses Platzes, wenn es meint, daß hier in der Johannis- und in der Thomasnacht Hexentänze stattfänden. Zu seiner Entsühnung mag das jetzt verschwundene „Rote Kreuz“ errichtet worden sein (dessen Sockel

Schumacher-Festschr.



Abb. 4: Das Dianadenkmal bei Weilerbach.
Aufn. Schindler 1909

das „Scholtesmännchen“, ein wilder Jäger mit großer Meute, spuke dort. Man wird dabei an Wuotan erinnert. Auch von seinem Widerpart im Guten, einer weißen Frau, der „Älterfrau“, erzählt man sich, daß sie hier umgehe.

Auch das nächste Denkmal ist ein Felsdenkmal. 1500 m nördlich vom „Opferaltar“ liegen in der Mitte eines Wegedreiecks auf einem flachen Geländebuckel in lichtigem Buchenwald die sogenannten „Kiesgräber“. Es ist eine Anzahl von flachen natürlichen Felsköpfen, die dort aus dem Laub zu Tage treten¹⁶, ganz unregelmäßig geformt und ungerichtet zu einander liegend. Die sechs größten sind bearbeitet, indem mit Meißel oder Spitzhacke viereckige Felder darauf hergerichtet wurden, ringsum

durchweg mehr oder weniger scharf abgegrenzt, namentlich aber vorne beiderseitig durch breite abschüssige Rinnen betont. (Abb. 7.) Durch senkrechte Abarbeitung der Vorderseite haben sie eine Art von niedriger Sockelfront erhalten. Einer dieser Felsköpfe ist in solcher Weise ringsum abgearbeitet und wie der Sockel eines Altars abgestuft. Das größte dieser Felder mißt in der Breite 1,12 m und 1,30 m in der Tiefe, das kleinste $0,79 \times 1,06$ m. Es ist anzunehmen, daß man sie so hergerichtet hat, um darauf vierkantige Denkmäler (wohl eher aus Holz als aus Stein, da sich keine Reste gefunden haben) von entsprechend großer Bodenfläche aufzusetzen. Der in der Mitte und am höchsten gelegene Felskopf zeigt gleich zwei oder drei solcher Felder neben- und ineinander und anscheinend nicht aufeinander

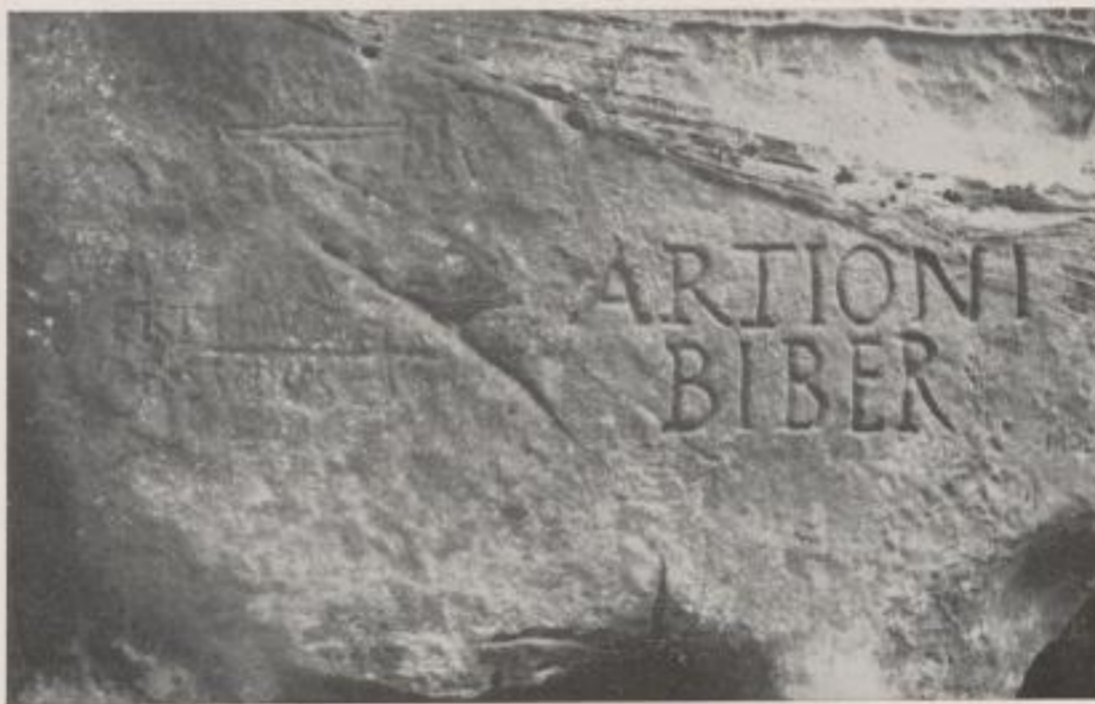


Abb. 5: Artio-Felsinschrift bei Weilerbach.
Aufn. Schindler

eingestellt. (Abb. 8.) Darin stehen fünf rechtwinkelig-vierkantige Eintiefungen. Die größte mißt 37×33 cm, die kleinste 30×25 cm bei etwa 20 cm Tiefe.

Diese Anlage ist erst anfangs des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden, als beim Bäumefällen ein anscheinender Felsbrocken umgeworfen und dadurch ein viereckiges Behältnis — eine jener Eintiefungen — freigelegt wurde. Es soll Asche, aber sonst nichts enthalten haben. Der umgeworfene Stein hatte die Form eines hohen Satteldaches mit leicht gewölbten Flächen. Man sieht ihn bei Bone, Fig. X, in der Lageskizze Fig. VIII der Tafel II links neben der Fünföcherplatte stehen. Heute ist er verschwunden, verschleppt oder zerschlagen. Nach Bone war er 70 cm hoch, 47 cm breit und 50 cm dick. Es war ein Hüttengrabstein, von der Form etwa wie K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte I, Fig. 43, 5¹⁷.

Diese Entdeckung stellt etwas ganz Neuartiges und Fremdes für unser Trierer Land dar. Denn nach

unserer bisherigen Kenntnis sind diese Hüttensteine im Mediomatrikergebiet heimisch und auf dieses im Wesentlichen beschränkt geblieben.

Jener Hüttenstein stand also über einer der viereckigen Eintiefungen der Felsplatte. Hinzu kommt noch ein zweiter Hüttenstein von 60 cm Höhe, der heute noch am Platze liegt. (Es ist der Stein Abb. 8 hinten.) Er hat die Form eines längsgeschnittenen Zylinders (Halbwalzenform) und in seiner 81×81 cm großen Bodenfläche eine quadratische Eintiefung von 33×34 cm bei 14 cm Tiefe (Bone I, Taf. VII in Fig. VIII, rechts und Taf. IV, 2). Ein rohes Relief auf der Vorderseite, das ein von zwei Ständern getragenes, flaches Satteldach darstellt, sollte wohl den Türvorbau dieser Runddachhütte andeuten¹⁸. Als Grabsteine sind diese Halbwalzensteine geradezu typisch für das Trevererland (Linckenheld, S. 51), denn hier kommen sie besonders häufig vor¹⁹. Keiner von allen aber hat ein solches Merkmal aufzuweisen, das den Hüttencharakter, der gewiß für uns nicht ohne weiteres klar war, noch besonders betont.

Von einem dritten Hüttengrabstein ist noch ein Rest da (es ist dies der Stein in Abb. 8 links. Siehe Bone I, Taf. II, 7): eine Halbwalze mit untergesetztem Kasten. Es ist eine Hüttenform von entwickelterer Art, nicht mehr die reine Dachhütte, wie die vorige, sondern eine Hütte mit geraden Wänden und darüber sich wölbendem Dach. Der Stein ist etwa 60 cm lang, 40 cm breit und mehr als 50 cm hoch gewesen. Er hatte keine Eintiefung auf der Unterseite, auf der Vorderseite aber eine Rahmenverzierung in flacher Erhöhung: Halbkreisbogen mit Sehne, darunter breiteres, leeres Mittelfeld zwischen zwei schmälere seitlichen Feldern, in letzteren je eine Pelta-Verzierung als Schriftfeldhalter. Wenn wir annehmen, daß diese beiden Hüttensteine wie der erste auf der Fünföcherplatte gestanden haben, so fehlen immer noch zwei, jedoch sind Grabungen nach weiteren Resten bis heute erfolglos geblieben. Diese Hüttensteine bildeten zusammen eine Gruppe von kleinen Steinhäusern und boten so das Abbild eines Gehöfts. Es ist eine Siedlung im Kleinen: eine Behausung für die abgeschiedenen Seelen, wie wir sie aus den Vogesen kennen²⁰.

Bei den „Kiesgräbern“ ist noch eine weitere Beobachtung zu machen, die gleichfalls bisher im Trierer Land noch ohne Gegenstück ist: Auf einer nicht weit nach Nordosten von der oben erwähnten Hauptanlage liegenden Felsplatte, die in ihrem westlichen Teile eine der oben beschriebenen geebneten Flächen jedoch ohne Eintiefung hat, fand sich im nordöstlichen Teile eine langgestreckte,

etwa mannslange Mulde, die nach Osten ausläuft. Sie dürfte in ihren Anfängen auf eine natürliche Auswaschung zurückgehen, zeigt aber am Boden eine scharfumrissene, flache Einarbeitung von der Form eines am spitzen Ende gradlinig abgeschnittenen Ovals. Eine Rinne führt von dort aus an den östlichen Rand der Felsplatte; sie ist nicht genügend tief, um die Mulde völlig leerlaufen zu lassen. Auch in dieser in unmittelbarer Beziehung zu den Gräbern stehenden Mulde vermag man nichts anderes als eine Opfergrube zu sehen.

Eine zweite, gleichartige, aber etwas kleinere Mulde mit Bearbeitung befindet sich in einem südöstlich von der Hauptplatte liegenden langgestreckten Felskopf, nordsüdlich gerichtet, mit Abflußrinne („Blutrinne“) nach Norden, neben einer viereckigen Eintiefung gleich denen auf der Hauptplatte (Bone I, Taf. II, Fig. VIII, rechts, dazu S. 12). Auch dafür kann wieder auf verwandte Beobachtungen in den Vogesen hingewiesen werden (vgl. Fuchs, a. a. O.). Diese Verwandtschaft ist von nicht geringer Wichtigkeit, denn man wird dabei an gleiche ethnologische Quellen denken müssen.

Die zu dieser einheimischen Begräbnisstätte gehörige Siedlung dürfte etwa 250 m weiter nordöstlich an der Wegegabel zu suchen sein, wo nicht weit von einem anscheinend künstlichen Hügel Mauerreste im Boden stecken, die jüngst vom Provinzial-Museum angeschürft und als römisch festgestellt worden sind.

Zwei weitere Hüttengrabsteine, ein Dachstein und ein Halbwalzenstein, wurden etwa 1500 m nördlich Ferschweiler bei Rodung im „Großenbüsch“ entdeckt, an einem niedrigen Hügel, wohl einem Grabhügel, nahe einer römischen Siedlung, von der noch drei Hausstellen an wallartigen Steinschüttungen erkennbar waren²¹. Sie ließen auf einzellige Steinhütten von nur bescheidenen Ausmaßen (17×8 m, 14×14 m und 13×10 m) schließen, aber auch auf eine gewisse Wohlhabenheit, denn sie waren mit Kalkmörtel erbaut und hatten steinerne Türschwelle und Ziegeldächer. In der weiteren Umgebung lag eine ganze Anzahl von „Maaren“, wie sie auch sonst, besonders in diesem nördlichen Teil, auf der Ferschweiler Hochfläche zu finden sind. Diese noch nicht ganz sicher gedeuteten eigenartigen Erscheinungen, gleich den im westlichen Lothringen besonders verbreiteten „Merteln“ oder „Mardellen“, sind wohl kaum als natürliche Bildungen zu erklären, dafür sind sie zu regelmäßig gestaltet und auch zu häufig. Nach Bone ist in einem derselben ein prähistorischer Mahlstein, in einem anderen ein hölzernes Wagenrad, das er Taf. 2, Fig. I abgebildet hat, gefunden worden. Ob sie mit Hütten in Verbindung gebracht werden dürfen und welcher Zeit sie angehören, müssen jeweils erst Spatenfeststellungen erweisen²². Wie die Erinnerung an diese längst untergegangene Großenbüsch-Siedlung im Bewußtsein des Volkes

fortlebt, bezeugt die Volksmeinung, wonach hier einst eine Stadt gestanden habe und daß es auch in diesem Wald nicht ganz geheuer sein soll.

Alles in allem offenbart sich hier überall und selbst noch bis in die Zeit völliger römischer Kulturdringung bodenständige, einheimische Art in besonderer Weise. Wir sehen wie hier älteste Traditionen noch lange lebendig waren und sich in selten schöner Form erhalten haben. Diese Erkenntnis gibt den jetzt noch zu besprechenden Resten aus vorgeschichtlicher Zeit eine eigene Note. Das sind die Anlagen, welche der Ferschweiler Hochfläche den Charakter einer Plateaufeste verleihen.

Es wurde eingangs bereits auf die stark betonte Abgeschlossenheit der gesamten Hochfläche hin-



Abb. 6: Sog. Opferaltar („Bärenstein“) im Ringwall Niederburg bei Bollendorf.
Aufn. Dr. Bache, Hirschberg i. Selb.

gewiesen. Die bis zu 200 m tiefen, steilwandigen Täler der Sauer mit Kranzbach und Fleißbach im Südwesten und Westen, sowie der Prüm mit Enz und deren Zuflüssen im Osten und Norden schließen die Hochfläche ringsum eng ein und gegen die Umwelt völlig ab. In dieses aus Luxemburger Sandstein aufgebaute Bergmassiv schneiden von Südwesten her einige Bachtäler tief ein, am stärksten, bis in das Herz bei Ferschweiler eindringend, das des Weilerbachs. Diese Bachtäler sind eng und schluchtartig ausgebildet und weisen gewaltige Felsklüfte, Spalten und Höhlungen auf. Es ist anzunehmen, daß im Altertum deren Talsohlen zerissen, versumpft, verschlammt und ganz gewiß nicht gangbar waren. Aber sie boten wohl auch damals Möglichkeiten, nicht allzu unbequem auf das Plateau hinaufzugelangen. So z. B. durch die nahe der Eisenhütte Weilerbach mündende Seitenschlucht, welche durch die wildromantischen Klüfte der oben erwähnten „Schweineställe“ auf die Höhe bei Ernz führt. Solche Zugangsmöglichkeiten sind sonst nur spärlich vorhanden. Es sind immer

die Stellen, wo auch heute noch Wege hinaufführen. Diese Wege mögen alle uralt sein, ausgenommen die Straße Weilerbach—Ferschweiler im Grund des Bachtals selbst.

Auch eine alte, jetzt längst aufgegebene Fernverbindung von Echternach nordwärts verlief über die Hochfläche in ihrer ganzen Längsrichtung. Ein Arm derselben durchquerte den langgestreckten, durch das Weilerbachtal abgetrennten Westzipfel der Hochfläche und stieg an dem Westhang der „Niederburg“ über dem Dianadenkmal ins Tal bei Weilerbach hinab. Auch eine Querverbindung liegt in der Linie Bollendorf—Ferschweiler—Prümzurlei. Von diesen Wegeaufstiegen abgesehen, ist die Hochfläche in ihrem gesamten Umfang recht



Abb. 7: Bearbeitete Felsplatten an den sog. Kiesgräbern bei Ferschweiler.
Aufn. Jovy 1930

unzugänglich und somit eine riesenhafte Naturfeste. Und wenn man nun hingeht und jene zugänglichen Stellen untersucht, so entdeckt man dort vielfach bemooste Steinwälle, die an die Steilhänge angeschlossen sind. Sie können nichts anderes sein, als in sich zusammengebrochene Sperrmauern, dazu bestimmt, jene Lücken in dem natürlichen Befestigungsring zu schließen. Man erkennt dabei deutlich das Bestreben, die schwachen Punkte, welche die Natur in der von ihr hingewetzten Festungsmauer noch gelassen hatte, methodisch auszugleichen. Das haben schon andere festgestellt; doch als ich selbst die Probe aufs Exempel machte, fand ich sofort die Bestätigung: an der Hauptzugangsstelle zum Plateau von Westen her, d. i. da, wo der erwähnte quer über die Hochfläche führende Weg den Felsrand erreicht, entdeckte ich die Spuren einer solchen Sperre, die eigentümlicher Weise bis dahin noch unbekannt war. Noch fast unberührt liegt da als breites Band eine niedrige

Häufung von bemoosten Steinen, der typische Befund eines in sich zusammengesunkenen *murus gallicus*. Dieser Steinwall lehnt sich an die nächste Felsklippe an und ist von dort im Bogen auf dem Rand der Einbuchtung entlang zu deren Abschließung geführt. Solche Sperren sind außer von Bone einige Jahre nach ihm auch von einem Fachmann im Befestigungswesen, dem späteren Generalleutnant z. D. Dr. phil. h. c. Schramm, der den westlichen Hochflächenrand auf Verteidigungsmöglichkeit untersuchte, festgestellt worden, und zwar überall dort, wo die Felswand klappt. Freilich waren, wie er mitteilte, bereits „nach 1900 einige davon wenigstens teilweise verschwunden“. Der Ostrand, zu dessen Untersuchung Schramm nicht gekommen ist, war seiner Meinung nach genau so befestigt, wie der Westrand, und hier sind solche Sperren auch schon von Bone festgestellt worden²³.

Da die Täler der Sauer und der Prüm guten Frontschutz boten, so ergab sich als Hauptangriffsfront die Nordwestseite. Und dort liegt am äußersten Nordwestzipfel der Hochfläche die stärkste Sperrbefestigung, und zwar an einer wieder von der Natur sehr begünstigten Stelle, wo sich die Hochfläche zu einem schmalen Hals verengt, um dann 6—10 m steil nach Norden gegen eine vorgelagerte Berghalbinsel abzufallen. (Abb. 9.) Durch Hohlwege steigt hier der erwähnte Nord—Süd—Straßenzug auf die Hochfläche hinauf, nachdem er vorher von allen Seiten Wege aufgenommen hat. Und diese wichtigste und zur Verteidigung ausnehmend geeignete Stelle ist gegen Norden durch eine mächtige Steinwallbefestigung abgesperrt, die „Wikinger-“ oder „Wekingerburg“ genannt. Die bemoosten Steinblöcke derselben sind die Reste eines *murus gallicus*, der auf dem Rand jenes Geländeabsatzes aufgesetzt, sich dem Herannahenden als gewaltiges Bollwerk von weit über 10 m Höhe entgegenstellte, von dem herab die Waffen der Verteidiger dräuten. Diese schreckhafte Wehr war nicht zu unterminieren, ist aber trotzdem noch, wie es scheint, durch einen breiten, vorgelagerten Graben verstärkt gewesen. Der Hauptweg ist rechts westlich daran vorbeigeführt. Aber auch jenseits (westwärts) desselben sind Steinwälle noch eine ganze Strecke weit festzustellen, jedoch von geringer Höhe: es sind Reste der Höhenrandbefestigung. Der Steinwall der Wikingerburg biegt am Ostrand des Weges zurück, endet dann aber bald (nach etwa 22 m, wie Bone angibt). An seinem Ende war er, wie aus einer breiten Steinschüttung zu schließen ist, mit einem Turm abgeschlossen. Auf der anderen, der Ostseite, geht der große Wall bogenförmig dem Geländerand angeschmiegt bis an ein natürliches Felstor heran. Zu diesem stieg am Hang zwischen

Graben und Mauer ein Weg herauf; vielleicht war es der älteste, jedenfalls ist es der am besten zu überwachende Zugang gewesen.

Diese sehr starke Befestigung ist nach rückwärts (Süden) offen. Sie war also nicht das, was wir unter einer Burg verstehen — zu welcher Annahme der übrigens noch nicht gedeutete Name „Wikingerburg“ verleiten mußte —, sondern nichts anderes als eine Sperre, ein Abschnittswall, von erstaunlicher Stärke und Wucht.

Diese Beobachtung bildet den Schlußstein des auch ohnedies wohl schon bündigen Beweises dafür, daß die Ferschweiler Hochfläche eine große Plateaufestung gewesen ist, die hier gegen Norden gesperrt war.

Im Bering dieser großen Gesamtanlage liegen noch einige Sonderbefestigungen. Die drei folgenden harren noch genauerer Feststellung. Die felsige Halbinsel etwa 1500 m östlich der „Wikingerburg“, auf der die schöne Kapelle der „Schankweiler Klause“ liegt, soll eine Sonderbefestigung haben (Bone I, S. 8, 3 und Taf. II, 2). Ebenso soll der Bergvorsprung „Berscheid“ am Odendell, 450 m nördlich Laeisenhof, durch einen Abschnittswall für sich befestigt sein. Läßt sich das erweisen, so wird man auch bei anderen gleichartigen Vorsprüngen ähnliche Befestigungen erwarten dürfen, die als Beobachtungsposten und Aufgangssicherungen zu dienen bestimmt waren. An dritter Stelle ist der Diesburger Hof westlich Ferschweiler zu nennen. Er liegt hinter einer senkrecht gegen ein Seitental des Weilerbaches 10 m tief abstürzenden Felsklippe. Dieser Platz war leicht durch Wall und Graben abzusperren und eignete sich vorzüglich für eine Sonderburg. Von vorgeschichtlicher Befestigung sind allerdings keine Spuren mehr zu sehen, vielleicht sind sie durch die Hofanlage verwischt. Der schon 1284 bezeugte Name „Didrichsburch“ beweist, daß im Mittelalter hier eine Burg gestanden hat. Ein mittelalterlicher Töpferofen ist jüngst durch das Provinzial-Museum aufgedeckt worden. Man erzählt sich auch, daß ein „Castell“ dort gewesen sei. Für die römische Zeit ist Besiedlung durch Funde erwiesen.

Die Hauptburg des Plateaus liegt auf dem nach Süden vorstoßenden Zipfel zwischen den Felswänden des Sauer- und des Weilerbachtals: es ist die „Niederburg“. (Abb. 10.) Ihre Befestigungsanlage besteht aus zwei Teilen, der eigentlichen Burg im südlichsten Zipfel und einer 500 m langen Erweiterung oder Vorburg, die sich nördlich daran anschließt. Erstere ist 300 m lang und 250 m breit. Ein starker, geradliniger Steinwall mit Graben

davor schließt sie nach Norden ab; mit runden Ecken biegt er am Bergrand im Westen und Osten zurück und folgt dann diesem. Er bildet so eine im Treverer-Land geläufige Form, die ich „Ringabschnittswall“ nennen möchte.

Ein Eingang ist hier noch nicht festgestellt. Er dürfte an dem jetzt nur mehr schlecht erhaltenen Ost-Ende gelegen haben. Der Zuweg zur Niederburg wurde bereits erwähnt: er führte von Süden (von Weilerbach) her am westlichen Berghang herauf und mündete in mehreren, jüngst leider verschütteten Hohlwegen etwa auf der Mitte zwischen dem geradlinigen Abschnittswall und dem oben besprochenen „Opferaltar“ in die „Vorburg“. Diese Vorburg ist seitlich durch die Felsränder und wohl



Abb. 8: Felsplatte mit eingetieften Grabstellen, sog. Kiesgräber. Im Hintergrund und links zwei Hüttengrabsteine.

Aufn. Jovy 1930

auch noch durch Verhaue geschützt gewesen, nach außen, Norden, aber durch einen starken Abschnittswall. Der ehemalige, noch jetzt durch hochgetürmte Steinmassen bemerkenswerte *murus gallicus* hatte eine besondere Stärke noch dadurch erhalten, daß er auf dem hohen Rand eines Geländeabsatzes aufgesetzt war ähnlich wie bei der Wikingerburg. Diese Besonderheit ist bei den trierischen prähistorischen Befestigungen fast als Regel anzutreffen. Die breite, natürliche Senke vor dieser dadurch nicht zu unterminierenden Sperrmauer wirkte als trefflicher Frontschutz, besser noch als ein Graben. Der Eingang befand sich auf der Ostseite, wo noch jetzt ein Weg hinaufführt. Ihm entlang biegt der Wall zurück. (Gegenüber liegt die S. 168 erwähnte Felsklippe mit der Zwillingsopfergrube. Es ist eine pittoresk gestaltete, über den Talrand hinausstehende Felsengruppe,

die man sich recht gut als Opferstätte vorstellen kann).

Innerhalb der Vorburg fallen unregelmäßig gelagerte, runde Steinhaufen von 4 bis 6 m Durchmesser auf, die in der Hauptburg fehlen. Bone (I, S. 28) zählte „etwa 50“, zu welchen sich „weit über 100“ außerhalb der Befestigung rechts und links vom Weg nach den „Kiesgräbern“ hinzugesellen. Insgesamt vielleicht mehrere Hunderte liegen sie in Gruppen oder auch in Reihen bis zum Fraubillenkreuz hin „in freilich nicht ununterbrochener Folge“. Bone hielt sie für Grabhügel. Seine Grabungen ergaben aber dafür keinerlei Anhalt, ebensowenig die Schürfungen von Schuermans (S. 3). Es scheinen vielmehr Hüttenstellen

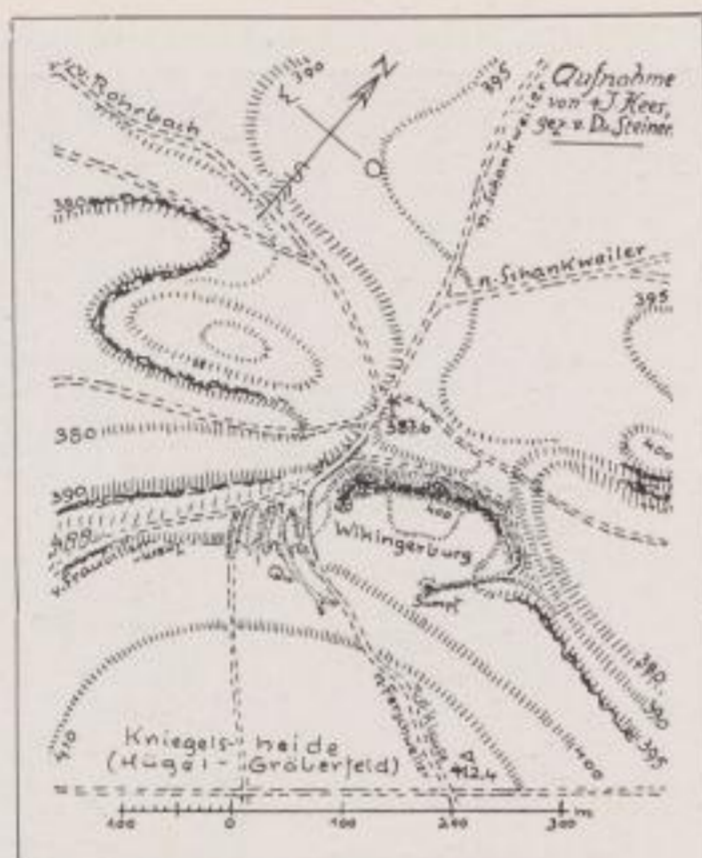


Abb. 9: Plan der sog. Wikingenburg mit Umgebung. (Maßst. 1 : 10000).

zu sein. Sollte sich diese Vermutung bestätigen, so wäre damit eine recht beträchtliche Siedlung an dieser Stelle erwiesen.

Nun ist zuletzt noch auf ein Weiteres hinzuweisen: Die Ferschweiler Hochfläche ist ringsum von fast gleichhohen Bergzügen umgeben. Auf diesen sind ebenfalls an mehreren Stellen Steinwallanlagen festgestellt, so auf der luxemburgischen Seite, auf dem rechten Sauerufer, der „Kasselt“ von Berdorf, Grundhof gegenüber (Schuermans, S. 2). Die von Bone (II, S. 45) besprochene Abschnittswallanlage auf dem „Kahleköpfchen“ müßte eine zweite Anlage sein, sofern sich Bone nicht in der Himmelsrichtung geirrt hat, da er angibt, sie läge nördlich vom Hamhof, während der Kasselt, dessen oberste Spitze nach Schuermans das „Knöpfchen“ oder „Kneppchen“ heißt, westlich vom Hamhof liegt.

Auf ostwärts diametral entgegengesetzter Seite liegt am linken hohen Rand des Prümtdals, dicht

nördlich von der Prümer Burg, das ist der oben erwähnten Befestigung „Berscheid“ gegenüber, ein in einem großen Bogen geführter Abschnittswall. Südlich davon sind neuerdings einige kleinere Sperren vor den Klippen am Bergrand nach dem „Katzenkopf“ zu festgestellt. Man darf dort vielleicht noch weitere erwarten, und dann vor allem auf dem Katzenkopf selbst. Schließlich ist 1300 m östlich vom Dorfe Holsthum eine durch Abschnittswall befestigte Felsmasse ermittelt auf den Dahlemlen, bei Bone II, 46 „Katzenköpfchen“ genannt. Wenn man bedenkt, daß dies zum Teil Entdeckungen erst aus neuester Zeit sind und wenn man die Schwierigkeiten sie zu machen berücksichtigt, so kann leicht zugegeben werden, daß die Aussicht, weitere Befestigungen zu ermitteln, durchaus noch gegeben ist²⁴.

Alles in allem zeigt sich schon jetzt eine erstaunliche Häufung von Befestigungsanlagen. Mir ist auf deutschem Boden kein Platz bekannt, der Ähnliches aufzuweisen hätte. Dem äußeren Eindruck nach gehören sie wohl alle einer Zeit an, und zwar dürften sie vorgeschichtlich sein, vermutlich latènezeitlich.

Eine schlagende Parallele zu der Ferschweiler Hochflächenbefestigung ist auf der schwäbischen Alb das Plateau von Grabenstetten (Urach), denn sie zeigt Zug um Zug größte Verwandtschaft mit jener: Randsicherung durch natürliche Felswände, Sperrmauern von größter Ausdehnung, im Norden ganz wie bei der Wikingenburg einen Abschnittswall auf einer Landenge gegen eine Halbinsel und schließlich auch noch eine große Sonderburg auf einer nach Süden vorgestreckten Bergzunge. Diese Plateaufeste, die auch in ihren Abmessungen der von Ferschweiler ganz nahe kommt, ja mit 8,5 und 7 km größten Längen eher größer denn kleiner als sie ist, wurde von ihrem Erforscher Hertlein der La-Tène-Zeit zugewiesen und gilt als Vorort der Helvetier²⁵.

Auch die Ferschweiler Hochfläche mit ihren eigenartigen Funden und ihren vielen Befestigungsanlagen haben wir zweifellos als besondere Erscheinung zu beachten und zu bewerten. Das wird jeder ohne Weiteres zugeben, der sich damit beschäftigt.

Wenn H. Schuermans (Bollendorf, S. 10) allen Ernstes an die 6000 Mann Etappentruppen, die auf dem Zug der Cimbern und Teutonen im Jahre 110 v. Chr. hier im Land der Treverer zurückgelassen und später von den Treverern vertrieben wurden, als die Erbauer der Plateaufeste von Ferschweiler dachte und hier den Ort jener Ereignisse sehen wollte, so kann er dafür doch keinerlei irgendwie bestimmende Gründe angeben. K. Bone dagegen sah hier — wie wir glauben, mit richtigerem Gefühl — eine große Volksburg, und zwar dachte er an die befestigte Bergstadt der Aduatuker. Er hat sich sehr bemüht nachzuweisen, daß jene

von Cäsar im Jahre 50 n. Chr. belagerte und ziemlich genau beschriebene Örtlichkeit (Bellum gallicum II, 29) in der Ferschweiler Hochfläche gefunden sei (Bone II, S. 38 und I, S. 37, Anm. 4). Er fand mit seiner These Ablehnung und auch nicht mit Unrecht. Richtig aber war seine Überzeugung von der hohen Bedeutung, die die Ferschweiler Hochfläche im Altertum gehabt haben muß.

Die Gesamtanlage dieser Plateaubefestigung stellt ein klug durchdachtes System dar und bezeugt eine ganz erstaunliche Arbeitsleistung, die man sich nur als unter dem Zwang eines umsichtigen und machtvollen, vielleicht autokratischen Herrscherwillens entstanden vorstellen kann. Es ist sicher nicht das Werk irgend eines beliebigen Stammes von ein paar tausend Köpfen; denn die gewaltige Ausdehnung der Befestigungen hat nur Sinn, wenn eine entsprechend große Menge von Verteidigern zur Verfügung stand (die auf kleinere Siedlungen am Rand der Hochfläche entlang verteilt zu denken sind). Es kommt für ihre Erbauung also nur ein größerer Zusammenschluß von Stämmen in Frage, ein Volksganzes, das unter einheitlicher Führung und unter einer geschlossenen, gut organisierten Verwaltung stand.

Es dürfte hier demnach ein bedeutsames völkisches Zentrum gewesen sein. Wir denken an den politischen Mittelpunkt, den Vorort einer großen Volksgemeinschaft in vorgeschichtlicher Zeit.

In diesem Zusammenhang gewinnt, wie uns scheinen will, der Kultplatz beim „Roten Kreuz“ mit dem „Opferaltar“, oder, wie wir ihn jetzt auch wohl nennen dürfen, dem „Bärenstein“, eine ganz besondere Bedeutung. Der Götterkult auf Höhen und besonders auch in Ringwällen ist ja genügend bekannt und belegt. Hier aber haben wir mehr: Es ist nicht nur irgend eine beliebige Opferstätte, auch nicht nur die Zentralstelle der Götterver-

ehrung für den Bering unserer Plateaufeste allein, sondern doch wohl der kultliche Mittelpunkt jener Volksgemeinschaft, die hier ihre Zentralstelle hatte, wenn wir recht vermuten.

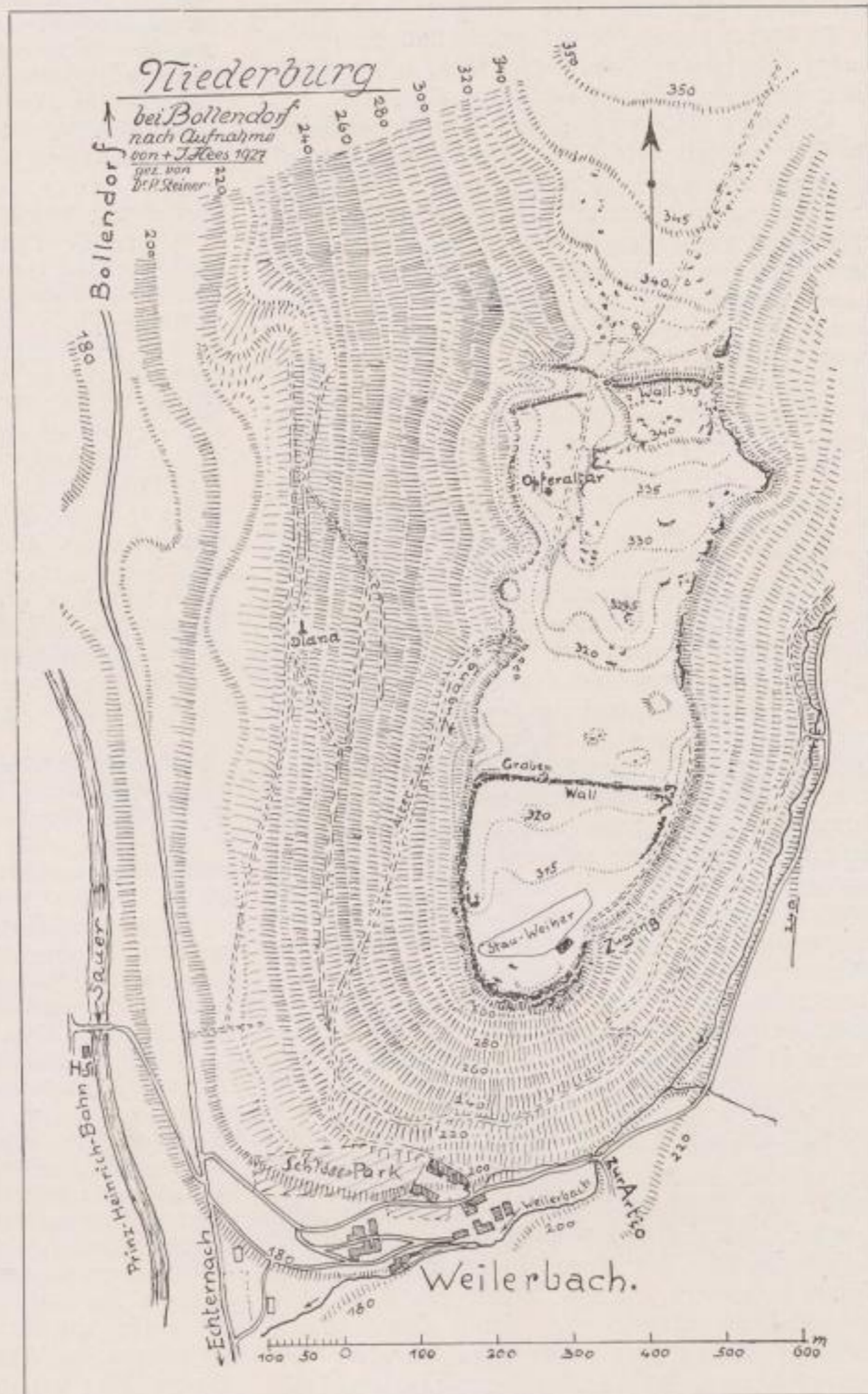


Abb. 10: Plan des Burgwalles „Niederburg“ bei Weilerbach
(Maßst. 1 : 10 000).

Und welches war nun diese Volksgemeinschaft? Es kommen dafür doch wohl nur die Treverer in Frage, denn in deren Gebiet liegt die Hochfläche.

Und man sieht sich vergeblich nach einer anderen Örtlichkeit im Trevererland um, welche eine gleiche Menge von bedeutsamen Gesichtspunkten und die gleiche Eignung für eine Volkshauptstadt aufzuweisen hätte. Daß aber der große keltogermanische Volksstamm der Treverer wie andere große Völker seinen Vorort gehabt haben muß, mit einem oppidum, bedarf doch wohl keiner Frage, auch wenn es nirgends direkt erwähnt ist.

Als Augustus die Gründung oder Neugründung der Trevererhauptstadt im Moseltal vornahm, da war ganz gewiß sein leitender Gedanke der, jener von uns vorausgesetzten Treverer-Hochburg von vornherein völlig das Wasser abzugraben, sie an ihrer alten Stelle unmöglich zu machen, die politische Zentrale der Landesbewohner unter seine unmittelbare Kontrolle zu bekommen, den Kern jeder Widerstandsmöglichkeit aus einer für diese günstigen Fernlage in den Bereich seiner Legionen zu verlegen und damit jede etwaige Auflehnung im Keime zu ersticken. Drum wurden Bürger, Behörden und Götter verpflanzt. Das war bewährte Methode und dabei spielten Entfernungen keine Rolle. Die 20 km Luftlinie, welche Trier von der Ferschweiler Hochfläche trennen, entsprechen übrigens genau der Entfernung zwischen der alten Aeduerhauptstadt Bibracte und dem an deren Stelle neugegründeten Augustodunum. Diese Entfernung dürfte also auch kein Grund sein, obige Mutmaßung abzulehnen.

Eine solche diktatorische Verlegung der Zentrale konnte freilich nicht hindern, daß ein Rest der Bevölkerung an Ort und Stelle verblieb. Die Seßhaftesten und Zähesten werden es gewesen sein, die am Althergebrachten und an ihrer bodenständigen Götterverehrung unbeirrt festhielten und so gewissermaßen, jedenfalls nach ihrer persönlichen konservativen Ansicht, den Stamm verkörperten. So konnten sich hier alte Gebräuche und Gepflogenheiten erhalten. Das gäbe ungezwungen eine Erklärung für die vielen ungewöhnlichen Erscheinungen, die wir kennen lernten, wodurch freilich noch nicht die festgestellte Verwandtschaft mit Erscheinungen im Mediomatrikerland geklärt ist.

Es darf vielleicht zur Bekräftigung unserer Ansicht auch noch auf die Tatsache hingewiesen werden, daß der hl. Willibrord gerade diese Örtlichkeit (die Abtei Echternach) sich zum Standort für seine Heidenbekehrung auswählte, eben, weil er glauben durfte, hier den Götzenkult an seiner Wurzel fassen zu können. Denn gewiß ist, daß dieser Kult am schwersten — damit aber auch am nachhaltigsten — dort auszurotten war, wo das bodenständige Volkstum mit seiner Urkraft und mit allen seinen Überlieferungen seit Urvätertagen unverfälscht verwurzelt war.

Schriften:

Bone I = Dr. Carl Bone, Das Plateau von Ferschweiler bei Echternach, seine Befestigung durch die

Wikingerburg und die Niederburg und seine nicht-römischen und römischen Altertumsreste. Mit 3 Tafeln (Plan auf Tafel I). Herausgegeben von der Gesellschaft für nützliche Forschungen, Trier 1876, Fr. Lintz.

Bone II = Derselbe, Das Plateau von Ferschweiler. Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen 1878—81, S. 30—48. — Vorläufige Notizen desselben Verfassers stehen im Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen 1872/73, S. 105 f. (Bone, Nachtrag zu den antiquarischen Funden) und Bonn. Jahrb. 55, 1875, S. 244.

M. Dahlem, Bollendorf. Trier 1891.

H. Schuermans, Bollendorf. Publications de Luxembourg 49, 1899; auch Sonderdruck.

P. Steiner, Ein vorgeschichtliches Fürstengrab auf der Hochfläche von Ferschweiler. Trierer Landeszeitung vom 17. Dezember 1923 (Nr. 185).

Derselbe, Die Ferschweiler Hochfläche. Beitrag zur Vor- und Frühgeschichte des Trierer Landes. Familienfreund, Beilage zur Trierer Landeszeitung, Jahrg. XIII, 1924, S. 147 und 150.

Derselbe, Vorzeitburgen der Eifel (II und III). Trierer Volksfreund vom 12. Sept. und 27. Nov. 1924 (Nr. 214 und 274).

Derselbe, Die Ferschweiler Hochfläche und ihre Bedeutung im Altertum. Trierer Volksfreund vom 24. Juni 1926.

Derselbe, Archäologische Neugkeiten von der Ferschweiler Hochfläche. Trierer Volksfreund vom 20. Aug. und 9. Sept. 1927 (Nr. 196 und 208) m. 3 Abb.

Anmerkungen:

¹ Zum Beispiel auf der amtlichen Karte 1:100 000 oder Vogels Karte des Deutschen Reiches 1:500 000, Bl. 17, Köln (Perthes, Gotha).

² H. Grebe in den Erläuterungen zur Geolog. Spezialkarte von Preußen, 51. Lieferung, Gradabteilung 80, Nr. 7, Blatt Bollendorf. 1892.

³ Vgl. Jahresbericht des Provinzialmuseums Trier für 1923. Bonner Jahrb. 129, 1924, S. 279 und 281. — Eine Veröffentlichung dieses wichtigen Fundes ist durch die Zeitereignisse bisher verzögert worden. Die 3 Goldplättchen allein sind abgebildet bei Jacobsthal und Langsdorff, Die Bronzeschnabelkannen, 1929, Taf. 35.

⁴ Vgl. A. Furtwängler, Apis. Bonn. Jahrb., 107, 1901, S. 44; 108/109, 1902, S. 239 f., 114/115, 1906, S. 199 ff. — Dieser gehörnte Menschenkopf lebt noch lange fort, z. B. apotropäisch an spätrömischen Phallusamuletten. O. Tschumi möchte die Maske zu den Totenmasken rechnen (Germania 14, 1930, S. 135). Dazu passen aber in keiner Weise die Ohren.

⁵ Ein frühlatènezeitliches Wagenbegräbnis mit Schnabelkanne und Goldreif ist im vergangenen Jahr noch viel weiter nördlich in der Hocheifel bei Hillesheim, Kreis Daun, durch das Prov.-Museum Trier aufgedeckt worden. Hier war aber der bergende Hügel vergleichsweise äußerst bescheiden. Trierer Zeitschrift 4, 1929, S. 145. — Forschungen und Fortschritte 6, 1930, Nr. 19.

⁶ Vgl. P. Steiner, Steine als uralte Kultzeichen, Trierer Volksfreund 1930, Nr. 56 u. 67, vom 8. u. 21. März und besonders Nr. 80 v. 5. April.

⁷ J. Vannérus, Le Comté de Vianden. Enquête de 1617 sur ses Limites. Ons Hemecht, Jahrg. 16, 1910.

⁸ Schuermans, Bollendorf, S. 27. — Vgl. auch E. d. Fleury, Antiquités et monuments du département de l'Aisne, 1. Teil, 1877, S. 97, der besonders die verschiedenen auf die Bekämpfung des Steinkultus bezüglichen Konzilverordnungen (v. J. 452 in Arles, 567 in Tours, dann in Nantes, 630 in Reims, 743 in Lestines) heranzieht (vor kritikloser Bewertung dieser Konzilverordnungen u. a. warnt Drexel, Die Götterverehrung im röm. Germanien, 14. Bericht d. Röm.-German. Kommission, 1922, S. 66.) — Vgl. auch Fleury, II. Teil, 1878, S. 191 f. — Schrader, Reallex. d. ig. Altertumskunde, II, 1929, s. v. „Steinverehrung“. — Déchélette, Manuel d'Archéologie, I, 1908, S. 439 ff.

⁹ Bei dem Grafenstein, lies Grawen-, d. i. grauen Stein, oder Grauenstoffel zwischen Vianden und Hosingen im Luxemburgischen ist es geradezu die hl. Jungfrau, die man dadrinnen spinnen hören kann. Vgl. Vannérus, a. a. O., S. 328, Anm. 1: „On dit que lorsqu'on se cogne trois fois la tête contre cette borne, on entend le bruit du rouet de la Ste. Vierge, qui file.“ — Vgl. auch Simrock, Handbuch der deutsch. Mythol., 1864, S. 402 ff. — N. Hocker, Bonn. Jahrb. 20, 1853, S. 135 ff. — J. Grimm, Deutsche Mythol., III, 1878, S. 997, auch 654. — Die Göttin mit Spindel und Rocken ist auch unter den römischen Bildwerken nachzuweisen, wenn auch bisher erst noch vereinzelt, z. B. Germania Romana, 2, IV, Taf. 28, 2. Hettner, Die röm. Steindenkmäler des Prov.-Museums zu Trier, N. 157. — Ein Tonbildchen einer nach Art der Muttergottheiten Thronenden mit Spindel in der R. und Rocken in der L. besitzt die Sammlung in Saaresdorf-Gerolstein (einen Abguß des Prov.-Museums Trier). Vermutlich stammt es vom Tempelbezirk der Caiva bei Pelm. Vgl. auch unten E. Krüger, Matres Parcae im Treverergebiet.

¹⁰ Vgl. auch J. Vannérus, Die Inschrift des Dianadenkmals bei Bollendorf, Trierer Zeitschrift 5, 1930, S. 29.

¹¹ Vgl. Keune, in Paulys R. E., Suppl., III. S. dort auch Art. Saxanus und Trier. Jahresber. 10/11, 1917/18 S. 42 f. Germania, RGKorr.-Bl. XII, 1928, S. 69 f. Germania Romana², IV, S. 22.

¹² Vgl. Die Bronzestatue dieser Göttin nebst Weihinschrift auf dem Sockel: Deae Artioni Licinia Sabinilla, gef. in Muri b. Bern. CIL XIII 5160. Fel. Stähelin, Die Schweiz in röm. Zeit (1927), S. 437 f. mit Abb. 120.

¹³ Vgl. Artikel Sucellus in Paulys R. E. (Keune; ders. auch Germania VIII, 1924, S. 73, f.).

¹⁴ Tacitus Germania, bei W. Capelle, Das alte Germanien, 1929, S. 425.

¹⁵ Alb. Fuchs, Die Kultur der Vogesensiedlungen 1914, S. 45 ff; auch S. 143. — Vgl. auch die Schlüsselgruben bei Obermeier, Der Mensch der Vorzeit, S. 538, Abb. 359 und R. Forrer, Urgeschichte des Europäers, S. 243 ff. — Diese Mulden sind anderer Art als die Schalen- oder Napfsteine.

¹⁶ Bone I, S. 11 f. und Taf. II, Fig. VI—VIII, X. — Schuermans, S. 24 ff. — Führer durch Bollendorf und Umgegend, herausgegeben v. d. Ortsgruppe Bollend. d. Eifel-Vereins. 1911, S. 37, mit phot. Bild.

¹⁷ Zu diesen Hüttengrabsteinen vgl. Emil Linckenheld, Les steles funéraires en forme de maison. Publ. de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg, fasc. 38, 1927. — Fuchs, a. a. O., z. B., Taf. 28, Abb. 3, Taf. 29, 4; dazu s. 164 ff. — Vgl. auch Behn, Hausgrabsteine, Präh. Zeitschr. XI/XII, 1919/20, S. 94 ff.

¹⁸ Wie beispielsweise etwa bei dem hausförmigen röm. Grabstein aus Kirnsulzbach: Katalog Birkenfeld Abb. 50, 1. Es könnte auch das Bild der gedachten Seelenwohnung selbst sein, wie auf dem Grabstein aus Sablon, Espérandieu, 4373 = Lothr. Jahrb. XV, 1903, Taf. XIX, 6 (Keune). — Die Frage, ob Hütte oder „Speicher“, ist hier unerheblich. Es sind Toten- oder vielmehr Seelenwohnungen nachgebildet. Vgl. dazu auch die wertvolle Arbeit von O. Tschumi, Grab, Haus und Herd in der Urzeit im 3. Heft der Germania, Jahrg. 14, 1930.

¹⁹ Linckenheld, a. a. O., S. 51; ders.: Forschungen in Lothringen, 17. Bericht d. Röm.-Germ. Komm., 1927, S. 137.

²⁰ Fuchs, a. a. O. — Literatur auch bei K. Schumacher, Siedelungsgeschichte, I, S. 238, Anmerkung 66. Als klassisches Vorbild für eine solche geschlossene Totenwohnstätte könnte man eine Anlage aus Hierapolis ansehen, wo auf einem abgestuften Unterbau vier Sarkophage stehen. Humann, Cichorius, Judeich und Winter, Altertümer von Hierapolis. Arch. Jahrb., Ergänz.-Heft IV, 1898, S. 17, Abb. 18. Dazu S. 26 u. Abb. 24.

²¹ Trierer Zeitschr. 3, 1928, Heft 4, S. 184 mit Abb. 13.

²² Nach Linckenheld im 17. Bericht der R-G-K., 1927, S. 108 und 130, sind sie trotz römischer Funde darin der La-Tène-Zeit und früheren Perioden zuzuweisen.

²³ Durch Gefälligkeit Dr. Wackenroders, Bonn, erhielt das Prov.-Museum Trier Schramms Pausezeichnung mit den Eintragungen der von ihm beobachteten Sperrstellen nebst brieflichen Erläuterungen. Es ist zu bedauern, daß die beabsichtigten Forschungen dieses Befestigungsfachmannes nicht fortgeführt werden konnten.

²⁴ Ob diese Wallreste auf den der Hochfläche gegenüberliegenden Höhen, ihr zugewendet, d. h. doch wohl gegen sie gerichtet, als Teile einer von Bone (II, S. 44) gesuchten Cernierungslinie römischer Belagerer angesehen werden dürfen, kann erst der Spaten entscheiden.

²⁵ Vgl. Anthes, im 3. Bericht der R-G-K., 1906/07, S. 37 ff., wo auch die Literatur angegeben ist mit einem Plan, Abb. 3. — Hoops, R. L. der germ. Altert.-Kunde, II, S. 469 ff., ebenfalls mit Plan.

ZUR ERSTEN GERMANISCHEN BESIEDELUNG STARKENBURGS

VON FRIEDRICH BEHN, MAINZ

Die folgenden Ausführungen sollen ein bescheidener Beitrag sein zu einem Forschungsgebiete, das durch K. Schumachers Anregung erschlossen wurde, und auf dem er selbst in mehreren Aufsätzen die ersten richtungweisenden Schritte getan hat. In einer inhaltreichen Arbeit über „Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittelrheingebiet zur späteren La-Tène-Zeit“ (in der Prähist. Zeitschr. VI, 1914, S. 230 ff.) umriß er eine Aufgabe, die von der Römisch-germanischen Kommission des Archäologischen Institutes mit dem „Germanenwerk“ übernommen wurde. Wenn wir hier neue Funde und einige Grundfragen aus dem starkenburgischen Fundgebiete behandeln, so dürfen wir damit unmittelbar anknüpfen an zwei Beiträge Schumachers aus eben diesem Arbeitskreis (Altert. heidn. Vorz., Bd. V, S. 370 ff. und 409 ff. zu Taf. 64 und 70), die dem oben angeführten zusammenfassenden Aufsätze zeitlich noch vorausliegen.

Die frühgermanische Besiedelung von Starkenburg ordnet sich in mehreren durch siedelungsfreie Gebiete getrennten Gruppen an. Die räumlich und inhaltlich geschlossenste Gruppe stammt aus dem Gerauer Lande und umfaßt die zahlreichen Fundstellen der Gemarkung von Groß-Gerau (vor allem die beiden Gräberfelder auf der „Schindkaute“ und dem „Herrmannsberg“), die Weideplätze im Groß-Gerauer Stadtwalde (Grabung von Anthes und W. H. Diehl, Frühjahr 1918), die Siedlung an der Knopsmühle bei Klein-Gerau, das Gräberfeld bei Büttelborn sowie die beiden Fundstellen bei Nauheim, vor allem das große Gräberfeld auf dem „Seigböhl“ (Grabungen von Gieß, 1911 ff.); aus den Randbezirken die Funde von Wallerstädten, Trebur und Geinsheim im Süden und Westen, zwei Gräber von Darmstadt (Rosenhöhe und Eiserner Turm), die Funde von Eberstadt, Pfungstadt und Eschollbrücken im Osten. Die Gräberfunde von Bürstadt, Viernheim und Nordheim schließen sich vollkommen den Funden aus dem Neckarmündungsgebiet an. Im Maintale scheiden sich wieder zwei Gruppen: die Funde von Bischofsheim, Rüsselsheim und Kelsterbach gehören noch in das weitere Randgebiet der Gerauer Gruppe, während die aus dem Rodgau und dem Mainknie einem anderen Kulturkreise zuzuzählen sind (Offenbach, Bürgel, Rumpenheim, Lämmerspiel, Klein-Steinheim, Klein-Krotzenburg, Seligenstadt, Groß-Umstadt). Wir stellen im Folgenden die Kerngruppe des Gerauer Landes in den Mittelpunkt der Betrachtungen, das in W. H. Diehl in Groß-Gerau einen unermüdlichen und begeisterten Pfleger gefunden hat, dem auch

die Unterlagen für die Übersichtskarte (Abb. 1) verdankt werden.

Aus den Inventaren des Hessischen Landes-Museums zu Darmstadt ließ sich der Inhalt des ersten auf der Schindkaute gefundenen Grabes restlos wieder zusammenbringen (Taf. 17 A), der chronologisch recht wichtig ist: ein eisernes La-Tène-Schwert mit glockenförmigem oberem Ablauf und breiter Schwertöse, die übliche Schere, drei verschieden geformte Lanzenspitzen, ein tönerner Wirtel, zwei bronzene Augenfibeln (Typus Almgren 52); in dem Grabe soll ferner eine Bronzemünze des Domitian gefunden sein, die indessen nicht mehr nachweisbar ist. Das Gräberfeld der Schindkaute hat dann ein halbes Jahrhundert lang unerschöpflich neue Funde der ersten germanischen Besiedelung gespendet, teils in geschlossenen Gräberinventaren, teils in einzelnen Stücken. Von den ersteren verdient ein im Jahre 1925 gehobenes Grab (Taf. 17 B) besondere Beachtung durch seine Zusammensetzung: außer den Gefäßen (belgischer Teller, Schüssel mit einspringendem Rande, Kochtopf) und dem wohl erhaltenen eisernen Schlüssel sind alle Beigaben in doppelter Garnitur vertreten: Fibel, Schere, langes und gekrümmtes Messer, Taschenbügel, und zwar scheinbar einer einfacheren und einer feineren, ein in germanischen Spät-La-Tène-Gräbern mehrfach beobachteter Zug.

Zu diesem seit mehr als 50 Jahren bekannten Gräberfelde tritt seit 1918 ein zweites auf dem „Herrmannsberg“, einer flachen Erhebung zwischen dem Nordrande der Stadt und dem Walde. Hier wurden mehrere Gräber aufgenommen, die einem etwas älteren Abschnitte als die von der Schindkaute angehören. Das erste Grab (1918) enthielt eine 37,5 cm hohe tonnenförmige Urne, zwei eiserne Drahtfibeln, die eine vom Mittel-La-Tène-Schema mit Bügelknoten, die andere vom Spät-La-Tène-Typus, einen eisernen pinzettenförmigen Gegenstand und einen linsenförmigen Eisenring mit hakenartig aufgebogener Spitze. Im zweiten (ebenfalls 1918 gefundenen) Grabe lag eine noch 26,5 cm hohe Urne mit grober Besenstrichverzierung, deren Rand abgepflügt war, ein breiter Napf mit eingebogenem Rande sowie Bügel und Fußteil einer eisernen Spät-La-Tène-Fibel. Reicher ist die Ausstattung des dritten Grabes (Taf. 17 C, D), an keramischen Beigaben das überhaupt reichste unseres Gebietes (terrinenförmige Urne mit waggerchter Riefung des Randes, Flasche mit eingeglättetem Gittermuster zwischen zwei plastischen Halswulsten, Becher mit eingeglätteten, wage-

rechten Zonen, vier niedrige Schalen mit eingebogenem Rande und Randbruchstück einer Schale mit ausladendem Rande). An sonstigen Beigaben enthielt das Grab aus Bronze einen hohlen Armring, den Bügel einer Fibel vom Mittel-La-Tène-Schema mit einem Stücke der Spiralrolle, einen dünnen, kantigen Bronzestab (ebenfalls von einer Fibel?) und ein Stück Gußkuchen, aus Eisen ein Messer mit Griffknopf, ein im Brande verschmolzenes Stück eines gläsernen Armeifens, einen Tonring und die plastische Figur eines Vierfüßers, dem der vordere Teil des Kopfes fehlt.

Zu der typologisch älteren Gruppe gehört ein schon vor mehreren Jahren gehobenes, nunmehr den Sammlungen des Landes-Museums zugeführtes Grab aus Wallerstädten (Taf. 18 A), dessen Bergung dem Lehrer Wörner zu verdanken ist. Das Inventar an eisernen Beigaben entspricht völlig dem der Gräber von Bad Nauheim¹: ein langes Schwert des Spät-La-Tène-Typus mit großen Stücken der anhaftenden Scheide, bandförmiger Schildbuckel, großes Messer mit Ringgriff, Schere u. a. (vgl. Quilling, Nauheim, Taf. V 53, 55, 56, IV 46).

Den Funden aus dem Gerauer Lande stellen wir solche aus zwei anderen Fundgebieten Starkenburgs gegenüber. Von sechs im Jahre 1920 in der „Steinlache“ am Ortsrande von Bürstadt aufgenommenen Gräbern enthielt eines ein besonders reiches Inventar (Taf. 18 C): eine belgische Urne, einen römischen Gladius, der ebenso zusammengebogen war wie die germanischen Schwerter in den Brandgräbern dieser Stufe, Beil, Lanzenspitze, Hiebmesser, Schildbuckel germanischer Form, Schere, Kesselring und Reste des Kessels selbst; eine in Anthes' Tagebuch als zugehörig bezeichnete „frührömische Fibel“ ist verloren. Aus einem 1924 an derselben Stelle erhobenen Grabe (Taf. 18 B) stammt eine Lanzenspitze ungewöhnlicher Größe, Schildbuckel konischer Form mit Knopf, Schildfessel, Messer, Schere, Kesselring und der Tierkopfgrieff einer bronzenen Pfanne.

Am linken Mainufer wurden unmittelbar unterhalb der Mainbrücke zwischen Hanau und Klein-Steinheim beim Sandgraben umfangreiche Gräber erhoben, ohne daß eine wissenschaftliche Überwachung möglich gewesen wäre; dem Rektor A. Reuß in Klein-Steinheim und dem Lithographen H. Feix wird die Sicherung einer großen Reihe von Funden und ein summarischer Plan des Grabfeldes verdankt (vgl. Reuß, Arch. f. hess. Gesch. u. Altert., N. F. XVI, 1929, S. 294 ff.). In einem ausgedehnten Friedhofe der dem Kastell Kesselstadt gegenüberliegenden Siedelung befinden sich auch mehrere Bestattungen einheimischer Art. Ein ungewöhnlich reich ausgestattetes Grab (Taf. 19 A) enthielt ein eisernes Schwert in fast ganz erhaltener bronzenen Scheide, drei eiserne Lanzenspitzen, ein kleines eisernes Beil, einen bronzenen Zügelring, mehrere bronzene Ringe, von denen der eine fein

profiliert ist, mehrere dünne Bronzescheiben mit eingepunzten Ringen, Reste der eisernen Trense sowie einen kleinen bronzenen Kamm mit Pferdefigur auf dem Bügel, der sein volles Gegenstück in einem älteren Funde aus Rumpenheim hat (Behn, Urgesch. von Starkenburg, Taf. 23 c); an Keramik zwei schön geformte Urnen mit geglätteter Oberfläche und eine Schale mit einspringendem Rande. Zu einem unrömischen Grabe wird auch ein eiserner Gladius gehören, der im rein römischen Grabgebrauch befremden würde.

Die Zeitbestimmung unserer Fundgruppe wirft kaum eine Frage auf. Das beliebteste und doch oft überschätzte chronologische Hilfsmittel, die Münzen, versagt hier vollkommen. Aus dem Nauheimer Gräberfelde stammen 5 kleine Bronzemünzen der Aeduer (de la Tour 9388). Die in einem fränkischen Grabe von Groß-Gerau gefundene angeblich keltische Münze (Arch. f. hess. Gesch. u. Altert., N. F. III, 1904, S. 105) ist vielmehr eine angelsächsische Prägung aus dem Anfange des 6. Jahrh. n. Chr. Die in einem Hügelgrabe in der „Sensfelder Tanne“ bei Gräfenhausen gefundene keltische Münze (Arch. ebenda) ist im Landes-Museum nicht mehr nachweisbar. In einer im November 1912 im östlichen Teile des Gräberfeldes auf dem „Seigböhl“ ausgehobenen Wohngrube lagen zwei Großerze des Tiberius aus der Münzstätte Lugudunum mit dem Lyoner Altar auf dem Revers, nach der Bestimmung von Ritterling im Jahre 10 n. Chr. oder bald danach geprägt (Cohen, Nr. 37); beide Stücke sind so wenig abgegriffen, daß sie nicht lange im Verkehr gewesen sein können. In dem 1876 auf der Schindkaute gefundenen Grab (Taf. 17 A) soll eine Bronzemünze des Domitian gelegen haben. Die Fundangabe ist indessen völlig wertlos, da das typologisch einheitliche Inventar des Grabes eine so späte Datierung ausschließt.

Bessere Datierungsmöglichkeiten bieten die zahl- und typenreichen Fibeln (Taf. 19 B). Unter ihnen befinden sich noch auffallend viele Stücke des Mittel-La-Tène-Schemas mit der Verknotung des zurückgebogenen Bügelfußes (Typus a—d), doch ausnahmslos solche Formen, die bereits der Spät-La-Tène-Zeit angehören (vgl. Reinecke, Altert. heidn. Vorzeit, Bd. V, S. 103 ff. zu Taf. 20) und sich neben den besonderen Erscheinungen dieser Stufe bis in das zweite Drittel des 1. nachchristlichen Jahrhunderts erhalten haben (die jüngsten Belege aus dem Hofheimer Erdlager). Mit Ausnahme des typologisch ältesten Stückes a (vom Hermannsberg) hat der Bügel flache, langgestreckte Form. Eine bronzene Mittel-La-Tène-Fibel aus Draht mit hochgewölbtem Bügel fand sich in Rumpenheim in Gesellschaft eines bronzenen Kämmchens mit Pferdegrieff, eine solche des Früh-La-Tène-Schemas mit zurückgebogenem, doch noch nicht verknotetem Bügelfuß lag in einem der Steinheimer Gräber.

Von den Spät-La-Tène-Fibeln ist vertreten die schlanke Fibel mit offenem Nadelrahmen (e) und (aus dem Torfmoor von Pfungstadt) die sog. „Nauheimer Fibel“ (f), die auch das von Behrens (Germania II, 1918, S. 47 ff.) veröffentlichte frühe Grab von Rüsselsheim in zwei Exemplaren aufweist.

Die in die römische Kaiserzeit hinein führenden La-Tène-Fibeln sind in drei charakteristischen Varianten vorhanden: Typus g mit kräftig gewölb-

Augen. Die voll entwickelte Augenfibel ist in drei Typen vorhanden, mit den offenen Löchern (k = Almgren 52), mit trichterförmigen Vertiefungen und seitlichen Knöpfen (l = Almgren 47) und vor allem in besonders reicher und großer Ausgestaltung die Form mit der breiten Rollenkappe, an der die Augen vollkommen verschwunden sind bzw. als Paare von silbereingelegten Sternchen über den ganzen Bügel hinziehen (m).

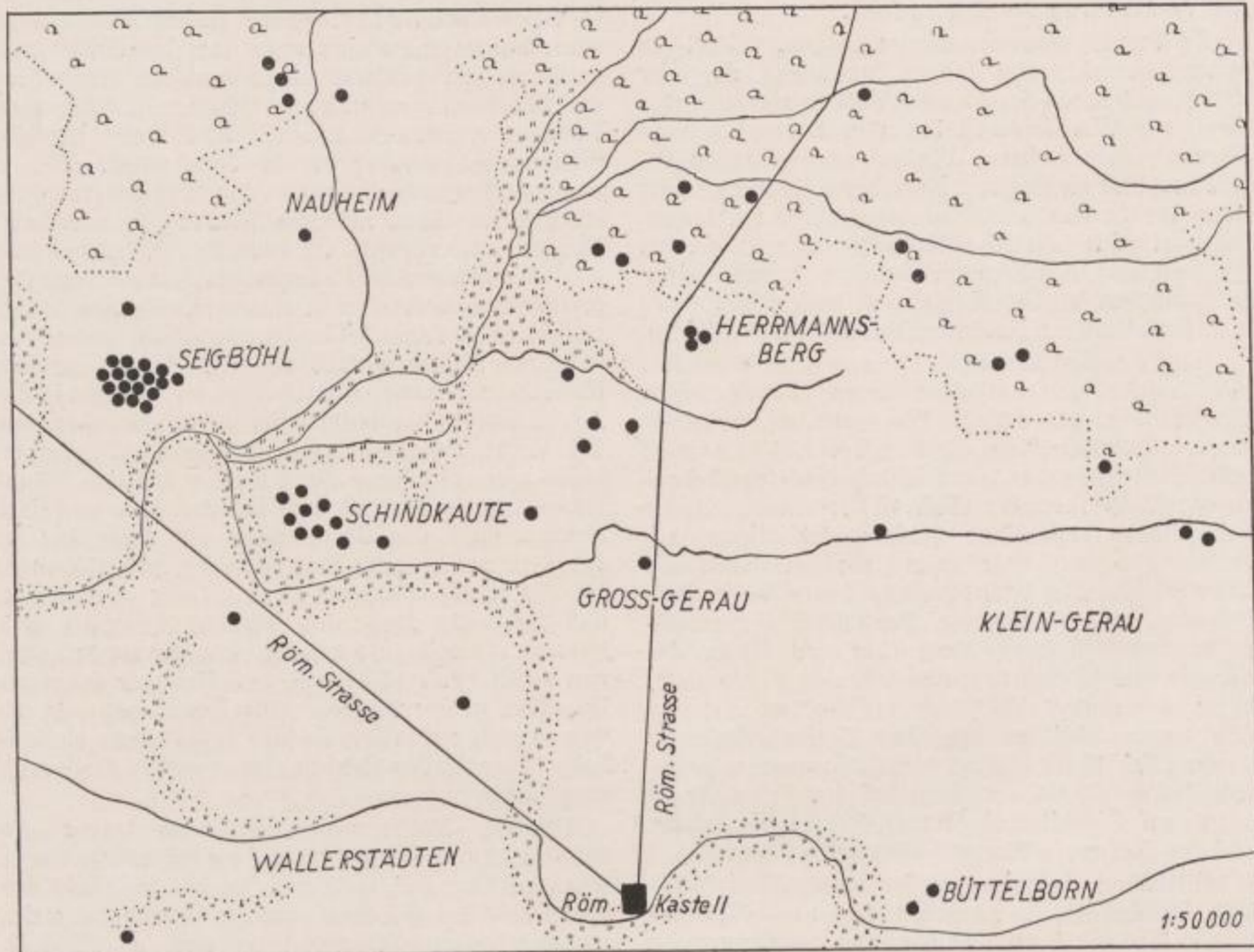


Abb. 1: Planskizze der frühesten germanischen Besiedelung des Gerauer Landes. (Nach W. H. Diehl †, Groß-Gerau)

tem Bügel und unterer Sehne (Almgren Typus 2), h mit weicherer Bogenführung und bandförmigem Querschnitt (Almgren 19), i mit besonderer Ausbildung des unteren Bügelteiles und vierkantiger Profilierung (Almgren 20), diese beiden mit äußerem Sehnenhaken bzw. Stützplatte.

Diese Typen leiten bereits über zu der Gruppe der „Augenfibeln“, die besonders gut vertreten ist, und zwar in mehreren Spielarten und Entwicklungsstufen. Es fehlt in unserer Reihe allerdings die Frühform mit den seitlich aufgeschlitzten

Die formenreiche Gruppe der „kräftig profilierten“ Fibel ist durch drei Stücke einer sehr gefälligen Form vertreten (n) mit Rollenkappe, sackartig verdicktem Bügelhals, doppelter Scheibe auf dem Bügel und scheibenförmigem Knopf am Fuß. Während dieser Fibeltypus sich auf das Gerauer Fundgebiet beschränkt, ist die „Kragenfibel“ (o) nur im Nauheimer Gräberfeld vertreten (Grab 10 und 39). Sie ist eine charakteristische einheimische Variation der frühromischen „Distelfibel“, ihre Verbreitung auf linksrheinischem Gebiet hat

Behrens (Mainzer Zeitschr. XXII 1927, S. 53 ff.) verfolgt. Ein einziges Mal vertreten ist die „Soldatenfibel“ (p) auf der Schindkaute.

Die Gruppe der Scharnierfibeln tritt zahlenmäßig ganz zurück. Vorhanden ist eine trotz der Brandeinwirkung vorzüglich erhaltene Fibel vom Aucissatyp (q) der älteren Art mit ausgeschnittenen Augen und dem Stempel ATRIXTOS; ferner eine Fibel mit lebhaft profiliertem Bügel (r) und durchlochtem Nadelhalter (der Knopf am Bügelfuß ist abgebrochen), und eine kleine, aus einer flachen und einer konischen gestanzten Platte zusammengesetzte Scheibenfibel (s).

Die chronologische Auswertung der im Gerauer Lande vorkommenden Fibelformen ergibt, daß die germanische Besiedelung um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts begann und absatzlos in die erste Zeit der römischen Okkupation hinübergeht. Die Gerauer Siedelung ist älter als die Nauheimer, wie die Fibelreihen lehren: auf der Schindkaute überwiegen die Drahtfibeln des Mittel- und Spät-La-Tène-Typus mit 13 Exemplaren (einschließlich des Herrmannsberges und der Stadtwaldfunde sogar 24) gegen nur 11 jüngere Formen, während in Nauheim mit Ausnahme eines einzigen Stückes vom Typus b die Reihe erst mit einer Vorstufe der Augenfibelgruppe beginnt (h) und in den Typen o, r und s Formen enthält, die in Groß-Gerau überhaupt fehlen.

Das Schlußdatum, das natürlich nicht das Verschwinden der germanischen Bevölkerung bedeutet, wohl aber das Ende ihrer völkischen Eigenkultur und ihre kulturelle Aufsaugung durch das Römertum, muß um 40 n. Chr. liegen, wie Schumacher (Altert. heidn. Vorz., Bd. V, S. 414) schon aus den ersten Funden erschlossen hat. Im Gerauer Lande fehlen die im Hofheimer Lager vertretenen Endformen der Augenfibel, und wir haben nur solche Formen, die nach Kieckebuschs allerdings wohl etwas übersteigter Systematik (Einfluß der röm. Kultur auf die german., S. 68 ff.) noch den ersten vier Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts angehören. Den Typus der Scharnierfibel r möchte Ritterling (Nass. Annal. XXXX, 1912, S. 129 ff.) erst für nachclaudisch halten, während Schumacher (Altert. heidn. Vorz., Bd. V, zu Taf. 70, 1327 d) ihn unbedenklich als frühromisch bezeichnet. Die Zentralfibel s hat sichere Parallelen in Aislingen (Dillinger Jahresber. XXII, 1909, Taf. XVII, 33—37) und Hofheim (Nass. Annal. XXXX, 1912, Taf. X, 253—256, S. 130 ff.).

Für die Chronologie des Nauheimer Gräberfeldes sind auch allgemein topographische Erwägungen wichtig. Es scheiden sich deutlich drei Perioden: regellos verstreut zwischen den Gräbern liegen zahlreiche Herdgruben, Pfostenlöcher und selbst ganze Hausgrundrisse. Bestattungen innerhalb einer Ortschaft sind um diese Zeit bei den Germanen nicht mehr denkbar, die Siedelungs-

reste müssen danach einer älteren Stufe angehören, da Bebauung eines erst wenige Jahrzehnte alten Friedhofs sich gleichfalls ausschließt. Eine dritte Periode bezeichnen die im Ostteil des Gräberfeldes angetroffenen, immer in Gruppen von je dreien angeordneten Pfostenlöcher, die beiderseits von einem Graben begleitet werden und vom Ausgräber als Spuren eines Erdkastells angesprochen wurden (ein vorläufiger Plan Arch. f. hess. Gesch. u. Altert., N.F. XIV, 1923, zu S. 126). Der angenommene Zug der Gräben überschneidet eine ganze Reihe von Gräbern. Der weitere Verlauf des Erdwerkes wurde nicht verfolgt, auch wurden keine Funde zur chronologischen Bestimmung der Anlage erhoben. Gibt auch der Fundbericht keine klare Vorstellung vom Schichtenverhältnis zwischen Gräben und Gräbern, so ist vorgermanische Entstehung von vornherein kaum anzunehmen. Dagegen liegt die Stelle an einem für die römische Okkupationspolitik hervorragend wichtigen Punkte: die von Mainz nach Groß-Gerau ziehende Straße (die sicherlich einem vorrömischen Wege folgt) überschreitet wenige hundert Meter weiter südlich zwei der jetzt versumpften Flußschleifen, die einem hier angelegten Lager den gleichen natürlichen Schutz bieten würden wie dem späteren Kastell auf „Esch“ südlich Groß-Gerau (vgl. den Plan **Abb. 1**). Ritterling nahm aus allgemeinen Erwägungen heraus an dieser Stelle eine Feldbefestigung aus dem Feldzuge des Caligula vom Jahre 40/41 an (Röm.-Germ. Korr.-Bl. VI, 1913, S. 3 ff.; Nass. Annal. XXXX, 1912, S. 83), und die Stelle liegt auf einer zwar nur geringen, das umliegende Gebiet aber vollkommen beherrschenden Erhebung. Auch ein im August 1925 an der alten „Oppenheimer Straße“ bei Erfelden am Rhein gemachter Münzfund (2 silberne Legionsdenare des Marc Anton, 2 Silberdenare des Tiberius vom Jahre 15 n. Chr., 1 posthumes Mittelert des Augustus, 1 Mittelert des Caligula von 37) gewinnt in diesem Zusammenhang erhöhtes Interesse. Die Anlage eines Erdlagers an dieser Stelle, das der Vorgänger des flavischen Groß-Gerauer Kastells wäre, bedeutete natürlich das Ende der dortigen germanischen Siedelung mit ihrem Friedhofe. Und es würde in der Tat durchaus zu diesem Datum stimmen, daß keines der bisherigen Nauheimer Fundstücke jünger sein muß als die Unternehmungen Caligulas gegen die rechtsrheinischen Germanen.

Schwieriger als die Frage der Zeitstellung der ersten germanischen Funde in Starkenburg ist die nach der Stammeszugehörigkeit ihrer Träger. Schumacher sieht in ihnen (Altert. heidn. Vorz., a. a. O.) Suebi Nicretes, also die nördlichste Gruppe der Bevölkerung, die beiderseits des unteren Neckarlaufs zwischen seinem Austritt aus dem Gebirge und seiner Mündung in den Rhein siedelte und noch zu Trajans Zeit in ihrer völk-

kischen Kultur so stark gewesen sein muß, daß der Gau nach ihnen benannt wurde, Civitas Ulpia Sueborum Nicretium. Es sind ferner noch die Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen, daß die ersten Germanen des Gerauer Landes ein abgesprengter Splitter der vornehmlich in Rheinhessen siedelnden Wangionen sind, oder daß sie überhaupt eine eigene Stammesgruppe bilden. Da alle in Betracht kommenden Stämme der swebischen Volksgruppe angehören, sind starke Unterschiede von vornherein nicht zu erwarten. Daß diese sowohl den Neckarsweben wie den Wangionen gegenüber vorhanden sind in der Zusammensetzung der Grabbeigaben, der Vorliebe für Eigenformen und im Verhältnis zum gallischen und besonders römischen Import, ist nicht zu leugnen.

Allen Gruppen gemeinsam ist natürlich der Brandritus, ferner das Fehlen einer bestimmten Form für das Ossuar, wofür vielmehr ein gewöhnliches Vorrats- oder Gebrauchsgefäß genommen wird. Ärmeren Gräbern fehlt ein Aschengefäß oft ganz und die Knochenasche ist mit den bescheidenen Beigaben in eine einfache Erdgrube gelegt, doch ist Fehlen einer Urne durchaus nicht das untrügliche Kennzeichen für die Armut des Toten, wie das reiche Grab der Schindkaute von 1876 (**Taf. 17 A**) zeigt. Irgendeine Regel in der quantitativen Zusammensetzung des Grabinventars ist nicht zu erkennen, doch hat das von Behrens (*Germania II*, 1918, S. 47 ff.) veröffentlichte frühe Grab aus Rüsselsheim die gleiche Reihe von Tongefäßen wie Herrmannsberg Grab 3 (Flasche, tiefe Schüssel, steiler Becher und 4—5 niedrige Schalen mit einspringendem Rande) und in seinen Metallbeigaben eine doppelte Garnitur wie das Grab der Schindkaute von 1925 (**Taf. 17 B**) und eines der neugefundenen Wangionengräber aus Wallertheim. In den jüngeren Gräbern tritt die Keramik zahlenmäßig mehr zurück. Durchweg wird mehr Wert auf die Güte der keramischen Beigaben gelegt als auf deren Zahl. Die grobe einheimische, zuweilen mit Besenstrich verzierte Gattung findet sich nur selten und nur in den ältesten Gräbern von Bischofsheim und vom Herrmannsberg, wo auch Gefäße vom Mittel-La-Tène-Typus (hohe Fußschale, Urne mit breiter Standfläche) in den Gräbern standen wie aus Manching in Bayern und Wiesoppenheim in Rheinhessen. Die rechtsmainischen, „ubischen“ Gefäßformen (Flörsheim) fehlen. Die verbreitetste Gattung ist die gallische mit der sauberen Scheibentechnik. Dabei überwiegen die monochromen Gefäße, während die bei den rheinhessischen Wangionen sehr beliebte Gattung mit den eingeglätteten Mustern nur ziemlich selten begegnet (Herrmannsberg, Steinheim). Die in Rheinhessen häufigere polychrome Gattung ist in Starkenburg bisher erst vereinzelt vertreten in einem Rüsselsheimer und einem Steinheimer Gefäß (**Abb. 2**). Unter den römischen Tongefäßen spielt

die Sigillata eine nur untergeordnete Rolle und ist nur mit wenigen Scherben vertreten. Auch die Wangionen und ebenso die Neckarsweben haben sichtlich die Vorliebe der Römer für das rote Geschirr nicht geteilt. Dagegen zeigen die Nauheimer Gräber eine unmißverständliche Neigung für die mit plastischen Mustern (Stacheln, Schuppen u. a.) verzierte Keramik, die sowohl im Neckargebiet wie in Rheinhessen ganz zu fehlen scheint.

In der Bewaffnung haben sich die Gerauer Germanen ihre völkische Eigenart vollkommen gewahrt, kein römisches Waffenstück fand sich in ihren Gräbern. Der Pugio und die Gladien aus Bürstadt und Steinheim sind wohl Beutestücke, da sie nur dem regulären Legionar zustehen, und eine auxiliare Organisation der vor kurzem noch feindlichen Germanen in einem noch nicht lange besetzten Gebiet im I. Jahrh. wird kaum ernstlich in Frage kommen. Linksrheinisch sind die Verhältnisse natürlich ganz anders (vgl. Behrens, Wangionen, S. 13 ff.). In keinem der Gerauer und Nauheimer Gräber ist bisher ein Stück der Reiterausrüstung gefunden worden wie in Rüsselsheim und Steinheim. An Schildbuckeln begegnet noch der bandförmige Mittel-La-Tène-Typus (Groß-Gerau, Wallerstädten; auch in Bürgel), später wird die konische Form mit gerundeter Spitze beliebt (wie *Altert. heidn. Vorz.*, Bd. V, S. 373, Abb. 4), während der germanische „Stangenschildbuckel“ im Gerau-Nauheimer Kreise fehlt. Unter den Lanzen spitzen halten sich die mit schlankem und breitem Blatte das Gleichgewicht, nicht selten enthält ein einziges Grab Lanzenklingen verschiedener Form, die somit gleichzeitig in Gebrauch gewesen sein müssen. Stücke mit kunstvoll ausgeschnittenen Blättern fehlen. Auch unter den Fibeln überwiegen weitaus die germanischen Formen, es fehlt z. B. die in rheinhessischen Gräbern mehrfach vorkommende frühromische „Distelfibel“. Es fehlen ferner die bei den Neckarsweben und den böhmischen Markomannen so beliebten Endbeschlüge von Trinkhörnern (Preidel, *Die germ. Kulturen in Böhmen I*, S. 198 ff.).

Daß die Abweichungen der Gerauer Fundgruppe von der neckarländischen nicht aus geringerer Wohlhabenheit oder kultureller Bedürfnislosigkeit zu erklären sind, zeigen die Gräberinventare mit den prächtigen Fibeln und dem Reichtum an Bronzengeschirr (Eimer, Schöpfer, Siebe, Schüsseln), das allerdings im Brande meist restlos deformiert ist, sowie die häufigen Beigaben aus (ebenfalls verschmolzenem) Glas. Ein Leitfossil der Gerauer Gräbergruppe ist die Beigabe einer kleinen *Tierfigur*, wie wir sie bisher aus Groß-Gerau (Herrmannsberg, **Taf. 17 C**), Bischofsheim (IV. Bericht der hess. Denkmalpflege 1930, S. 7, Abb. 6) und Darmstadt (Weißer Turm; Behn, *Urgesch. von Starkenb.*, Taf. 23 a) kennen. Sie haben mit den tierförmigen Griffen und Aufsätzen bronzener

Geräte (Messer von Heppenheim an der Wies, Kämmen von Rumpenheim und Klein-Steinheim) nichts zu tun, sind überhaupt keine Zweckform, sondern Gegenstände selbständiger sepulkraler Bestimmung. Abbilder lebender Wesen im Grabgebrauch, gleich ob von Mensch oder Tier, sind ausschließlich Äußerungsformen irgendwelcher religiöser Vorstellungen, und zwar im erstarrten Stadium des symbolischen Ersatzes ursprünglich realistischer Totenopfer. Wir haben es also hier um Angehörige einer ganz bestimmten religiösen oder vielleicht auch nur kultischen Gruppe zu tun, die wir außerhalb des Gerauer Landes nicht nachweisen können.

Die hier nur erst skizzenhaft zu führende vergleichende Betrachtung der germanischen Spät-La-Tène-Kultur in Rheinhessen, im Neckarmündungsgebiet und im Gerauer Lande führt uns zu der Erkenntnis, daß hier um die Wende unserer Zeitrechnung ein germanischer Stamm gesessen hat, der den Suebi Nicretes nah verwandt, aber nicht mit ihnen identisch ist, sich von den Wangionen dagegen mit klaren Unterscheidungen abhebt. Kein Schriftsteller und keine Inschrift gibt uns bisher den Namen. So mögen wir diese ersten Germanen auf nordstarkenburgischem Boden in Anlehnung an die neckarländischen Stammesvettern, doch in betonter Unterscheidung von ihnen als „Suebi Moenani“

bezeichnen. Auch zwischen der Gerauer und der Nauheimer Gruppe bestehen wieder Unterschiede, denn das vollständige Fehlen von Schwertgräbern in Nauheim, wo in den Männergräbern um so häufiger die Lanze erscheint, ist gewiß nicht allein aus dem zeitlichen Unterschiede der beiden benachbarten Siedelungen zu deuten. Die Bürstädter Gräber gehören dagegen zweifellos dem Kreise der Neckar-Sueben an, während die im Mainknie und Rodgau wohnenden Germanen Teile eines rechtsmainischen Stammes sein werden.

Es wäre Schumachers menschlicher und wissenschaftlicher Gesinnung zuwider, von seinen Schülern ein blindes „jurare in verba magistri“ zu fordern. Wir dürfen deshalb ohne Bedenken dem verehrten Lehrer die vorstehenden Ausführungen darbringen, auch wenn sie zu von den seinigen abweichenden Ergebnissen geführt haben, die letztlich doch wieder mit seinen Forschungsmethoden und auf den von ihm vorgezeichneten Wegen gewonnen wurden.

Anmerkung:

¹ Um Verwechslungen zu vermeiden, zitieren wir den oberhessischen Fundort mit seiner amtlichen Bezeichnung „Bad Nauheim“, während das gleichnamige Dorf bei Groß-Gerau „Nauheim“ ohne weiteren Zusatz genannt wird.



Abb. 2: Bemalte Gefäße von Rüsselsheim (1) und Klein-Steinheim (2).

DIE SCHULENBURG BEI COTZOFENI UND ANDERE DAKISCHE BURGEN

VON CARL SCHUCHHARDT, BERLIN.

Als ich im November 1917 aus der Dobrudscha zurückkehrte, wo ich erst in den Kastellen der römischen Grenzlinien und dann bei Cernovoda in einer steinzeitlichen Siedlung mit bemalter Keramik in verbrannten Lehmhäusern gegraben hatte, suchte ich in Bukarest den alten Mitarbeiter Tocilescus, Polonic, auf, der wie ich wußte, ihm eigentlich alle seine Ausgrabungen und Aufnahmen gemacht hatte, und fragte ihn nach weiteren Fundstellen mit verbrannten Lehmbauten. Er wies mir eine ganze Anzahl nach, in der Großen Walachei am Donauufer und in der kleinen besonders im

alten Hauptstraße und einer Burg mit dem üblichen Namen Cetatea (vulgärlatein „civitatem“), die abseits in einem Nebental liegen sollte.

Das Lager fanden wir leicht. Das Feld war dort von Ziegelbrocken und römischen Scherben bedeckt und bot kein weiteres Interesse. Mit der Burg aber wars schwieriger. Wir fuhren in das Nebental hinein, wo sie liegen mußte und verteilten uns auf drei verschiedene Höhen, um zu suchen. Blücher und ich kamen nach einer halben Stunde unverrichteter Sache zurück. Von Schulenburg sahen wir noch nichts. Dann stieg er aber schwer

und langsam gehend von der Höhe unmittelbar vor uns herunter. Er hatte die Arme voll großer verziegelter Brocken und noch viele kleinere nebst Topfscherben in den Taschen. Er sprach von mehreren Wällen und hatte offenbar die Burg gefunden. Ich ging rasch hinauf und machte im Abschreiten eine Planskizze. Eine langdreieckige Bergzunge war von drei Wällen überquert und aus dem äußersten und größten von ihnen quollen an verschiedenen Stellen verbrannte Lehmklötze heraus (**Abbildung 1**).

Sehr befriedigt fuhren wir heim und beschlossen, gleich in den nächsten Tagen die Grabung zu beginnen. Das ist dann auch geschehen. Mit meinem inzwischen eingetroffenen Arbeitskameraden Otto Rubensohn habe ich anderthalb Wochen lang in Cotzofeni gewohnt und gearbeitet. Der Burg aber haben wir zu ihrer blassen Bezeichnung Cetate den Namen „Schulenburg“ verliehen, erstens weil der Graf Schulenburg sie gefunden

hatte, zum anderen aber, weil sie nach ihrer ganzen Lage diesen Namen höchlichst verdient. Nicht weit von Nordstemmen liegen westlich jenseits der Leine zwei große, alte Ringwälle einander gegenüber: die Barenburg bei Wülfinghausen und die Schulenburg, in der heute das Welfenschloß Marienburg steht. Die Barenburg, frei einen weit hin sichtbaren Berggipfel umziehend, ist die „offenbare Burg“; die Schulenburg aber bedeckt eine Bergfläche, die nach der Leine zu durch schroffen Abfall begrenzt, sich nach rückwärts langsam absenkt, so daß ihr Wall und ihr Innenraum von vorn gar nicht gesehen wird. Schulen (= schielen) bedeutet plattdeutsch „auf der Lauer“, im Hinterhalte liegen. Im „Reinke de Vos“ (Lübeck 1498 v. 2003) heißt es von Isegrim: „he schulede under eineme Bôm“. Dieser Kriegslist huldigt auch unsere

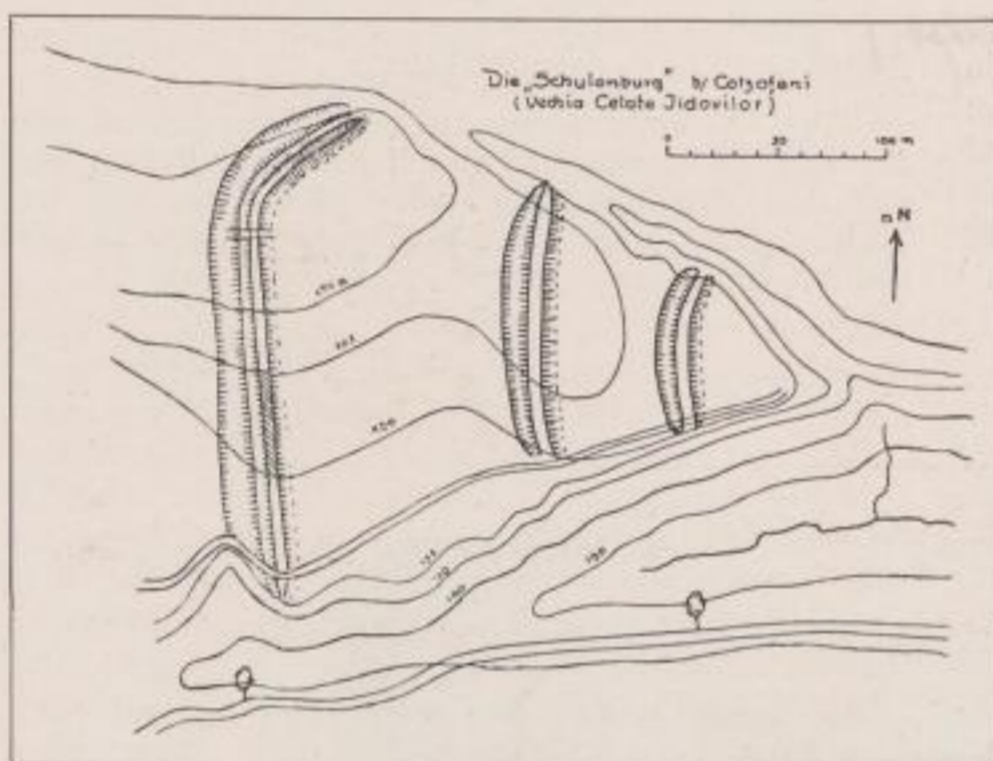


Abb. 1: Schulenburg bei Cotzofeni (1 : 5000).

Umkreise von Craiova. Da wir zu Craiova schon durch die Erwerbung des skythischen Silberfundes aus dem dortigen Antikenhandel Beziehungen hatten, beschloß ich im nächsten Jahre in Craiova Station zu machen und an einigen der angegebenen Stellen zu graben.

In den ersten Septembertagen 1918 reiste ich wieder hinaus, fand in Craiova das lebhafteste Interesse für meine Absichten beim Etappenkommandanten Grafen Schulenburg, seinem Wirtschaftsoffizier v. Blücher aus Mecklenburg und dem Polizeiverwalter Hauptmann Puchstein, einem Vetter unseres Otto Puchstein aus Pommern.

Schon den zweiten Tag fuhren mich Graf Schulenburg und v. Blücher das Jiu-Tal hinauf zu den nächstgelegenen Fundstellen des römischen Lagers Pelendava, nicht weit vom Flusse an der

Schulenburg bei Cotzofeni. Sie liegt nur 1—1,5 km von der Hauptstraße des Jiu-Flusses so geschickt an einem Knick des Seitentales versteckt, daß sie von der Straße aus gar nicht wahrgenommen wird, selbst aber dort jederzeit eingreifen kann.

Die Ausgrabung überraschte uns zunächst durch die deutlichen Anzeichen, daß wir nicht Steinzeit, sondern La-Tène-Zeit vor uns hatten. Es fehlten all die frühen Gefäßgattungen, die wir von Cucuteni und Monteoru und Cernavoda nun so gut kannten, und es herrschte einheitlich eine graue, hart gebrannte und gut gedrehte La-Tène-Ware, hauptsächlich in Form einer kleinen Schale mit schwach umbiegender und durch ein paar Riefen verzierten Rande (**Abb. 2**). Die Ware ist in Ton und Brand und Farbe sehr verwandt den Gefäßen, die uns Dragendorff im Herbst 1917 aus einem Spät-Hallstatt-Grabe in Makedonien mitgebracht hat.

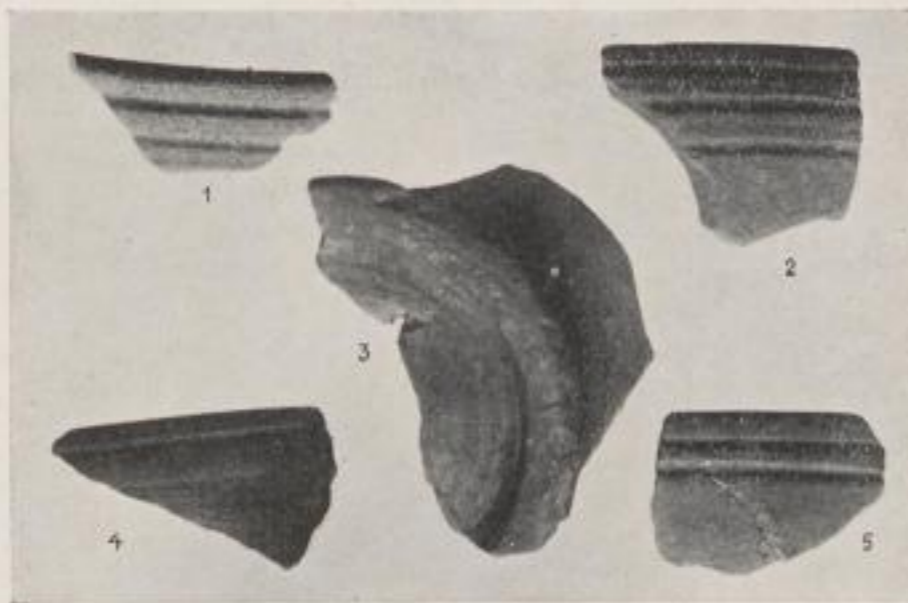


Abb. 2: La-Tène-Scherben von der Schulenburg.

Auf der Burgfläche las ich zwischen den Maisstoppeln die kleine Scherbe eines attischen, rotfigurigen Gefäßes auf (**Abb. 3**). Es ist gerade der Oberteil, Kopf und Schultern eines stehenden Jünglings im Mantel, einer sog. „Mantelfigur“ erhalten, das Gesicht mit übers Ohr hängendem Haarschopf und die Schultern von den Mantelfalten schräg überzogen. Freund Zahn hat das Stück auf die Zeit um 420 v. Chr. bestimmt.

Wie der Handelsweg von Athen nach der kleinen Wallachei damals ging, ob südöstlich über Salonik durch Makedonien oder, was mir fast wahrscheinlicher ist, über die Westhäfen des Schwarzen Meeres die Donau hinauf, wissen wir noch nicht. Auf jeden Fall datiert der willkommen kleine Fund die einheimische Begleitkeramik und die ganze Burg: sie muß schon um 400 bestanden haben, hat aber offenbar noch viel länger den Dakern gedient und scheint noch von der Katastrophe unter Trajan mit betroffen zu sein, wenn wir den eigenartigen Zerstörungszustand des Hauptwallès nach dieser Richtung sprechen lassen dürfen.

Schumacher-Festschr.

Wir fanden bei unserem breiten Schnitt durch den Hauptwall und auch nachher bei den Schnitten durch die anderen Wälle und denen auf der Burgfläche nirgends ein Pfostenloch. Erst als jetzt vor wenigen Jahren Prof. Max Ebert und Prof. Ehrlich-Elbing die ersten Altpreußenburgen an der Weichselmündung ausgruben, ist mir ein Licht aufgegangen, wie sich das erklärt. Der osteuropäische Stil des Burgen- und Hausbaues kennt keine Pfosten, sondern nur Lagerhölzer. Bei der Burg von Wöcklitz war der dicke Wall ganz aus lang- und quergelegten Hölzern aufgebaut, keine Pfosten waren davor gesetzt. Und ebenso waren die Häuser dort ganz im Blockbau hergestellt — so wie heute noch die der Wenden im Spreewalde — und die Wände bei der Zerstörung glatt in den Innenraum gefallen. Auch im Jahre 1917 hatte ich in den Wällen der Dobrudscha-Kastelle keinerlei Pfostenlöcher entdecken können.



Abb. 3:
Rotfigurige Scherbe, Mantelfigur,
von der Schulenburg.
(um 420 v. Chr.)

Das Alles erklärt sich, wenn man auf den Bildern der Trajanssäule ins Auge faßt, wie die Römer und wie die Daker ihre Schutzwälle und Mauern gebaut haben. Alle Stadien des römischen Verfahrens lernen wir in der Bilderreihe kennen: wie die Bäume gefällt und ihrer Äste entkleidet werden, wie man die gleichlangen Hölzer dann heranschleppt, schichtweise kreuz und quer übereinander legt, und schließlich der Geschützstand ringsum seine dicke Holzmauer erhalten hat (**Abb. 4**).

Die dakischen Mauern einer großen Burg sehen wir am deutlichsten auf dem großen Bilde, dem schönstkomponierten der ganzen Säule, — das Eugen Petersen deshalb von einer ähnlichen Darstellung Polygnots beeinflusst dachte — wo Trajan feierlich auf dem Throne sitzend die vornehmen Daker zur Unterwerfung empfängt. Die ersten knien, die folgenden stehen noch, dann folgen lebhaftere Gruppen, die z. T. ihre Schilde niedergelegt haben. Hinter ihnen steigen die Mauern ihrer Burg auf, in dem gekreuzten Holzwerk errichtet. Ganz

rechts aber erscheint hinter den letzten als Hintergrund eine merkwürdige Bergwand mit einer langen Hochfläche in der Mitte und je einem runden Kopfe zu den Seiten (Abb. 5).

Als ich Ende Oktober 1918 von Craiova noch rasch nach Siebenbürgen hineinfuhr, um möglichst die dakische Hauptstadt Sarmizegethusa kennen zu lernen, fand ich unweit Hatzeg die Gradische genannte, quadratische große Ruinenstätte, die offen-

Die Bauart der dakischen Mauern aber hat nicht immer rein aus Holz bestanden. Nach der Darstellung der Türme auf der Trajanssäule hat man seit Cohausen immer schon auf die Art der gallischen Mauern (Caesar b. g. VII. 23) geschlossen, auf eine Abwechslung von Stein- und Holzschichten. Das kann für das siebenbürgische Dakien zutreffen, in dem weiten Schwemmlande der Wallachei aber, wo es gar keine Steine gibt, hat man sich anders

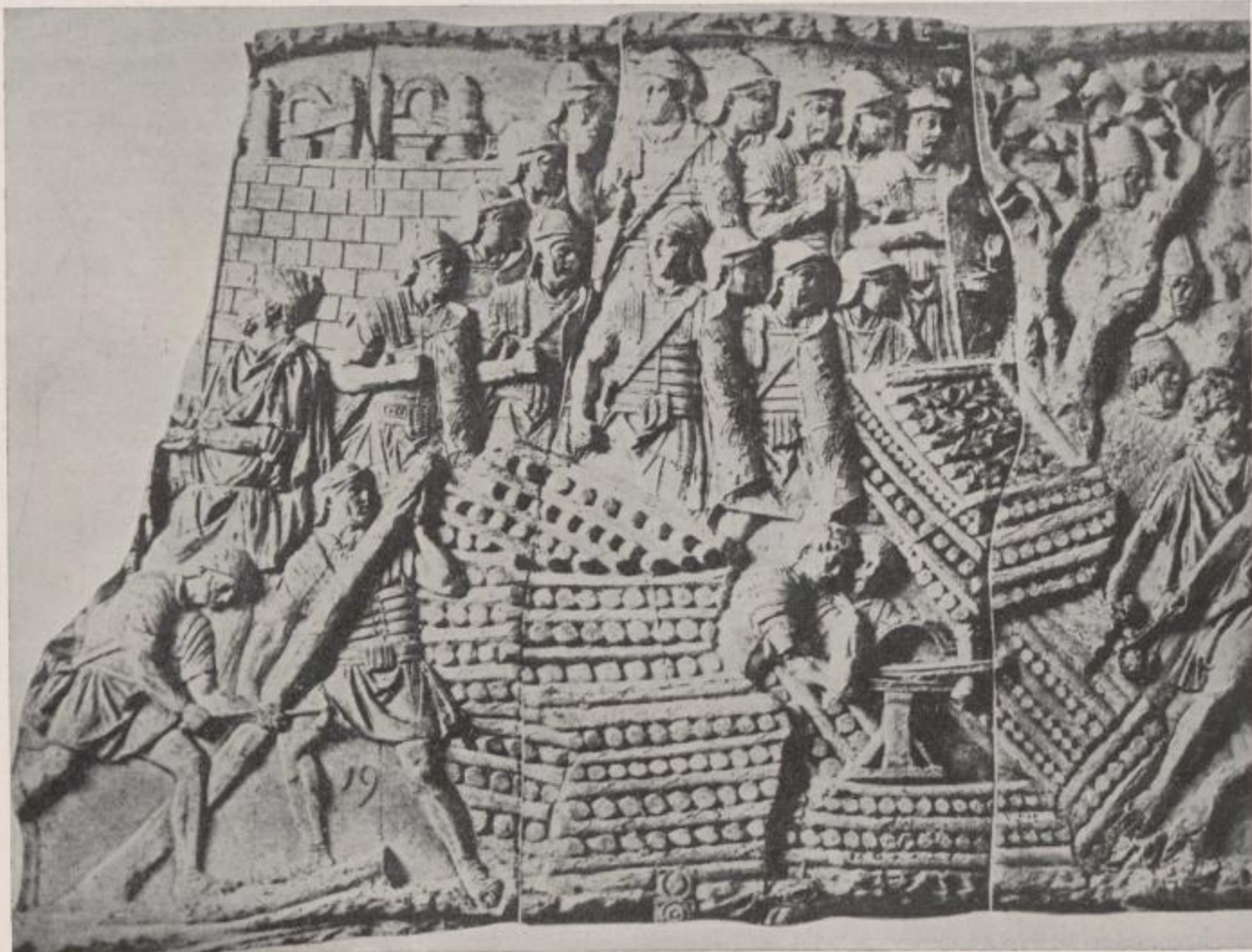


Abb. 4: Römischer Holzwall auf der Trajanssäule.

bar in römischer Zeit diese Umformung erhalten hat, und als Hintergrund aufsteigend eine Bergwand, die mich so anzog, daß ich sie zweimal von verschiedenen Standpunkten her skizziert habe (Abb. 6). Nach meiner Rückkehr sah ich zu Hause, daß es dieselbe Bergwand ist, durch die man für die große Szene der Übergabe die Örtlichkeit hat bezeichnen wollen. Man hat diese Übergabe immer schon für den Schlußakt des ersten Trajanischen Krieges, die Kapitulation von Sarmizegethusa angesehen. Diese Annahme ist nun durch die neue Beobachtung besiegelt.

geholfen. Wir fanden als Aufklärung der vom Grafen Schulenburg schon am ersten Tage heruntergebrachten Ziegelklötze im Hauptwall vielfach wie süddeutsche Brotlaibe geformte, dicke Lehmkuchen, durch den Zerstörungsbrand verziegelt, und haben einige davon mit nach Berlin gebracht. So hat hier der ganze Wall aus Holz und viel Lehm bestanden, wie seine heutige stattliche Form zeigt, die nach dem Verschwinden allen Holzes nur aus dem Grabenauswurf und dem Lehmgehalt besteht.

Ein Merkwürdiges zeigte aber der Hauptwall noch. Er war keineswegs ganz verbrannt oder un-



Abb 5: Sarmizegethusa auf der Trajansäule.

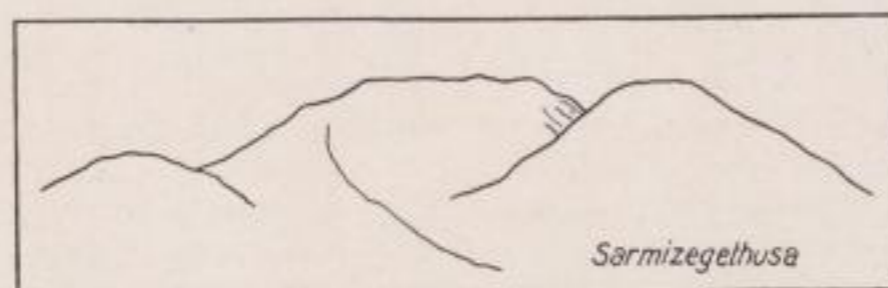


Abb. 6: Bergwand über den Ruinen von Sarmizegethusa.

regelmäßig hier und da verbrannt, sondern von seiner Länge von 400 m waren das nördliche Viertel verbrannt, das folgende Viertel nicht verbrannt, das dritte wieder verbrannt und das vierte wieder intakt. Das ist nicht das Bild einer zufälligen oder wilden, durch den Angreifer herbeigeführten Verbrennung, sondern das einer absichtlichen, planmäßigen. Wir können bei den wenigen Scherben, die wir gefunden haben, und bei unserer geringen Kenntnis von der Latène-Entwicklung jener Gegenden aus den Funden nicht erschließen, ob die Burg bis in die römische Zeit bestanden hat. Aber es gibt nicht viele im Lande, und deshalb ist es an sich wahrscheinlich. Die eigentümliche Art der Wallverbrennung erinnert nun aber daran, daß Trajan nach seinem ersten Feldzuge, der durch die Einnahme der Hauptstadt

gekrönt war, den Dakern u. a. auferlegte, sie müßten alle ihre Burgen zerstören. Wie sie das aufgefaßt haben, kann uns am Ende der Wall unserer Burg beweisen: sie haben ihn nicht in ganzer Länge angezündet, sondern nur in regelmäßigen Stücken.

Eine andere, der Schulenburg völlig entsprechende Burg habe ich, das Jiu-Tal weiter aufwärts, von Stoina aus kennen gelernt. Ein Beamter dieses Dorfes führte mich eine Stunde weit gegen Westen durch bergiges Gelände zu einer Anlage, die auch wieder nur Cetate hieß. Zwei Wälle überqueren hier wiederum eine Bergzunge (**Abb. 7**). Die ganze Anlage ist etwas kleiner als bei Cotzofeni und die Wälle schwächer, auch schon durch den Feldbau abgeflacht. Das ganze Feld war mit den Lehmbröcken übersät. Scherben habe ich nicht gesehen.

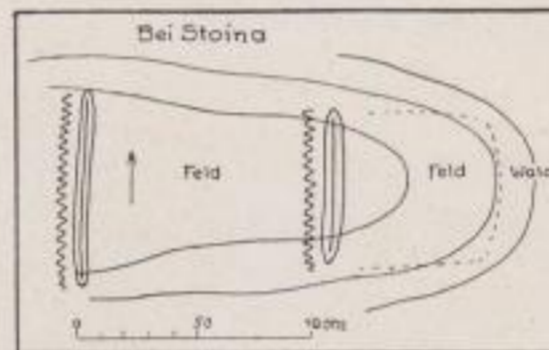


Abb. 7: Stoina (1 : 5000).

KELTISCHE GRABPFEILER AUS GLANUM

VON PAUL JACOBSTHAL, MARBURG/LAHN

Ourittakos Elouskonios und Bimmos Litumareos sind heute zwei bekannte Paradigmen keltischer Namengebung in den Handbüchern. Bei Lebzeiten waren Ourittakos und Bimmos Bürger von Glanum. Über diese dicht bei S. Remy (Bouche du Rhône) belegene Stadt unterrichtet Hirschfeld in CIL XII, S. 127. Aufschlußreicher aber sind die Denkmäler, die heute dank de Brun, dem verdienten Erforscher Glanums, dem Studium zugänglich in dem ausgezeichnet geordneten Musée des Alpilles in S. Remy¹ stehen. Auch in Südfrankreich gehen leider Epigraphiker, Linguisten, Archäologen getrennte Wege, sehr zum Schaden der Sache.

Die Steine, von denen Lenormant vor bald 80 Jahren diese Inschriften — die eine nicht einmal richtig — „abgeschrieben“ hat, sind zwei von fünf Pfeilern² aus weichem, leicht zu schneidendem Kalkstein. Er bricht in dem antiken — und dem modernen — Steinbruch zwischen dem Kloster Saint-Paul-de-Mausole und dem Plateau des Triumphbogens und des Juliergrabes links der vom heutigen Ort durch die Stätte des alten Glanum gegen die Alpilles führenden Straße. Er diente auch zur Herstellung der Bauglieder des keltisch-griechischen Tempels, den Formigé und de Brun in der Nähe aufdeckten und dessen Veröffentlichung zu erwarten ist.

Gefunden sind die Pfeiler nachweislich in einer Nekropole in der Nähe des genannten Klosters. Zu einem gehört ein Plattengrab (siehe Anm. 2). Die größten sind über 2,50 Meter hoch. Sie sind von ungefähr quadratischem Grundriß — nur Nr. E nähert sich einer Flachstele —, sie verjüngen sich nach oben. Der Kopf hat die Form eines Satteldachs, dessen Firstkante bei zwei Stücken etwas abgeplattet ist. Das Giebeldreieck der Frontseite zeigt ein sauber eingerissenes Dreieck mit Mittelot. An Nr. B steht eine einfache Rosette im Giebfeld. Schaft und Giebel sind durch ein einfaches Profil abgesetzt, das bei einigen Stücken auch auf Neben- und Rückseite geführt ist. Man kann sich vorstellen, daß es reicher und plastischer dekorierte Pfeiler dieses Typus gegeben hat. Bei der Mehrzahl trägt der Schaft oben, sogleich unter dem Anschlußprofil, ein sauber graviertes Diagonalkreuz. Die Grabinschrift sitzt bei Nr. A und E darunter, bei Nr. D ist sie nachträglich und flüchtig über die Diagonalen weggeritzt. In anderen Fällen wird sie gemalt gewesen sein. Sie nennt den Toten im Nominativ und setzt dahinter

einen zweiten Nominativ, der Patronymikon, Herkunftbezeichnung oder dergleichen ist³. Zur Ermittlung der Zeit⁴ sind wichtig die Buchstaben A E C. Das O hat noch die Neigung, die obere und untere Zeilengrenze nicht zu berühren. Das spricht wohl für das 2. Jahrhundert v. Chr. oder allenfalls die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. Dem kursiven Charakter der genannten Buchstaben entspricht auch die Form des B, mit der Neigung, die untere Rundung auszuzeichnen. Förderlich ist der Vergleich mit dem Graffito EBOYPOC⁵ auf einer schwarzgefirnißten Schüssel (Abb. 1 a), die mit der späthellenistischen Lampe (Abb. 1 b), vier anderen schwarzgefirnißten Schüsseln und dem eisernen Dolch (Abb. 1 c) in einem Grab in Mas de Cloud, das heißt in derselben Nekropole wie die Stelen gefunden ist⁶. Daß die in Ton geritzten Buchstaben kursiver sind als die in Stein, entspricht sonstiger Erfahrung. Zu der Lampe mit der eckigen Schnauze kann man etwa die hellenistische vom Kertscher Mithradatesberge in Waldhauers Katalog der Lampen in Leningrad Nr. 92 vergleichen⁷. Siegfried Loeschke gibt mir als unteren Terminus für das Vorkommen der Form die Jahre 100 bis 50 v. Chr. an — was zur Datierung unserer Pfeilerinschriften passen und die Gleichzeitigkeit dieses Grabes mit den Stelen bestätigen würde. Auch die schwarzen gefirnißten Schüsseln nötigen keineswegs zu einem anderen Zeitansatz des Grabes. Diese in Südfrankreich ganz unglaublich stark verbreitete Ware wird in der französischen Literatur immer „kampanisch“ genannt. Bis aber nicht der Nachweis erbracht ist, daß charakteristische auf ihr verwandte Ornamentstempel oder gar Töpfernamen auch auf in Italien gefundenen Stücken auftreten, ist die Annahme ihrer Erzeugung in Massilia (und sicher auch kleineren Städten) viel wahrscheinlicher⁸. Sehr wichtig wäre die Nachprüfung der Fundverhältnisse in Bois-du-Rouret (Alpes Maritimes)⁹, wo nach Goby's Angabe diese Ware mit Sigillata in einer Schicht liegen soll.

Bei der tiefen Hellenisierung der Narbonensis ist die Suche nach griechischen Vorbildern auch dieser Grabsteinform geboten. Den Pfeiler gibt es neben der Flachstele als Mal für Tote und Götter an vielen Orten Griechenlands und Italiens¹⁰. Mehrfach haben solche Pfeiler pyramidenförmige Köpfe. So die arkadischen ἀργροὶ λίθοι¹¹ (Taf. 21, 2), die zwar erst, nach den Buchstabenformen, dem 4. bis 3. Jahrhundert v. Chr. angehören, deren

Kopfprofile aber hocharchaisch sind und zum Teil nur im stagnierenden Archaismus Etruriens ihre Parallelen haben. Ferner praenestische Tuffcippen¹². Auch an die Masseben von Kition (Taf. 21, 5) darf man erinnern¹³; ausdrücklich sei indessen davor gewarnt, für die Pfeiler von Glanum einen phönikischen Ursprung anzunehmen, denn monumentale Zeugnisse etwaiger phönikischer Kolonisation in Südgallien fehlen meines Wissens durchaus¹⁴. Ich wüßte eigentlich nur eine Kategorie von Steinen zu nennen, die formal und geschichtlich für eine Herleitung des Typus ernstlich in Frage kommt: die Grabpfeiler der Senonennekropole von Montefortino, die zuverlässig ins 4. Jahrhundert v. Chr. datiert ist. Das auf Taf. 21, 3, 4 wiedergegebene Stück¹⁵ ist aus Kalkstein, ist 81 cm hoch, 27 cm breit, 18 cm tief.

hier, statt der äquivalenten primitiven Ritzungen dort, machen keinen prinzipiellen Unterschied aus, zumal schon der andere, hier nicht abgebildete Pfeiler von Montefortino (Mon. Ant. a. O., Fig. 21; Montelius a. O. 151, 2; Linckeheld a. O., Fig. 30) die Formen aufs äußerste vereinfacht.

Die keltischen Grabpfeiler von Montefortino und von Glanum liegen zwei Jahrhunderte auseinander. Die der Senonen werden nicht nur in der sichtlich übernommenen Grabstür, sondern auch in der Gesamtform von den Etruskern stammen. Daß die Gallier der Narbonensis den Typus gerade durch die Senonen erhielten, ist sehr unwahrscheinlich. Man wird am ehesten an eine direkte Übernahme von den Etruskern denken, als diese mit den Ahnen der später die Gallia Narbonensis bewohnenden Kelten am Po friedlich-



Abb. 1: Grabfund von Mas de Cloud (in S. Remy).
a: Schwarzgefirnißte Schüssel mit Graffito. b: Späthellenistische Lampe. c: Eiserner Dolch.

Zugehörigkeit zu einem bestimmten Grab steht nicht fest. Auf der Rückseite die Zurichtung für die Einlage einer Metallplatte¹⁶ in Form eines Treppenkreuzes, auf der Vorderseite Grabtür. Diese haben die — wie die ganze Nekropole zeigt — stark etruskisierten Senonen von den Etruskern¹⁷. Das Treppenkreuz, das deutlich zu den von Drexel (Germania 5, 18) behandelten, im Hallstattstil wurzelnden geometrischen La-Tène-Motiven gehört, ist ein nationales, uns nicht deutbares Symbol: das haben diese modernistischen Kelten schamhaft auf die vernachlässigte Rückseite des Grabsteines verdrängt¹⁸. Das Recht, die Pfeiler von S. Remy mit denen von Montefortino in Beziehung zu setzen, gibt die Gleichartigkeit des oberen Abschlusses: auch hier ein Satteldach mit etwas abgeplatteter Firstkante, als Füllung wie bei Nr. B¹⁹ eine Scheibe (oder abgekürzte Rosette). Die plastischer ausgearbeiteten Profile

nachbarlich zusammenwohnten²⁰. Denn Grabmalformen werden nicht wie Töpfe exportiert. Zudem ist es mit etruskischem Export nach Südfrankreich sehr schwach bestellt²¹.

Noch ein Wort zu dem Diagonalkreuz, das auf Nr. A, B, D, E der Glanum-Pfeiler sorgfältig in das Feld oben am Schaft geritzt ist. Dieses einfache Zeichen ist so gut wie die Rosette²² auf Nr. B wie das Treppenkreuz auf dem Pfeiler von Montefortino sicherlich ein religiöses, hier sepulkrales, uns nicht verständliches Symbol. Ist es nur ein Zufall, daß es auch auf dem arkadischen Götterstein Taf. 21, 2 (links) steht²³?

Auch zeitabwärts reicht die Bedeutung der Grabpfeiler von Glanum: erneute Erörterung des von Drexel aufgeworfenen und überzeugend beantworteten Problems der Herleitung der monumentalen Pfeilergrabmäler wird mit ihnen zu rechnen haben²⁴.

Anmerkungen:

¹ Auch hier danke ich M. de Brun für seine Liberalität und für mannigfache Belehrung.

² A. Gefunden: Quartier de la Galline. Höhe noch 2,65 m. Breite über der Inschrift 36 cm, unten 40 cm. Tiefenmaße annähernd gleich. Seitlich ohne Profile und Dekoration. Auf der Rückseite Profile und Giebel ausgebrochen. OYPITTAKOC HAOYCKONIOC CIL XII 993, 3; Dottin, *La langue gauloise* 148, Nr. 4 (Taf. 20, 1). — B. Gefunden: Mas de Cloud (quartier du Grès). Höhe noch 2,64 m. Breite oben 31 cm, unten 38 cm. Tiefe 35 bzw. 39 cm. Im Giebfeld summarische Rosette. Oben am Schaft Diagonalkreuz. Seitenbehandlung wie A. Rückseite nicht sichtbar. Vorn 2 spätere Dübellöcher. — C. Gefunden: Quartier du Thare blanc. Höhe etwa wie A und B. Breite oben 40, unten 48 cm. Tiefe oben 36, unten 42 cm. Der unten rauh gelassene Schaft stak bis zu 40 cm über erhaltener Unterkante im Boden. Giebfeld wie A. Profile auch seitlich. Keine Inschrift, kein Diagonalkreuz. Zum Pfeiler gehört — nach de Brun — ein im Museum wieder aufgebautes Steinkistengrab aus 4 Platten, deren Höhe 45 bis 58 cm, deren Breite bis 52 und 56 cm und deren Tiefe 4 bis 7 cm beträgt; zwei sind allseits glatt, zwei sehr unregelmäßig zugehauen. — D. Gefunden: Quartier de la Pistole. Höhe noch 1,88 m, Breite oben 33, unten 41 cm. Tiefe oben 34, unten 47 cm. Giebfeld wie A und C. Profil allseitig herumgeführt. Giebelspitze abgeplattet. In das Feld des Diagonalkreuzes nachträglich flüchtig die Inschrift gerissen (Taf. 20, 2, 3). Sie ist vierzeilig. Man liest — auf Photo und Abklatsch, den ich de Brun danke — in Zeile 2 TIOPEIE Endung eines Namens wie z. B. Tutioireix (vgl. Dottin, a. O., Index). Der Anfang des Namens in Zeile 1 bleibt ungewiß. In Zeile 3: ECKEΓΓOTI Mit $\epsilon\sigma\kappa\epsilon\gamma\gamma$ und $\epsilon\sigma\kappa\iota\gamma\gamma$ beginnen keltische Namen häufig (siehe Dottin, a. O.). Die 4. Zeile scheint mit OY anzufangen, worauf höchstens ein — unsicheres — I folgt. Ein solcher Dativ widerspricht aber der Typik dieser Grabinschriften (vgl. Dottin, a. O., S. 40 ff.). — E. Gefunden: Mas de Bigot. Oberteil fehlt. Höhe noch 1,70 m. Breite oben 34, unten 43 cm. Tiefe oben 15, unten 19 cm. Der erhaltene Sockel mißt: Höhe noch 36 cm, Breite 59, Tiefe 28,5 cm. Rest des Diagonalkreuzes über der Inschrift Βιμμος Αιτουμαρεος CIL XII 993, 2; Dottin, a. O., 148, Nr. 5 (Taf. 21, 1). Auf der Photographie wird deutlich, daß die bisher üblichen Lesungen falsch sind. Der dritte Buchstabe ist ein M und seine fünfte Hasta ist sinnloses Verschreiben, Holder, a. O. I, 422, Bimumos; Arbois de Joubainville: Bimamos. Dottin, a. O. Βιμ(να)μος. — F. Höhe noch 90 cm. Breite oben 29,5, unten am Bruch 31 cm. Tief 21 cm. Keine Seitenprofile. Rückseite glatt. Firstkante in 8,5 cm Breite sauber abgeplattet.

³ Dottin, a. O. S. 39 ff.

⁴ Die Klassifikation der keltischen Inschriften griechischen Alphabets nach Buchstabenformen bei Dottin 52 ist primitiv. — Dottin 303 datiert die Inschriften in Bausch und Bogen erst in das 1.—4. Jahrh. n. Chr.; Dessau, *Gesch. d. Röm. Kaiserzeit* II, 2, 484: „Frühe Römerzeit“. — Die älteste von allen keltischen Inschriften ist, soweit ich die Steine kenne, die auf der sonderbaren Rundbasis von Montagnac (Hérault), Dottin, 159, Nr. 32 bis; der Stein klein abgebildet bei Dardé et Sournies, *L'Histoire de Béziers*, pl. 2. Die Buchstabenformen führen eher auf das 3. als das 2. Jahrh. v. Chr.

⁵ Vgl. Holder, a. O., I, 1402. Unser Graffito dürfte der früheste Beleg für den häufigen Namen sein.

⁶ Das Inventar des von M. de Brun geöffneten Grabes ist: 5 tiefe Schüsseln wie die abgebildete. Der Rand krägt über. Einfacher konischer Standring. Durchmesser 16,3, 17, 18, 25, 25 cm. Die abgebildete und eine andere mit mir nicht lesbarem, aber photographiertem Graffito sind die größten. Ton rötlich, etwas schiefzig geschichtet. Firnis sehr stumpf und ungleichmäßig schwarz. Die Lampe ist 4 cm hoch, 10 cm lang. Ihr Ton ist fein und rötlich. Spuren von Firnis wie an den Schüsseln. Auf dem Boden flüchtiges Graffito, etwa \aleph . Der eiserne Dolch ist noch 16,8 cm lang; oben beiderseits Nagelköpfe.

⁷ Die Form kehrt in Südfrankreich sehr ähnlich unter der instruktiven Serie von Lampen vom Massif de Marseille-Veyre wieder. Literatur zu dieser Fundstelle gibt Vasseur, *L'origine de Marseille* p. 196. Die Lampen nahm ich mit gütiger Erlaubnis Paul Couissin's im Musée Borély auf. Die Reihe beginnt mit offenen archaisch-ionischen Lampen. Es folgt attischer Import des 5./4. Jahrh. v. Chr. Dann hellenistische Lampen, z. T. mit dem „kampanisch“ genannten Firnis, aber wohl lokaler Erzeugung (siehe oben). Eine trägt den Fabrikantenstempel Ζώπυ[ρος] auf der Brücke zur Schnauze. Er kehrt wieder auf einem bei J. Roman y Calvet, *los nombres é importancia arqueologica de las Islas Pythiusas* (Barcelona 1906), pl. 31, Fig. 8 abgebildeten, wohl von Marseille dahin exportierten Stück.

⁸ Import ist sicher eine Gattung von Gefäßen einer nicht feststehenden Form: es sind merkwürdigerweise nur die Bodenstücke erhalten, auf deren Unterseite sich die gleich zu besprechenden Abdrücke finden. Ihr Ton ist rot und grob, sie sind schlecht schwarz gefirnißt. Die meisten stammen aus der Esquilinischen Nekropole, s. CIL XV, 2, I, Nr. 6101 ff. Exemplare aus Südfrankreich in CV Collection Mouret pl. 21, 11, in Sammlung Rouzard in Narbonne, aus Montlaurès und in Nîmes: vgl. H. Rouzard, *L'Oppidum Préromain d'Ensérune* (Bull. de la Commission arch. de Narbonne 1923) p. 297. Minervakopf nach rechts mit Beischrift des Namens verschiedener Sklaven aus der Werkstatt eines Rullus. Daß dieser mit dem Volkstribunen P. Servilius Rullus identisch ist — so Rouzard, a. O. 298 — ist nicht beweisbar, da dessen Denare (BMC coins of the Roman republic pl. 32, 5) nichts mit dem Abdruck zu tun haben. Wohl aber stimmt der Minervakopf im allgemeinen zu Prägungen aus dem Beginn des 1. Jahrh. v. Chr. überhaupt: vgl. z. B. a. O. pl. 94, 4; 97, 6; 99, 3. Verwandter Abdruck eines Minervakopfes abweichenden Stils mit Beischrift unsicherer Lesung CV Collection Mouret pl. 21, 12. Uebrigens begegnet auch der Typus des Stücks Berlin Antiquarium Inv. 6043, CIL a. O. Nr. 6104 (Lyra und Keulen) sowohl auf dem Esquilin wie in Südfrankreich.

Fraglich bleibt der Fabrikationsort von „kampanischen“ Schalen mit Kreuzbalkenstempel. Ein Exemplar in Sammlung Rouzard Narbonne NIKIA, eines in Collection Mouret in Ensérune: IWNO(C). Zu letzterem weist mir Herr Oxé ein zweites Stück aus Ampurias in Gerona nach, das entstellt abgebildet ist von Cazurro in *Anuari d'Institut d'estudis Catalans* 1909/10, 315, Fig. 10; übrigens dürfte auch auf die sonstigen Facsimilia von Stempeln an dieser Stelle kein Verlaß sein.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf den schwarzgefirnißten Teller in Berlin F. 3880 aufmerksam machen,

von dem ich dank R. Zahn eine Abbildung geben darf (Abb. 2). Zu innerst ist ein Pegasus nach rechts dargestellt (Abb. 2b). Im Umkreis ist sechsmal eine nach rechts sitzende Gestalt abgedrückt; ihr rechter Arm ist abwärts gestreckt, der linke umfaßt einen Stab, Baum oder Zweig (Abb. 2c).

Diese Stempel sind sichtlich Abdrücke von keltischen Münzen oder deren Nachbildungen. Zu der Leibesform des Pegasus sind die Pferde einer Biga auf dem Bellovaker Goldstater (113–105 v. Chr.), Forrer,

aber Rücksicht auf den Geschmack keltischer Besteller in Gallien geübt.

⁹ Die Erwähnung dieses Fundplatzes gibt Anlaß zu einer Berichtigung. In einer La-Tène-A-Schicht ist dort eine 11 cm lange bronzenen Pfeilspitze gefunden worden. Déchelette, Manuel 2, 126, Fig. 35 (Photo); 224, Fig. 71 bis, 2 (Zeichnung); l'Homme préhist. 1910, 363. Sie gleicht exakt dem 12 cm langen Stück aus Olympia (Bronzen Nr. 1096, Taf. 64, wiederholt von Déchelette, Manuel 2, 224, Fig. 71 bis, 1), das Furtwängler mit

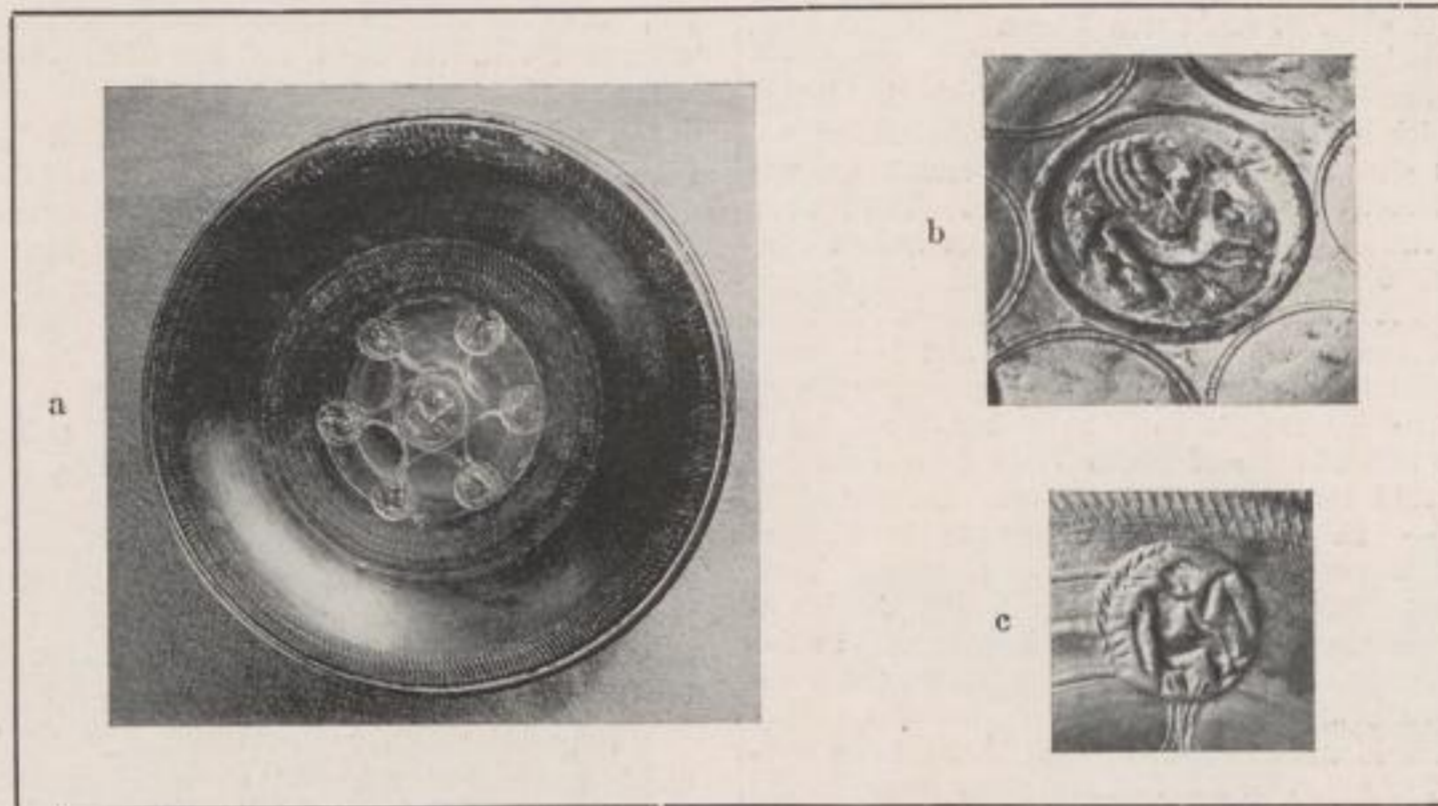


Abb. 2: Schwarzgefirniffter Teller in Berlin (F.3880); a: Gesamtansicht; b und c: die Abdrücke in größerem Maßstab.

Keltische Numismatik S. 321, Fig. 442, zu vergleichen. Ausdrücklich muß aber festgestellt werden, daß unser Pegasus keinem der auf den keltischen Münzen auftretenden genau gleicht. Deren Zeit ist durchschnittlich das 1. vorchristl. Jahrhundert (Forrer, a. O. S. 118 ff., Fig. 216–218, dazu BMCat. Coins of the Roman Republic I. S. 286, III. Taf. 36, 1 ff. Forrer a. O. 341 ff.,

Fig. 532). Fraglich bleibt, ob auf dem Pegasus des Tellers ein Reiter sitzt. Sollte ein solcher gemeint sein, so käme man auf eine keltische Nachbildung der Denare der Gens Cossutia BMCat. a. O. S. 405, Taf. 42, 22, Prägung ca. 74 v. Chr. Diese Datierung stimmt also mit der der Rullusware gut überein. — Die sechsmal abgedrückte Gestalt geht wohl auf donaukeltische Nachbildungen der Rückseiten von Lysimachusmünzen zurück (Abb. 3 nach Forrer, a. O. Fig. 376).



Abb. 3: Donaukeltische Nachbildung einer Lysimachusmünze.

Am nächsten läge die Annahme, daß dieser „kamtische“ Teller in Südfrankreich gemacht ist. Dagegen aber spricht wieder die Provenienz aus Gerhards Nachlaß; sie führt eher auf Entstehung in Kampanien (oder Etrurien?). Dann hätte man entweder in einer italischen Werkstatt zur Belustigung italischer Kunden eine Barbarenmünze abgedrückt oder nachgeahmt — oder

Sicherheit ins 4. Jahrhundert datiert hat. In der französischen Literatur wird z. T. die Pfeilspitze irrig *pointe de javelot* genannt und in die frühe Eisenzeit datiert. Auch ist die Maßangabe bei Déchelette an zweitgenannter Stelle falsch. Déchelette denkt, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, an einen Griechen von Antipolis oder Nikaia als Besitzer der Waffe (p. 225). Vgl. Cleve, Massalia I, 259 und 352.

¹⁰ S. Möbius bei Pauly-Wissowa s. v. *Stele* passim.

¹¹ Taf. 21, 2 nach 'Ερημερις 1911, 153, Abb. 8 und Kern, Inscr. Graecae, Taf. 11.

¹² Nicht abgebildet. Ich besitze Skizzen.

¹³ Taf. 21, 5 nach CIS 44. Auch bei Perrot 4, 385, Fig. 203. Landsberger bewies mir, daß es nicht — wie Renan dachte — Grab-, sondern sicher Votiv-Masseben sind. Zeit 4. Jahrh. v. Chr.

¹⁴ M. Clerc, Massalia 54 ff. — Lediglich in Ensérune — also nahe der iberischen Grenze — sah ich bei Herrn Mouret eine importierte phönikische Terrakotte des Typus Musées de l'Algérie 8, 1, texte 103, pl. 16; die Kapitelle der die Aedikula tragenden Säulen wie auf der Stele von Nora Mon. Ant. 14, tav. 25, 1, p. 243. (Vgl. auch Jacobsthal, Ornamente griech. Vasen Anm. 157.) Ganz verwandte Terrakotte aus Ibiza: Junta superior de excavaciones etc. Memoria 1923/4 Nr. 8 Taf. 8. Ferner s. Roman y Calvet, Los nombres é importancia arqu. de las Islas Pythiusas Taf. 13, 1.

¹⁵ Abgebildet Mon. Ant. 9, 684, Fig. 22, 22 bis. Montelius, civilisation primitive, pl. 151, 1b und 1a. Linckeheld, Les stèles funéraires en forme de maison . . . Fig. 29, 28.

¹⁶ Für Metalleinlagen in Steinstelen s. außer den Sichel auf den Weihungen an die Spartanische Artemis Orthia (Dawkins, *The sanctuary of Artemis Orthia*, 285 ff.), Jacobsthal bei v. Wilamowitz, *Nordion*. Steine 14.

¹⁷ Belege, die sich stark vermehren ließen, bei Altmann, *Die römischen Grabaltäre* 13.

¹⁸ v. Duhn in Eberts *Reallexikon* s. v. Kelten, S. 291 hat die Vermutung ausgesprochen, daß auf den Grabsteinen von Montefortino wie auf dem Grabaltar eines Galliers der Kaiserzeit in Ferento (Beschreibung ohne Bild *Nsc* 1883, 45) in die Einarbeitung Weihgeschenke eingelegt waren. Die oben vorgetragene Annahme erklärt m. E. den Tatbestand besser: einer die kleine Weihgeschenkische nur verschließenden Platte hätte man sicher nicht diese komplizierte Form gegeben! Diskutabel bleibt die These v. Duhns — Autopsie des Steines von Ferento fehlt mir — für den anderen Grabpfeiler von Montefortino (Nachweise im Text): 15 cm hohe, ebenso breite, 10 cm tiefe Einarbeitung, ringsum innen Falz, außen seitlich je ein Stiftloch.

Oberfläche gut geglättet, stark glimmerig, sehr verkrustet. Das Stück ist nicht zu trennen von dem sardinischen *Mon. Ant.* 11, tav. 18, Nr. 16, p. 221 (*Déchelette*, *Manuel II*, 1, p. 77, Fig. 24, 4) und dem aus Minorca (Bosch-Gimpera a. O., 16, Anm. 14). Alle drei sind sicher Import aus Etrurien. Die beste Uebersicht über das reiche etruskische Material jetzt bei Bosch-Gimpera in *Studi Etruschi* 3, 24. Die Mitfunde führen auf das 9.—8. Jahrhundert.

b) Buccherokantharosfragment vom Fort S. Jean in Marseille, abg. bei Vasseur, a. O. pl. 13, Nr. 16—18.

c) Ein 6 cm langes Buccherokantharosfragment von La Major Marseille (**Abb. 4**). Vgl. *Museo Gregoriano* (B) 2, tav. 96, 3; 97, 2; Micali, *Monumenti per servire* tav. 27, 13; Montelius, a. O. pl. 352, 2; *British Museum Cat. vases* 1, 2, pl. 15, H 173 und 174. S. auch den Elfenbeinkantharos aus der Tomba Bernardini: *Memoirs of the American Academy in Rome* 5, pl. 13.

d) Buccheroskyphos aus Narbonne in Nîmes, *Musée d'histoire naturelle*. **Abb. 5**. 9 cm hoch. Vgl. zu dem



Abb. 4: Fragment eines Buccherokantharos aus Marseille.



Abb. 5: Buccheroskyphos aus Narbonne in Nîmes.

¹⁹ S. Anm. 2.

²⁰ Polybius II, 17: Πλὴν ταῦτά γε τὰ πεδία τὸ παλαιὸν ἐνέμοντο Τυρρηνοὶ . . . οἷς ἐπιμιγνόμενοι κατὰ τὴν παράθειον Κελτοὶ, καὶ περὶ τὸ κάλλος τῆς χώρας ὀφθαλμιάσαντες, ἐκ μικρᾶς προφάσεως μεγάλη στρατιᾶ παραδόξως ἐπελθόντες ἐξέβαλον ἐκ τῆς περὶ τὸν Πάδον χώρας Τυρρηνοῦς καὶ κατέσχον αὐτοὶ τὰ πεδία.

Hier liegen die geschichtlichen Voraussetzungen auch für die Entstehung des La-Tène-Stiles. Es ist hier nicht der Ort, diese These zu begründen. Daß ich die östlichen Motive im La-Tène-Stil nicht verkenne, zeigt meine Bemerkung bei Jacobsthal und Langsdorff, *Bronzeschnabelkannen*, S. 99. Vgl. jetzt auch Reginald Smith in *British Museum quarterly* 4 (1929), p. 66.

²¹ An archaischer etruskischer Keramik ist nach meiner bisherigen Kenntnis in Südfrankreich gefunden:

a) Schnabelkanne aus Marseille, Rue Impériale. *Musée Borély*, Froehner, Nr. 2067. M. Clerc, *Massalia* 113, Fig. 23 Bosch-Gimpera. I rapporti fra le civiltà mediterranee nella fine dell'età del bronzo (*Atti del convegno arch. Sardo* 1926) p. 10, Fig. 6. 22 cm hoch. Grauer bis grau-gelblicher Ton, im Bruch ganz grau.

„Sonnenmotiv“ Louvre C 551 (Pottier pl. 25), zu dem Zickzackband ebendort C 65 (Pottier pl. 23). S. ferner die Kanne von Narce *Mon. Ant.* 4, 1894, 290, Fig. 146, auch Ducati, *Storia dell'arte Etrusca* tav. 54, Nr. 163 und tav. 323, Fig. 9.

e) Italisch-korinthischer Kugelaryballos in S. Remy, *Musée des Alpilles*. 10,4 cm hoch. Hasenjagd. Aehnlich München 752 (Sieveking-Hackl, *Taf.* 29). Das Stück stammt aus der Sammlung J. Gilles, Provenienz aus dem Lande so gut wie sicher, genauerer Fundort steht nicht fest. Ueber italisch-korinthische Keramik in Emporion siehe Frickenhaus, *Anuari d'institut d'estudis Catalans*, 1908, 208.

f) Amphora in Montpellier, 74 cm hoch, ähnlich Louvre D 40, pl. 30, aber weniger schmutzig im Ton und nicht so stumpf im Firnis. Das Stück des Louvre stammt aus Sammlung Campana. Die Amphora in Montpellier ist — nach gütiger Mitteilung von Charles Dugas — in dem sorgfältigen Inventar der nach Montpellier gegebenen Campana-Vasen nicht aufgeführt. Emile Bonnet glaubt, sie sei im Lande gefunden. Ganz sicher ist der Tatbestand nicht zu ermitteln.

Die Geringfügigkeit dieses Imports etruskischer Keramik tritt durch Vergleich mit den nach tausenden

zählenden Fragmenten importierter archaisch-griechischer Vasen ins rechte Licht.

Ich kenne bis jetzt keine einzige in Südfrankreich gefundene etruskische Bronze. Daher halte ich — trotz Einspruchs de Navarros (*Antiquity* 1930, 130) — Langsdorffs und meine Behauptung (*Bronzeschnabelkannen* S. 66) für richtig, daß die Bronzeschnabelkannen nicht via Massilia, sondern über die Alpen gegangen sind.

Die wesentlichen Beziehungen Galliens zu Italien setzen im 4. Jahrh. ein. Der Einfluß Südtaliens ist in Keramik und Münztypen, wahrscheinlich auch in der Architektur nachweisbar. Darüber kann hier nicht gehandelt werden. Ein lehrreiches Detail: die Reibeschüssel aus dem Oppidum Pennes in Marseille, Musée Borély (abg. von Abbé M. Chaillan, *Annales de la Faculté des Sciences de Marseille* tome 24, fasc. 2, pl. 4, 1) hängt, auch wenn sie, wie ich annehme, in Marseille gemacht ist, von unteritalischen Vorbildern ab: vgl. M. Mayer, *Apulien*, Taf. 35, 15 und S. 297 ff. Der Typus ist aus gleicher Quelle auch nach Ägypten gekommen: *Expedition E. v. Sieglin II*, 3, S. 143, Abb. 154.

²² S. Möbius, *Die Ornamente der griech. Grabstelen* 26.

²³ Der von Rhomaios (Ῥωμαῖος a. O.) als undeutbar angesehene Reliefrest darunter ist sicher eine zwei-blättrige Blume auf fleischigem Stengel; trotzdem bleibt es ungewiß, welchem Gott dieser Stein galt.

²⁴ Linckeheld (a. O. und 17. Bericht der R. G. K., 1929, 149 ff.) gebührt fraglos das Verdienst einer sauberen Publikation der Hausgrabsteine der Mediomatriker. Aber sein Versuch, dieser rein lokalen keineswegs urkeltischen Sonderform ihre Stelle unter den griechisch-römischen Grabsteinen anzuweisen, erscheint mir nicht glücklich. Zwischen den auch von ihm herangezogenen Senonensteinen von Montefortino und den Mediomatrikersteinen besteht sicher kein Zusammenhang. Und sein S. 111 ff. unternommener Versuch, die Form gewisser Grabsteine in Spanien, Gallien, Phrygien, Alexandria als keltisch zu erweisen, ist ganz verfehlt. Grundlegend und richtig hat über die Frage der Hausgrabsteine F. Oelmann (*Bonn. Jahrb.* 133, 1929, S. 96) gehandelt. Schober *Oe. Jh.* 26, 1930, 33 folgt leider noch Linckeheld. Vgl. auch Tschumi in *Germania* 14 S. 129

OLÉRDOLA, EINE IBERISCHE FELSENFESTE IN KATALONIEN

VON ADOLF LAMMERER, MÜNCHEN

Westlich des *Llobregat*, der bei *Barcelona* in das Mittelmeer mündet, erstreckt sich längs der Küste ein viele Kilometer breites massiges Randgebirge, das großenteils in jähren Felsenhängen mehrere hundert Meter tief unmittelbar ins Meer abstürzt. In dieses Bergmassiv ist eine nordöstlich streichende Niederung von 10 km Länge und durchschnittlich 7 km Breite eingebettet — das *Panadés* mit dem Hauptort *Villa-Franca* (**Abb. 1**). Die ungemein fruchtbare Niederung liegt nur einige 30 km von *Barcelona* und 14 km vom Meere; sie bildet der Hauptsache nach das Quellgebiet der *Riera de Canyelles*, liegt etwa 200 m über dem Meere und ist nach allen Seiten durch Hügelreihen oder massige Bergstöcke gegen Wind und Wetter geschützt; sie hat daher ein herrliches Klima und spendet unter anderen köstlichen Erzeugnissen den berühmten *Muskateller*.

Der Fluß *Canyelles* durchbricht beim Abfluß aus der Niederung in enger, ungemein steil eingerissener Schlucht das Küstengebirge, vereinigt sich 5 km vor dem Meere mit der in tiefer Tal-schlucht aus Norden kommenden *Riera de Begues* und mündet als *Riera de Ribes* zwischen dem kleinen aber eleganten Seebad *Sitges* und dem Handelsplatz *Villanueva y Geltrú* in das Mittelmeer. So schneidet die *Riera de Canyelles* das Küstengebirge mitten durch; der größere nordöstliche Abschnitt, der keinen zusammenfassenden Namen trägt, ist in zahllosen Schründen und Tälern — darunter jenes der *Riera de Begues* — ganz besonders reich gegliedert; die Höhenrücken erreichen durchweg Höhen von 300 bis 600 m und gipfeln, schon nahe dem *Llobregat*, mit 651 m im *Agulles*.

Der südliche Abschnitt steigt bei einer allgemeinen Grathöhe von nur 300 m in einer schmalen nordöstlich verlaufenden Felsen-Rippe — den *Pujols del Aguila* — bis zu 465 m an; diese Rippe bricht schließlich nicht weit von der Ortschaft *Olérdola* in felsigen Steilhängen unmittelbar in die *Riera de Canyelles* ab.

Von der Kuppe 465 fällt der Grat dieser Rippe zunächst rasch zu einer langen, dachfirstartig schmalen Einsattelung bis auf 309 m, erhebt sich dann aber sofort wieder zu einem sanft nach Nordosten geneigten über 100 m breiten flachen Plateau, das in seiner gesamten Ausdehnung über senkrechte Felsenmauern zu den geröllbedeckten, steilen Flanken abstürzt; von Osten gesehen sieht es aus, als sei einem steilaufragenden Höhenrücken eine Felsenkrone aufgesetzt.

Den höheren, südwestlichen Teil dieses Blocks hat sich ein iberischer Volksstamm — offenbar die Bewohner der fruchtbaren *Panadés* — für die Anlage seiner Volksburg erkoren (**Abb. 2**). Auf der nicht durch Felswände geschützten Nordostseite wurde sie quer über die Hochfläche durch eine gewaltige Mauer von Felswand zu Felswand abgesperrt; diese Mauer ist bis heute erhalten geblieben, nur ist im westlichen Teil ein mittelalterlicher jetzt noch bewirtschafteter Gutshof eingebaut; im übrigen steht die Mauer unverändert da, abgesehen von geringfügigen Ausbesserungen aus römischer, vielleicht auch späterer Zeit. Sie ist im ganzen 147 m lang, nicht rein geradlinig, sondern in mehreren stumpfen Winkeln dem Gelände angepaßt; in einem solchen nach außen springenden Knie — ziemlich in der Mitte der Mauer — liegt ein tadellos erhaltenes Tor mit starken Flankierungstürmen; an der Toröffnung selber sind sogar noch die Kerben für die Türpfosten und die Verriegelungen deutlich erkennbar. In der Mitte der durch das Tor getrennten Teile der Mauer ist je ein weiterer starker, nach außen springender Flankierungsturm eingebaut, der westliche ist allerdings in die Mauer des Gutshofes einbezogen. Alle Teile der Mauer sind gut 1,50 m breit und aus mächtigen, gut behauenen Felsblöcken gefügt, auf der Außenseite bis zu 3 m hoch, innen bis auf Brusthöhe hinterfüllt.

Auf den drei anderen Seiten der Burg waren Verstärkungsarbeiten nicht notwendig, da war die Festung überall schon durch die 10–25 m hohen Felswände sturmfrei. Der Burgraum hatte bei einer größten Länge von 290 m und einer Breite bis zu 160 m nur 3,45 ha Fassungsraum, gewährte daher kaum für mehr als 1000 Menschen Wohnraum, konnte aber in den Zeiten von Kriegsnot wohl fast 4000 Leuten Unterschlupf bieten. Der Boden des Burghofs war in späteren Jahrhunderten landwirtschaftlich angebaut und ist es zum Teil heute noch und daran liegt es, daß von den alten Bauanlagen zunächst äußerst wenig in die Augen fällt. Nur zwei unter sich verbundene, rechteckige Zisternen, die samt Zu- und Abflußbrinnen in den Felsen gehauen sind, blieben tadellos erhalten und sind heute noch in Benützung; die untere, die weitaus größere, ist 16 m lang, 6 m breit, 4 m tief und besitzt sorgfältig geglättete, senkrechte Wände und ebenen Boden; in der einen Ecke führt eine aus dem Gestein ausgesparte Treppe bis auf die Sohle hinunter.

An der höchsten Stelle des Burgraums — im äußersten Südosten (354 m) — sind Teile der Grundmauern eines größeren Bauwerks bloß-

gelegt, sie bestehen aus schweren, glatt zugerichteten Blöcken, wie sie sich bei allen iberischen Burganlagen finden. Überreste der alten Kultur, Waffen, Ausrüstung, wirtschaftliche Geräte, Hausrat usw. wurden aber, wie man hört, hier ebenso wenig gefunden und geborgen wie in den übrigen Teilen der Festung und ihrer Umgebung. Die Bevölkerung hat keinerlei Kenntnis von Münzfunden irgend einer früheren Zeit; nichts weiß sie von Scherben, Küchenabfällen oder Brandschutt. Keinerlei Tradition findet sich beim Volke, das doch sicher aus dem Blute der alten Iberer stammt.

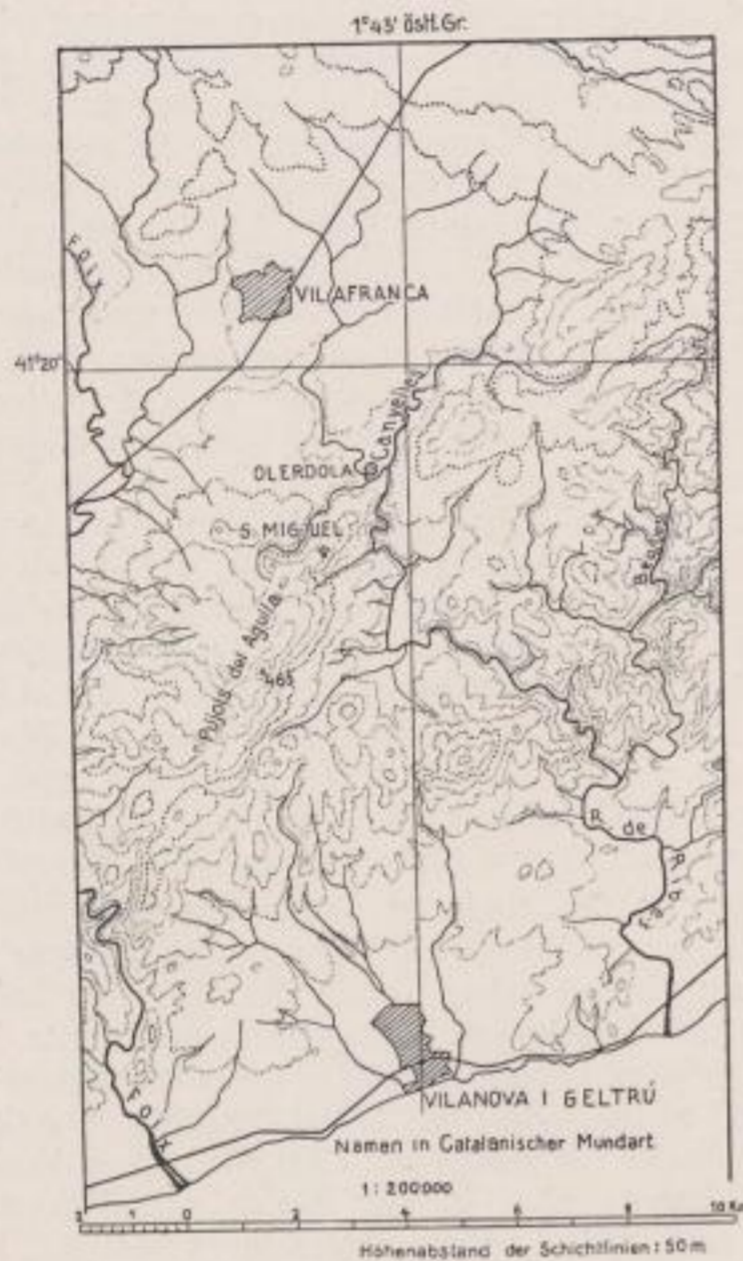


Abb. 1: Umgebungs-Karte von Olérdola.

Auch in der ganzen Literatur kündigt nichts von der Entstehung, der Entwicklung und Lebensdauer der Burg und ihrem schließlichen Vergehen; vielleicht aber bewahrt uns die am Fuße des Hügels gelegene Siedlung „Olérdola“ in ihrem Namen mit der iberischen Endsilbe zugleich den Namen der alten Volksburg — umsomehr als inmitten des Festungsraums ein in den letzten Dezennien allerdings dem Verfall preisgegebenes uraltes Kirchlein romanischen Stils — viel älter als die Ortschaft — liegt, das den Namen San Miguel de Olérdola führt; da liegt doch die Annahme nahe, daß hier, wie so oft in Spanien und anderen Ländern, ein christliches Gotteshaus an die Stelle und Stätte

eines heidnischen Heiligtums getreten ist und den iberischen Namen fortgeführt hat.

Näheren Aufschluß über die vorgeschichtliche Kultur an dieser Stätte kann daher nur die fachmännische Erforschung der Überreste der alten Bauten und Felsenwohnungen bringen; bisher ist aber eine solche Durchforschung noch nirgends erfolgt; nicht einmal bei den Aufschlüssen im Südostwinkel. Wohl liegen im unteren Teil, nahe der Mauer, wo sich auch die Zisternen befinden, zerstreut oder auch reihenweise schwere, behauene Blöcke, die auf iberische Hochbauten schließen lassen, ferner zahlreiche Terrassenanlagen, von denen man aber nicht ohne weiteres sagen kann, sie seien antiker Herkunft; da wird erst die Forschung mit Hacke und Spaten entscheiden müssen, ob sie nicht dem Ackerbau ihre Entstehung verdanken.

Nahe dem Westende der großen Mauer ist die 16 m hohe, bis zum Überhang steile Felswand in spitzem Winkel tief eingebuchtet; an ihrem Fuß ist eine größere ebene Felsplatte geschaffen und hier entspringt eine auch im Hochsommer nie versiegende frische Quelle klarsten Wassers; zu dieser Quelle führt aus dem Burghof durch die Steilwand ein schmaler Steig hinunter; er ist mit Stufen und Griffen ausgestattet und wie die Platte selber ohne Zweifel schon von den Iberern aus dem Gestein geschlagen.

Von der Quelle aus setzt sich die steile Wand noch ein gut Stück über die große Mauer hinaus fort; sie ist auf eine Strecke von mehr als 25 m stark unterhöhlt und unter dieser Decke sind im Gestein deutlich die Spuren von Bearbeitung für Wohnzwecke zu erkennen; diese Spuren stammen aber vermutlich aus noch älterer — neolithischer — Zeit.

Viel zahlreicher als im eigentlichen Festungsraum sind die steinernen Zeugen der alten Besiedlung auf dem Plateau außerhalb der Mauer, sowohl auf den Hochflächen selber wie ganz besonders in einer tiefen Schlucht, die gleich vor dem Tore trichterartig ansetzt und das sonst ziemlich flache Plateau der Länge nach spaltet. Den Rücken westlich der Schlucht begrenzt die schon erwähnte überhängende Wand; sie verläuft von der Quelle an auf etwa 200 m geradlinig, dann aber biegt sie in engem, halbkreisförmigen Bogen um und zieht bis tief in die Mittelschlucht hinein; schließlich löst sie sich mehr und mehr terrassenartig in schmale Bänder auf; besonders auf den letzteren finden sich zahlreiche Spuren von Bearbeitung durch Menschenhand. Auch die Felswand, die den rechten Teil des Plateaus auf der Nordseite abschließt, löst sich gegen den Canyelles zu allmählich in öfters unterbrochene Felsbänder und Geröllstreifen auf und endet erst in dem 100 m hohen Absturz in das Rinnsal des Flusses — 1,5 km von der Festungsmauer.

Die meisten Spuren iberischer Siedlung finden sich auf dem östlichen Rücken; sie beginnen unmittelbar an der großen Mauer. Die von ihnen bedeckte Fläche steht an Größe dem Innenraum der Festung keineswegs nach. Es sind hauptsächlich bis zu 2,50 m hohe, glatt aus dem Gestein geschlagene, lotrechte Hinter- und Seitenwände mit Stufen, Bänken, Nischen, Feuerstellen und sorgfältig geglätteten Hausfluren und Vorplätzen; man

einer 100 m langen Doppelschleife mit geringem Gefäll eine 1,50 m breite Fahrbahn auf den Hang hinunter; auch dieser Weg ist glatt aus dem Felsen herausgearbeitet; während aber oben auf dem Höhenrücken die Fahrbahn noch ein gut Stück weiter zu erkennen ist, zeigt sich in dem steilen Abhang am Fuß der Felsenwand keine Spur einer Fortsetzung. Auch diese Wegeanlage wird den Iberern zugeschrieben.

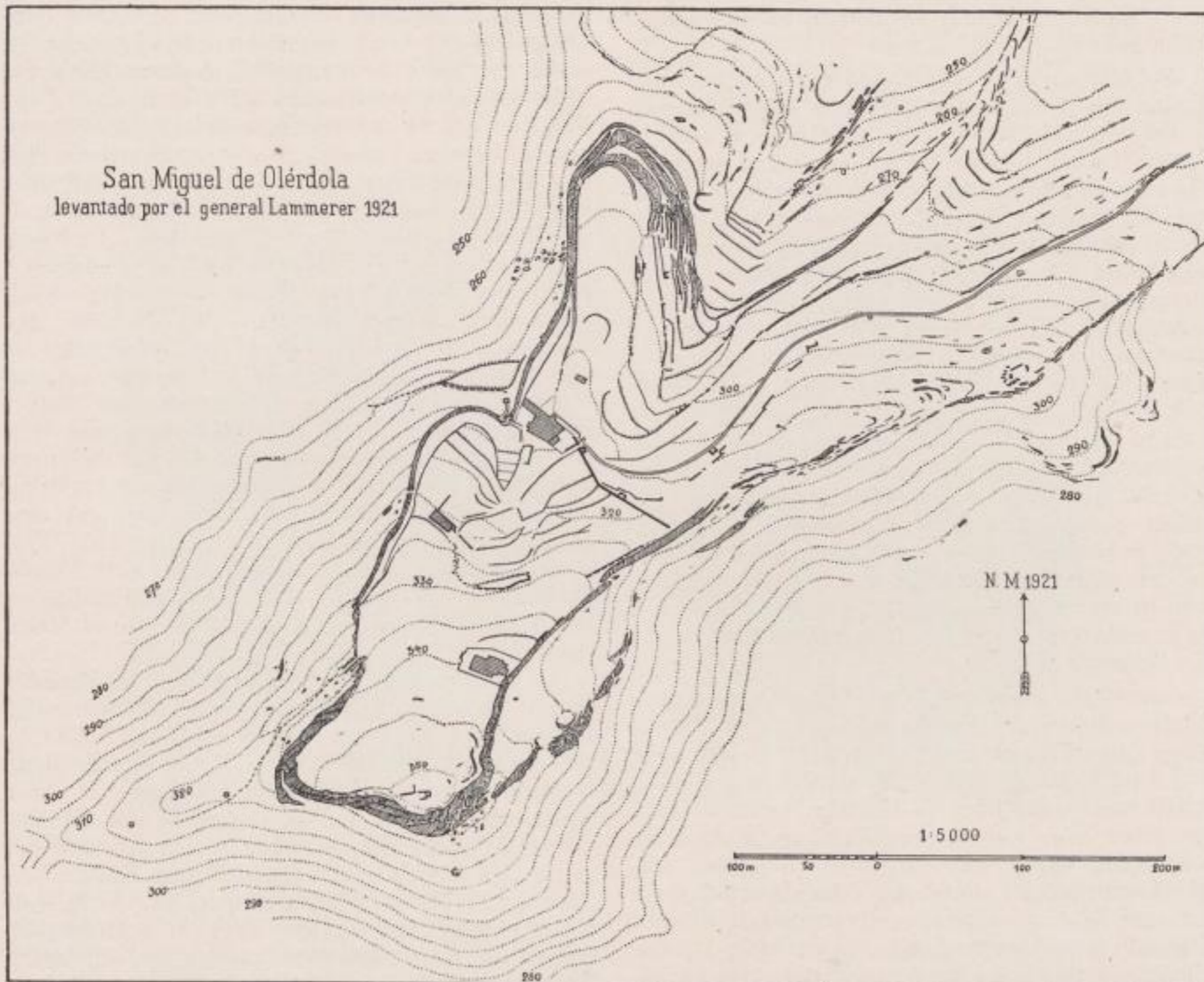


Abb. 2: Plan von Olérdola.

sieht häufig die ausgemeißelten Lager für Decken- und Dachbalken, für Türpfosten, Hausgeräte und dergleichen; in der nächsten Umgebung der Wohnstellen finden sich zahlreich kreisrunde und rechteckige senkrechte Gruben — teils Kellerräume, teils Zisternen. Alles ist sauber bearbeitet und es ist nicht zu glauben, daß solche Werke ausschließlich mit Steinwerkzeugen geschaffen wurden; sie entstanden sicher zur Blütezeit der iberischen Kultur.

Dort, wo der westliche Außenrücken durch die umgebene hohe Wand abgerissen ist, führt in

Die Auswahl dieses Platzes für die Anlage einer Volksburg entspricht in jeder Beziehung den Gepflogenheiten dieser Volksstämme; sie verlangten: Lage auf alleinstehender, sturmbrauster Bergeshöhe über unersteiglichen Felsenwänden, hinreichenden Raum, um in Kriegszeiten den ganzen Volksstamm aufzunehmen, gute Übersicht auf die Umgebung und das Hinterland, Nähe einer nie versiegenden Wasserstelle.

Hier auf dem Hügel von Olérdola sind diese Forderungen restlos erfüllt. Nur gegen den obersten Grat der Pujols del Aguila ist die Übersicht beschränkt, dafür aber ist die unmittelbare Augenverbindung von der Feste zum Gipfel vorhanden.

Das landschaftliche Bild des Fleckchens Erde, das man von der Burg aus überblickt, ist typisch spanisch, und bei der auch heute dünnen Bevölkerung kann man sich gut in die Vorstellung hinein leben, es könnte da niemals anders ausgesehen haben.

Auf felsigen oder schutt- und geröllzerfressenen Graten und Steilhängen liegt eine dünne Humusdecke und auf ihr wuchern in Gruppen oder in wildem Durcheinander harte Gräser und stachelige Halme, mannshohe Disteln, herb duftende Tomillos und Rosmarine, blühende Heidekräuter, untermischt mit gelbem Ginster, roten Heckenrosen und mancherlei Dornengebüsch, dazwischen einmal immergrüne, dornbewehrte Eichen, Strandkiefern, Wachholder, Zwergpalmen. Die Talböden und die steinigen Höhenrücken wie auch die Berghänge — soweit sie Terrassenanlagen möglich machten — sind heute — und so wohl schon vor ein paar tausend Jahren — als Wiesen und Viehweiden bewirtschaftet oder mit Wein, Oliven, Getreide und Hackfrüchten angebaut; dazwischen verstreut gedeihen einzelne Kernobstbäume, auch Johanniskorn-, Feigen-, Nußbäume und mancherlei Beerensaunder. Nur selten rinnen klare, dünne Wässerchen in steinigen Rinnsalen und häufig versickern sie streckenweise oder versiegen beim Austritt aus den Bergen gänzlich.

Unendliche Ruhe und Stille liegt über der Landschaft, wenn nicht gerade Feldarbeiter mit ihren immer lauten Eselchen und Maultieren in der Nähe tätig sind. Stumm ziehen die Herden der Rinder, Schafe und Ziegen über die Halden; stumm ist auch das Heer von Käfern und Spinnen, Eidechsen, Schlangen usw., nur zahllose Mücken umschwärmen jedes Lebewesen, Zikaden erfüllen die Luft mit lautem Gezirpe und vereinzelt klingen Vogelstimmen dazwischen: das „Hudhud“ des Wiedehopfs, das Schackern von Elstern, Kuckucksrufe und das Locken der Rothühner, wohl auch einmal der Schrei eines Bussards oder Falken. Nur am Abend und durch die ganze Nacht ertönt ein überlautes Konzert von Unken, Fröschen und Zikaden.

Es ist eine herbe Natur und ein Gefühl tiefer Einsamkeit und äußerster Genügsamkeit ergreift den Wanderer und Forscher; es bedarf nur geringer

Phantasie, sich in diese Landschaft die alten Iberer mit ihrer Kultur, ihren Sitten und Gebräuchen hineinzudenken.

Einer der bedeutsamsten Charakterzüge der antiken Völkerstämme auf der iberischen Halbinsel war ihr trotziger Hang an Unabhängigkeit; daher die Flucht ihrer Volksburgen auf die unzugänglichen Bergesgipfel, die Schulterfreiheit nach allen Seiten und beherrschenden Blick auf Nähe und Ferne verbürgten. So gewährt denn auch das Felsenest Olérdola umfassende Aussicht: nach Osten Einblick in die kesselartige Erweiterung des Tales der Riera de Canyelles, in deren Mitte das Städtchen gleichen Namens mit Kastell, Kirche und Palästen auf obstumsäumtem Felsenhügel träumt, und in die enge Talschlucht mit dem hurtigen Fluß und der weißüberstaubten Landstraße; und über eine breite, flache Einsattelung hinweg schweift der Blick weit hinaus in das blaue Meer. Im Nordosten und Süden massieren sich allerdings schon in ziemlicher Nähe die Kleinformen des wildzerrissenen Küstengebirges. Im Norden und Westen aber liegt zu Füßen des Burghügels — 150 m tiefer — das Tiefland des weingesegneten Panadés mit seinen Hunderten von Siedlungen, Kirchen, Gutshöfen, Schlössern und Ortschaften, deren häufig ziegelrote Dächer malerisch zwischen den dichten Obstbaumanlagen verstreut sind. Weiß leuchtende Straßenbänder und eine Bahnlinie winden sich zwischen ihnen hin. Erst mehr als 15 km dahinter bauen sich wieder Hügelketten auf, die in den wüstenartig kahlen und kaum bewohnten Montañas de Montagut bis zu 900 m ansteigen.

Im Norden überragt dieses Tiefland des Panadés 30 km im Hintergrund ein ganz wundervolles Gebilde: es ist der sagenumwobene Montserrat; in seiner vollen Längenausdehnung bietet er seine kreidebleiche Südflanke in ihrer ganzen Schroffheit und Zerrissenheit den bewundernden Blicken dar; scharf hebt sich der Grat mit seinen bis 1236 m hohen Gipfeltürmen, Nadeln und Zacken vor dem tiefblauen Himmel ab. Noch weit rechts hinter ihm zurück ragt in geisterhafter Blässe die Kette des Mont Cenys und in zarten Konturen erscheinen — 135 km entfernt — am Horizont sogar noch die firnbedeckten Kämme der hohen Ostpyrenäen.

Strebsame Catalanen, zumal rührige Forscher aus der Hauptstadt Kataloniens, Barcelona, haben schon vor Jahren die gründliche Untersuchung mit Hacke und Spaten auf ihr Programm geschrieben, aber bis jetzt ist leider über seine Ausführung noch nirgends berichtet worden.

KORINTHISCHE SALBGEFÄSSE

VON GEORG LIPPOLD, ERLANGEN

Einem Forscher, der so eindringlich immer den Zusammenhang der nordischen Kulturen mit den Ländern des Südens betont hat, darf ich wohl ein paar griechische Gefäßchen vorlegen, zumal sie ihn erinnern können an frühe Studien über archaische Vasen und das eine ein Gegenstück ist zu den römischen Gesichtsvasen, auf deren ältere Vorbilder in griechischer Keramik Schumacher seiner Zeit hingewiesen hat¹.

Die starke Betonung der Brauenbogen, durch die die Gesichter etwas eulenartiges bekommen, ist auch den troischen und römischen Gesichtsvasen eigen.

Einen etwas abweichenden, aber ebenfalls aus dem Kugelaryballos entwickelten Typus der korinthischen Gesichtsvase zeigt das Stück des Mainzer Zentral-Museums (Abb. 2)⁵. Hier ist auch der Mund plastisch aufgesetzt und die Hörner an der



Abb. 1: Gefäß in der Universitäts-Sammlung Erlangen.

Abb. 1 a und 1 b geben ein Gefäß der Erlanger Sammlung², das man nach dem leicht ins Grünliche spielenden Ton wohl als echt korinthisch bezeichnen wird³. Es hat in der Hauptsache die Form der korinthischen Kugelaryballos mit relativ hohem Hals und kleinem Mündungsteller. Auf diesem das übliche Stabornament, nicht sehr regelmäßig vorgeritzt und ursprünglich wohl nur mit rotbrauner, schlecht erhaltener Farbe bemalt; auf dem Henkel Gitterornament. Dieser Aryballos ist zu einem menschlichen Kopf gemacht, indem Augen, Nase mit den ansetzenden, im Bogen herumgeführten Brauen und Kinnbart plastisch aufgesetzt sind. Rotbraune Bemalung — das Auge als Punkt im Kreis — verdeutlicht die Form⁴. Im übrigen ist das Gefäß mit der für die korinthischen Figurenvasen bezeichnenden Punktierung bedeckt.

Seite kennzeichnen den Kopf als „Acheloo“, den aus dem Orient übernommenen, in archaischer Kunst so beliebten Stierdämon. Die Öffnung befindet sich wie bei einem andern korinthischen Acheloo kopfe seitlich⁶. Eine Besonderheit ist die Öse auf dem Scheitel. Die Punktierung bedeckt hier auch das Gesicht.

Dem Erlanger kommt näher ein Gesichtsgefäß, das ein hockender Affe vor sich hält, der selbst wieder als Gefäß gebildet ist; nur ist die Mündung hier weit, nicht in der Art der Aryballos⁷. Der Typus des hockenden Affen mit Gefäß, das aber nicht als Kopf ausgestaltet ist, kommt öfter vor⁸.

Ein Doppelgefäß konnte man auch herstellen, indem man dem Affen ein Junges in die Arme gab, das ebenfalls hohl war. Derart war das Stück in Erlangen (Abb. 3, 1)⁹, das mit dem Kopfväschen zu-

sammen erworben wurde, nach dem rötlicheren Ton aber nicht echt korinthisch, wohl italische Nachahmung ist. Der Affe hockt wie üblich auf zwei besonderen Höckern, die Füße sind übereinandergesetzt, um den Hals der typische Ring¹⁰. Die Vorderarme und das Kind (bis auf die linke Pfote) sind verloren. Der Körper ist hier weniger natürlich gebildet als an andern Beispielen¹¹, mehr eiförmig: der Gefäßcharakter ist stärker betont. Kopf und Halsring sind rotbraun, auf Pfoten, Ellbogen und Knien schwarze Tupfen, sonst ist der Körper punktiert. Die Mündung, wie bei den korinthischen Figurenvasen üblich, nur ein kreisrundes Loch auf dem Scheitel.

Wieder anderer Art ist das Doppelgefäß (Abb. 3, 2)¹², ebenfalls für Erlangen mit dem Ge-

Die Affengefäße gehen wie so viele von den Figurenvasen auf ägyptische Anregungen und Vorbilder zurück: dort finden sich die Affenfamilien¹⁶ wie der Affe, der ein Gefäß vor sich hält¹⁷. Dennoch ist die Leistung der griechischen, speziell der korinthischen Töpfer nicht zu unterschätzen, die in ihren scheinbar so primitiven Gebilden plastische Klarheit wie organisches Leben gegeben haben, ohne daß der Charakter des Gefäßes vernachlässigt wird.

Ob die Gesichtsvase irgendwie mit älteren Formen der Ägäis zusammenhängt, läßt sich nicht sagen. Die folgende griechische Entwicklung¹⁸ geht von den eigentlichen Kopfgefäßen, die in der Zeit unserer Vasen schon viel naturalistischer gestaltet waren, aus und kommt in der klassi-

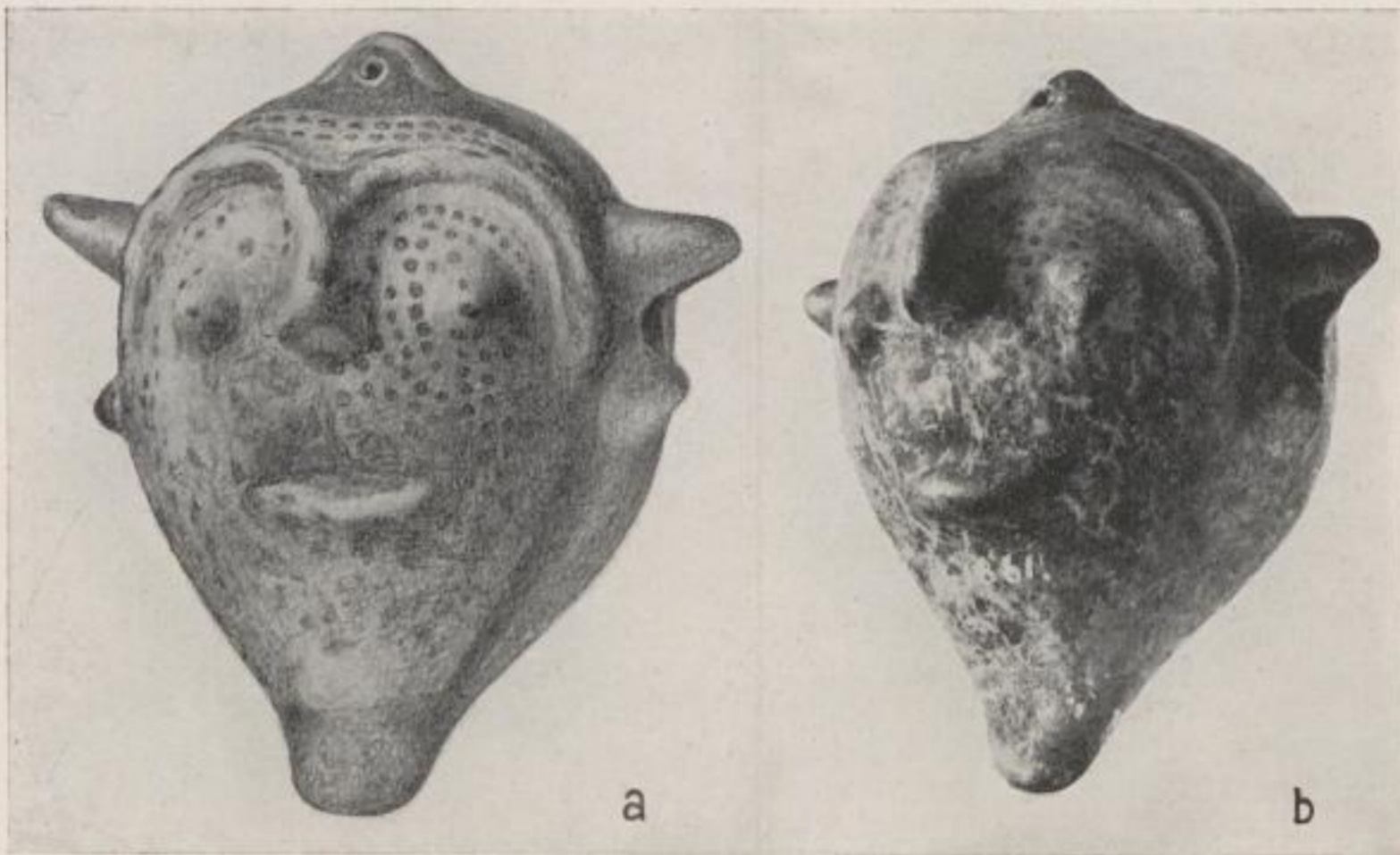


Abb. 2: Kopfgefäß im Röm.-Germ. Zentralmuseum Mainz (a nach Zeichnung, b nach Photographie).

sichtsgefäß gekauft, wie dieses von mehr grünlichem Ton. Auch hier ist der Typus des hockenden Affen verwandt, der jetzt auf einer liegenden Hirschkuh reitet; beide Tiere sind hohl, kommunizieren aber nicht miteinander. Dem Hirsch fehlt der Kopf, der als Stöpsel besonders gearbeitet war. Der Affe hält sich mit den Pfoten am Hals der Hirschkuh, es ist also kein so kühnes Zirkuskunststück wie bei einem andern, „ionischen“ Affen, der auf einer Schildkröte reitet¹³. Ähnlicher ist ein korinthischer Reiter zu Pferd¹⁴, den man, trotz einiger menschlichen Züge, am Kopf doch als Affen erkennt. Wie der Affe, so ist auch die Hirschkuh nicht für die Gruppe erfunden: sie kommt ziemlich häufig für sich vor¹⁵.

schon Zeit zu Bildungen, bei denen die plastische Durchbildung mit der Verwendung als Gefäß nicht mehr harmoniert.

Viel näher steht dem korinthischen Stück der Typus wieder der römischen Gesichtsvasen, ohne daß wir Zusammenhänge annehmen müßten: hier wie so oft können ähnliche Tendenzen zu ähnlichen Formen geführt haben.

Noch weniger als bei den römischen Stücken wird man bei den korinthischen nach einem tieferen Sinn der Bildung fragen dürfen. Mag ein solches Gesicht einmal apotropäisch gemeint gewesen sein, die Athleten oder auch vielleicht die berühmten korinthischen Damen, die in derartigen Väschen ihr Öl aufbewahrten, haben gewiß nur unbefangene

Freude an der Verlebendigung der Form gehabt, so wie sie bei den Affenvasen nicht an ägyptische Göttertiere dachten, sondern höchstens an einen fremden Gaukler, der auch damals schon in der Handelsstadt mit seinen dressierten Tieren aufgetreten sein mag.

Und so mögen auch hier die Gäste aus dem Süden willkommen sein, wenn sie auf ihre Art Glück und weitere ertragreiche Arbeit wünschen.

Anmerkungen:

¹ A. u. h. V. V, 347 zu Taf. 59.

² Inv. 631. Hoch 7,4 cm. Aus dem römischen Kunsthandel.

³ Über die Abgrenzung der korinthischen Fabrik werden wohl Payne's *Necrocorinthia* Abschließendes bringen; dort ist auch eine Neubehandlung der korinthischen Figurenvasen zu erwarten. — Über diese vorläufig M. L. Maximova, *Les Vases plastiques dans l'Antiquité*, 1927.

⁴ Im Gesicht auch Spuren von Weiß.

⁵ O. 2076 b. Behn, *Vorhellen. Altertümer der östl. Mittelmeerländer*, 1133 mit Abb., Taf. VII, 1 a. Die Zeich-

nung (Abb. 2 a) muß als Ergänzung der Photographie (Abb. 2 b) dienen, da die Flecken der Oberfläche die Deutlichkeit der photographischen Aufnahme stören. Ton eher grüngelb als rötlich.

⁶ Maximova pl. XLIII, Nr. 162. Vgl. ebenda p. 161 ff. zu dem Typus des „Acheloos“.

⁷ Münster; *Arch. Anz.* 1892, 27. Vgl. Maximova 117, Anm. 3 (wo die Notiz mit der über das Dresdener Stück verwechselt ist).

⁸ Vgl. Maximova pl. XLI, 155.

⁹ Inv. 629. Hoch 9 cm.

¹⁰ Maximova 116 sieht darin den Halsring, an dem man die dressierten Tiere ankettete.

¹¹ Maximova pl. XLI, 154. Plumper an dem „ionischen“ Stück, pl. XIV, 58.

¹² Inv. 630. Hoch 9,5 cm.

¹³ Maximova pl. XV, 60.

¹⁴ Maximova pl. XLI, 156.

¹⁵ Maximova pl. XL, 151, mit erhaltenem Kopf.

¹⁶ Maximova 116.

¹⁷ Bissing, *Fayencegefäße (Katalog Kairo)* 3966, 3979. Hier ist aber der Affe selbst nicht hohl.

¹⁸ Vgl. dazu Beazley, *Journ. of Hell. Studies* XLIX, 38 ff.



Abb. 3: Gefäße in der Universitäts-Sammlung Erlangen.

ZUR HELLENISTISCHEN SCHMUCKKUNST

VON ROBERT ZAHN, BERLIN

Das Paar sehr stattlicher goldener Ohrgehänge, das hier im Verhältnisse 1:1 und noch einmal vergrößert wiedergegeben wird (Taf. 22, 1 und 2), sah ich vor wenigen Jahren im Handel. Dank der Freundlichkeit des Herrn Besitzers konnte ich es genau untersuchen und auch photographisch aufnehmen. Es stellte sich bald heraus, daß wir es mit den früher Herrn Guilhou in Paris gehörigen Stücken zu tun haben, die Arthur Sambon im Verkaufskataloge jener für den antiken Goldschmuck so wichtigen Sammlung kurz beschrieben und in verkleinertem Maßstabe abgebildet hat¹. Sie scheinen mir eine eingehendere Behandlung zu verdienen.

Über die Herkunft der Gehänge verlautet nichts. Die Länge eines jeden beträgt 0,062 m. Es besteht aus zwei durch Scharnier verbundenen Teilen, einem von reicher Palmettenkrönung überragten Rund, an dessen Rückseite der einfache, aus starkem Drahte gebildete Haken angelötet ist, und aus dem Rundfigürchen eines stehenden Eros auf niederem Sockel. Jenes, eine Scheibe von Goldblech, hat eine schalenartige Vertiefung in der Mitte und einen wagrecht absetzenden Rand, der zu winzigen Bogen ausgeschnitten ist. Diese zeigen durch Punzenschläge von hinten herausgetriebene Buckelchen und sind mit dünnem, durch Winden gekörnten Drahte umrändert. So ergibt sich ein zierliches Eierstabmotiv als Umfassung des Rundes. Innerhalb deren folgen zunächst zwei verschieden dicke Reifen aus glattem Drahte und weiter ein dritter aus starkem, quer gekerbtem. Die Vertiefung ist durch eine doppelte Rosette gefüllt. Ein kleiner Kranz von acht am Ende gerundeten, von hinten her gebuckelten Blättern ist in einen größeren, zehnteiligen, spitzblättrigen gesetzt. Die gemeinsame Mitte ist ein Stern von vier um ein Kügelchen angeordneten Spitzblättchen.

Das Zierwerk über dem Runde besteht aus einer größeren Palmette mit einwärts geschwungenen Blättern, deren unteres Ende auf die Rückseite der Scheibe gelötet ist, und einer darüber gelegten kleineren mit auswärts gebogenen Blättchen. Die Wurzel beider deckt ein dreiteiliger Akanthoskelch, hinter dem nach beiden Seiten je zwei aus glattem Drahte gebildete Ranken mit vierteiligen Blütchen an den Enden herauswachsen. Abgesehen von dem runden Abschlusse der Blätter entsprechen sie dem in die Mitte der Rosette gesetzten Stern. Nach unten springen über den Rahmen des Rundes zwei Efeublättchen vor, die das Scharnier decken.

Das ganze pflanzliche Element des Schmuckes ist zunächst aus Blech ausgeschnitten und dann mit dem oben erwähnten feinen gekörnten Draht umrändert. An dem Bogenkranze der Rosette wie an dem Akanthoskelche sind Reste eines jetzt zu schmutzigem Hellgrau verfärbten Schmelzbelages erhalten.

Die stehenden Erosen, die durch eine auf dem Kopf angebrachte Ringöse in das Scharnier des oberen Teiles eingreifen, zeigen die noch unentwickelten rundlichen Formen des kleinen Kindes. Dazu paßt auch das volle, vergnügt grinsende Gesicht. Das Haar, das in kleinen Locken die Stirn umgibt, endet hinter den Ohren in rollenartigem Bausche. Über den Scheitel läuft von vorn nach hinten eine Flechte. Die Bewegung beider Figürchen ist, wie üblich, im Gegensinne gegeben. In der einen Hand halten sie ein schlankes, zylindrisches Salbgefäß, in der anderen eine Muschel mit zackigem Rand. Über die Schulter ragen große Flügel, deren Spitzen in elegantem Schwung einwärts gebogen sind.

Der Körper der Erosen ist ganz hohl. Er wurde, ohne die Arme, in zwei Hälften wohl über einer Patrizie² gepreßt und dann zusammengelötet. Die Arme, aus dünnen Röhrchen gebildet, sind besonders angefügt. Die kräftigen Falten am Ansätze der Schenkel und an der unteren Grenze des Bauches wie auch die Genitale sind durch Ziselierung ausgedrückt. Ebenso ist wohl auch das Gesicht ein wenig nachgearbeitet. Das Haar ist am Vorderkopfe ganz durch feine Schläge mit dem Punzen angedeutet, während der Hinterkopf glatt gelassen ist. Bemerkenswert ist die Bildung der Augen mit den stark betonten Lidern, die fast geschlossen erscheinen. Nur eine bis in den inneren Hohlraum durchgeschnittene schmale Spalte trennt sie. In derselben Weise sind auch die Lippen ein wenig geöffnet. Auf dem Rücken befindet sich ein kleines, von innen nach außen, also vor dem Zusammenfügen der beiden Hälften, durchgeschlagenes Loch, durch das die Luft beim Löten entweichen konnte und dann wohl auch eine Füllmasse eingeführt wurde. Die Gegenstände in den Händen und die aus Blech geschnittenen Flügelpaare sind besonders angesetzt. Deren Gefieder wie auch die Rippung der Muschelchen ist ziseliert. Der kleine, im Grundrisse quadratische Sockel ist aus Blechstreifen zusammengesetzt.

Zwei ähnliche, aber einfachere Ohrgehänge aus dem Artiuchow-Grabhügel auf der Halbinsel Taman gegenüber von Kertsch tragen als Anhänger

Eroten, die in der einen Hand wieder das schlanke Salbgefäß, in der andern ein rundes Schälchen oder Tellerchen halten³. Auf ein solches pflegten offenbar die sich Salbenden zunächst ein kleines Quantum des duftenden Öles zu träufeln, und demselben Zwecke diente auch die Muschel⁴. In sie gießt auf dem berühmten Gemälde der Aldobrandinischen Hochzeit im Vatikan ein Mädchen links von der Hauptgruppe den Inhalt eines schlanken Fläschchens⁵. Das Entnehmen des Öles aus der Muschel zeigt ein Silberrelief aus Tarent⁶. Auch silberne Gefäße dieser Form sind uns erhalten, so im Schatze von Boscoreale in Paris und in einem sizilischen Funde des Berliner Museums⁷. Mit Recht trägt also Eros diese Geräte, die für schöne Frauen bestimmt sind⁸. Dienstbereit steht er mit Alabastron und Muschel neben seiner göttlichen Mutter in dem Reliefbilde des einen der beiden Silberbecher von Boscoreale, die mit Szenen aus der römischen Geschichte⁹ geziert sind.

Formale und technische Eigentümlichkeiten verbinden obige Gehänge mit anderen stattlichen Stücken. Ich nenne zunächst ein einzelnes Exemplar der Sammlung des Herrn Baurates Schiller in Berlin-Schöneberg (Taf. 22, 3)¹⁰. Der Aufbau ist derselbe, wie bei jenen: Mit einem von Palmettenwerk gekrönten Rund ist durch Scharnier ein figürlicher Anhänger verbunden. Der obere Teil entspricht nach Form und Arbeit fast ganz dem des beschriebenen Paares, nur die Rosette ist ein wenig verschieden. Sie besteht aus drei Blattlagen. Die untere zeigt dichtgestellte Lanzettblätter, die mittlere hat nur vier breitere Blätter mit gewelltem Rande, also wohl Akanthos, die obere acht Lanzettblätter, von denen immer je zwei enger zusammengeordnet sind und so die großen Zwischenräume der mittleren Lage gerade füllen. Das eine dieser gepaarten Blätter des obersten Kranzes ist glatt, das andere mit Kügelchen dicht besetzt. Den Blütenboden bildet ein granulierter Knopf auf besonderem Stielchen, das nach hinten durch die Scheibe gesteckt ist. Ihn umgeben die aus Drähten mit Kugelenden hergestellten Staubfäden, die jetzt über ihm wirr zusammengebogen sind. Die hinter dem Akanthoskelche der Palmettenkrönung herauswachsenden Ranken haben keine Blütchen an den Enden. Als Anhänger dient das Figürchen des Dionysoskindes mit Kantharos und Thyrsos in den Händen. Der gehörnte Kopf, von dem einzelne, besonders angesetzte Locken auf die Schulter niederfallen, ist mit Efeu geziert. Schließlich hat der junge Gott auch Flügel der oben beschriebenen Form. Seine Füße stehen auf einer viereckigen Basis. Die technische Herstellung entspricht der jener Eroten. Mit Kügelchen ist die Krönung des Thyrsos belegt.

Eine gewisse Annäherung in der Gestaltung des Dionysoskindes und des Eros beginnt schon in der Kunst des ausgehenden 4. Jahrhunderts¹¹. Hier

aber handelt es sich schon um eine Vermischung beider Gottheiten, die ganz dem Geiste des Hellenismus entspricht¹².

Der ornamentale Teil dieses Gehänges stimmt wieder fast ganz mit einem Stücke der zweiten Sammlung des Herrn v. Gans überein (Taf. 22, 4)¹³. Mit dem Runde war gewiß statt des jetzt angehängten viel zu kleinen Eros auf Delphin ehemals auch ein größeres Figürchen verbunden. Zu bemerken ist, daß bei diesem wie bei dem vorhergehenden Exemplare das Scharnier wieder von zwei Efeublättchen verhüllt wird.

Sehr verwandt ist weiter ein Ohrschmuckpaar im Britischen Museum, aus Eschmunên in Ägypten, dessen Anhänger zierliche Amphoren auf Sockeln zwischen Kettenbündeln sind¹⁴. Um das Scharnier ist eine ganze Gruppe von Efeublättchen angeordnet. Und schließlich stellen sich in diesen Kreis neben Gehängen von Kertsch, an deren von Blattrosetten geschmückten und von Palmetten mit Akanthos und Blütenranken gekrönten Scheiben mit Schmelz überkleidete Gänse angebracht sind¹⁵, besonders die prächtigen Schmuckstücke aus dem schon oben erwähnten Artiuchowgrabe¹⁶. Deren Rund ist in seiner Verzierung dem jener Exemplare von Eschmunên fast gleich. Aber statt des Palmettenwerkes deckt den Ansatz des Hakens die ägyptische Götterkrone. Die Sonnenscheibe ist durch einen eingesetzten Karneol gegeben, die zwei Federn darüber tragen Schmelzbelag. Zwei aus glattem Drahte gebildete Hörner umrahmen das Ganze. Beachtenswert ist dabei, daß unterhalb dieses Symbols doch wieder die Spiralranken mit Rosettchen wie unter den Palmetten erscheinen. Den figürlichen Schmuck bilden zwischen Kettchen hängende reizende Tauben auf viereckigem Sockel. Ihr Körper ist zum größten Teile mit mehrfarbigem Schmelze bedeckt.

Jenes ägyptische Motiv verbindet nun das zuletzt genannte Paar mit einem zu Beschle in Syrien gefundenen der Sammlung de Clercq¹⁷ zu Paris, das in seinem Anhänger, dem eroshaften, jungen Dionysos, wieder die nächste Parallele zu dem oben (Taf. 22, 3) wiedergegebenen Stücke der Sammlung Schiller bildet. Statt der Rosettenscheibe sehen wir aber nun eine runde Kapsel mit eingesetztem gewölbtem Granaten, über der auch die Götterkrone steht.

Dasselbe obere Glied zeigt ein aus Ägypten stammender, im Britischen Museum bewahrter prächtiger Ohrschmuck, dessen beide Gehänge durch ein feines Kettchen miteinander verbunden sind¹⁸. An den Kapseln hängen statt der Götterfigürchen oder Vögel zierliche Amphoren auf kastenförmigen Sockelchen. Schließlich reiht sich ein stattliches Paar der Sammlung Schiller, mit schwebenden, musizierenden Eroten, hier an (Taf. 22, 5)¹⁹. Beachtenswert ist bei ihm, daß die Krone schon nicht mehr richtig verstanden, sondern zu einem

knospenartigen Gebilde geworden ist²⁰, unter dem die Ranken sich bedeutend ausgedehnt haben.

Alle diese Arbeiten sind sichtlich nahe verwandt. Sie entstammen, wie ich glaube, einem Zentrum, das ich im hellenistischen Osten, vielleicht in Alexandrien oder einer anderen ägyptischen Stätte suchen möchte. Dahin weist ja nicht nur das ägyptische Element des Schmuckes, die Götterkrone²¹, sondern auch der Fundort mehrerer Stücke. Zu diesen gesellen sich ein im Dresdener Museum befindlicher einfacherer Scheibenohrerschmuck²² aus „Kairo“, dessen angehängter Eros in der Bildung des Körpers und Gesichtes, wie auch in der Haartracht den zuerst betrachteten Figürchen durchaus gleicht, und zwei ihm nächst verwandte, auch aus Ägypten stammende Stücke, die



Abb. 1:
Bronzepatrizze im
Berliner Antiquarium
(nat. Gr.).

ich im Handel aufnehmen konnte (Taf. 22, 6 und 7). Auch eine im Berliner Antiquarium befindliche Bronzepatrizze²³, wahrscheinlich derselben Herkunft, die zum Pressen von Erosfigürchen aus Goldblech für Ohrringe gedient hat, zeigt in Verbindung mit jenem Kopftypus überhaupt wieder die Eigentümlichkeit der fast geschlossenen Augenlider (Abb. 1)²⁴. Schlagende Parallelen zu unseren Goldfigürchen liefert die ägyptisch-griechische Tonplastik. Hervorgehoben sei hier ein musizierender Eros aus der Sieglin-Sammlung im Stuttgarter Museum²⁵. Es handelt sich bei dieser Bildung der Augen wohl um die in der Kleinkunst übertriebene Form einer Erscheinung, die wir auch bei monumentalen Werken zu verschiedenen Zeiten finden. Wichtig ist es, daß wir ihr gerade bei Marmor- und Skulpturen begegnen, die mit Alexandria in Verbindung stehen²⁶. Das Gesicht soll wohl etwas Träumerisches, Stillseliges bekommen. Viel stärker, den hier betrachteten Arbeiten hellenistischer Kleinplastik ähnlicher, tritt uns dieser Zug in der griechisch-buddhistischen Kunst entgegen, bei den von schweren Lidern halb oder noch mehr bedeckten Augen der Werke der Gandharaschule²⁷, und von ihr ist er in die Bildnerei Ostasiens übergegangen.

Die zeitliche Ansetzung unserer Schmuckstücke bieten die Funde des Artichowgrabes, die durch beigegebene Münzen in die Mitte oder die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. datiert werden²⁸. Man wird dabei die Möglichkeit eines gewissen, nicht zu großen Spielraumes zwischen den einzelnen Beispielen zugeben. Sicher jünger als die anderen ist wohl nach der dargelegten Weiterentwicklung seines krönenden Aufsatzes das Ge-

hängepaar der Sammlung Schiller (Taf. 22, 5). Ich möchte es dem 2. bis 1. Jahrhundert v. Chr. zuweisen²⁹.

Durch weitere Umschau unter den Beständen unserer Museen dürfte sich die hier skizzierte Gruppe von Goldschmiedearbeiten noch vergrößern lassen. Sie mag einen bescheidenen, aber doch nicht verächtlichen Beitrag zur Kenntnis hellenistischer, insbesondere alexandrinischer Kleinkunst liefern³⁰.

Anmerkungen:

¹ Catalogue des objets antiques et du moyen-âge, orfèvrerie, céramique, bronzes, ivoires ect. . . provenant de la collection de M. Guilhou, Paris, Sambon-Canessa, 1905, No. 97, pl. VI. Sambon, Le Musée, II, 1905, S. 95, Fig. 7. S. Reinach, Rép. de la statuaire, IV 273, 1.

² Solche Patrizen in dem Funde von Galjüb, Ippel, Der Bronzefund von G., dazu Hedwig Kütthmann-Kusel, Athen. Mitteilungen, L, 1925, S. 185 f. Vgl. auch hier S. 204, Abb. 1.

³ Comptes-rendu de la Commission Imp. Archéologique, St. Petersburg, 1880, S. 51 f., Taf. I 11, 12. Ähnliches Stück aus Südrussland im Berliner Antiquarium, Inventar der Miscellaneen 11 863, 119; ferner im Brit. Museum: Marshall, Catalogue of Jewellery No. 1861, 1871, 1876, 1887, Plate XXXII; Pollak, Sammlung Nelidow, Klass.-antike Goldschmiedearbeiten, Nr. 66, Taf. VIII; Sammlungen L. Marx-Mainz und A. Sieck-München, Auktionskatalog Dr. F. X. Weizinger und Co. München 1918, Nr. 986, Taf. 34; Sammlung Baurat Schiller (siehe Anmerkung 10) Nr. 62, Taf. 52. Vgl. auch Schmucknadel, Overbeck, Pompeji⁴, Abb. 319 und eine andere der Sammlung von Gans im Antiquarium zu Berlin, Eros mit Amphoriskos und Schälchen (ebenso Ohrring, Pollak, a. a. O., Nr. 57, Taf. VIII).

⁴ Über die Verwendung gewisser Muscheln und ihrer Nachbildungen in verschiedenem Materiale als Behälter für Schminke oder Salben vgl. Stephani, Comptes-rendu ect. 1871, S. 27 ff., 140 f. und 1880, S. 23, Nr. 31; Daremberg-Saglio, Dictionnaire des antiquités I, S. 1431; Pauly-Wissowa, Realencyklopädie IV, S. 798 s. v. concha; Pottier-Reinach, Nécropole de Myrina, S. 245 f., dazu S. 89, No. 95, S. 97, No. 108, S. 591, No. 625; Furtwängler, Helbing's Monatshefte I, S. 179. Silbergefäße in Muschelform: Héron de Villefosse, Monuments Piot, V, Taf. XXX, 1, S. 124 (Fund von Boscoreale) und allgemeine Bemerkungen S. 258 f.; Rostovtzeff, Antike dekorative Wandmalerei in Südrussland [russisch], Taf. LXI, 4 (aus der Katakomben Zaitsev in Kertsch); Stephanos, Th. Wiegand zum 60. Geburtstag dargebracht, S. 14, 4 (Sizilischer Fund in Berlin).

⁵ Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen, Abb. 709, §§ 958, 967. — Vgl. auch die tanagraische Tonfigur eines Mädchens mit Alabastron und Muschel: Froehner, Collection Al. Castellani, Verkaufskatalog, Rom 1884, Nr. 648; ders., Burlington Fine Arts Club, Catalogue 1888, S. 70, Nr. 146; ders., Collection Hofmann, Verkaufskatalog 1899, Nr. 137, Taf. XIII; ders., Collection van Branteghem, Nr. 320, Taf. 50; Winter, Typen, I, S. 80, 8. Hierher gehört schließlich

die Frau mit Muschel auf einem bemalten koptischen Brautkasten in Kairo: Strzygowski, Koptische Kunst, S. 174, Nr. 7064, Taf. XII.

⁶ *Archaeologia*, XXXIV, S. 265 ff., Taf. XXI; Maximilian Mayer, Coppa Tarantina, S. 44, Fig. 4; Reinach, Répertoire de reliefs, III, S. 422, 4; Brit. Museum, Walters, Catalogue of the Silver Plate, Greek, Etruscan and Roman, S. 16, No. 71, Fig. 22. Vgl. Zahn, Amtl. Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen, Berlin, XXXVIII, 1917, S. 299, Anm. 1.

⁷ Siehe Anm. 4.

⁸ Bronzefiguren: Berlin, Friederichs, Geräte und Bronzen im Alten Museum, Nr. 1942. Gaedechens, Die Antiken des Fürstl. Waldeckischen Museums zu Arolsen, Nr. 136, wo auch auf eine Wiederholung im Großherzogtl. Antiquarium zu Mannheim, Graeff, Beschreibung S. 21, Nr. 135 hingewiesen wird. Galleria Sangiorgi, Rom: Catalogo della Collezione oggetti di scavo del fu Professore Prospero Sarti (von L. Pollak), Auktion 1906, No. 46, Taf. VII = S. Reinach, Rép. de la statuaire, IV, S. 266, 7. Collection Courtot, Saint Germain, Reinach, a. a. O., IV, S. 264, 3. — Gemaltes Rundbild: Antichità di Ercolano, III, S. 175 = Roux et Barré, Herculaneum et Pompéi, Peintures, 3ième série, Taf. 95. Vgl. im allgemeinen Stephani, C. R. 1871, S. 29 f.

Wie Eros auch schwebende Nike mit langem Alabastron und Muschel, Tonfigur der Fabrik von Myrina in der Sammlung Scheurleer im Haag: Museum Carnegieaan 12. Beknopte Gids ect., S. 46, Zaal VIII, Kabinet 19, No. 1.

⁹ *Monuments Piot*, V, S. 135, Taf. XXXII, 1. Vgl. Rostovtzeff, Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Mémoires présentés par divers savants étrangers), XIII, 1925, S. 471 f.

¹⁰ Sammlung Baurat Schiller, Berlin, beschrieben von Robert Zahn (Rud. Lepke's Kunst-Auktionenhaus, Berlin, Katalog 2008), Nr. 47, Taf. 44. Pantheon, III, 1929, S. 129, Abb. 3, Mitte.

¹¹ Furtwängler, Eros in der Vasenmalerei, S. 60 f. = Kleine Schriften, I, S. 39 und in Roschers Lexikon der Mythologie, I, S. 1369; Daremberg-Saglio, a. a. O., I, S. 1605. Für Eros mit bakchischen Attributen vgl. auch Otto Jahn, Die Lauersforter Phalerae, Bonner Winckelmannsprogramm 1860, S. 11 f.; ders., Archäol. Aufsätze, S. 189.

¹² Es sei nur an die im alexandrinischen Kreise geschaffene Bildung des Eros-Harpokrates mit dionysischen und anderen Attributen erinnert, wie sie z. B. durch Miniaturfigürchen aus Gold und Silber, zum Teil Anhänger von Schmuckketten, auch aus Bronze vertreten wird. Aus Gold: Ein sehr feines Exemplar in der Sammlung James Loeb in Murnau; ferner bei Sambon, Collection Guilhou (s. Anm. 1) Nr. 125, Taf. VI; Froehner, Collection du Château de Goluchow, Orfèvrerie, S. 19, Nr. 41. Aus Silber: Zwei Exemplare im Antiquarium, Berlin; Arneth, Gold- und Silbermonumente des K. K. Münz- und Ant.-Cab. in Wien, Taf. S. I, Nr. 51, 59, S. 77; Walters, Catalogue of the Silver Plate in the Brit. Museum, Nr. 47, Fig. 10 und Nr. 49, Pl. V = S. Reinach, a. a. O. III, S. 141, 6 und V, S. 229, 6; aus Neumagen, Smetius, Antiq. Neomag. Taf. zu S. 126 = Reinach II, S. 481, 3. Aus Bronze: Berlin, Friedrichs, a. a. O. Nr. 1999 und 2005; De Ridder, Bronzes antiques du Louvre I, Nr. 336, Taf. 29; Babelon-Blanchet, Catalogue

des Bronzes antiques de la Bibliothèque Nationale, Nr. 654—657; Brit. Museum, Walters, Catalogue of Bronzes, Nr. 1486, 1487, 1490, 1491; ferner Reinach, a. a. O., II, S. 481 ff.; III, S. 142, 5; IV, S. 297, 1. 4, 298, 1. 8, 299, 3; V, S. 228, 3, 8; vgl. auch Museo Borbonico XII, zu Taf. 30.

¹³ Galerie Bachstitz, Haag, Bd. II, Robert Zahn, die zweite Sammlung des Herrn v. Gans, Nr. 13, Taf. 6.

¹⁴ Marshall, a. a. O., No. 2332/3, Taf. LI.

¹⁵ *Compte-rendu ect.* 1871, S. 204, Taf. VI, 13, 14; Kondakof, Tolstoi et Reinach, Antiquités de la Russie méridionale, S. 60, Fig. 77.

¹⁶ *Compte-rendu* 1880, S. 74 ff., Taf. III, 4, 5. Minns, Scythians and Greeks, S. 431, Fig. 321, III, 5.

¹⁷ De Ridder, La Collection de Clercq, VII, Taf. I, Nr. 122, 123.

¹⁸ Marshall, a. a. O., Nr. 2331, Taf. LI, früher in der Sammlung Guilhou (Sambon, a. a. O., Nr. 120, Taf. VI) und dann beim Grafen Tyszkiewicz (Froehner, La Collection Tyszkiewicz, Taf. XI, 9 = Auktionskatalog, Paris 1898, Rollin et Feuarent, Nr. 183, Taf. XXIII).

Weitere Beispiele von Ohrgehängen mit solchem Kapselgliede oder granatbesetzter Scheibe und der Götterkrone: im Brit. Museum, Marshall, a. a. O., Nr. 2328, Taf. LI und in der Sammlung de Clercq, de Ridder, a. a. O., Nr. 614, Taf. I.

Bei einem Stücke der Sammlung Nelidow, Pollak, a. a. O., Nr. 70, Taf. VIII, fehlt der Kapsel oben die Krone, dafür erscheinen aber unten wieder die erwähnten zwei Efeublättchen, die das Scharnier decken.

¹⁹ Sammlung Schiller, a. a. O., Nr. 49 a, b, Taf. 44. Pantheon, III, 1929, S. 129, Abb. 3.

Die Länge des ganzen Gehänges beträgt 0,086 m. Die niedere zylindrische Kapsel ist aus Stücken Goldbleches zusammengelötet. Die leicht konische Oberseite hat einen runden Ausschnitt, in den ein gewölbter Granat eingesetzt ist. Den äußeren oberen Rand, wie den des Ausschnittes, zieren gereimte Kügelchen. Die des letzteren sitzen auf einem besonders aufgelöteten, zu flacher Rinne gebogenen schmalen Blechstreifen, der auch in der Abbildung bei dem einen Exemplare da, wo einige Kügelchen fehlen, wohl zu erkennen ist (vgl. Zahn, Galerie Bachstitz, II, S. 28 und 30, mit Anmerkungen; Antike Denkmäler IV, S. 77, unten). Den Ansatz des Hakens verdeckt ein dreieckiges, mit Kügelchen besetztes Plättchen, und darüber steht ein knospenartiges Gebilde, das aus dem Motive der ägyptischen Götterkrone entwickelt ist (vgl. Anmerkung 20 und 21): Eine tränenförmige Fassung mit leicht gezacktem oberem Rande und umgeben von einem hornförmig gebogenen, glatten Drahte enthält einen Granaten. Nach rechts und links geht je eine abwärts und eine aufwärts gerollte, große, aus glattem Draht gebildete Spirale aus. Auf der anderen, nach unten gerichteten Seite der Kapselwandung befindet sich ein Scharnier, in dem ein Eros hängt. Der des einen Gehänges schlägt die Kithara, der des anderen bläst die Querflöte. Kopf, Rumpf und Beine sind in einem Stücke voll gegossen. Die Arme sind angesetzt, auch die rechte Hand des Kitharasielers scheint besonders angelötet zu sein. Dasselbe gilt für die Instrumente. Bei der Kithara ist das Joch aus einem Drahte gebildet. Die Flügelchen sind aus Blech ausgeschnitten und ziseliert. Rechts und links von den Figürchen hängen an Ösen je zwei aus Draht geflochtene Kettchen (bei dem einen Exemplare fehlt eines auf der

rechten Seite). An ihren Enden sind Bündelchen kleiner Drahtstäbe mit Kugelknöpfen angebracht. Wahrscheinlich waren einst natürliche Perlen in sie eingefügt. Nur an dem Drahte der Kettchen sind die schrägen Spalten des Wickelns zu bemerken (vgl. Ant. Denkmäler, IV, S. 74, Anm. 1). Der Draht der Ösen und des Scharnieres ist kantig.

²⁰ Vgl. auch Brit. Museum, Marshall, a. a. O., Nr. 2370/71, Taf. LI und Sammlung de Clercq, de Ridder, a. a. O., Nr. 296, Taf. I.

²¹ Es muß hier erwähnt werden, daß auch andere Stätten der hellenistischen Kunst diesen Typus des jungen Gottes mit der Krone aus Ägypten übernommen haben. Man vergleiche eine Tonfigur des Eros aus Myrina in Berlin mit Nebris, Efeukranz und knospenartigem Kopfaufsatz (Inv. der Terrak. 8153; Winter, Typen II, 357, 7), ferner Winter, ebenda II, 356, 7 und 360, 1—2 (aus Myrina), 361, 3 (aus Tarsos).

²² Schreiber, Alexandrinische Toreutik, S. 307 (37), Abb. 36.

²³ Vgl. oben Anm. 2.

²⁴ Inventar Nr. 30 874. Geschenk des Herrn Bankiers Eduard Gans in Berlin.

Die das Figürchen umgebenden zahlreichen Ritzungen der Grundfläche lehren, daß nach dem Pressen das überstehende Blech auf der Patrizie selbst abgeschnitten wurde.

²⁵ Expedition Ernst von Sieglin, II, 2, Terrakotten bearbeitet von Joseph Vogt, S. 124, Taf. XLII, 2 u. S. 29.

²⁶ Kopf der Berenike II (?), im Antiquarium zu Rom, Delbrück, Ant. Portraits, Taf. 28; ferner Dickins, Hellenistic Sculpture, S. 19 ff., namentlich Fig. 16; Watzinger in Expedition Ernst von Sieglin II, 1 B, Nr. 7 Taf. VIII, 2.

Nr. 22. 26. 27 Taf. XXV 2. 4. 7, Nr. 33 Taf. XXII 2, Nr. 37 Abb. 11, Nr. 38 Taf. XXII 1, Nr. 40 Abb. 13, Nr. 80 Taf. IV 2, S. 70 Abb. 21, links; Zahn, Galerie Bachstitz, II, S. 73 zu Nr. 219 Taf. 87, 88 (dazu auch Watzinger, a. a. O., S. 25). Vgl. auch Margarete Bieber, Archäolog. Jahrbuch, XXXVIII/IX, 1923/24, S. 260, Abb. 11, 12, dazu Watzinger, S. 42 f.

²⁷ L. Scherman, Die ältesten Buddhadarstellungen des Münchener Museums für Völkerkunde, Münchner Jahrbuch der bild. Kunst, N. F. V, 1928, S. 274 ff., besonders S. 281.

²⁸ Kondakof, Tolstoï et Reinach, a. a. O., S. 55 ff.; Watzinger, Ath. Mitteilungen, XXVI, 1901, S. 99 f.; Minns, Scythians and Greeks, S. 430 f.; Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia, S. 172; Ebert, Südrußland im Altertum, S. 330 und 410, ders. Reallexikon der Vorgeschichte, I, S. 230, mit Literatur; Antike Denkmäler, IV, S. 72, Anm. 2 und S. 80.

Die im Katalog des Brit. Museums gegebene Datierung der sehr verwandten Stücke von Eschmunên, Nr. 2332/33 (vgl. oben Anm. 14) in das 2.—3. Jahrhundert nach Chr. halte ich für ganz undenkbar.

²⁹ Die im Kataloge des Brit. Museums vertretene Ansetzung verwandter Stücke, wie z. B. Nr. 2331 (vgl. oben Anm. 18) in das 1. Jahrhundert nach Chr. scheint mir wieder zu spät zu sein. Gehören doch Bildungen, wie die Ohrgehänge von Paläokastro (Athenische Mitteilungen, XXXVII, Taf. VI, 9. 12, L, 1925, Taf. VIII), die eine jüngere Entwicklung verraten, noch in die spätere hellenistische Periode.

³⁰ Vgl. jetzt auch Fr. W. Freiherr von Bissing, Silberfigürchen eines Serapis, Bulletin van de Vereeniging tot Bevordering der Kennis van de Antieke Beschaving, 's-Gravenhage, V, 1930, S. 6 ff.

EPIGRAMM DER KINDERSTATUE EINES LYSIPPOS IN KOS

VON RUDOLF HERZOG, GIESSEN

Bei der Ausgrabung des Asklepieions von Kos fand ich eine kleine Basis mit einem verstümmelten Epigramm, über das ich in meinem Vorläufigen Bericht, Archäolog. Anzeiger 1905, S. 11 eine kurze, vorsichtig gefaßte Notiz gab: „Von den Weihinschriften ist hervorzuheben ein reizendes hellenistisches Epigramm der Basis einer Kinderstatue von einem Lysippos (vielleicht nicht dem berühmten).“ Da sich dann bei der Aufarbeitung der Inschriften klar ergab, daß es sich nicht um den großen Lysippos handeln könne, so glaubte ich das Epigramm auf die abschließende Veröffentlichung der Koischen Inschriften aufsparen zu können.

Inzwischen war aber der amerikanische Gelehrte Franklin P. Johnson bei der Vorbereitung seines Buches „Lysippos“, Durham, North Carolina 1927, auf meine Notiz gestoßen und glaubte sie für den großen Lysippos verwenden zu müssen. Statt sich einfach mit einer Anfrage an den zuständigen Ausgräber zu wenden, verschaffte er sich in Kos im Museum des Asklepieions Zugang zu dem Stein und einen Abklatsch, verlor aber seine Notizen und gab daher die Inschrift nur nach dem Gedächtnis und dem wohl unscharfen Abklatsch in seinem Buch S. 70—72 heraus in folgender Form, zu der ihm Professor David M. Robinson als möglich die darunterstehende Rekonstruktion vorschlug:

.. ΩΝΕΙΜΟΙΜΙΚΟΣΤΙΣ
 . ΑΙΤΙΝΟΣΕΙΠΑΙΣΑΤΡΕ
 ΣΟΙΓΛΩΣΑΝΕΑΛΕΛΥ
 ΕΠΛΑΣΕΛΥΣΙΠΠΟΣΜΕΟΓΕ
 ΤΙΜΟΞΕΝΟΥΕΙΜΙΥΙΟΣΠΑΤΡ
 .. ΛΩΙΤΟΥΝΟΜΑΤΑΥΤΟΝΕΧΩ.

Ἰκ)ών εἰ μοι, μικός, Τίς (ὁ γλύπτης
 Κ)αὶ τίνος εἶ παῖς ἄτρε(πτος;
 Σοὶ γλῶσαν ἔα λέλυ(σθαι).
 Ἐπλασε Λύσιππος με ὁ γέ(ρων).
 Τιμοξένου εἰμὶ υἱὸς πατρ(ῖ)
 Κα)λῶι τοῦνομα ταῦτόν ἐχω(ν).

In der irrigen Meinung, daß das griechisch und daß es Verse seien, nahm Johnson den Vorschlag an und beschwichtigte etwaige Bedenken mit dem Trost: „At all events, I can not suggest a better restoration.“ Den Beinamen γέρων, dessen Ergänzung „hardly doubtful“ sei, belegt er für Lysipp aus dem Epigramm (des Agathias!) AP XVI, 332 und fügt eine sonderbare chronologische Bemerkung an: „The inscription apparently belongs to the latter part of the third century, but there should be no doubt that the great Lysippos (dessen Zeit er

S. 73 auf etwa 375—290 setzt) is meant. If the epigram as we have it was composed when the figure was made, as is probable, this would be a work of the master's later years.“

Diese Probe von Gelehrsamkeit reizte den ausgezeichneten englischen Archäologen Beazley zur Verbesserung. Er nahm sich daher zusammen mit Gow das Epigramm vor und sie gelangten zu einer Rekonstruktion, die der richtigen Lösung so nahe kam, als es auf der ungenauen Grundlage möglich war, in der Classical Review 43, 1929, S. 120:

Φ]ώνει μοι, μικ(κ)ός, τί σ[οι οὔνομα κ]αὶ τίνος εἶ παῖς,
 ἄτρε[κέως, εἶ] σοι γλῶσ(σ)α νέα λέλυ[ται].
 Ἐπλασε Λύσιππος με ὁ γέ[ρων], Τιμοξένου εἰμὶ
 υἱός, πατρ[ῖ φί]λῶι τοῦνομα ταῦτόν ἐχω.

Vers 1 stellen sie auch τίς [σ'ἐπλασε] zur Wahl, Vers 4 halten sie das Asyndeton ἐχω für eleganter als ἐχων.

Da aber auch diese Wiederherstellung, wegen der schlechten Lesung Johnsons in der Hauptsache, der Zuteilung an Λύσιππος ὁ γέρων, in die Irre geht, so benütze ich gern den festlichen Anlaß, um das Epigramm in seiner richtigen Gestalt und Ergänzung vorzulegen, damit es nicht mehr die Lysipposforschung verwirren, dafür aber nach anderer Richtung wertvolle Aufschlüsse geben kann.

Basiswürfel von gräulichem Marmor, unten gebrochen, obere und Inschriftfläche bestoßen. Höhe erhalten 34 cm, Breite (der Inschriftseite) 21 cm, Tiefe 32,5 cm. In der oberen Fläche 2 Dübellöcher, das hintere mit Gußkanal. Es lag also die Plinthe darüber, in die das Bildwerk eingelassen war. Die Inschrift beginnt 6 cm unter dem oberen Rand, um dem Schatten der ausladenden Plinthe entrückt zu sein. Höhe der Buchstaben 0,8 cm. Photographie nach Abklatsch, durchscheinend aufgenommen, Abb. 1.

Φώνει μοι, μικ(κ)ός, τίς σ[ἐπλασε | κ]αὶ τίνος εἶ παῖς,
 ἄτρεκ'έως, εἶ | σοι γλῶσ(σ)α νέα λέλυ[ται.] | —
 Ἐπλασε Λύσιππος με ὁ νέ[ος.] | Τιμοξένου εἰμὶ
 υἱός, πατρ[ῖ | φ]ίλῶι τοῦνομα ταῦτόν ἐχω.

Sag' mir, Kleiner, wer hat dich gebildet
 Und wie heißt dein Vater? Sag' es richtig,
 Wenn die junge Zunge dir gelöst ist! —
 Mich geschaffen hat Lysipp der Junge,
 Dem Timoxenos gehör' als Sohn ich,
 Heiße grad so wie mein lieber Vater.

Zeile 1: Der erste Buchstabe z. T. erhalten; nach ΤΙΣ der untere schräg ansetzende Balken eines zweiten Σ erhalten. Die für diese Zeit unorthographische Unterlassung der Geminatio in μικός und γλωσα fällt dem

Steinmetzen zur Last. Der Nom. μικρός für den voc. ist eine bekannte, hier absichtlich gewählte volkstümliche Eigenheit. Zeile 4: Am Ende ist nicht ΓΕ erhalten, sondern der Bruch geht schräg durch die beiden letzten Buchstaben; im Bruch ist noch die schräge Mittellinie des Ν und der untere Winkel auf halber Höhe zu sehen. Nach dem Ε, dessen untere Hälfte erhalten ist, bleibt nur Platz für 2 Buchstaben: also νε[ος]. Zeile 6: Anfang ist noch eine Spur des Ι sichtbar, also [φ]ίλωι; am Schluß ist kein Platz mehr für ein Ν, also ἔχω.

Der Künstler ist demnach nicht Lysippos der Alte, sondern der Junge, der Neue. Die Schrift wird durch die jetzt voll zu übersehende Entwicklung der koischen Steinschrift etwa in die letzten Jahrzehnte des 3. Jahrh. v. Chr. datiert. Eine Gleichsetzung unseres Knäbleins mit dem ἱεροποιός Τιμόξενος Τιμοξένου auf einer Weihinschrift an Asklepios und Hygieia im Demos Isthmos bei Paton-Hicks, Inscr. of Cos Nr. 406, auf die auch Beazley und Gow hinweisen, ist nicht mit Sicherheit möglich, da der Stein verloren ist.

bedeutung gegeben hatte. Als νέος schied er sich bescheiden und doch stolz von seinem Paten.

Ist es nun auch nichts mit dem großen Künstlernamen, so trägt das Epigramm doch zur Klärung einer anderen Frage bei, die seit Svoronos' phantasievollen Ausführungen in der 'Εφημ. 'Αρχ. 1909, 138—78, 1917, 78—93, 'Εθν. Μουσείου 294—324 zur Diskussion steht. Svoronos sah in den vielen Kinderstatuen, die hauptsächlich in Asklepiosheiligtümern gefunden werden, keine Weihungen menschlicher Kinder an den Gott, sondern Darstellungen göttlicher Kinder aus der Familie des Asklepios. Diese Auffassung wird mit Recht zurückgewiesen durch A. W. Lawrence im Annual of the British School at Athens XXVII, 115—123. Beide ziehen dabei das Kind mit der Fuchsgans heran, das Herondas IV, 30—34 im Asklepieion von Kos beschreibt, in dem Svoronos einen nur durch ein Scholion zu Aristoph. Plut. 701 bekannten Asklepiossohn Ianiskos findet, während Lawrence

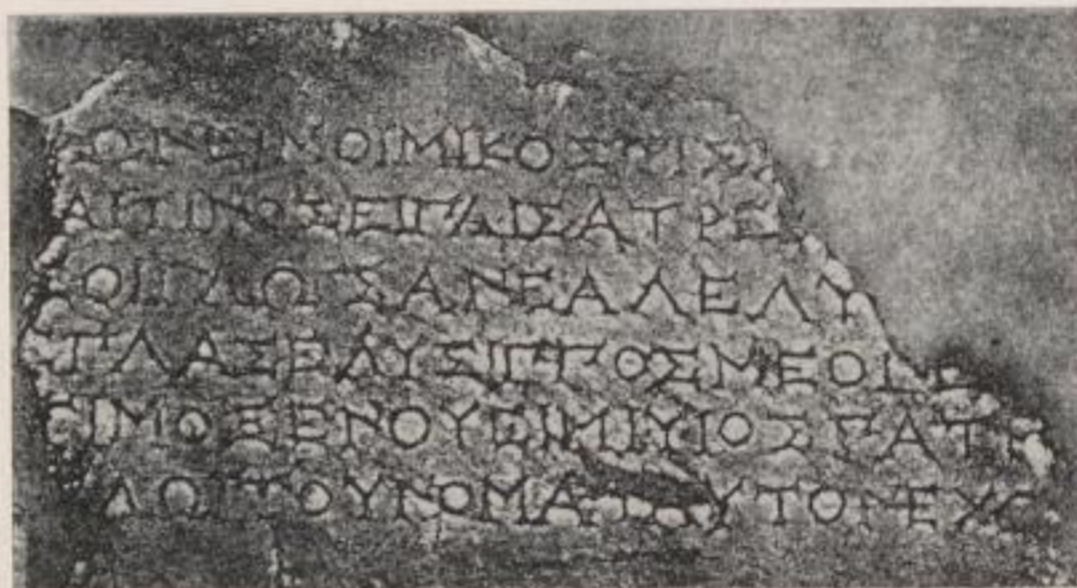


Abb. 1.

Von einem Bildhauer Lysippos II. um 220—200 v. Chr. glaubte Sotiriadis, 'Αρχ. Δελτίον I, 1915, S. 55, Nr. 33, εικ. 3 die Signatur auf einer Ehrenstatuenbasis in Thermon gefunden zu haben, aber Rhomaios ebenda S. 284, Pomtow, Arch. Jahrb. 32, 133 ff. und Lippold bei Pauly-Wissowa XIV, 57, Nr. 43 wollen nach den Buchstabenformen die Signatur von der Ehreninschrift trennen, ins IV. Jahrh. setzen und dem berühmten Lysippos vindizieren. Die Entscheidung ist nicht sicher, da auch Pomtows Datierung der Ehreninschrift, deren Buchstaben sich nicht viel von der Signatur unterscheiden, von anderen herabgesetzt wird. Ein weiterer Λύσιππος Λυσίππου Ἡρακλείου, der in Delos am Anfang des I. Jahrh. v. Chr. arbeitete (Lippold bei Pauly-Wissowa XIV, 64, Nr. 8), kommt als zu spät für das koische Werk nicht in Betracht. Aber für einen so bescheidenen Auftrag war gar kein auswärtiger Künstler nötig. Gehörte er aber zu einer koischen Künstlerfamilie, so ist es nicht auffallend, daß ihm sein Vater den berühmten Namen als gute Vor-

es richtig als votive portrait auffaßt. Nur hätte er nicht die braven Frauen, die sich die Bildwerke anschauen und mit ihren Männern und Kindern wiederkommen wollen, mitsamt ihrer Bekannten Batale zu Hetären machen und das Kind mit der Fuchsgans dem Boëthos zuteilen dürfen, der durch seine erhaltenen Signaturen ins erste Drittel des 2. Jahrh., also etwa 100 Jahre nach Herondas datiert wird. Er wäre davor bewahrt worden, wenn er meine Abhandlung „Das Kind mit der Fuchsgans“, Jahresh. d. öst. Arch. Inst. VI, 1903, 215 ff. (vgl. Crusius-Herzog, Die Mimiamben des Herondas (1926), Tafel IX und S. 201 f.) gelesen hätte.

Das Kind mit der Fuchsgans ist bei den Ausgrabungen auf Kos zwar nicht gefunden worden, aber ein fein modellierter rechter Fuß eines stehenden Kindes hellenistischer Arbeit mit dem Rest der Einsatzplatte (nicht zu unserer Basis passend) und 2 Weihinschriften auf Basen für Kinderstatuen, 1. aus dem Anfang des III. Jahrh. mit Eintiefung

für die Einsatzplatte; Breite 28,8 cm, Tiefe erhalten 13 cm, Höhe 7 cm. Ἀσκληπιῶι | Ἀρχίδαμος Κνίδιος | ὑπὲρ τοῦ ἑοῦ Συμμάχου. 2. Breite 46—48 cm, Tiefe 29 cm, Höhe 66 cm, also für ein etwas größeres Werk, um 200 v. Chr. Εὐτυχίδας Κύρο[υ] | Νικησίππη Κρατί[ου] | Κύρον τὸν υἱὸν θεο[ῖς].

Für diese koischen Bildwerke ist also die Weihung der Statuen von Kindern durch ihre Eltern, die sie damit in den Schutz der Heilgötter stellen, erwiesen und wird wohl in der Hauptsache auch für die übrigen gelten. Die von mir „Koische Forschungen und Funde“ (1899), S. 131 f., besprochenen Epigramme eines Arztes Nikomedes auf einen Ἀσκληπιὸς παῖς sind im Hof des Palazzo Falconieri in Rom wiedergefunden und von Maiuri, Rendic. della R. Acc. dei Lincei, Sc. mor. 1912, 236 ff., neu herausgegeben worden. (Meine irrige Kombination des Kindes mit der Fuchsgans mit Boëthos, a. a. O., S. 132, lag vor den Ausgrabungen in Kos und vor Bekanntwerden der Künstlerinschrift des Boëthos in Lindos.)

Zur Altersangabe für unser Kind Timoxenos, εἴ σοι γλώσσα νέα λέλυται verweisen Beazley und Gow auf Theognis 178, γλώσσα δὲ οἱ δέδεται und Ev. Marc. 7, 35 ἐλύθη ὁ δεσμός τῆς γλώσσης

αὐτοῦ. Für die Sache liegen näher die etwas dunkeln Sätze in einer Schrift der koischen Ärzteschule nach Hippokrates, Epidem. II, 6, 4 (V p. 134 L.): παιδίον τρέφεται ἐβδόμῳ μηνὶ ἢ ἐνάτῳ ἢ δεκάτῳ καὶ (nach Kalbfleisch Parataxe statt Hypotaxe „wenn — dann“) ἴσταται τῇ φωνῇ καὶ ἰσχύς ἔπεται καὶ τῶν χειρῶν κρατεῖ τῆς φωνῆς λυομένης πάντα λύεται, ἢ γὰρ λύσις τῇ φθέρξει ὁμοίη. Λύεται δὲ ἐν γονίμῃ. Daß in unserem Epigramm ein medizinischer Fachausdruck anklingt, ist nicht verwunderlich, denn das Kind entstammt einer Ärztesfamilie. In der ersten Hälfte des 3. Jahrh. wird ein koischer Arzt Ξενότιμος Τιμοξένου geehrt, Paton-Hicks, Nr. 5 = Sylloge³ 943. Das Kind könnte sein Urenkel sein. Der Wunschname „in der Fremde geehrt“ zeigt, wie die Ärztenamen Ξενόκριτος und Ξενοφῶν, den Stolz der koischen Ärzte auf ihren hohen Ruf im Ausland, der sich in ihren vielen Berufungen nach auswärts zu allen Zeiten ausdrückt. Die Stellung des Kindes in den Schutz des Heilgottes und Ahnherrn der Asklepiaden zeugt auch für die enge Beziehung der Ärzteschule zum Asklepieion, in dem ihre Ehrendekrete aufgestellt wurden, ganz im Gegensatz zu dem ärztesfeindlichen Epidauros.

BARDITUS (TAC. GERM. CAP. 3)

VON HEINRICH KLENK, MAINZ

Bei der Vorlage dieses Beitrages bin ich mir bewußt, nichts wesentlich Neues bringen zu können. Vielmehr war der Wunsch maßgebend, den Abschnitt über den *barditus* aus einer von W. Reeb † fast druckfertig hinterlassenen Germaniaausgabe¹ mit den Ergebnissen neuerer Veröffentlichungen in Einklang zu bringen.

An Stelle des einhellig überlieferten *sunt illis haec quoque carmina* hat Reeb nach dem Vorgang Schwyzers² abweichend von der seither in seinen Ausgaben vertretenen Ansicht³ die Konjektur Fr. Hertleins *illius* übernommen. Er will dadurch noch eine engere Verknüpfung dieses Sätzchens mit dem Vorausgegangenen erzielen, ohne das *haec* dafür in Anspruch nehmen zu müssen⁴ und will doch E. Nordens Excursstheorie überwinden⁵. Er muß aber dann erläutern: „auf Herakles gehen auch folgende Lieder“.

Daß diese Einengung hinsichtlich des Inhaltes des *barditus*, zu der auch Sternkopfs Erklärung der Stelle ohne die Konjektur führen kann, bedenklich ist, soll im folgenden zusammenfassend gezeigt werden⁶.

Die *carmina*, quorum relatu, quem *barditum* vocant, werden von F. Fehrle⁷ als „Gesang, Lieder“, von E. Norden bald als „Kriegsgesang“ (S. 44), bald als „Schildgesang“ (S. 115), bald als „Schlachtgeschrei“ (S. 118) bezeichnet. W. Capelle schafft hier eindeutige Klarheit, indem er darunter ein „kurzes markerschütterndes Kriegsgeschrei“ (Arch.S.204) verstanden wissen will, weil sowohl die spätere Gleichsetzung mit *barritus*-Gebrüll als auch der Zeitpunkt, wo dieser *barditus* nach Vegetius (s. u.) angestimmt werden soll, dagegen sprechen, hier an längere, sinnvolle Lieder zu denken⁸.

Für die Auffassung als „Feldgeschrei“ — sei es nun unserem „Hurra“ ähnlich, oder sei es eine rhythmische, aber sinnlose Silbenzusammenstellung (wie heute etwa: zicke, zacke, zicke, zacke, hoi, hoi, hoi!) oder eine kurze rhythmische Wortgruppe gewesen — kann noch folgendes sprechen:

Tacitus hat als einziger antiker Schriftsteller die Form *bar-d-itus*. Die Forscher, die die Formrichtigkeit, wie zuletzt wieder Schwyzer und Capelle, bezweifeln und dafür *bar-r-itus* lesen oder lesen möchten, denken dabei immer nur an eine äußere Verderbnis, die die ganze Germaniaüberlieferung überwuchere.

Die Bemerkung Nordens (Germ.S.117), „daß ein antiker Berichterstatter über beide Völker (Germanen und Kelten) gar nicht umhin konnte, diese beiden Worte (*barditus* und *Barden*) in Verbindung zu bringen“ und eine andere Capelles (S. 208): „war vom *Barditus* gar nicht die Rede, dessen Bedeutung als ‚Orakel‘ eben nur subjektive Ausdeutung des Livius [als Quelle] (bzw. des Tacitus selbst) ist“, regten mich zu folgender Überlegung an: Was gewinnt Tacitus für den Aufbau des 3. Kap., wenn er absichtlich jene von Müllenhoff mit Recht als *opinio inepta* verurteilte Beziehung auf die keltischen *Barden* durch Angleichung der *vox barbara* vorgenommen hat? — Tacitus kann seinen Leser von den Liedern auf Herakles zu *carmina* führen, deren angebliche Namensform an die bekannten keltischen Sänger und Priester erinnern soll. Daran schließt sich der Bericht über das *augurari* aus diesen *carmina*, d. h. das dritte Kapitel ist für ihn nach demselben „Assoziations- und Stichwortprinzip“⁹ aufgebaut, wie etwa Kapitel 8 (Ende) von der Prophetengabe der Frauen zum Religionswesen in Kapitel 9 übergeleitet wird. Diese Auffassung erscheint geeignet, die immer und immer wieder gerügte Uneinheitlichkeit im Aufbau des 3. Kapitels zu erklären und für Tacitus zu beseitigen. — War aber Tacitus seiner Sache sicher, daß die Auffassung von dem germanischen Kriegsbrauch, die er in seinen Lesern hervorrufen wollte, mit den tatsächlichen Verhältnissen übereinstimmte? Den Verdacht einer Verschleierung, wenn nicht Irreführung, erweckt der Umstand, daß er dieses „Feldgeschrei“ mit Wörtern schildert, die wie *carmina*¹⁰, *cantu*, *voces*, *vox*, *concentus* ebensogut auf wirkliche „Lieder“, wie auf den „rhythmischen Ruf“ eines Feldgeschreis bezogen werden können. Auch das *auguratur* gehört zu diesen doppeldeutigen Wörtern. Während der Leser unbefangen an die feierliche Handlung denkt, die ein Priester anstellt, um den Ausgang des Kampfes prophezeien zu können, und auf diese Weise das mantische Motiv, das in der ethnographischen Literatur eine große Rolle spielte (Norden, Urgeschichte, S. 117), zur Geltung kommt, kann es sich den äußeren Umständen nach gar nicht darum handeln. Ebenso wenig wie nach Capelle (S. 204) Zeit war, beim Vorstürmen „Lieder“ anzustimmen, war da der rechte Augenblick, die priesterliche Handlung des

augurari vorzunehmen. Vielmehr ging es jedem einzelnen Kämpfer, wie heute noch unseren Sportsleuten, daß sie, ohne es zu merken, beim Vorstürmen in Schwung gebracht wurden unter dem berausenden Eindruck der aufreizenden und anfeuernden Rufe um sie herum; unbewußt „zieht jeder seine Schlüsse“ auf die Durchschlagskraft der eigenen Partei. Diese abgegriffene Bedeutung des augurari paßt zu der anderen Auffassung unserer Stelle.

Zusammenfassend wäre also zu sagen: Tacitus will aus seinen Ausführungen über den *bar-d-itus* mehr herausgelesen haben, als den wirklichen Verhältnissen entsprochen hat. Hierher gehört auch seine *interpretatio* einer *vox barbara* mit *bar-d-itus*, die damit neben den *bar-r-itus* der anderen Schriftsteller tritt und nicht geändert werden darf. Ebenso steht es mit *illis*. Die Konjektur *illius* entfernt uns noch mehr von der Wirklichkeit und ist daher abzulehnen. Was als Tatsache übrig bleibt, zeige die folgende Übersetzung: „sie haben auch folgende Rufe rhythmischen Charakters, aus deren Vortrag, den sie *bar-d-itus* nennen, sie ihren Mut entflammen, und auf den Ausgang des werdenden Kampfes schließen sie gerade aus dem Klang: je nachdem es in der Schlachtreihe dröhnte, verbreiten sie Schrecken oder geraten selbst in Furcht, und jenes scheinen nicht so sehr Worte als der Zusammenklang heldischen Geistes zu sein.“ Gerade der letzte Passus rechtfertigt die Auffassung des Ganzen als „Feldgeschrei“!

Daß damit auch der Erklärung der übrigen Schriftstellernachrichten genügt wird, zeige die folgende Stellenübersicht:¹¹

1. „Geschrei“:

Schol. Theb. 4, 394 *ululatum: quod Amazones cum finitimis bellare dicuntur quorum ululatus barritus, id est barbarus ritus; Festus (Lindsay 28): barbaricum appellatur clamor exercitus, videlicet quod eo genere barbari utuntur.*

2. Das „Feldgeschrei“ wird unmittelbar vor dem Zusammenprall angestimmt: *Veget. de. re mil. 3, 18: clamor, quem barritum vocant, prius non debet attolli, quam acies utraque se iunxerit; imperitorum et ignavorum est vociferari de longe, cum hostes magis terreantur, si cum telorum ictu, clamoris terror accesserit. — Amm. 21, 13, 15: nec barritus sonum perferant primum. Amm. 16, 12, 43, s. u. No. 3!*

3. Das Auf- und Abwogen des „Feldgeschreis“ schreckt nicht nur die Feinde, sondern es erweckt Begeisterung in den eigenen Reihen: *Amm. 31, 7, 11: gressu steterunt immobili; et Romani*

— *germ. Hilfstruppen — quidem voce undique Martia concinentes a minore solita ad maiorem protolli, quam gentilitate — in der Barbarensprache — appellant barritum, vires validas erigebant; barbari — die Westgoten — vero maiorum laudes clamoribus stridebant inconditis interque varios sermonis dissoni strepitus leviora proelia temptabantur .. Amm. 16, 12, 43: Cornuti ac Brachiati usu proeliorum diuturno firmati eos — die Alamannen — iam gestu terrentes barritum ciere vel maximum, qui clamor ipso fervore certaminum a tenui susurro exoriens paulatimque adolescens ritu tollitur fluctuum cautibus illisorum.*

4. Dieses Feldgeschrei „geleitet aber auch den Feldherrn ins Lager zurück: *Amm. 26, 7, 17: terrifico fremitu, quem barbari dicunt barritum, imperatorem reduxerunt ad castra.*

5. Über den Wortlaut des Feldgeschreis ist nichts Zuverlässiges überliefert. Die eben angeführte Stelle *Amm. 31, 7, 11* zeigt, daß entsprechend unserer Auffassung der Germaniastelle dem *bar-ritus* die *laudes maiorum*, also Lieder, gegenüberstehen. Die Worte *voce Martia concinentes* erinnern an *tam voces illae quam virtutis concentus*. Übertragen wir die dort angenommene Mehrdeutigkeit auf diese Stelle, so lautet sie „die Römer, die mit einem Wort, das auf Mars (oder auf den Krieg) Bezug nimmt, alle zusammen rufen“. Daß solche Einzelworte als Feldgeschrei üblich waren, bezeugt *Plut. Marius 19, 4*, wo es von den Ambronon heißt, daß sie ihren Volksnamen als Feldgeschrei benutzten.

Ein Beispiel für eine kurze rhythmische Wortfolge als „Feldgeschrei“ zitiert *A. Heusler (Hoops, Reallex. I, 449)* aus der nord. *Olaf s. helga 1849, c 92: knýiüm, knýiüm / kónnungs' lídhàr / hárdhlà, hárdhlà / bóanda ménn / „laßt uns pressen, laßt uns pressen, ihr Königsmannen, hart, hart, die Bauern!“* Ein Text in ähnlicher Form, wird aber *Hkr. 2, 487* von dem vorangehenden „herop“ unterschieden.

Anmerkungen:

¹ Erscheint demnächst bei Teubner mit Beiträgen von *Alphons Dopsch, Hans Reis und Karl Schumacher.*

² *E. Schwyzer, Tacitus' Germania, Halle a. d. Saale, 1923.*

³ 1927, 4. Auflage seiner Teubnerschen Schulausgabe *illis!*

⁴ Vielmehr führt *R.* zum Beweis, daß *haec* auf das folgende verweisen kann, *Tac. Hist. 1, 30, 8 an: haec principatus praemia putat, quorum libido penes ipsum sit.* Damit widerlegt er

W. Sternkopf, Heldenlieder und Schildgesang, Hermes 59, 1924, 232 ff. und H. Drexler, Bericht über Tac. f. d. Jahre 1913/27 im Jahresbericht über die Fortschritte d. klass. Altertumsw. Suppl. 224, 1929, 384 ff. (nach R.'s Tod erschienen).

⁵ E. Norden, die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania, 1923, S. 180 ff. — Germ.

⁶ Vgl. W. Capelle, zu Tac. Archäologien, Philologus 84, N. F. 38, 1929, 201 ff. = Arch.

⁷ P. Cornelius Tacitus Germania, herausgeg., erläutert, übersetzt und mit Bemerkungen versehen v. E. Fehrle, München 1929. Auch diese Ausgabe hat wieder illis und trennt S. 62 diese carmina von denen auf Herakles!

⁸ A. Heussler, Hoops Reallexicon, I, S. 449, lehnt dies hurraähnliche Geschrei ab und möchte lieber ein kurzes, sinnvolles Feldgeschrei metrischen Taktes annehmen

(Beispiele s. u.); Schwyzer denkt durch seine Bezugnahme auf Herakles bewogen an ein rhythmisches Feldgeschrei im Sinne der mittelalterlichen, wobei aber die Verwendung des Wortes „Schildgesang“ etwas verwirrt!

⁹ E. Norden, Germ. S. 460/461.

¹⁰ E. Norden, die antike Kunstprosa etc., Leipzig-Berlin, 1902, 160/161: *carmen* ist jeder laut hergesagte feierliche Spruch, etc. . . .

¹¹ Vielleicht könnte auch von germanistischer Seite eine Bestätigung der Auffassung als „Feldgeschrei“ kommen, wenn sich erweisen ließe, daß in dem Wort *bar-d/r-itus* eine Wurzel mit der Bedeutung „schreien“ steckt. Andeutungen in dieser Richtung geben das Grimmsche Wörterbuch s. v. „bar“, vgl. hierzu auch s. v. „bärpfeife“, und Du Cange und Forcellini s. v. „barritus“.

DER KELTISCHE SCHLÜSSEL UND DER SCHLÜSSEL DER PENELOPE, EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES ANTIKEN VERSCHLUSSES

VON HEINRICH JACOBI, HOMBURG V. D. H.

Im 6. Abschnitt seines im Jahre 1897 erschienenen Saalburgwerkes hat L. Jacobi auf Grund der zahlreichen Saalburgfunde die römischen Schlösser und Schlüssel zum ersten Male von der praktischen Seite aus eingehend behandelt¹. Die seinen Ausführungen beigegebenen Abbildungen Fig. 73—76 geben zusammenfassend die von ihm in langjährigem Studium an Modellen erprobten Rekonstruktionsversuche der zur Limeszeit gebräuchlichsten Schloßsysteme. Ihren eigentlichen Wert haben aber diese Ergebnisse erst später dadurch erhalten, daß beim Wiederaufbau des Kastells die rekonstruierten Schlösser an den Türen selbst angebracht wurden und so im Laufe der Jahre auf ihre praktische Verwendbarkeit geprüft werden konnten. Daß sich hierbei unter dem Zwange der Wirklichkeit und des Materials mancherlei Modifikationen ergeben mußten, war zu erwarten, — Modell bleibt eben immer Modell — aber im Prinzip haben sich die Jacobischen Rekonstruktionen des Schiebe- und Drehschlusses als durchaus richtig erwiesen.

Die große Zahl immer wieder auftauchender, bisher nicht bekannter Schlüsselformen, neue Abhandlungen² und fortgesetzte Anfragen, auch über eine mögliche Nutzenanwendung römischer Schlösser in unserer Zeit, haben mich indessen immer wieder von selbst zum Studium der alten Schloßsysteme zurückgeführt. Dadurch ist das Material derartig angewachsen, daß es, besonders wenn es, was unerläßlich ist, zu den nicht-römischen Schlössern in Vergleich gestellt wird, nur in einer umfassenden Veröffentlichung behandelt werden könnte³. Da nun eine solche aus verschiedenen Gründen vorläufig unterbleiben muß, soll hier einstweilen nur ein kleiner, aber besonders wichtiger Abschnitt über einen sehr alten, jetzt erst verstandenen Schloßmechanismus kurz vorweggenommen werden, der auch vor allem dazu anregen soll, die Museen auf bisher nicht erkannte Überreste von Schlössern durchzusehen. Handelt es sich doch hierbei nicht so sehr um eine rein technische Angelegenheit, als bei dem massenhaften Vorkommen von Schlüsseln in fast allen Grabungen und bei der Bedeutung der Schloßsysteme für die materielle Kultur aller Zeiten um eine eminent wichtige archäologische Frage, die trotz einer bereits existierenden reichen Spezialliteratur Hand in Hand mit praktischen Versuchen erneut eines eingehenden Studiums bedarf.

Zum besseren Verständnis halte ich es aber für nötig, wenigstens eine kurze Besprechung der heute bekannten Hauptschloßsysteme, so wie sie sich nach dem Stand der Forschung jetzt herausstellen, vorzuschicken. Zur Erläuterung diene die hier (Textabb. 1) wiederholte Zusammenstellung aus meinem Saalburgführer XII, Abb. 63.

1. Das einfache hölzerne Schiebeschloß (Jac. Slbg. Fig. 73, Nr. 29—39 und Textabb. 1, 2, das früher nur durch vereinzelte Schlüssel aus Horn, Bein und Holz (Beispiele von der Saalburg, Zugmantel, Niederbieber, Mainz, Straßburg, Vindonissa, Ägypten u. a.) belegt war, dessen „Eingerichte“ oder „Gewirre“ bisher aber nur aus relikten Beispielen erschlossen werden konnte. Jetzt ist sein Mechanismus vollständig gesichert durch einen eichenen Schloßkasten für einen zweizinkigen Schlüssel aus Brunnen Nr. 76 von der Saalburg (Zeit: Trajan-Hadrian)^{3a} und zwei vollständige Schlösser aus Oberaden (Museum Dortmund) aus augusteischer Zeit. Konstruktion: von zwei Bügeln oder Klammern gehaltener, eingekerbter, am Ende gegen Herausgleiten verstärkter, manchmal auch etwas konischer Riegel aus sehr hartem Holz⁴ mit mehreren von oben einfallenden Sperrklötzchen oder Fallbolzen, Fallriegel, Schließbolzen (= *pessuli*, *πάσσαλοι*, *βάλανοι*⁵) in Form eines Doppelhakens in beliebiger Zahl. Der säge- oder kammförmige Schlüssel (Sperrhaken, Zapfenfänger, Riegelheber = *βαλανάγρα*) dient zum Heben der Fallklötzchen aus den Riegeleinschnitten, indem er mit seinen Zähnen (*dentes*, *τομφοί*, daher *clavis dentata*) von unten in die Haken eingreift (Apuleius, Met.: *subdita clavi pessulos reducere* und *clave pessulis subiecta*). Er ist aus Horn, Bein oder Naturholz geschnitzt, solche aus Metall wie der von Kingsholm (J. Ward, Roman Era, Fig. 66, D) sind wohl spätere Nachbildungen⁶. Am Ende hat der Schlüssel ein Loch oder eine Öse zum Aufhängen, ein Charakteristikum, das den Schlüssel aller Zeiten kennzeichnet⁷. Das Ganze steckte wie die Schildkröte in einem Schloßkasten aus Brettern oder einem ausgestemmt Holzklötz, daher auch „Klotzschloß“ (*βαλανοδόκη*, *χελώνιον*), die außen oft gegen Zerreißen mit Eisen beschlagen, nicht selten aber auch wie alle Holzschlösser reich verziert sind⁸.

Charakteristisch für diesen Schloßtypus ist, daß der Schlüssel parallel und dicht an der Tür entlang geführt werden muß, was aber seine Hand-

habung erschwert. Ältere Beispiele aus Ägypten zeigen deshalb schon insofern eine Verbesserung, als der Schlüssel gebogen oder geknickt ist und in den hohlen Riegel selbst verlegt wird, so daß im Gegensatz zum vorigen beim Öffnen nur eine Hand nötig ist (Jac. Slbg., Fig. 73, Nr. 34—39, Liger I, Fig. 111—114; Pitt-Riv., Taf. II, 10—14 aus Ägypten und Indien und Luschan von Assuan: Schlösser mit Fallriegel, Abb. 4—7 und 14). Bei solchen Schlössern sind auch statt der Zähne oder Zacken einzelne Holz- oder Metallstifte, manchmal in mehreren Reihen, künstlich eingesetzt. Sie waren leicht zu reparieren und konnten jederzeit ersetzt werden. Der Riegel selbst schließt in einen Bügel auf dem Türpfosten. Hierzu brauchte man keinen Riemen und das Schloß konnte nur von einer Seite geschlossen werden.

Das Urbild des Holzschlosses ist ein einfacher Riegel, als Überrest des großen Türriegels, der nur von einem losen, beweglichen Holzstift gehalten war, wie er bis heute noch in Afrika vorkommt. (Pitt-Riv., Taf. I, 1—8). Solche primitiven Schlösser haben oft überhaupt keinen Schlüssel, sondern der einzige Stift oder Bolzen wird mit dem Finger von unten in den Riegel gedrückt. Beispiele u. a. an Stalltüren aus Bayern oder dem Ostseebad Horst. Allmählich wurde der Verschuß zunächst durch Vermehrung der Zähne kompliziert und dann gegen Eingriff durch Unbefugte von einem Schloßkasten⁹ überdeckt. Erhaltene Beispiele zeigen, wie man allmählich die Pessuli auch ungleich aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt oder durch Spalten des Schlüsselgriffes doppelreihig gemacht hat, u. a. m., um auf jede Weise den Mechanismus verwickelter zu gestalten. Von Variationen seien nur zwei erwähnt. Ein Schloß aus Litauen, bei welchem nur ein bügelartiger Pessulus durch einen senkrecht von unten stoßenden Holzschlüssel mit Bart aus dem Schlitz des Bügels gehoben wird (Bielenstein, Abb. 34, 35), und ein im Elsaß seit dem Mittelalter weit verbreiteter Typus, bei welchem der dicht an der Tür liegende Schlüssel nicht gehoben, sondern horizontal gedreht wird. Sein Schaft hat dünne eiserne Stifte, welche die Fallklötzchen durch Drehen heben (Walloth, Bauernhäuser aus Oberelsaß, Denkmalpflege 1895—1907). Dieses „Dreh-schiebeschloß“, wie es ähnlich Cohausen, a. a. O., Taf. X, 1, auch von einem Szekler Haus und Dillinger, S. 53, Nr. 18, aus Kärnten erwähnt, hat aber mit dem wirklichen Drehschloß nichts zu tun, dessen Schlüssel stets senkrecht zum Schloß eingesteckt wird. Allgemein blieb aber für alle Fallriegelschlösser die Regel, daß der Schlüssel s ä m t l i c h e Stifte gemeinsam heben mußte, um alle Hemmungen gleichzeitig zu überwinden; versagt nur eine von diesen, dann geht das ganze Schloß nicht.

Holzschlösser waren Hausarbeit und keine eiförmige Fabrikware — hier hat sich jeder Haus-

besitzer sein Schloß und Schlüssel nach seinem Gutdünken und Bedarf, möglichst aus dem harten Holz seiner selbstgezogenen Obstbäume, eigenhändig geschnitten und dabei immer wieder versucht, neue Tricks und versteckte Spitzfindigkeiten anzubringen, um dem bösen Nachbar das Öffnen ganz unmöglich zu machen oder wenigstens zu erschweren¹⁰. Daher bei stets gleichem Prinzip die mannigfachsten Spielarten bis auf den heutigen Tag, von denen allerdings manche Einzelheiten durch eine lange Überlieferung aus sehr früher Zeit festgehalten sein mögen; deshalb bleibt auch zur Erkenntnis der altertümlichen Formen ihr Studium unerlässlich¹¹.

Dieses Fallriegelschloß war zu allen Zeiten in der ganzen Welt weitverbreitet und Gemeingut fast aller Völker. Neben den bereits bei Jac. Slbg. genannten Vorkommen in Hessen, Franken, Thüringen, Bayern, den Donau- und Alpenländern kommen vor allem die Balkanländer, Polen, Galizien, Armenien, Finnland, Lappland und Litauen, dazu das Land der Huzulen in Frage, wo der Hausrat heute noch zum größten Teil aus Holz besteht. Aus Asien und dem tropischen Afrika hat Luschan eine große Zahl mitgeteilt, nach Amerika sollen sie durch die Neger vermittelt sein¹². Wenn Luschan recht gesehen hat, wird der gezahnte Balanosheber schon auf assyrischen Siegelzylindern aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend als Symbol in der Hand des Sonnengottes dargestellt (Luschan, Zeitschr. f. Ethnol. 48, Abb. 16—19). Er hält aber trotzdem den Türverschuß mit Fallriegel für eine uralte ägyptische Konstruktion, obgleich er sich bisher in Ägypten nicht weiter als bis zum 15. Jahrh. v. Chr. verfolgen läßt¹³.

Ob nun Luschan's Ansicht, daß das System von hier aus zunächst durch die Araber nach Europa und dort über Griechenland nach Rom und später an den Rhein gekommen sei, richtig ist, scheint sehr fraglich. Viel eher dürfte es gerade bei seiner einfachen Konstruktion und allorts anstehendem, von jedem leicht zu bearbeitenden Material überall bodenständig sein und sich ohne äußere Einflüsse automatisch am Ort entwickelt haben. Daß hierzu mit der Zeit allerlei Feinheiten von anderswoher übertragen wurden, hat mit dem Prinzip selbst nichts zu tun. Deshalb hat dieses „Allerweltsschloß“ heute noch nach vielen Tausenden von Jahren die Urform allenthalben treu bewahrt. Sein gleichzeitiges Vorkommen an den entlegensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten bleibt aber einstweilen ein schwer zu lösendes Problem, und man darf jedenfalls auch den anderen möglichen Ausgangspunkt aus dem Kulturkreis der Germanen nicht von vornherein ausschließen. Interessant ist, daß noch in unserer Zeit einmal ein Baurat Kuhlow ernstlich den Vorschlag gemacht hat (Centralblatt der Bauverwaltung, 1921, Nr. 42, S. 262), mit Rücksicht auf die

hohen Preise moderner eiserner Schlösser und ihre geringe Haltbarkeit im Freien oder in feuchten Ställen sich wieder den Holzschlössern zuzuwenden, wie das bereits beim Neubau des Gestüts Alefelde geschehen sei.

2. Eine Verbesserung dieses einfachen Mechanismus bedeutet das Holzriegelschloß mit dem T- oder Ankerschlüssel (Jac. Slbg., Fig. 74, Nr. 1—3, 13—15 und **Textabb. 1**). Dieses Schloß bezeichnet bereits einen großen Fortschritt, denn es besitzt schon einen eisernen, also unzerbrechlichen Schlüssel, der auch wie die modernen senkrecht zur Tür eingeführt wird. Er besteht aus

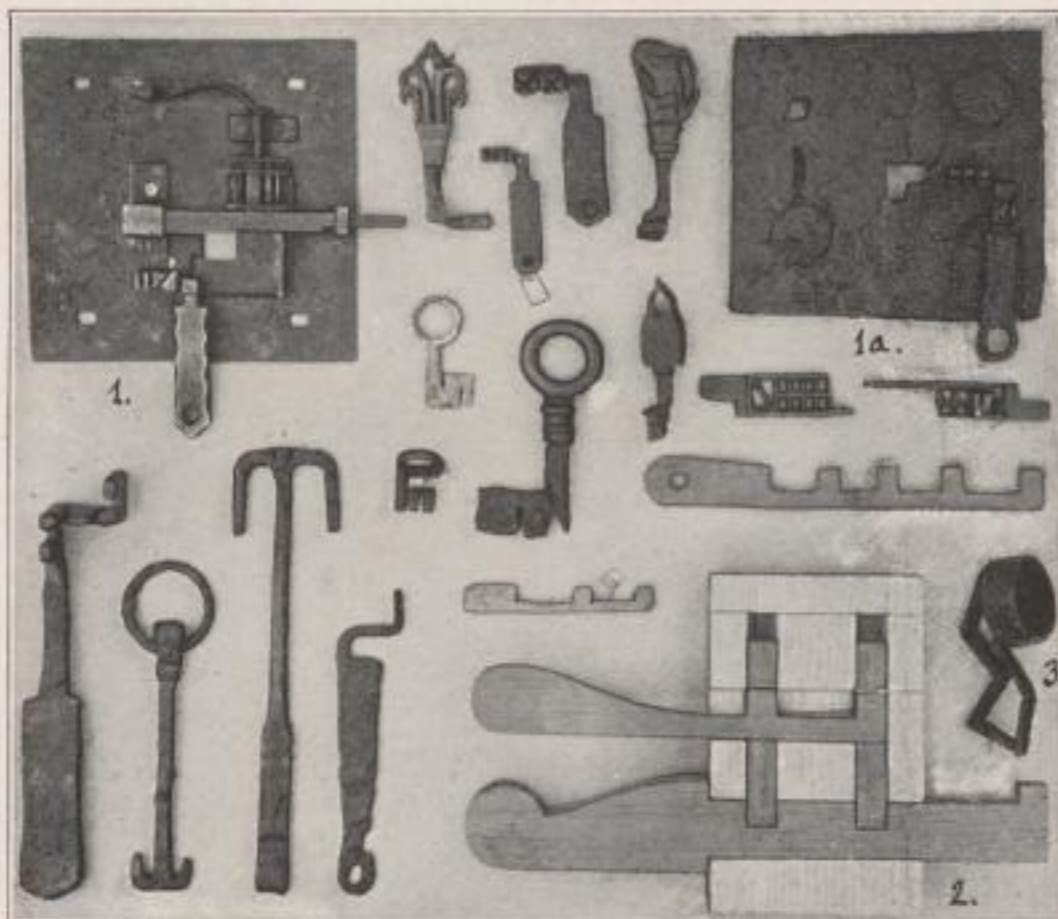


Abb. 1: Die wichtigsten römischen Schloßsysteme.
(Nach H. Jacobi, Saalburg, Abb. 63.)

Rundeisen mit flachgehämmertem Griff zum Auflegen des Daumens und einem Aufhängerring. Die beiden Zinken sind entweder symmetrisch angeordnet oder einseitig (zwei oder drei), oft auch ungleichmäßig gebogen; sein Urbild ist ein ganz einfacher Haken. Beispiele von Saalburg und Zugmantel in den verschiedenen Saalburg-Jahrbüchern, bei Pitt-Riv. Taf. IV, 1c—20c, und Liger II, Taf. 44. Das größte mir bekannte Exemplar ist der Schlüssel vom südlichen Tor des Zugmantelkastells (ORL. 8, Taf. XV, 37); er ist 33 cm lang und hat 10 cm lange Zinken, ein Zeichen, daß diese durch einen dicken Klotz gesteckt werden mußten.

Die ältere Rekonstruktion des zugehörigen Schloßsystems gibt Jac. Slbg., Fig. 74, Nr. 1—3. Sie stützt sich auf die Angaben in der griechischen Doktordissertation des Joh. Protodikos von der Insel Paros „de aedibus homericis“ 1890, der hier ein Schloß sehr genau beschreibt, das in seiner

Heimat noch fortlebt und anscheinend in der Abgeschlossenheit vom Weltverkehr eine uralte Tradition mit großer Treue bewahrt hat. Er betont besonders den starken schildkrötenförmigen Schloßkasten (κοίλη σκαφίω ἢ χελώνης ὀστράκω παρόμοιον), der aber zum sicheren Abgleiten des Schlüssels besser konkav (Jac. Slbg., Fig. 74, 1—3) und nicht konvex wie bei Diels, Parm., Fig. 21, hergestellt wird. Der in dem Schloßkasten bis zum Riegel vordringende Schlüssel hebt dort Fallklötzchen, während der Riegel selbst mit der anderen Hand oder einem Riemen gezogen werden muß. Die früher gewählte Bezeichnung „parischer“ Schlüssel nach dem zufälligen Fundort dieses Schlosses in Paros ist irreführend, da der Typ sicher noch an anderen Stellen des Mittelmeeres vorgekommen sein wird.

Ein gleiches Beispiel von einer ganz entgegengesetzten Stelle stammt aus Ostpreußen (13. Jahrh.), das Mielke in der „Denkmalpflege“, 1902, Abb. 4 (nach ihm Walloth daselbst 1907) veröffentlicht hat. Während aber in Paros der Schloßkasten aus einem Holzklötz nach dem Bilde der heimischen Schildkröte gemacht wurde, ist er hier aus Brettern zusammengesetzt mit glatter Vorderwand. Daß der zugehörige Schlüssel aus einem einzigen starken Draht gebogen ist, zeigt seine moderne Abstammung. In China ist dieses System heute noch im Gebrauch, und zwar mit zwei Sperrklötzchen (Pitt-Riv., Taf. X, Fig. 117 bis 121, mit einem zweiten Verschuß durch einen Drehschlüssel). Auch hier ist eine alte Tradition fortgesetzt.

Eine einfachere und vielleicht im Westen und den Ländern nördlich der Alpen gebräuchlichere, früher nicht erkannte Anwendung des T-Schlüssels zeigt

ein anderes Schloßsystem, das eigentlich nicht hierher gehört, da es keine Fallriegel hat, aber des Schlüssels wegen hier genannt werden soll. Bei diesem Verschuß hat der Riegel gewöhnlich einen horizontalen Schlitz für den Schlüssel mit Löchern zu seinen Seiten für die von hinten eingreifenden Zinken (**Textabbildung 3, 6** nach Liger II, Fig. 475—476 und Pitt-Riv., Taf. IV, 1 bis 2 c). Auf diese Weise läßt sich wohl der Riegel zwischen den Bügeln schieben, aber dazu hätte es keines komplizierten Schlüssels bedurft. Das Geheimnis des Verschlusses liegt hier wo anders. Wie das bei Pitt-Riv., Taf. IV, Fig. 3 c und 4 c, angeführte Beispiel aus Norwegen, wo gerade dieser Schloßtypus seit alters in Gebrauch ist, zeigt, liegt bei diesen Schlössern unter dem Riegel eine Schleppfeder, welche am einen Ende an der Tür festgenagelt ist, am anderen frei schwebt und damit in den ausgegründeten Riegel eingreift

(Textabb. 3, 7). Um diesen Teil der Feder niederzuhalten und dem Riegel die Bewegungsmöglichkeit zu geben, dazu dienen die Zinken des Schlüssels. Hiermit gehört das Schloß eigentlich zu den „Federschlossern“, worüber unter Nr. 5 einiges zu sagen ist. Daß es auch im rheinischen Germanien, vielleicht auch noch in fränkischer Zeit, zur Anwendung gekommen ist, darf vor allem aus den Schlüsseln kleinen Formats mit kurzen Zinken geschlossen werden, da deren Zinken zum Durchstecken durch einen Schloßkasten und zum Heben von Riegelklötzchen zu klein sind¹⁴.

Es gibt auch große gabelförmige Schlüssel aus Holz, wie ein Schloß aus dem Banater Comitatus bei Dillinger, S. 53, Nr. 14, lehrt, allerdings erst aus dem 19. Jahrhundert. Diese Variante könnte aber sehr wohl auf ein früheres Beispiel zurückgehen, das dann als Vorläufer des T-Schlüssels anzusehen wäre. Sie schließt aber von außen, während die eisernen T-Schlüssel mit den umgebogenen Haken von innen eingeführt werden.

Im Altertum war der T-Schlüssel weit verbreitet. Daß er u. a. schon früh in Ägypten vorkam, und zwar einseitig, geht aus einer späteren Darstellung des Gottes Bes auf der Mumienhülle des Knaben Pinacht bei Luschan (Z. f. E. 48 Abb. 15) hervor; er ist sicher ein sehr altes Symbol des Gottes. Der Typus findet sich auch schon unter den La-Tène-Funden vom Mont Beuvray und dem Hradischt von Stradonitz¹⁵. In der römischen Provinz war er zur Kaiserzeit überall im Gebrauch. Wir kennen ihn vom deutschen und österreichischen Limes, vom Rhein, von Straßburg, England, Frankreich und der Schweiz (Vindonissa) u. a. Frühestes Vorkommen für Deutschland ist Haltern, Oberaden, Oberhausen-Augsburg (augusteisch), Hofheim, später auf der Saalburg (42 Stück) und dem Zugmantel noch in der letzten Periode. Dieser Schlüsseltyp geht in der Völkerwanderungszeit weiter und wird auch in fränkisch-merowingischen Gräbern gefunden (L. Lindenschmit, Handb., Fig. 451, und *Altert. u. heidn. Vorz.* II, Taf. I, 5, 6), dort aber sicher nicht als Überbleibsel aus römischer Zeit, sondern als gleichzeitiger Gebrauchsschlüssel für Türen und nach den vielen kleinen, sauber gearbeiteten Bronzeschlüsseln jener Zeit, auch für Truhen. Diese haben oft mehrere kurze Zinken mit rechtwinklig gebogenem Bart und sehen dann aus genau wie ein Rechen. Ein schönes Beispiel dieses nachrömischen Schlüssels vom Wendenfriedhof von Helm bei Wittenberg (Mecklenburg) enthält der Katalog der Berliner Anthrop. Ausstellung 1880, S. 291, 14 und Göbber, *Urmensch*, Taf. 36, 18. Andere aus römischer (?) Zeit von Frankreich (Liger II, Taf. 43 und Fig. 474), wie sie überhaupt in Gallien und Britannien besonders häufig verwendet sein sollen.

Man hat dem T-Schlüssel nach Finks Vorgang (a. a. O., S. 29 ff.) ebenso wie dem Z-Schlüssel den Namen „lakonischer“ Schlüssel gegeben, die Frage bleibt aber trotz aller Angaben in der alten Literatur stark umstritten. Möglich ist, daß in Lakonien, wo der erste eiserne Schlüssel im 6. Jahrh. v. Chr. entstanden sein soll (nach Plinius soll ihn Theodoros von Samos erfunden haben), ein mehrzinkiger Schlüssel im Gegensatz zum einfachen alten Hakenschlüssel aufgekommen ist. Von welchem System aber, bleibt unerklärt, und so wird einstweilen, vor allem ohne gründliche Nachforschungen nach erhaltenen Beispielen in Griechenland selbst, der Ausspruch des Salmasius über die „Unklarheit dieser Frage“ auch für unsere Zeit noch seine Richtigkeit haben.

3. Eine Weiterbildung des alten Schiebessystems zeigt das Schloß mit dem eisernen Z-Schlüssel. Dieser, ebenfalls senkrecht eingeführt, ist ein besonders schwerer, eiserner Torschlüssel mit flachem, breitem Griff (Jac. Slbg., Fig. 74, Nr. 7—11, Taf. 44, 5 und Textabb. 1). Bei ihm kann man auch zum erstenmal von einem wirklichen Bart¹⁶ als Träger der Zinken reden; diese stehen in der Zahl von 4—6 starken Stiften senkrecht zum Griff und sind in Z- oder S-Form an den oft verstärkten Griff aufgereiht, und dieser ist manchmal nochmals nach unten gebogen. Die Entstehung läßt sich einfach aus dem horizontalen, hölzernen Zahnschlüssel ableiten, der ebenso wie der Riegel allmählich aus Eisen mit einem senkrecht dazu angebrachten Handgriff hergestellt und senkrecht zur Tür eingesteckt wurde (Jac. Slbg., Taf. 34, 2 u. Fig. 74, 4—6; Pfünz, ORL. X, 73, Taf. 18, Fig. 30—34). Um nun bei der Geradlinigkeit der Zinken das leichte Öffnen vermittelt Nachschlüssel zu verhindern, ist der vordere Teil des Schlüssels erst einmal rechtwinklig geknickt, etwa wie bei dem La-Tène-Schlüssel aus Karlstein bei Reichenhall (P. Reincke, *Funde vom Ende der La-Tène-Zeit*, in *Altert. u. heidn. Vorz.*, Bd. V, Abb. 3, r und s; auch schon in Mykene bei Schliemann, Fig. 120), und dann nochmals. Dadurch entstand die Z-Gestalt und die davon abgeleitete komplizierte Formung des Bartes von selbst. Damit wurde auch zugleich eine Schwächung des Riegels durch einreihig geordnete Löcher vermieden, die sich jetzt auf ein breiteres Stück verteilen. Ein interessantes Beispiel zeigt ein Fragment im Aachener Museum, bei dem ein solch einseitig gelochter Riegel an der kritischen Stelle durch gewaltsames Bewegen des eingestochenen dreizinkigen Schlüssels durchgebrochen ist.

Die Größe des Schlüssels läßt auf einen breiten Holzriegel schließen, vor allem aber auf durchgehende dünne, also eiserne Fallstifte. Außen waren solche Schlösser auch durch eiserne Schloßbleche zum Schutz des Holzes, vor allem des leicht bestoßenen Schlüsselochs versehen, wie die charakteristischen Z-förmigen Schlüsselöcher u. a.

bei Liger II, Taf. 35 C D andeuten. Damit war der Übergang vom Holzschloß zum eisernen Riegel-schloß geschaffen. In Hofheim kommt der Z-Schlüssel noch nicht vor, dagegen im Erdkastell der Saalburg, am Zugmantel ist er noch im 3. Jahrhundert häufig, scheint aber dann allmählich ganz zu verschwinden.

4. Aus den schwerfälligen, durch Aufquellen und Reißen des Holzes oft in ihrer Bewegung gehemmten, auch leicht zerstörbaren Holzschlössern hat sich mit dem Fortschreiten der Eisentechnik in der La-Tène-Zeit das eiserne Schiebe- oder Schubschloß entwickelt (Textabb. 1, 1), das nun erheblich kleiner und dadurch auch für Truhen und Schränke brauchbar hergestellt werden konnte (Jac. Slbg., Fig. 75 und Taf. 44, 45). Es ist das typisch „römische“ Schloß geworden, dessen eigenartig geformte Schlüssel zu Tausenden in allen Römerstätten gefunden werden; die Saalburg besitzt davon allein 315 Stück. Konstruktion: schmaler, dünner Riegel, manchmal am Ende hakenförmig gegen Herausgleiten umgebogen, mit Löchern für die Stifte, der in Bügeln oder Riegeln auf einem viereckigen oder runden, manchmal auch von einem Schloßkasten geschützten Schloßblech (Liger II, Taf. 35—37) läuft; charakteristisch ist das winklige Schlüsselloch, das auch schon durch eine bewegliche Klappe gegen Hineinwerfen von Schmutz gesichert vorkommt. Niedergehalten wurden die Stifte im Riegel durch eine horizontal darüberliegende starke Zuhaltfeder, von der einige gut erhaltenen Beispiele im Kastell Niederbieber gefunden sind. Vollständige Schlösser aus Niederbieber, Pompeji und Frankreich. Der kurze Schlüssel bewegt den rechtwinklig gebogenen Bart zuerst nach links und schiebt dann den Riegel immer nach rechts. Die Zahl der Stifte schwankt zwischen 4—12, ihr Querschnitt ist drei-, viereckig oder rund, in einer oder zwei Reihen geordnet (Jac. Slbg., Fig. 75, Nr. 40—69). Groß ist auch der Formenreichtum am österreichischen Limes, und zwar sind dort die Fallstifte wie die Zellen in den Riegeln etwas anders gestaltet als im Westen¹⁷. Andere Fabriken! Kein Riegel hat aber die gleiche Zahl und gleichen Querschnitt der Stifte, damit keiner beim Vorbeigleiten des Riegels in das falsche Loch fällt. Es war also jeder Besitzer gegen Einbruch mit einem falschen Schlüssel (*clavis adultera* oder *adulterina*?)¹⁸ möglichst gesichert. Daß man die Stifte nicht mit einem einfachen Sperrhaken einzeln heben konnte, da alle gleichzeitig gehoben werden müssen, hat der Gebrauch in Wirklichkeit gezeigt. Fällt nur ein Stift in das falsche Loch, dann muß das ganze Schloß abgebrochen werden.

Entsprechend geformt ist der Schlüssel, dessen Zähne genau den zellenförmigen Riegelöchern entsprechen müssen. Beachtenswert ist darunter das Vorkommen von Bärten ohne Zahnschnitt, woraus

zu schließen ist, daß vom Schmied auch Schlüssel ohne Zinken geliefert wurden, und daß sich jeder Hausbesitzer die Einschnitte nach Belieben machen lassen konnte. Wirkliche Handarbeit kam aber da nicht mehr in Betracht, wo es sich um schwer zu bearbeitendes, nicht bodenständiges Material und kompliziertes Werkzeug handelte. Das führte von selbst zur fabrikmäßigen Herstellung im Großen an geeigneten Werkplätzen, wo Eisen anstand¹⁹. Ein Bild von der großen Variation solcher Schlüssel und Schloßriegel gibt Jac. Slbg., Fig. 75 und Liger II, Taf. 46. Eigentümlich ist diesem Typ der breite Griff zum bequemen Auflegen des schiebenden Daumens und seine Kürze; selbstredend fehlt das oft sehr weite, manchmal sogar bereits raitenartig vergrößerte Loch zum Aufhängen nicht. Große Schlüssel, vor allem Torschlüssel, sind selten, die meisten dürften wohl von einfachen Türen oder Truhen stammen. Eine Abart dieser einfachen Form ist das Schloß mit dem „Überwurf“ oder der „Schlempe“, bei dem der Riegel nicht in den Türpfosten greift, sondern in die Öse des an dem darüber freilaufenden eigentlichen langen Schloßriegel befestigten, überfallenden Griffes (Jac. Slbg., Fig. 75, 6 und 70—72). Ein vollständiges Beispiel stammt von Niederbieber (Dorow, Taf. XX, 1 und Liger II, Fig. 435—443), andere, auch mit zwei Schlempen, von Pompeji. Dieser Typ entspricht unserem modernen Kofferschloß.

Das Schiebeschloß kommt auch in Bronze vor und ist dann mit den zugehörigen Beschlägen sehr sauber und kunstvoll ausgeführt. Besonders reich sind dabei die Schlüssel, deren Bronzegriff sehr oft figürliche Darstellungen enthält, wie Hund, Pferd, Löwe, eine Hand u. a. m. Einzelne dieser Figuren mögen symbolische Bedeutung gehabt haben, auch vielleicht aus Heiligtümern stammen.

Was die Zeitstellung anlangt, so kommt auch dieser Typ schon in der Spät-La-Tène-Zeit vor, aber auch in Numantia wie in Pompeji und ist im Limesgebiet weit verbreitet. Er scheint mit der Römerzeit zu verschwinden, die Franken kennen ihn nicht mehr. Dadurch ist er wie die Sigillata ein untrügliches Zeichen römischer Provenienz geworden.

5. Das Drehschloß. Ob es schon vor der Eisenzeit wirkliche Drehschlösser aus Holz gegeben hat, ist mir einstweilen zweifelhaft. Wohl kennen wir Holzschlösser aus moderner Zeit mit Einkerbungen am unteren Rand des Riegels, welche durch den Bart eines hölzernen Drehschlüssels geschoben werden und welche auf älteres Vorkommen schließen lassen könnten (Bienenstein, aus Litauen, Fig. 36 a), aber ich glaube nicht, daß diese Konstruktion eine primäre, sondern erst viel später dem eisernen Drehschloß nachgebildet ist. Dazu ist der Schlüssel zu gekünstelt und zu zerbrechlich.

Man hat früher gewöhnlich den römischen Drehschlüssel, vermutlich wegen seiner durchaus

modernen Form, nicht für römisch gehalten. Heute wissen wir aus zahlreichen gesicherten Funden, daß er mit zu den verbreitetsten Schlüsselarten gehört und sogar schon sehr frühe vorkommt. Zwei treffende Beispiele, welche so recht die römische Provenienz des Drehprinzips beweisen, mögen hier angeführt werden: der große Dreh-Hohlschlüssel von Tarare in Frankreich mit dem bronzenen bekrönenden Dionysos (Liger II, Taf. 41) und der in tiefer Lage gefundene Torschlüssel, ebenfalls mit hohlem Rohr, aus Kastell Pfünz (ORL. 73, Taf. 18, 35) mit ganz modern aussehendem Bart, der noch den flachen Schaft des eisernen Schiebeschlüssels hat. Dadurch war er eigentlich zum Drehen ungeeignet, aber dafür hatte er ein großes Aufhängeloch, durch welches ein Querholz zum Drehen gesteckt werden konnte. Ähnliche bei Flinders Petrie, Taf. 75, 186—188. Beide sind Übergangsschlüssel vom Schiebe- zum Dreh-schlüssel.

Man kann zwei Systeme dieses Verschlusses unterscheiden, das Drehschiebeschloß und das Vorhängeschloß (Jac. Slbg., Fig. 76 und Taf. 44, Nr. 16—18). Beim ersteren bewegt sich ein schmaler horizontaler Riegel mit einem oder zwei Ansätzen oder Nasen an dem Schloßblech entlang, gegen welche der drehende Schlüssel nacheinander (daher „ein- oder zweitoumig“) eingreift, um den Riegel hin- und her zu schieben. Diese Riegel sind in Eisen selten gefunden (Straßburg, Forrer, Taf. 70 k) und dürften wohl ursprünglich aus Holz gewesen sein. Charakteristisch für die zugehörigen eisernen Drehschlüssel ist der große, rechteckige Bart und am anderen Ende der Schlüsselgriff in Form eines Ringes, der „Raite“ oder „Raute“, die sich aus dem kleinen Aufhängeloch allmählich entwickelt hat. Der runde Schaft oder das Rohr ist dabei entweder massiv mit einem Dorn oder hohl, und danach richtet sich die Rast des Schlüssels auf dem Schloßblech, das entweder ein Loch für den massiven oder einen Dorn für den Hohlschlüssel („männlicher“ od. „weibl.“ Schlüssel) enthält. Von den modernen Schlössern unterscheidet es sich dadurch, daß es wie das vorige nur von einer Seite schließt. Derartige Schlösser haben alle ein Schloßblech, und wir kennen aus dem Altertum schon recht reich verzierte, ganz neuzeitlich anmutende Schlüsselschilder.

Das vollständige Drehschloß, das aber nur als Vorhänge- oder Vorlegeschloß an einer langen Kette vorkommt wie auf dem Zugmantel (ORL. 8, Taf. XV, Nr. 1 u. 8—12), hat einen Schloßkasten, entweder rechteckig, rund oder polygonal, in welchem mehrere „Besatzungen“ angebracht sind, die aus Blechstreifen von verschiedenem Querschnitt bestehen und um das Schlüsselloch herum befestigt sind. Entsprechend muß der Bart des Schlüssels entweder am Rand eingekerbt oder in der Fläche ausgeschnitten sein, damit er sich unge-

hindert an diesen eingelegten Hindernissen vorbeidrehen kann. Stößt der Schlüssel auf nur eine Hemmung, dann ist er unbeweglich, und das Schloß kann nicht geöffnet werden. Hierbei kann noch ein Raffinement beobachtet werden. Mehrere Schlüssel haben oben an der Raite einen oder zwei Stifte oder Knöpfe, die ursprünglich einen recht praktischen Zweck hatten, allmählich aber Teile der Verzierung geworden sind. Sie waren dazu bestimmt, eine am Schloß befindliche runde Arretierung zu lösen, welche den Verschuß festhielt (Jac. Slbg., Fig. 76, Nr. 13—17 und 21—23). Wir haben also hier einen Doppelverschluß wie bei dem Hakenschlüssel im Abschnitt 7. Solche „Vexierschlösser“ sind heute noch bei den Huzulen bekannt, welche aber mit der Arretierung ganz aus Holz hergestellt sind (Kaindl, Wiener anthrop. Mitt. XXVII, Fig. 218). Kleine Schloßchen dieser Art bilden den Verschuß von Fesseln (Liger II, Fig. 362—64 und Saalburg). Unter den gefundenen Drehschlüsseln sind viele wie beim Schiebeschloß aus Bronze und ihre Griffe wie die beim vorigen System oft reich verziert. Auch das Drehschloß kommt in kleinem Format und in sorgfältiger künstlerischer Ausführung in Bronze vor und findet sich häufig in Verbindung mit den kleinen Ringschlüsseln. Diese sollen(?) im Altertum vom Ältesten einer Familie an der linken Hand getragen worden sein, als Abzeichen der Autorität als Oberhaupt. Ein auffallend reiches, aber in seiner Ausführung ganz singuläres Beispiel eines außergewöhnlich verzierten Schiebeschlüssels hat Diels (Fig. 21) angegeben, das aber kaum zum Gebrauch gedient haben kann. Fast mutet es an wie ein zünftiges Meisterstück.

Der Drehschlüssel kommt schon in Numantia (A. Schulten, Numantia-Renieblas IV, Taf. 48, 17) und Pompeji, aber auch in den Kastellen des 1. Jahrhunderts voll entwickelt vor. Später ist er in der ganzen Römerzeit sehr häufig und ebenfalls fabrikmäßig hergestellt worden, was schon aus seinem komplizierten Eingerichte des Schlosses gefolgert werden muß. Seine Entwicklung, und zwar noch über die Römerzeit hinaus, können wir deshalb gut verfolgen, weil der Drehschlüssel nach Eingehen der eisernen Schiebeschlüssel sehr früh das Attribut des Apostels Petrus geworden ist und deshalb auf zahllosen Darstellungen des Mittelalters²⁰ bis heute als Vertreter einer sehr alten Tradition verfolgt werden kann.

Im Prinzip ist der römische Drehschlüssel stets derselbe geblieben, wie er auch heute noch wegen seiner praktischen und handlichen Form der „Allerweltsschlüssel“ in des Wortes wirklicher Bedeutung geworden ist. Hier hat einmal ein altes Konstruktionssystem schon vor Tausenden von Jahren die ewige Form erhalten.

6. Das Federschloß gehört ebenfalls zu denjenigen, welche wie das vorige früher nicht für

römisch gehalten wurden, zumal es bei seinen feinen, fast nie erhaltenen Konstruktionsteilen nur selten vollständig auf uns gekommen ist und nie richtig in seiner Wirkung erfaßt werden konnte. Charakteristisch für seine Konstruktion sind eine oder mehrere starke Schnappfedern²¹, welche mit einem Ende an einem Bolzen angeheftet sind und am anderen frei schweben (Liger II, Taf. 38—41). Dieser Bolzen steckt in einem zylindrischen oder rechteckigen Gehäuse und ist unbeweglich, wenn die Federenden gehoben, also „ingeschnappt“ sind. Werden diese mit einem entsprechenden Schlüssel an den Bolzen gedrückt, dann läßt sich der dadurch dünner gewordene Riegel, selbst unter Umständen sogar ein ganzer Teil des Schlosses, herausnehmen. Einzelne Beispiele von England bei Ward Fig. 65, ED und vom Zugmantel ORL. 8, Taf. XV, 2—4 und XXI, 53—54. Der zugehörige Schlüsselbart ist auf die mannigfachste Weise in Mustern ausgeschnitten, um die verschieden geformten Federn gemeinsam fassen und niederdrücken zu können, oft auch noch dazu rechtwinklig zu einem Doppelbart umgebogen. Einen ganz einfachen Schlüssel mit rahmenförmigem Bart haben wir vom Zugmantel (Jahrb. I, Taf. II, 10), 22 cm lang, einen ähnlichen von Carnuntum (Österr. Limes V, Fig. 34, 8) 17 cm lang und aus England und Rotherley bei Pitt-Riv. Excav. II, Taf. 105, 13. Deutlich zeigt sich die Konstruktion an gut erhaltenen nachrömischen Beispielen, wie vom Gräberfeld in Laptau (Ostpr.), bei Bezzenberger i. d. Prussia, Abb. 36 B—38. Ein gleiches findet sich im Führer des Brit. Museums Fig. 45 mit allen Einzelheiten. Auch scheinen gabelförmige, zweizinkige Schlüssel hierher zu gehören. Aus beiden entwickeln sich später die kleinen Schlüssel mit breitem Bart, der in linearen oder ganz bizarren Mustern ausgeschnitten ist und vor allem in Frankreich vorkommt (Liger II, Taf. 49—54). Zylindrische, fast röhrenförmige Schlösser dienten auch zum Schluß von Fesseln (Kastell Mainhardt, ORL. 43, Fig. 1, 3, 5 und Pfünz 73, Taf. XVIII, 15 an langen Ketten), und sind als Pferdefesseln heute noch in den Balkanländern im Gebrauch, die leicht mit römischen verwechselt werden können. Zweifelhaft scheint mir deshalb das merkwürdig gut erhaltene und immer wieder vorgeführte Fesselschloß aus der Saône (Déchelette III, S. 1390).

Dieser Schloßtyp kommt auch in ganz kleinem Format vor, wo dann aber in den seltensten Fällen die römische Provenienz gesichert ist. Denn solche Miniatur Schlösser werden leicht verwechselt mit den ganz ähnlichen modernen japanischen Vexier- und Buchstabenschlößchen (Brahmaschlössern), deshalb ist große Vorsicht geboten. Echt scheint unter den vielen vielleicht u. a. ein Schlößchen aus einem Grabe in Rom (Liger I, Fig. 248—49) zu sein. Eine reiche Auswahl, auch in figürlichem Gehäuse, findet sich bei Pitt-

Riv., Taf. V—IX, oder Liger I, Fig. 116—123 und II, Taf. 38—40, aus denen auch der Mechanismus des Federschlosses deutlich sichtbar wird (engl. „padlocks“, frz. „cadenas“). Wenn viele von ihnen auch modern sein dürften, lassen sie immerhin auf die alte ähnliche Konstruktion schließen. Zu solchen „Feder- oder Steck-(Stech-)Schlössern“ gehören auch manche von den bekannten Ringschlüsseln.

Unter die Federschlösser wäre auch noch der bereits unter Nr. 2 genannte Verschuß mit dem T-Schlüssel zu rechnen. Dieser wird, wie bereits oben gesagt, so verwendet, daß er eine zwischen Riegel und Tür liegende Schleppfeder mit den Zinken niederhält. Sehr verbreitet sind solche Schlösser in Norwegen als „Bärenschlösser“ (Textabb. 3, 7, nach Pitt-Riv., Taf. IV, 3c—5c. Es scheinen auch Holzfedern verwendet zu sein. Ein bronzenener Riegel mit Schleppfeder gegen das zu leichte Gehen befindet sich im Bonner Provinzialmuseum. Um das Öffnen zu erschweren, ist die Feder oft in mehrere Teile gespalten, wie u. a. in Woodcuts (Pitt-Riv. Exc. Taf. 24, 1 u. 10), die alle gleichzeitig vom Schlüssel erfaßt werden müssen. Um so mehr, wenn am Schlüssel noch verschieden lange und gebogene Zinken angebracht sind. Ein gut erhaltenes Beispiel dieser Art in Eisen kennen wir aus einer gallorömischen Villa von Basse-Wavre in Belgien (Museum Brüssel).

Schließlich können in diese Kategorie noch die in der vorderen Hälfte gebogenen Schlüssel aus dem freien Germanien gerechnet werden. Sie sind vor allem in Schweden zahlreich, Almgren (Eisenzeit auf Gotland, Taf. 16 und 29) bildet davon eine ganze Serie mit den einzelnen Schloßteilen ab mit der zugehörigen Feder aus Bronze und Eisen; die Rekonstruktion des Schlosses hat er auf S. 80 gegeben. In ostgermanischen Gräbern kommen sie häufig unter den Beigaben der weiblichen Bestattungen, u. a. im Oder- und Passargebiet, vor²². Pitt-Riv. erwähnt sie von Sarr in Kent als „angelsächsische“ Schlüssel, von Bornholm und Niederolm bei Mainz (Taf. III, Fig. 29—33 B), Behrens solche aus dem Lande der Wangionen von Esselborn u. a. m.²³. Von römischen Fundstellen sind mir bisher keine bekannt.

Schließlich soll auch noch ein anderes Schloß nicht unerwähnt bleiben, das vielleicht eine Gruppe für sich bilden könnte, nämlich das Fallenschloß“, d. h. ein momentaner Verschuß, bei dem der von einer Feder getriebene Riegel nur beim Öffnen zurückgezogen wird, um dann sofort wieder zurückzuschnellen, wie wir denn solche „Schnappschlösser“ als Tagesverschuß unserer modernen Türen und Schränke heute noch verwenden. Die primitivste Form kenne ich aus Holz, von einem rumänischen Bauernhaus in der Dobrogea. Hier besteht die Feder aus einer einfach gebogenen Holzrute, die an einem Ende befestigt ist

und mit dem anderen in einen Riegel greift, der sich in einem Schloßkasten bewegt. Beim Zusammendrücken der federnden Rute geht der Riegel zurück und fliegt, wenn diese losgelassen wird, wieder in die erste Lage. Solche Schlösser sind natürlich nicht von langer Dauer. Ähnliches kennen wir von Tierfallen, von denen F. M. Feldhaus, Technik (Fig. 190) eine alte Otterfalle aus dem 6–7 Fuß tiefen Torf von Samow bei Gnoin in Mecklenburg (Museum Rostock) aus der Zeit um 1000 v. Chr. abbildet (vergl. auch Voß, Katalog der prähistorischen Ausstellung, Berlin, 1880, S. 293). Eine solche Verschußart könnte vielleicht die älteste sein, die es überhaupt gibt, da dieser primi-

mit dem sichel- oder hakenförmigen „Tempel“- oder „keltischen“ Schlüssel.

Unter den Eisenfunden vom Zugmantel aus dem Jahre 1911 (Saalburgjahr. II, Taf. XI, 15) befand sich ein sichelförmig gekrümmtes Gerät, das schon wegen des Hakens an der Spitze und des Ringes am Ende des Griffes als „Schlüssel“ anzusehen war, allerdings in einer Größe und Form, die wir bisher am Limes nicht kannten (Textabb. 2, 12). Kurz nachher kam ein zweiter ähnlicher Schlüssel (Jahr. V, Taf. XIV, 7) zutage, der aber statt eines Loches am Ende eine lange Tülle für einen Holzgriff hatte (Abb. 2, 13). Letzteres schien bedenklich, hat sich aber später auch bei ähnlichen ge-

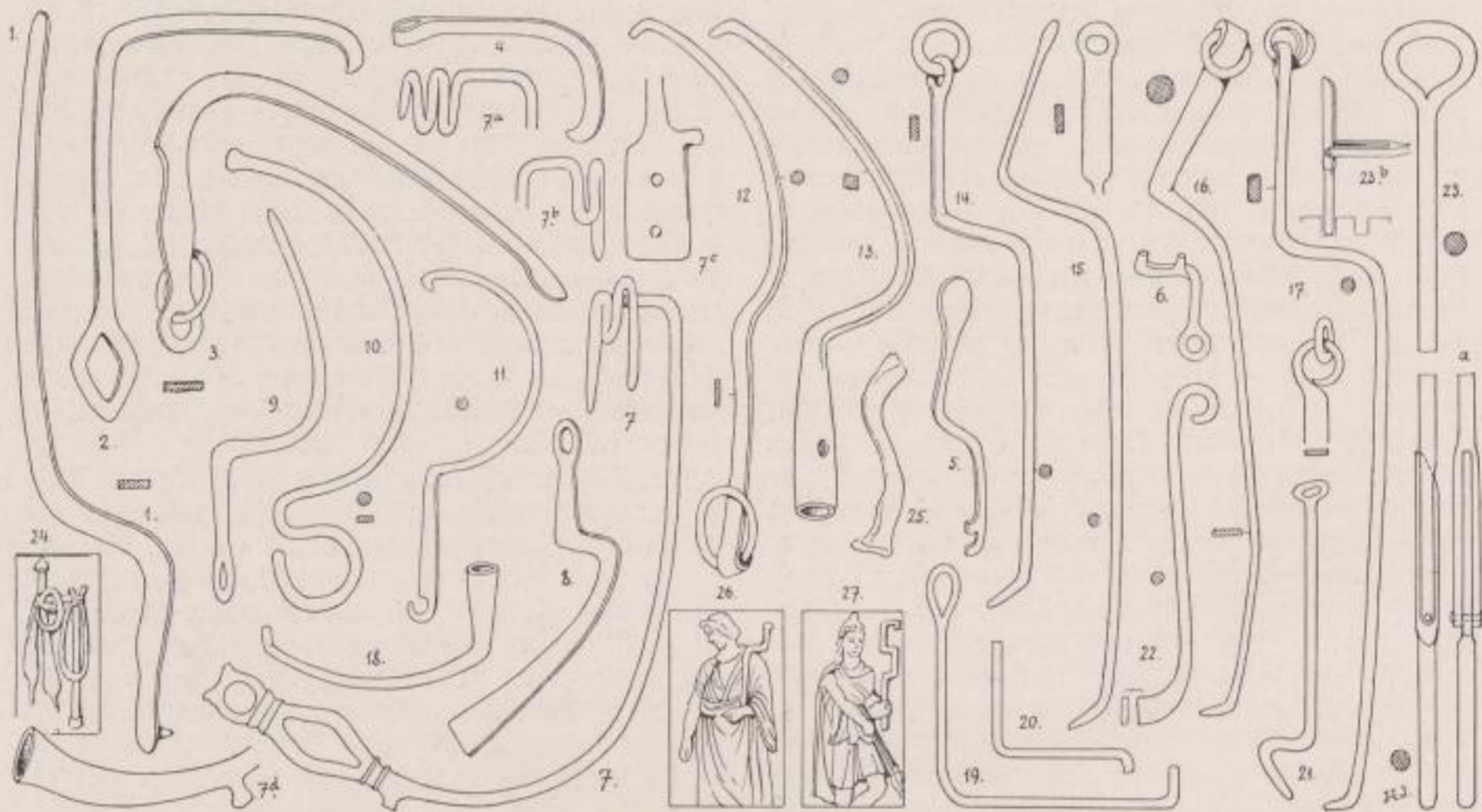


Abb. 2: Die „keltischen“ Haken- oder Sichelschlüssel.

tive Mechanismus bis in die Zeit zurückgehen wird, als der Mensch noch Jäger und Hirte war und seine Habe nur notdürftig verschloß. „Schnapp“- oder „Fallenschlösser“ gibt es später auch in Eisen aus römischer Zeit, so von der Saalburg bei Jac. Slbg., Fig. 75, 1, Niederbieber, Dorow, Taf. XX, 3 und von Compiègne, Liger I, Fig. 221. Die zugehörige Feder in einem Schloßkasten ist ebenfalls von dort auf Fig. 213 deutlich erkennbar. Eine Abart davon gibt Dillinger, S. 55, Nr. 31, aus Steiermark (18. Jahrh.). Hier liegt eine Feder, und zwar eine Holzfeder, außerhalb des Schloßkastens auf der linken Seite. Sie ist unten an der Tür befestigt und drückt mit dem federnden Ende gegen den Riegel²⁴.

7. Zu diesen bisher bekannten Systemen kommt nunmehr ein für uns ganz neuer Typ, das Schloß

sicherten Schlüsseln aus England, Frankreich und Tirol (Abb. 2, 7 d und 18) wiedergefunden. Anscheinend diente diese Tülle dazu, den Schlüssel durch einen beliebig langen Holzgriff nach Bedarf zu verlängern.

Eine solche Schlüsselform war damals unter den römischen Funden in Deutschland nicht nachzuweisen. Der Zufall führte mich aber später auf das reich ausgestattete vierbändige Werk von Pitt-Rivers: Excavations in Cranborn-Chase, Bokerly Dyke and Wensdyke, in welchem mehrere ähnliche, auffallend große, hakenförmige Schlüssel aus Schottland abgebildet waren. Ich habe sie auf der Textabbildung 2 wiedergegeben. Sie sind aus Rundeisen (Durchm. = 7 mm) mit plattgehämmertem Griff und haben alle die gleiche wie eine Laubsäge doppelt geknickte Form, die für England

geradezu charakteristisch scheint, und am unteren Ende eine umgebogene Spitze als Schließhaken: **Nr. 14** von Rushmore (Woodcuts, P. R. I, Taf. 25, 5) aus Rundeisen, 32 cm lang mit flachem Griff (4×15 mm); **Nr. 15** von Woodyates (P. R. III, 184, 17) mit handlichem 15 mm breitem Griff (**Nr. 15 a**) aus Flacheisen; **Nr. 16** ausnahmsweise mit starkem, runden Griff (Durchmesser = 16 mm) von Martin Down, Wilts (P. R. IV, 315, 10) 40 cm lang; **Nr. 17** von Rotherley (P. R. II, 105, 5), der längste mit 43 cm, ebenfalls mit breitem (14×6 mm) plattem Griff (**Abb. 17 a**). Pitt-Rivers hat in seinem Buch über die Entwicklung von Schloß und Schlüssel a. a. O. auf seiner Tafel IV mehrere Vertreter dieses Typus von Caerwent (Fig. 34B), Cissbury (Fig. 42B) und Caburn (Fig. 40B und 41B) aus Flach- und Rundeisen mit spiralförmigem Griff ähnlich Cissbury (**Textabb. 2, 10**), Hartlip (Fig. 35 Bm, 36 B.) (**Textabb. 2, 8**) aus scharf gebogenem und sehr breitem Flacheisen, Spettisbury (Fig. 39 B) und Saint-Pierre le Chastre (Oise) in Frankreich (Fig. 37 und 38 B) ähnlich den schottischen (**Textabb. 2, 14–17**) abgebildet. Sie zeigen uns die Schlüssel in den verschiedensten Biegungen von der Sichelform bis zum vollen Halbkreis. Solche „crooked“ oder „sickle shaped keys“ gelten in England allgemein als „keltische Schlüssel“, und Pitt-Rivers rechnet sie der letzten keltischen Periode zu. J. Ward erwähnt ebenfalls den englischen Typ als „keys from a very unkey-like appearance“ und setzt sie a. a. O. Fig. 68 C zu den „late celtic remains“, also ebenfalls in die Spät-Latène-Zeit. Ward gibt hierzu auch bereits die richtige Rekonstruktion des hölzernen Schloßriegels. Liger bringt in seiner Ferronnerie im Abschnitt über die „gallischen“ Schlüssel (Bd. I, S. 320, Nr. 1113 und Fig. 483, 84) mehrere Beispiele dieses Hakenschlüssels aus Frankreich, darunter mit dem bereits genannten vier Stück von Saint-Pierre le Chastre (Fig. 274, A–D; leider nur ganz skizzenhaft, ohne Maßstab gezeichnet) aus dem Museum von St. Germain und vergleicht diese einfachen Haken mit einem „rossignol“ (Dietrich) oder einer „faucille“ (Sichel). Ausführlich behandelt diese Schlüssel Déchelette in seinem Manuel d'Archéologie III, S. 1390 ff. und Fig. 619, Nr. 1–3 (aus Rund- und Flacheisen). Er bezeichnet diesen Schlüssel als „clef de temple“ vermutlich nach den Schlüsseln, welche die Kleiduchen der griechischen Vasengemälde auf den Schultern tragen, und setzt ihn ebenfalls in Latène III. Beispiele von Frankreich erwähnt er aus den Stationen von Bibracte (Fig. 1–3 nach Bulliot, Mont Beuvray), Boviolles, dem Oppidum von Pommiers, meist sichelförmig, mit mehr oder weniger geschweiftem Bügel (**Textabb. 2, 9** nach Bulliot). Sie sollen nach ihm noch in unserer Zeit als „cobiches“ in Morvan und in der Champagne vorkommen. Demnach besteht die

Bezeichnung „keltischer Schlüssel“ und „keltisches Schloß“ zu recht und kann beibehalten werden, was auch aus ihrem Vorkommen an anderen Stellen hervorgeht.

Ich habe eine Reihe solcher Schlüssel von den verschiedensten Fundstellen in allen Variationen auf **Textabb. 2** zusammengestellt. Von römischen sind mir mittlerweile neben dem Zugmantelschlüssel und den englischen nur 5 Schlüssel von Augsburg bekannt geworden (**Textabb. 2, 11**), welche in dem großen Depottfund von Oberhausen mit vielen anderen Schlüsseln und Geräten aus augusteischer Zeit gefunden sind. Sie sind stark geschweift, im Bügel aus Rundeisen mit einem langen, breiten Griff aus Flacheisen, Länge 20 cm. Unvollständige und deshalb bis jetzt nicht erkannte Exemplare mögen noch in anderen Museen verborgen sein.

Von nicht-römischen Schlüsseln gehören drei weitere aus den Ringwällen des Gleichbergs (G. Jacob²⁵, Taf. V) hierzu, alle gleichzeitig, aber von verschiedener Form; der scharf nach unten gebogene große Schlüssel aus breitem Flacheisen, mit hinten geschweiftem Griff und schmaler Spitze (**Textabb. 2, 3**), ein großer, rechtwinklig gebogener aus 8 mm breitem Flacheisen mit Schenkeln von 15 und 22 cm, viereckiger, großer Raite und leicht gekrümmter Endigung (**Abb. 2, 2**), sowie der kleine hakenförmig gebogene, ebenfalls aus Flacheisen, mit schnabelförmig gekrümmter Spitze (**Abb. 2, 4**). Auch sie stammen aus der Latènezeit. Ähnliche Schlüssel haben sich noch in Griechenland bis heute erhalten, in denen sicher eine alte Tradition steckt, wie der nur wenig gebogene, meißelartig zugeschärfte moderne Schlüssel von der Insel Karpathos (**Textabb. 2, 22**), auf dessen Verwendung ich unten noch einmal zurückkomme.

Die primitivste und vielleicht auch älteste Form der Hakenschlüssel zeigen die einfach rechtwinklig gebogenen Schlüssel aus dünnem Rundeisen, als deren ältester ein solcher aus der etruskischen Ruinenstadt Marzabotto bei Bologna (6.–4. Jahrh. v. Chr.) bekannt ist. Nach Brizio (Monum. antich. I, Taf. 10, Fig. 23, 23)²⁶ haben sie oben eine Öse und sind am Ende ein wenig nach oben oder unten umgebogen wie **Textabb. 2, 19–21**. Ob letzterer unten einen nur kurzen Haken hat, oder am Ende verbogen ist, kann ohne Kenntnis des Originals nicht gesagt werden. Gleiche Schlüssel werden erwähnt aus dem Sacellum von Bolsena in Etrurien und von dem Altar des Lykaion — also aus Italien und Griechenland. Wie lange dieser einfache Haken sich gehalten hat, zeigt u. a. ein Beispiel von einer Stalltür aus dem Salzkammergut und ähnliche aus dem lettischen Oberland (Brinkmann, a. a. O., Abb. 84), wo sie noch heute im Gebrauch sind, und zwar gelten in jener Gegend nach Bielenstein (a. a. O., S. 301) alle derartigen primitiven Verschlüsse als „Schlösser alter Zeit und alter

Mode, die nicht um der Sparsamkeit und Billigkeit willen erst neuerdings entstanden sind!"

Ein besonders interessanter Schlüssel und bisher der einzige aus dem Osten ist der durch Form und Material merkwürdige alte Bronzeschlüssel aus dem Tempel der Artemis-Hemera zu Luso i in Arkadien aus dem 5. Jahrh. v. Chr. (jetzt in Boston), der durch die österreichische Expedition (1895—99) ausgegraben wurde (Österr. Jahrb., IV, 1901). Auf ihn (Textabb. 2, 1) hat zuerst Diels (Sitzber. d. Berl. Ak. 1908, S. 27 und „Antike Technik“ II, S. 34 ff, Antike Schlösser und Türen, Abb. 7—10) aufmerksam gemacht. Er ist nur wenig gekrümmt, etwa wie der vom Mont Beuvray, mit breitem, flachen Querschnitt des Bügels, gerader Endigung und einer geschweiften Angel für einen hölzernen oder elfenbeinernen Griff, im ganzen 40,5 cm lang. Die darauf befindliche Inschrift τὰς Ἀρτάμιδος τὰς ἐν Λούσοις charakterisiert ihn als „Tempelschlüssel“. Damit haben wir jetzt das „keltische“ Schloß auch aus Griechenland in einem sehr frühen Beispiel, das nicht anders rekonstruiert werden kann wie die relikten Schlösser als „Drehschiebeschloß“. Die von Brinkmann (Archäol. Anz., 1899, S. 13) hierfür angegebene Konstruktion des Verschlusses mit einem „stoßenden“ Schlüssel, die auch Diels, Techn. (Fig. 12—15) übernommen hat, kann schon wegen der falschen und gesuchten Riegelform nicht richtig sein. Fraglich ist nur, ob es sich bei dem Lusoischlüssel um einen Gebrauchsschlüssel handelt oder um ein altes symbolisches Tempelgerät, das, wie in der Religion so häufig, eine traditionelle Form aus sehr alter Zeit festgehalten hat. Immerhin wird es dem ortsüblichen Gebrauchsschlüssel nachgebildet gewesen sein. Auch zu unserer Zeit gibt es Kirchenschlüssel in reicher, oft recht überladener, stilvoller Ausstattung aus echtem Material, aber der eigentliche Schloßmechanismus hat immer wieder die landläufige Form der gleichzeitigen Haustürschlösser. Das dürfte auch für die symbolischen Schlüssel in der Hand antiker Gottheiten zutreffen, und so wird es auch mit dem Lusoischlüssel sein. Deshalb halte ich eine allgemeine Bezeichnung „Tempelschlüssel“ nicht für richtig.

Wesentlich unterscheiden sich von den genannten eigenartige große und starke Schlüssel, von denen ich erst während der Arbeit durch die Güte des Herrn Prof. von Merhart-Marburg Kenntnis erhielt. Es sind die „keltischen“ Schlüssel aus der Latènestation von Sanzeno in Südtirol, wo sie in vielen Exemplaren gefunden sind (Museum Innsbruck)²⁷. Nach den mir gütigst zur Verfügung gestellten photographischen Abbildungen habe ich ein besonders charakteristisches Exemplar auf Textabb. 2, Fig. 7 mit Einzelheiten in Fig. 7 a—d dargestellt.

Diese Schlüssel sind von allen bekannten die größten, aus starkem Rund- (Durchm. = 10 mm)

oder Flacheisen und weit gebogen bis zu einer Sehnenlänge von 35 cm. Am Ende sind sie rechtwinklig kurz geknickt und haben zum ersten Male gegenüber den einfachen Haken der übrigen einen richtigen Bart (Textabb. 2, 7 a, b), der durch eine eigentümliche, manchmal schleifenartige Aufrollung des Endes hergestellt und bei jedem Schlüssel der Sicherheit halber anders gestaltet ist. Wie er damit in den Riegel eingreift, ist allerdings ohne weiteres nicht ganz klar. Wahrscheinlich ist der Bart nur mit der vorstehenden Spitze tiefer in den Riegel, und zwar von unten (Textabb. 3, 5), eingedrungen. Auf Abb. 2, 7 hat er die Form des damals schon bekannten T-Schlüssels und wird auch so gehandhabt worden sein. Seiner Form entsprechend muß das Schlüsselloch gestaltet gewesen sein.

Was diese Schlüssel außerdem von den übrigen unterscheidet, ist die verschiedenartige Ausbildung des starken Griffes, dessen Herstellung schon viel technisches Geschick verrät. Entweder ist er massiv oder in Form einer doppelten Schlaufe (Textabb. 2, 7) kunstvoll und ganz ähnlich wie die bronzezeitlichen Messergriffe durchbrochen. Oft hat er aber auch die Form einer spitzen Tülle und als Novum eine breite (4 cm) gehämmerte Angel mit 2 Nägeln wie bei den Pilen von Numantia-Renieblas (Schulten IV, Taf. 25 a, 11—12). Der Griff muß immerhin 5—6 cm stark gewesen sein. Wir ersehen daraus, daß man die Schlüssel nach Bedarf auch mit einem Holzgriff verlängern konnte wie die beiden obengenannten vom Zugmantel und aus England, daß der Schlüssel also in Wirklichkeit oft noch viel länger war²⁸. Merkwürdig ist bei allen der seitliche hakenförmige Ansatz neben dem Griff (Abb. 2, 7 d), der nicht zu erklären ist, aber eine praktische Bedeutung gehabt haben muß, vielleicht als Hindernis gegen zu tiefes Verschieben des Schlüssels, was die Verbindung mit dem Riegel erschwert hätte. Was den Gebrauch dieser Schlüssel, für welche nur ein starker Riegel in Betracht kommen kann, anlangt, so möchte ich bei ihrer Größe und derben Ausführung, vor allem auch der Breite des Bartes gegenüber den Augsburgern z. B. nicht an die Bewegung eines leichtgehenden Schloßriegels denken, sondern eher glauben, daß sie zum Schieben der großen und schweren Quer- und Sperriegel oder Schließbolzen hinter den Türen dienten, also des starken ὄχεύς oder μοχλός, die schon bei Homer in diesem Sinne so oft genannt werden; auch κληίς scheint in dieser Bedeutung vorzukommen²⁹. Vielleicht darf hier auch an den ältesten Verschuß der Stadttore erinnert werden, mit welchem nach Áneas Taktikon XX, 2 die auf einer Platte befestigten Schließbolzen (βάλανοι μὴ δμῶτροποι) durch einen krummen Haken oder eine Zange (καρκίνος = Krebschere) gehoben wurden.

Jedenfalls wird mit diesem Schlüsseltypus das hakenförmige, als Bratspieß erklärte 60 cm lange

Gerät von Karlstein bei Reichenhall (P. Reinecke, Funde vom Ende der Latènezeit, *Alt. u. heidn. Vorz. V*, Abb. 3g) als Schlüssel bestimmt, und man wird jetzt auf ähnliche Stücke gerade unter den Latènefunden besonders achten müssen, welche gern als Feuerhaken erklärt werden, vorausgesetzt natürlich, daß die Biegungen keine zufälligen und nachträglichen sind.

Für die Frage nach dem Aussehen der zu den keltischen Schlüsseln gehörigen hölzernen Riegel ist die Form des Schlüsselendes maßgebend. Es gibt deren zwei Arten: der Bügel aus Rundeisen hat einen umgebogenen, meist spitzen Haken (**Textabb. 2, 14–21**), während derjenige aus Flacheisen gestreckt bleibt, ähnlich wie ein Messer, spitz oder

Riegel werden durch den drehenden Schlüssel bewegt, der für jeden Fall besondere Form und Größe haben muß; kein Haken, auch der einfachste nicht, paßt etwa als Universalschlüssel für alle Schlösser, konnte also nicht etwa wie ein Dietrich in Anspruch genommen sein. Pessuli kommen bei diesem System nicht in Frage.

Hierzu gehört ein hoch über dem Riegel liegendes Schlüsselloch, durch welches der Hakenschlüssel gesteckt wird, der mit dem gekrümmten Bügel auf der Innenseite der Tür von hinten in die Riegellöcher eingreift (**Textabb. 3, 2**), während der gerade Schlüssel von oben oder von der Seite in die Einkerbungen geschoben wird und so sich drehend und von Lücke zu Lücke weiter-

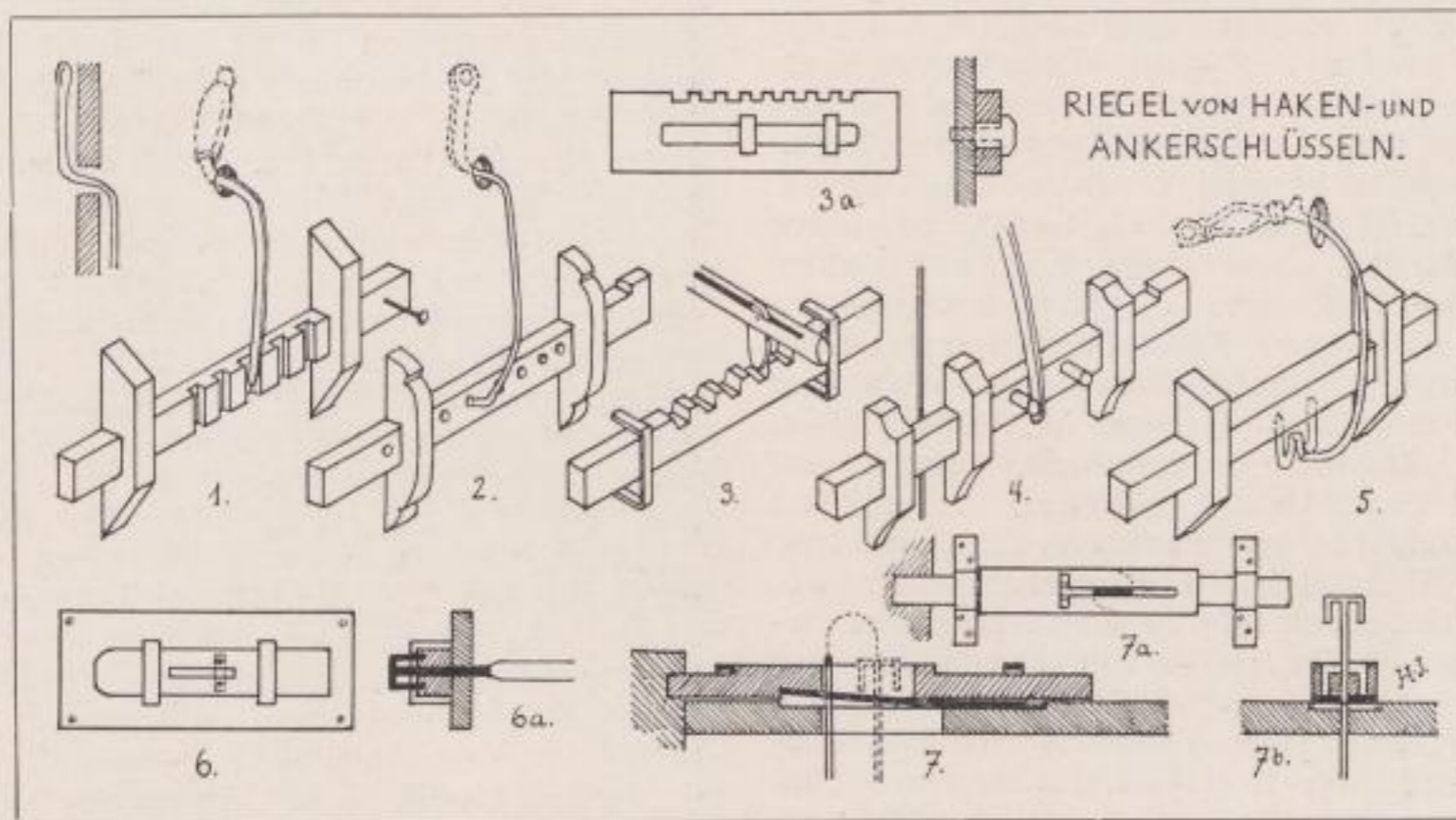


Abb. 3: Die Riegel der Haken- und Ankerschlüssel.

mit breiter Schneide (**Textabb. 2, 1–4**). Danach unterscheiden sich die Riegel, deren Konstruktion wir aus rezenten Beispielen hinreichend kennen (**Textabb. 3**). Bekannt sind solche aus Lettland und den bayrischen Alpen. Dem Schlüssel entsprechend sind die Riegel zwiefach gestaltet: für den am Ende gekrümmten Schlüssel hat er eine oder zwei Reihen Löcher, in welche die Spitze des Hakens eingreift, selten mehr oder unregelmäßig angeordnet wie **Textabb. 3, 2** nach Brinkmann, a. a. O. Fig. 84, Bielenstein, Fig. 31 und Meringer, *Studien*³⁰, Abb. 144, 45. Der gestreckte Schlüssel greift in Ausschnitte auf der oberen zinnenartig ausgeschnittenen Kante des Riegels oder in senkrechte Einkerbungen oder Nuten auf seiner Rückseite und schiebt den Riegel durch Druck gegen die stehen gebliebenen Rippen seitwärts (**Textabb. 3, 1**). Statt dieser letzteren hat man auch einzelne Zapfen eingesetzt (**Textabb. 3, 4**), wie in einem Bauernhaus in Alt-Aussee (Meringer)³¹. Die

tastend den Riegel hin- und herschiebt (**Textabb. 3, 1**). Damit bildet der „keltische“ Schlüssel indirekt den Vorläufer des normalen Drehschlüssels. Ein solcher Riegel bewegt sich entweder zwischen zwei Bügeln aus Holz oder Eisen (**Textabb. 3, Nr. 2, 3**) wie die anderen Riegelschlösser, oder er hat einen Längsschlitz in der Mitte, in dem er durch zwei dicke Pflöcke gehalten wird (**Textabb. 3, 3a** nach Bielenstein, Fig. 29, 30 und Originalen aus Mitau und Antoniew in Russisch-Polen). Damit ein solcher Schloßriegel nun nicht mit einem einfachen Draht oder gar mit einem gebogenen Finger von einem Unberufenen leicht bewegt werden konnte, mußte die Entfernung des Schlüsseloches vom Riegel möglichst weit sein, daher die außergewöhnlich langen, starken und dadurch schwer zu handhabenden und zu transportierenden Schlüssel. Durch diese hohe Lage war nun das Schlüsselloch von unten allerdings nur schwer erreichbar geworden, der Verschluss aber desto gesicherter. Man

vergleiche hierzu die unten genannten griechischen Vasenbilder mit den Tempeldienerinnen in gestreckter Haltung, besonders bei Diels (Techn. Taf. VI), wo auch der hervorstehende Schlüsselgriff deutlich sichtbar ist.

Die mit der starren Hakenform verbundene Unbequemlichkeit bei der Handhabung des Schlüssels und die Unmöglichkeit, einen passenden Haken aus einem Stück Holz zu machen, sind dadurch zu verbessern gesucht worden, daß man den Schlüssel auch aus zwei Teilen herstellte und diese um ein Scharnier beweglich machte; das hintere Stück bleibt als Griff rund, das kürzere vordere, welches als Bart dient, ist flach und spitz. Ein solcher Gelenk-, Scharnier- oder Klappschlüssel wird in diesem Fall gestreckt durch die Tür gesteckt und dann klappt die vordere Hälfte nach unten, um den Riegel zu greifen; auf diese Weise entstand ein künstlicher Haken, der auch so hergestellt werden konnte, daß statt der Klappe ein zweiter Schlüssel mit dem ersten verbunden wurde, wie Liger, II, Fig. 485 und Meringer a. a. O., von Ober-Lupitsch (bei Aussee, Salzkammergut). Für den weiter unten angeführten Fall eines Doppelverschlusses mit zwei verschiedenen Schlüsseln hatte man damit den Vorteil, die beiden Schlüssel stets beieinander zu haben. Bei einem modernen bayrischen, 60 cm (gestreckt 75 cm) außergewöhnlich langen und schweren (Durchmesser = 15 mm) Torschlüssel (Textabb. 2, 23), der sicher keine moderne Erfindung ist, ist der Mechanismus so raffiniert ausgeführt, daß der vordere Schenkel durch das verschiedene Gewicht seiner beiden Hälften von selbst nach unten fällt und beim Zurückdrehen sich wieder von selbst streckt. Lettland kennt ähnliche kleinere Scharnierschlüssel ganz aus Holz (Bielenstein, Fig. 27, 28 mit der Tür und 36 b), die aber doch den Eindruck machen, als seien sie erst sekundär dem Eisen-Schlüssel nachempfunden (Textabb. 3, 3). Jedenfalls konnten sie des zerbrechlichen Materiales wegen nicht sehr groß sein.

Ein Riegel wie die genannten mußte frei liegen, damit der Haken die Löcher fassen konnte, wozu eine gewisse Übung gehörte. Es kann also, da eine Umhüllung des Riegels fehlen mußte, nicht von einem eigentlichen „Schloß“ gesprochen werden, auf diese Weise war aber andererseits auch der Verschuß von innen und außen leicht zu öffnen.

Zwei Folgerungen mögen hier noch angefügt werden, welche dem neuerkannten Schloßsystem für die Türkonstruktion zu verdanken sind. Einmal ein hier zuerst auftauchendes, wirkliches Schlüsselloch³², das an den antiken Schlössern im modernen Sinn nicht vorhanden sein konnte, da diese Schlösser nur einseitig funktionieren. So finden wir deshalb schon bei Homer, daß das Trugbild der Iphthime (Od. IV, 802—838), nicht durch ein „Schlüsselloch“ ein- und ausschlüpft, was

doch nahe läge, sondern durch das durchgehende Loch, durch welches der Riemen geht (παρὰ κληῖδος ἰμάντα). In unserm Falle haben wir nun ein wirkliches Schlüsselloch, allerdings weit über dem normalen Schloß fast in Augenhöhe liegend, durch welches man auch gleichzeitig bequem hindurchsehen konnte.

Ferner können wir uns jetzt auch einen Begriff von den großen und gewaltigen Schlüsseln machen, von denen im Altertum so oft die Rede ist, ohne daß man sich bisher diese ungewöhnlichen Maße erklären konnte. Schon die Schlüssel aus England haben Längen bis zu 44 cm, der moderne bayrische 60—75 cm³³. Der Grund war, wie wir oben sahen, die weite Distanz vom Schloßriegel. Nun werden uns aber diese gewaltigen Schlüssel mehrfach auf antiken Denkmälern dargestellt, von denen Diels die besonders charakteristischen und zum Verständnis des antiken Verschlusses wichtigsten abbildet (Parm., Fig. 5—17). Es handelt sich dort um die großen Schlüssel, welche die Tempeldiener und -Dienerinnen als κλειδοῦχοι (*clavigeri*) ihrer Größe und Schwere wegen im Arm geschultert tragen (Textabb. 2, 26), die demnach also schon eine Länge von mindestens 2 Fuß haben müssen. Wichtig darunter ist die Einzeldarstellung eines vollständigen, mit Bändern und Riemen geschmückten Schlüssels dieser Art auf dem Grabrelief der Poliaspriesterin Habryllis aus dem 2. Jahrh. v. Chr. (Diels, Parm., Fig. 17 nach Conze: Att. Grabreliefs, Taf. 385, 34 und Textabb. 2, 24), welcher alle Einzelheiten erkennen läßt; andere ebd. Fig. 14—16. Sie entsprechen genau unserm keltischen Hakenschlüssel, und zwar in der eckigen Form des englischen, zweifelhaft ist auch hier nur, ob es sich in der Tat um den wirklichen Schlüssel des Heiligtums oder nur um symbolische Amtszeichen handelt, welche die Tempeldiener-schaft, etwa wie die Domschweizer unserer Zeit ihre Szepter, als Zeichen ihrer priesterlichen Würde in Gestalt eines schlüsselförmigen Stabes bei Prozessionen einhertrug. Wie dem aber auch sei, jedenfalls müssen wir daran festhalten, daß ein solcher Schlüssel einem Gebrauchsschlüssel nachgebildet ist, der zur besseren Veranschaulichung auf den Denkmälern stilisiert und durch seine Größe in der Abbildung besonders hervorgehoben ist. Diese wie eine Waffe geschulterten Schlüssel (κατωμαδία κλαίς bei Kallimachos im Demeterhymnos VI, 45) werden auch schon in der Bibel erwähnt, sind also auch den Juden nicht fremd. Die bezügliche Stelle bei Jesaja XXII, 22 lautet, wenn sie wörtlich übersetzt wird: „ich werde dir (Eljakim) den Schlüssel Davids auf die Schulter legen“, d. h. die Herrschaft übertragen (Zeit wahrscheinlich 701 v. Chr.), woraus auch schon für diese Zeit die Bedeutung des Schlüssels als Symbol der königlichen Reichsgewalt hervorgeht (sich. auch Jes. IX, 5).

Für die Handhabung der großen Schlüssel ist das Bild eines Mädchens auf einer rotfigurigen Hydria des Berliner Museums, Nr. 2382 (bei Diels, *Parm.* Fig. 22), besonders lehrreich. Hier sehen wir das in der oberen Türfüllung hochliegende Schlüsselloch, in welches der Schlüssel nur mit gestrecktem Arm eingesteckt werden kann. Der Griff ist darauf deutlich erkennbar. Eine Riemen-schleife findet sich auf dem einen Flügel in der Höhe des Unterarms (rund 1 m), also am gewöhnlichen Platz des Türschlosses. Es ist nach dem weiter unten Gesagten der einfache Tages-verschluß, vorausgesetzt, daß ihn der Maler mit Bewußtsein hingesezt hat. Hier ist jedenfalls ein wirklicher Gebrauchsschlüssel und kein Attribut der Gottheit verstanden.

Fassen wir das über den „keltischen“ Schlüssel Gesagte, soweit das vorliegende Material jetzt schon ein Urteil erlaubt, zusammen, so ist zunächst als charakteristisches Merkmal seine Hakenform zu bezeichnen, sei es, daß der Bügel einmal oder doppelt rechtwinklig geknickt ist oder daß er die Gestalt einer mehr oder weniger krumm gebogenen Sichel hat. Er öffnet entweder den einfachen, leicht gehenden hölzernen Schloßriegel oder bei großem Format den hinteren Sperrriegel der Tür. Die manchmal auffallend starke Biegung bis zu einem Halbkreis läßt sich daraus erklären, daß der Schlüssel das Loch für den Schließhaken in einem gewissen Abstand von hinten suchen, oder auch daß er über einen starken inneren Querriegel des Türgerüsts hinweggreifen mußte. Er wird höher wie beim normalen Schloß, oft bis zu Gesichtshöhe in die Tür eingeführt und verlangt deshalb eine außergewöhnliche Länge und Stärke. Teils ist er aus Rundeisen, teils aus Flacheisen und wird von einem kräftigen Griff gefaßt, der auch durch einen hölzernen Stiel verlängert werden konnte. Den Riegel faßt er entweder mit einem umgebogenen Haken am Ende und greift dann in Löcher oder legt sich bei gerade auslaufendem Bügel mit der Spitze in eingekerbte Ausschnitte. Beide Angriffspunkte können auch auf der Unterseite des Riegels angebracht sein, wie es bei den Tiroler Schlüsseln der Fall ist (**Textabb. 2, 5**); deshalb mußte der Schlüssel schärfer geknickt werden, damit er den Riegel wie die späteren eisernen Schiebeschlüssel von unten wirkungsvoll fassen konnte, wohl gemerkt aber ohne Fallklötzchen. Vielleicht geben einmal neue Funde hierfür weitere Aufschlüsse.

In seiner einfachsten Hakenform ist der eiserne keltische Schlüssel vielleicht der primitivste aller Drehschiebeschlüssel, aber nie in einer starren Form, sondern je nach der Verschlußkonstruktion und eigener Kunstfertigkeit stark variiert. Man beachte den formellen Unterschied zwischen den englischen und den Tiroler Schlüsselgruppen! Dazwischen liegt der flachgebogene Schlüssel vom Mont Beuvray und Lusoi; das Prinzip ist aber bei

allen dasselbe. Über die Verbreitung des neuen Systems läßt sich einstweilen noch wenig sagen, wir kennen es jetzt aus England, Frankreich, Mitteldeutschland, Tirol und Griechenland und den römischen Kolonien. Damit wird sein Vorkommen nicht erschöpft sein, und es wäre zu wünschen, wenn auf Grund meiner Arbeit nunmehr einmal die Altertums- wie auch Völker-Museen auf solche Haken, besonders auch auf Bruchstücke von solchen, durchgesehen würden.

Die Bezeichnung „keltischer“ Schlüssel mag für diesen Typ ruhig bestehen und ihm allein vorbehalten bleiben, da er ein besonderes Charakteristikum für die La-Tène-Zeit zu sein scheint. Allerdings nicht in dem Sinne, daß er der einzige jener keltischen Periode gewesen sei, denn wir kennen auch schon Anker- und Drehschlüssel aus der Eisenzeit, welche vielleicht überhaupt erst ein wirkliches Schloß hervorgebracht hat. Für die Chronologie ist zu bemerken, daß, soweit wir jetzt sehen, unser Schlüssel in der La-Tène-Zeit, sicher in der letzten Periode, weit verbreitet war, aber ohne Zweifel viel älter ist, wie vorhandene Beispiele lehren. Dafür spräche sein Vorkommen in Etrurien, Lusoi (beide im 6. Jahrh.), mancherlei Darstellungen, als deren älteste eine kerkyraeische Terrakotte aus dem 6. Jahrh. (bei Diels, Abb. 4) anzusehen wäre, die Erwähnung bei Kallimachos u. a. und für noch ältere Zeit (um 700) die Stelle bei Jesaja, wenn die Abfassung dieses biblischen Buches nicht aus einer jüngeren Zeit stammt.

Daß der keltische Schlüssel aber bis in die homerische Zeit und darüber hinauf zu setzen ist, hat Diels bereits vermerkt, indem er darauf aufmerksam macht, daß das Wort κληίς dem S-förmig gebogenen „Schlüsselbein“ (lat. *clavicula!*), das in der Ilias so oft genannt ist, wegen der Übereinstimmung der Formen seinen Namen gegeben hat. Vgl. die Abbildung bei Diels, Nr. 18 und **Textabb. 2, 25**. Demnach konnte der Schlüssel gar nicht anders als wie oben angegeben ausgesehen haben.

Wir haben aus jener Frühzeit einen trefflichen Beleg aus der Odyssee selbst, wo uns der Dichter den Schlüssel der Penelope genau beschreibt, der auf Grund der vielen Beispiele jetzt genau erkannt ist und der die Konstruktion des homerischen Schlosses endlich ermöglicht hat. Auch Diels hat das richtig gesehen, aber, durch die Brinkmannsche Rekonstruktion irreführt, eine unrichtige Darstellung des Vorganges gegeben.

Ausschlaggebend sind hier die beiden vielbesprochenen Stellen im Buch XXI, 5 ff. und Vers 42 ff. über den Verschluß des Thalamos im Hause des Odysseus. Der Schlüssel, den Penelope in die Hand nimmt, wird genau beschrieben Vers 5—6:

εἶλετο δὲ κληῖδ' εὐκαμπέα χειρὶ παχείῃ
καλὴν χαλκείην. κώπη δ' ἐλέφαντος ἔπην.

Danach war der Schlüssel aus Bronze, schön geformt, mit Elfenbeingriff und εὐκαμπής d. h.

„wohl“, d. h. aber nicht = „bene“ flexa, sondern richtiger = „stark, kräftig“ gebogen. Daß er nicht klein war, kann vielleicht aus *χειρὶ παχείῃ* geschlossen werden, Penelope hat mit ihrer kräftigen Hand einen großen Schlüssel fest gefaßt. Nun läßt sich aber *εὐκαμπής* sehr genau definieren. Das Wort kommt als Epitheton vor von *δρέπανον* = Sichel, *κέρας* = Horn, *ἄρατρον* = Pflug, *τόξον* = Bogen und *ἄρπη* = das Sichelschwert des Perseus, alles bekannte Geräte, die sich durch starke Biegung oder Schweifung auszeichnen. Damit ist aber die Form des Schlüssels eindeutig festgelegt, und zwar lassen die benannten Gegenstände für jede Art von Biegung die Wahl, wie wir sie ja auch bei den verschiedenen Schlüsseln feststellen konnten³⁵.

Homer beschreibt also in der Tat in dem Schlüssel der Penelope mit der ihm eigenen Präzision bei der Wahl seiner Epitheta aufs genaueste den stark gekrümmten Türschlüssel in der Form des „Tempelschlüssels“ von Lusoier oder des scharfer gebogenen „keltischen“ Schlüssels. Hiermit stimmt auch die Beschreibung des Eustathius (Schol. z. Homer) für den älteren Schlüssel (im Gegensatz zum sog. „lakonischen“): *οὐ φαίνεται γόμφους ἔχειν ἢ κλείς ὡς ἀνακρούειν τὰς βαλάνους, δρέπανοείδης δὲ μᾶλλον ἦν*. Alle Deutungen auf den unerklärten „parischen“ oder „lakonischen“ Schlüssel fallen jetzt von selbst fort.

Damit dürfte die Frage nach dem Schlüssel der Penelope und dem homerischen Türverschluß in der Hauptsache entschieden sein, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß alle Türen im Palast des Odysseus auf diese Weise verschlossen waren. Sehr oft wird der einfache Riegel mit dem Riemen genügt haben. Aber bei dem Thalamos mit seinem wertvollen Inhalt war ein gutschließendes Schloß nötig, das größere Sicherheit, auch der Dienerschaft gegenüber, bot. Den Schlüssel dazu bewahrte Penelope sorgfältig im Obergemach.

Alles weitere ist Sache der Homorforschung. Vor allem dürfte gerade hier einmal die Frage nach der Zeit interessieren wie nach der Verbreitung und dem Herkommen des Hakenschlüssels, der vielleicht vom Orient aus seinen Ausgang nimmt. Wie und wann er allerdings in keltisches Gebiet und so weit nach dem Westen kommt, mögen Berufenere auf Grund des neuen Materials zu ergründen suchen. Diese Zusammenhänge beschäftigten übrigens schon den alten Pitt-Rivers, der in der Einleitung über seine schottischen Hakenschlüssel schreibt: „It would be a remarkable testimony of the value of archaeological investigation, if the well known passage in the *Odyssey* about the key of Penelope were to find its definite interpretation on the shore of Sussex.“

Was nun die homerische Tür selbst an der genannten Stelle anlangt, so kann es sich bei der

beträchtlichen Größe des Thalamos und seinem reichen Inhalt nur um eine weite, gut verschlossene (*εὐκλήης*) Doppeltür handeln, durch welche größere Gegenstände transportiert werden konnten³⁶. Damit erklärt sich aufs natürlichste der oft mißverstandene Plural *ὄχῆας* in Vers 47, den man zur Erklärung des Verschlusses mit herangezogen hat. Es ist nicht nötig, mit Diels hier zwei gleichzeitig schließende Schloßriegel in so komplizierter und wenig praktischer Anordnung übereinander nach ägyptischem Vorbild anzunehmen, sondern jede Doppeltür hat an und für sich mehrere Riegel. Neben dem Schloßriegel mindestens noch die



Abb. 4: Rekonstruktionsversuch des homerischen Verschlusses.

beiden senkrechten Fallriegel, mit denen der feststehende Türflügel unbedingt gehalten werden muß, wenn nicht die ganze Tür eingedrückt werden soll. Alle diese, also mindestens schon drei Stück, mußte Penelope öffnen, wenn sie den Durchgang für den Transport der Waffen freimachen wollte. Damit werden alle Bemerkungen über die Verwertung von *ὄχῆας* für die eigentliche Schloßkonstruktion gegenstandslos. (Textabb. 4.)

Es ist andererseits aber auch sehr wohl möglich, daß Penelope zwei Verschlüsse geöffnet hat, wie es aus dem *ἰμάντα ἀπέλυσε κορώνης* (V. 46–47) zu entnehmen ist, denn ein Riemen hat mit dem Hakenschlüssel nichts zu tun. Trotzdem zeigt das Vasenbild außer dem hochliegenden Schloß eine Riemen-schleife in der üblichen Reichhöhe. Das könnte

nur so erklärt werden, daß in der Tat zwei Verschlüsse vorhanden waren, und zwar oben das Drehschiebeschloß mit dem homerischen Schlüssel und in der Mitte ein einfacher offener, von einem Riemen nach zwei Seiten zu ziehender Riegel, ersteres als wirkliche Sicherung, letzterer als Tagesverschluß für den laufenden Verkehr. Wir haben eine ähnliche Sicherung z. B. bei einem Schloß von der Insel Karpathos, einem anderen aus Litauen (Bielenstein, Fig. 36 b), einem modernen von einem bayerischen Stallschloß im Deutschen Museum zu München und bei dem obengenannten Schloß aus China bei Pitt-Riv., Taf. X, Fig. 117—121. In jedem dieser Fälle muß erst eine Zuhaltung gelöst werden, und nur dann läßt sich das Schloß mit seinem normalen Schlüssel öffnen, in Karpathos z. B. oben mit einem hölzernen Haken, unten mit dem eisernen auf **Textabb. 2, 22**, in China oben mit einem T-Schlüssel, unten mit einem Drehschlüssel. Es gehören also zu solchen Sicherheitsschlössern jedesmal zwei Schlüssel, und zwar von verschiedenen Systemen, ähnlich wie z. B. bei dem eisernen Vorhängeschloß Nr. 5. Manchmal scheinen diese beiden Schlüssel auch zu einem Scharnierschlüssel vereinigt, wie z. B. bei Dillinger, Kat., Nr. 585, oder bei Liger II, 485, die man sich, wie bei einem modernen Banktresor, auch in zwei verschiedenen Händen denken könnte.

Wenn Penelope an der homerischen Tür zwei Schlösser geöffnet hätte, wäre das andererseits sicherlich von dem gewissenhaften Dichter umständlich geschildert worden. Ausgeschlossen ist aber trotzdem das Vorhandensein eines einfachen Tagesverschlusses mit Riemen neben dem Drehschiebeschloß an der genannten Stelle nicht, da er damals vielleicht als so selbstverständlich galt, daß er nicht besonders erwähnt zu werden brauchte. Allgemein interessierte bei einer so wertvollen Schatzkammer eben nur das Sicherheitsschloß, das hier als besonders merkwürdig, vielleicht sogar als etwas ganz Neues, hervorgehoben werden sollte. Bei einem Doppelverschluß war der Plural $\delta\chi\eta\sigma$ natürlich erst recht am Platze. Ich habe in diesem Sinne einen Rekonstruktionsversuch des homerischen Schlosses auf **Textabb. 4** gegeben.

Unerklärt bleibt aber in dieser Schilderung die Betonung des stiermäßigen „Brüllens“ beim Drehen der Türpfosten, was in der alten Literatur immer wieder erwähnt wird, und worauf Diels auch in seinem Parmenides hinweist. Dazu war bei einer einfachen hölzernen Zapfentür, und um eine solche muß es sich handeln, gar keine Veranlassung, denn diese konnte, wenn sie nicht ordentlich geschmiert war, höchstens „knarren“ oder „kreischen“, aber nie „dumpf brüllen“; das könnte nur bei einer schweren Bronzetür der Fall gewesen sein. Aber von einer solchen ist hier nicht die Rede, und der einfache $\kappa\lambda\epsilon\iota\varsigma \epsilon\upsilon\kappa\alpha\mu\pi\iota\varsigma$ spricht schon allein nur für eine einfach ausgestattete Holztür. Hier

scheinen die Dichter zu übertreiben oder zu verallgemeinern.

Ich habe im Obigen versucht, auf Grund des mir zur Zeit zugänglichen Materials einmal kurz zusammenzustellen, was sich bis jetzt über die Konstruktion der hauptsächlichsten Schloßsysteme sagen läßt. Es wäre aber nunmehr zu wünschen, daß bald ein Berufener die ganze, für die Archäologie und Kulturgeschichte nicht unwichtige Schloßfrage einmal allgemein untersuchte. Auch für die Siedelungsgeschichte, wie für die Verbreitung und Bewegung der Völker könnte neben sorgfältiger Beobachtung der keramischen Hinterlassenschaft vielleicht hieraus doch noch mancher Aufschluß gewonnen werden. Zu solcher Betrachtung wäre zunächst eine gründliche Prüfung der literarischen Quellen nötig, in der vor allem die Einzelheiten des Türverschlusses wie die verschiedenen Schloßtypen genau auseinander gehalten werden müßten. Wir haben gesehen, wieviel Schloß- und Riegelarten es in der Überlieferung gibt, die selten eindeutig verstanden sind; das gilt auch für die Bezeichnungen der einzelnen Teile.

Dazu ist vor allem auch einmal ein sorgfältiges Studium der schlüsseltragenden Gottheiten und deren Begleiter über das Altertum hinaus dringend nötig, besonders nach Form und Größe der von ihnen gehaltenen Schlüssel — die einfache Bezeichnung „Schlüssel“ allein genügt nicht mehr; hierzu gehören Form, Zeit und Herkunft!

In der Hand der Götter bedeuten die Schlüssel den Verschluß der schweren Tore zwischen Himmel, Erde und Unterwelt, zwischen Tag und Nacht, auch Land und Meer, die man sich alle getrennt und fest verschlossen vorstellte. Ihre Diener tragen sie als Wächter oder Hausmeister. Schon die orientalischen Gottheiten und Könige haben einen Schlüssel in der Hand als Symbol ihres Amtes, wie der obengenannte assyrische Gott mit dem Zahnschlüssel, oder der ägyptische Gott Bes mit dem Ankerschlüssel, in dessen Begleitung sich auch Schakale mit umgehängtem Schlüssel finden. Auch der alte Jahwe besitzt nach altem Brauch die Schlüssel zu allem: *tu claves uteri, caeli, terrae, tumulique et simul inferni Jova potenter habes*. Er hat nach dem Lexik. rabb. auch die *claves pluviae, sustentationis, sepulcrorum, sterilitatis*. Moses schlägt mit dem Schlüssel Wasser aus dem Felsen. Und in diesem Sinne hat später auch Christus den $\kappa\lambda\epsilon\iota\varsigma \theta\alpha\nu\acute{\alpha}\tau\omicron\upsilon \kappa\alpha\iota \alpha\delta\omicron\upsilon$ (Apoc. 1, 18 u. 9, 1), er ist auch der $\kappa\lambda\epsilon\iota\varsigma \gamma\upsilon\omega\sigma\epsilon\omega\varsigma$ (Luk. 11, 52). An der Spitze der griechisch-römischen Schlüsselgottheiten steht Janus, der *deus claviger*, der alles schließt: *caelum mare, nubila, terras* (Ov. fast. I, 117); der Schlüssel ist seine Waffe: (*clavem ostendens*) *„haec, ait, arma gero“* und er allein hat das *ius vertendi cardinis* und wird dargestellt *cum clavi et virga quasi omnium et portarum custos et*

rector viarum (Macrob. Sat. I, 9, 7). Auch Portunus, der zu seinem Kreis gehört, ist nach Varro der *deus portuum, portarumque praeses*, der Schützer der Türen, der wie Janus mit dem Schlüssel abgebildet wird. An den Portunalia wurden zahlreiche Schlüssel verbrannt, die demnach aus Holz waren. Auch Apollo (Ἰουλιανός) hat als Sonnengott einen Schlüssel, mit dem er den Tag aus dem Himmel heraus- und hereinläßt, ebenso wie Eros den Schlüssel der Aphrodite von Himmel, Meer und Erde besitzt, aber auch Proteus, Serapis und Kybele, diese als Hüterin der Gräber. Der Schlüssel ist ferner ein auszeichnendes Attribut der Unterweltsgottheiten, des Pluto (Πλούτωνος), Aiakos und Anubis, auch der Persephone, sie sind die Wächter (Κλειδοῦχοι, oder Πυλωροί) des mit schweren Toren verschlossenen Hades. Zu ihrem Kreis gehört auch Hekate triiformis als die προθυραία oder προπύλαια, die *terrae claustra cohibens*, welche neben dem Schlüssel auch den Strick als allerältestes Verschlusmittel hält; eine Abbildung von ihr auf einer griechischen Bronze mit Schiebeschlüssel findet sich z. B. bei Liger I, Fig. 150. Ihr Schlüssel wurde bei Festlichkeiten in der Prozession (κλειδός ἀρωγῆ) von einer jungfräulichen Priesterin als Hüterin herumgetragen, wobei man unwillkürlich an die kranzgeschmückten Kleiduchen auf den obengenannten Vasenbildern denkt. Auch sonst werden die Tempeldienerinnen, wie Io, Iphigenie, Kassandra u. a. als Hüterinnen und Beschließerinnen des Heiligtums mit dem Schlüssel erwähnt. Von der oben genannten Priesterin Habryllis kennen wir den großen, scharf rechtwinklig gebogenen Schlüssel, der bei Diels Fig. 17 abgebildet ist (**Textabb. 2, 24**), ebenso von einer Demeterpriesterin (Diels Fig. 16). Dike, die gewaltige Rächerin, verwahrt die Schlüssel des Himmelstores, an dem sich Tag und Nacht scheiden (Diels, Parm. V, 11). Athene Polias trägt den Schlüssel als Schutzgöttin von Athen. Er bedeutet auch die symbolische Darstellung der Stadt selbst. Von belagerten Städten, wie bei der Belagerung von Rom durch die Gothen unter Belisar (Procop, bell. Goth. I, 14) und von Syllaktus bei Karthago im Jahre 533 (bell. Vand. I, 16), wurde der Torschlüssel dem Sieger übergeben. Im Altertum wurden sie dann im Tempel aufgehängt (Verg. Än. VII, 187): *ingentia claustra* und Silius, Pun. I, 621: *belli decus, armaque rapta claustraque portarum pendet* (im Capitol. Tempel). Ich erinnere hier auch an die Schlüssel in den mittelalterlichen Wappen. Ebenso kennt die christliche Kirche die schlüsseltragenden Türhüter (*ostiarii*), wie sie auch der jüdischen Religion als Wächter des Tempels nicht unbekannt sind. Der Tempelschlüssel wurde von ihnen unter einer Steinplatte, die eine Aushöhlung hatte, an einem Ring sorgfältig verwahrt³⁸. Aber auch die gallische Epona kommt mit dem Schlüssel in der Hand vor.

Ein Bild im Museum zu St. Germain zeigt sie reitend, wobei sie deutlich einen Schiebeschlüssel hält, nach Reinach (Katalog von St. Germain, Fig. 50) den Stallschlüssel(?).

Sehr häufig erscheint schließlich der Schlüssel im Kult des Mithras, und zwar in der Hand des geflügelten, löwenköpfigen Aeon-Kronos in den Heiligtümern von Rom, Ostia, Florenz, Straßburg, Hedderheim, Eburacum (hier ausnahmsweise zwei herabhängende Schlüssel am Ring in der linken Hand), Vienne und Russicade (Numidien). Nicht zu vergessen die Schlüssel in den Händen der den Sonnengott begleitenden Fackelträger in Stockholm, Hedderheim und Deva(?). Es ist, soweit ich sehen kann, bei den mithrischen Gottheiten selbst immer unser eiserner römischer Schiebeschlüssel als Symbol dem Gotte beigegeben, und es mag schon deshalb kein Zufall sein, daß auch in Gräbern von Mithrasangehörigen ein Schlüssel gefunden wird, wie der Bronzeschlüssel vom Mithreum der Saalburg (Jac. Slbg., 44, 15) aus dem Grabe seines Erbauers. Vielleicht hängen damit auch die kleinen Schlüssel zusammen, die mit den vielen Miniaturgeräten zusammen öfter am Rhein gefunden sind (Cumont, Mithra, Fig. 492, aus Bonn)³⁹ und als mithrische Symbole gelten. Solche Schlüsselattribute sind entweder stereotype Nachbildungen eines alten Kultgerätes und gehen auf ein Urbild in einem Heiligtum aus frühester Zeit zurück, oder sie entsprechen der jeweiligen Mode und wechseln dann mit dem Aufkommen neuer Typen, ein für die chronologische Bestimmung wichtiges Moment. Ob in den bekannten Beispielen ein Schiebeschlüssel mit Absicht dargestellt ist, wie auch bei den genannten der Epona und Hekate oder den Vasenbildern bei Diels, Parm., Fig. 40, 41, wissen wir nicht. Zu beachten bleibt aber, daß die Begleiter des Mithras, die Dado-phoren, den merkwürdigen Hakenschlüssel in ganz gewaltigem Format, also einen ganz anderen Schlüssel tragen wie der Kautopates von Stockholm (ORL 33, Taf. XIII, 1); das kann sehr wohl zufällig sein, es kann aber auch beweisen, daß die großen Schlüssel in der Hand der Diener eine andere Bedeutung hatten, daß also auch die Fackelträger wirklich nur als Tempeldiener und Schlüsselbewahrer anzusehen sind.

Eine eingehende Untersuchung wird vielleicht noch mehr Schlüsselträger aus alten Zeiten feststellen, und es scheint fast, als ob die meisten Götter dazu gehörten. Für die Jetztzeit ist der wichtigste der Apostel Petrus, von dem wir wissen, daß ihm ausdrücklich die Schlüssel als Symbol seines Wirkens ganz im antiken Sinn verliehen sind. Christus selbst hat sie ihm mit den Worten: δώσω σοι τὰς κλεῖδας τῆς βασιλείας τῶν οὐρανῶν (Matth. 16, 19) als seinem Stellvertreter auf Erden und späteren Hüter der Himmelstür gegeben. Dieser Petruschlüssel bedeutet die

potestas clavium, d. i. die Gewalt zu lösen und zu binden, also die höchste richterliche Gewalt, die später auf den Papst, den Herrn der drei Welten und Inhaber der höchsten kirchlichen Gewalt, übergegangen ist, der heute noch die Schlüssel in seinem Wappen trägt⁴⁰. Ob hier nach dem biblischen Vorbild ursprünglich an den Hakenschlüssel gedacht war, der dem Apostel „auf die Schulter gelegt“ werden sollte, ist nicht bekannt. Jedenfalls trägt Petrus in den frühchristlichen Darstellungen seit dem 5. Jahrh. den großen Drehschlüssel⁴¹, wie er damals nach Aufgabe des Schiebeschlüssels allgemein im Gebrauch war, und diesen hat er fast unverändert in den Tausenden von mittelalterlichen Bildern bis heute behalten. Auf diese Weise läßt sich die alte Form in allen ihren Phasen leicht nachweisen. Damit hat das alte Heiligenbild auch eine gewisse technologische Bedeutung erhalten⁴².

Wie nun seit alter Zeit der Schlüssel in engster Beziehung zur Gottheit steht, so gibt es auch kaum ein Gerät, das so sehr mit dem Leben der sterblichen Menschen verbunden ist wie Schloß und Schlüssel.

Die „gute, alte Zeit“, als der Mensch noch in keiner festen Siedlung im Frieden mit seinem gleichgestellten Nebenmenschen wohnte, und von welcher der Dichter sagen konnte: *omnia pacis erant et sua cuique satis* (Tibull), kannte noch keinen festen Verschuß: *non arces, non vallus erat; nullus erat custos, nulla exclusura, non domus ulla fores habuit*. Solange man noch Sack und Pack auf der Wanderschaft trug oder der Mensch in einer primitiven Hütte hauste, genügte der einfache Strick⁴³. Das war die Periode des ersten Kommunismus, die „goldene Zeit“. Anders wurde es, als dieser Rausch verfliegen war, in den *ferrei saeculi*, als mit dem Wachsen des Wohlstandes und dem Verlangen nach Abgeschlossenheit auch die Habgier und Gewinnsucht der Menschen zunahm und damit der Kampf ums Mein und Dein einsetzte: *creverunt et opes et opum furiosa cupido, et eum possideant plurima, plura petunt* (Ov. fast. I, 211, 12). Damals schlossen die Menschen sich und ihre Behausungen voneinander ab und verbargen ihr erworbenes Vermögen in gesicherten Truhen: *hinc(!) clavem ianus sensit et coepit custos liminis esse canis*. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben und der Schlüssel für jeden ein unentbehrliches Gerät und getreuer Begleiter des Menschen geworden.

Der Schlüssel war anfänglich primitiv aus Holz und hat sich erst allmählich mit dem Fortschreiten der Kultur und der Entwicklung der Eisentechnik aus einem einfachen Haken immer komplizierter und verschmitzter gestaltet. Jetzt wird aber auch aus dem kunstvollen Erzeugnis des Handwerkers allmählich Massenfabrikat, das zu Tausenden gleichartig hergestellt wird und in gleicher Form durch die ganze Welt geht. Die nachrömische Zeit hat nichts Neues

mehr erfunden, und das Mittelalter kennt wohl noch sehr umständliche Verschlüsse, die aber trotzdem längst nicht mehr die Sicherheit der einfachen römischen bieten. Am Schluß der Entwicklung steht der Drehschlüssel, der damals schon eine Gestalt erhielt, die sich bis auf den heutigen Tag in Form und Wirkung nicht mehr geändert hat. Nur ist er ein gleichförmiges Massenprodukt geworden, und alle individuelle Kunstfertigkeit, welche das alte Schloß ausgezeichnet hatte, ist unwiederbringlich dahin. Er ist als Papstschlüssel über alle Jahrhunderte hinaus der alte Petrusschlüssel geblieben.

Früh schon war der Schlüssel das Symbol des Besitzes, der Macht und Ordnung, und ist es auch bis heute geblieben, nicht nur im religiösen Kult, sondern auch im irdischen Haushalt. Der Schlüssel ist schon im Altertum das Symbol der ehelichen Gemeinschaft⁴⁴. Hera (*cui curae sunt nuptiae*) hütet den κλεις γάμου. Bei der Verheiratung wurden der Frau die Schlüssel des Hauses übergeben, die sie bei der Ehescheidung wieder abgeben mußte; bei der Verstoßung hieß es: *clavis adimere*. In Tirol trug noch in unserer Zeit die Braut mehrere Schlüssel im Gürtel. Im Hause ist die Frau die Schlüsselverwalterin, ihr Attribut der große Schlüsselbund. Sie hat auch im germanischen Recht die Schlüsselgewalt, die sie ängstlich wahrt; mit der Abgabe der Schlüssel gibt sie ihre Rechte auf. Und wie die Hausfrau im Bürgerhaus, so hatten im fürstlichen Haushalt die Schlüssel- oder Palastdame wie der Kammerherr die Aufsicht in den Händen; letzterer trägt als solcher symbolisch den vergoldeten Schlüssel an der Uniform. War ein Fürst gestorben, dann wurde der Sarg verschlossen (so bei den Fürsten von Braunfels) und der Schlüssel im Hausarchiv deponiert (Katalog Dillinger). Hiermit hat aber die bekannte Redensart „Den Schlüssel aufs Grab legen“ nichts zu tun. Sie bedeutet nur, daß die Ehefrau nach dem Absterben ihres Mannes, der mit Schulden beladen gewesen, den Schlüssel auf die Bahre oder das Grab legt, um sich damit symbolisch von der Schuldenlast zu lösen, ein Brauch, der lange rechtliche Geltung hatte⁴⁵. Zur Römerzeit ist er nicht bekannt gewesen, und wenn Schlüssel in römischen Gräbern gefunden werden, so haben sie, soweit solche nicht überhaupt zu den mitbeigesetzten Truhen gehören, wie oben bemerkt, andere Bedeutung. Ebenso ist es mit Schlüsseln aus germanischen Gräbern, die bei ihrer Größe nicht zu Truhen gehört haben können. Wichtig wäre es hier jedesmal zu wissen, ob es sich um Männer- oder Frauengräber handelt.

Von anderen wirklichen oder symbolischen Schlüsseln mögen schließlich noch der Vollständigkeit halber der „Hexenschlüssel“ mit dem Kreuz zur Abwehr, der „Zigeuner- oder Freimaurerschlüssel“ erwähnt werden, auch noch der besonders geformte „Schraubenschlüssel“⁴⁶.

Der „Himmelsschlüssel“ ist für uns leider ein Kind der Flora geblieben, und der „Zauber- oder Wunderschlüssel“, mit dem in der germanischen Sage auch Frau Holle als alte Fruchtbarkeitsgöttin in Beziehung gebracht ist, wird trotz aller Errungenschaften der Technik nie Wirklichkeit werden. Geblieben ist uns aber der „Schlüssel“ als Übersetzungs- und Nachschlagebuch mit dem Notenschlüssel, der uns erst die Noten verstehen läßt. Möge ein solcher Schlüssel als κλεις γλώσσης helfen, auch die Geheimnisse zu erschließen, welche die Geschichte des Schlosses noch umgeben.

Anmerkungen:

¹ L. Jacobi: Das Römerkastell Saalburg, 1897; abgekürzt: Jac. Slbg.; A. von Cohausen: Die Schlösser und Schlüssel der Römer. Nass. Ann. XIII, 1874, S. 135 ff. m. Taf. 10, 11; H. Jacobi: Die Saalburg, 12. Aufl. 1930. Modelle aller möglichen Schloßsysteme sind im Saalburgmuseum vorhanden.

² Die Literatur bis 1890 findet sich sehr erschöpfend zusammengestellt bei Jos. Fink: Der Verschuß bei den Griechen und Römern; hierzu H. Blümner: Röm. Privataltertümer bei Iwan Müller, IV, 2, 2, 1911; Marquard: Privatleben der Römer, VII, S. 228 ff.; H. Diels: Parmenides, Lehrgedicht, 1897, S. 117 ff. und: Antike Technik, Abschn. II, Antike Türen und Schlösser, 1914; Hug bei Pauly-Wissowa, Lex. Bd. II A, S. 565 ff.; sehr ausführlich und gründlich ist der Abschnitt *sera* von René Vallois bei Daremberg et Saglio, dict. IV, 2, S. 1241 ff. Von den älteren mag noch W. A. Becker: Charikles und Gallus erwähnt werden. Mit den veralteten Publikationen von Salmasius, Sagittarius, Sallengre und Molin ist praktisch nicht viel anzufangen.

³ Über die Geschichte der Schloßkonstruktionen vgl. H. Syer Cuming: History of Keys, 1857; Pitt-Rivers: On the development and distribution of primitive locks and keys, mit 10 Tafeln, London 1883, sehr vollständig, behandelt eingehend die Schloßsysteme aller Zeiten; J. Ward: The roman era in Britain, 1911 (Cap. XIII: Locks and Keys); F. Liger: La ferronnerie ancienne et moderne, Paris, I. 1873, II. 1875, cap. I, § 934—1133 m. Taf. 35—55; A. Bielenstein: Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten, I. Teil, 1907, eine wahre Fundgrube für die Elemente einer abgeschlossenen primitiven Kultur; ähnliches bei F. Kaindl: Über die Huzulen in der Wiener Anthropol. Zeitschr., 1897, NF. XVII und 1896, XVI; F. v. Luschan: Über Schlösser mit Fallriegeln (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 48, Heft VI); Primitive Türen u. Türschlösser (Mitt. d. Vorderasiat. Gesellsch., 1916); Zusammenhänge u. Konvergenz (Mitt. d. Anthropol. Ges., Bd. 48, S. 103 ff.); J. Déchelette: Manuel d'archéologie préhist. II, § IX, S. 1390 ff.; M. A. van Gennep in „Pro Alesia“, 1910, No. 46—47, mit Taf. XCV—VIII, Les clefs. Einiges enthält J. Durm: Handbuch d. Architektur; F. M. Feldhaus: Technik der Vorzeit pp.; A. Neuburger: Die Technik des Altertums; R. Forrer: Reallexikon S. 704 und Straßbourg-Argenterate II, S. 480 ff. u. a. Sehr zu beachten ist W. M. Flinders Petrie: Tools and weapons, mit einer guten Zusammenstellung aller Schlüsseltypen, auch der ägyptischen auf Taf. 75, 76 u. Abschn. 173. Abbildungen von Schlüsseln

aller Typen finden sich auch in großer Zahl im deutschen und österreichischen Limeswerk. Ein ausgezeichnetes Material für die Schlüssel aller Zeiten und Formen bildet die große Schloßsammlung von Andreas Dillinger im Technischen Museum, Wien. Hierzu Katalog von D. 1886 über 657 Schlösser und Schlüssel.

^{3a} Abbildung in der Museogr. d. Westd. Zeitschr. 1907, Taf. 6, 6.

⁴ Auf Holzschlüssel weist u. a. auch Augustinus hin (de doct. christ. IV. II): *quid prodest clavis aurea, si aperiri, quod volumus, non potest, aut quid obest lignea, si hoc potest.*

⁵ Es gibt ältere Holzschlösser, bei denen die oben abgerundeten, oft pilzförmigen Fallstifte tatsächlich die Gestalt von Eichel- oder Datteln haben.

⁶ Wenn man ursprünglich Horn- und Knochen-schlüssel bevorzugt hat, so mag nicht allein das unzerbrechliche Material daran schuld sein, sondern vielleicht auch die Erinnerung an die Zeit, die noch kein Metall kannte, nachgewirkt haben. Daraufhin wären einmal die vielen Stifte und Pflöcke aus Knochen aus vorrömischer Zeit zu prüfen, die nicht alle Pfeilspitzen und Pfieme gewesen sein müssen.

⁷ Reste von zugehörigen Ketten existieren. Die Schlösser müssen meist direkt an der Tür selbst aufgehängt gewesen sein, wie auf dem Berliner Grabrelief, Jac. Slbg., Fig. 75, Nr. 76 (Abguß im Museum). Der Ring zu einem Schlüsselbund ist im Altertum bekannt (Liger, II, Fig. 458, nach einer Gemme). Sehr leicht könnte der eine oder andere verschließbare, für Halsringe gehaltene Ring ein Schlüsselring gewesen sein. Der Schlüssel — doch wohl nur ein kleiner — scheint auch in der Busenfalte getragen worden zu sein: Mart. V, 35: *repente excidit majus de sinu clavis*. Plinius spricht auch einmal von den Schlüsseln des Weinkellers, die in den *loculi* daselbst aufbewahrt wurden.

⁸ Vgl. auch die reichen Türen von Politiko auf Cypern (Diels Techn., Taf. VII) oder aus dem Nigerbogen (Luschan: Schlöss. m. Fallr., Abb. 12, 13), die wohl die Vorbilder späterer Bronzetüren (*portae caelatae*) gebildet haben. So auch Liger I, Fig. 114, aus Ägypten. Auch das neugefundene Saalburgschloß ist außen durch eingeritzte Linien verziert (Anm. ^{3a}).

⁹ Erst nach Schaffung des Kastens, der den Riegel zum Schutz und gegen Mißbrauch abschließt, kann man von einem eigentlichen Schloß (*claustrum*) sprechen. Vielleicht ist mit dem im Schloßkasten versteckt laufenden Schlüssel die Bezeichnung κλεις κρυπτή (Homer) und *clavis clausa* (Vergil, Mor. 15) im Gegensatz zum offenen Riegel zu verstehen. Damit wird vielleicht auch der Zusatz bei Homer verständlich: τὴν δ' οὐ θεὸς ἄλλος ἀνῶρεν (Jl. XIV, 168). In der Verwechslung des offenen Riegels mit dem wirklichen Schloß liegt manches Mißverständnis in den Erklärungen begründet.

¹⁰ Schlösser mit in die Riegelausschnitte einfallenden drehbaren Gewichten wie bei einer Uhr u. a., wie sie Bielenstein aus dem modernen Lettland, Fig. 34—36 abbildet, sind meist Spielereien, die Leute ausgetüftelt haben, die viel freie Zeit an Winterabenden hatten. Lange gehalten haben sie sicher nicht.

¹¹ Während allgemein die Schlösser an den Brettertüren oder auf einem einzelnen Brett angebracht wurden, konnte auch ein Riegelverschluss in unmittelbare Verbindung mit einem freistehenden Pfosten eines Gatters gebracht werden, und zwar durch einen röhren-

förmigen Riegel, wie bei dem Stamm der Makonde in Ostafrika (Luschan, Schl. m. F., Abb. 9, 10). Nicht zu verwechseln mit dem ganz anders gearteten, komplizierten, altägyptischen Riegelschloß bei Krencker-Schäfer, Zeitschr. f. Ägypt. Spr., Bd. 43, I.

¹² Beispiele: England, Pitt-Riv., Taf. I, 9—13, von den Faröer-Inseln und Schottland; Ward, Fig. 66, A—D; Liger, II, Fig. 431—34; Luschan Schl. m. Fallr., Abb. 2, von Millstadt in Kärnten, Birnun bei Babylon (Abb. 4—7); Bielenstein aus Sahten und Ägypten, Fig. 32—35; von Sansibar (Luschan, Schl. m. F., Abb. 8), Kizulu am Kongo, Abb. 11 a; Brinkmann (Prussia, 21, 1900, Abb. 86), von Runö (Rigascher Meerbusen); Heyne, Deutsch. Wohnungswesen I, Fig. 43 von Göttingen (XIII. Jahrh.); Mielke, Denkmalpflege vom 8. I. 02, Abb. 2, 3, aus Michendorf.

¹³ Es ist nicht ausgeschlossen, daß bereits auf den Reliefs von Ur, dem Lande der Sumerer, ein solcher Schlüssel in der Hand des Königs dargestellt ist.

¹⁴ Nicht verwechselt werden dürfen mit den T-Schlüsseln, besonders bei Bruchstücken, ganz ähnlich aussehende, ankerförmige Haken, Kreuznägeln und Teile von Durchsteckern zu Radachsen, vor allem nicht die Gestänge von Kessel- und Eimerhaken wie Jac. Slbg., Fig. 62. Eiserne gebogene Geräte mit Ankern an beiden Enden wie das von Carnuntum (Österr. Lim. X, Fig. 15) sind keine Schlüssel, eher Sattelbogen. Man achte stets auf das Loch oder die Öse am Ende und die Abplattung für den Griff!

¹⁵ J. Déchelette: Les Fouilles du Mont Beuvray, Taf. XV, 12; Bulliot, Mont Beuvray; J. L. Picq: Le hradischt de Stradonitz en Bohême, Taf. 32; Pitt-Rivers, Taf. IV, Fig. 6 c—20 c von Frankreich und England.

¹⁶ Für „Bart“ scheint man im Altertum keinen Namen gehabt zu haben, er galt damals wohl nur als Teil des Schlüssels selbst. Vielleicht lat. *uncus*, *uncinus* (= Widerhaken), griech. γομφίος, ὀγκίνος?

¹⁷ Österr. Limes, XIV, S. 158 ff. Aufsatz von Groller: Zur Kenntnis römischer Schubschlüssel. Seine Ansicht, daß diese Schlüssel von zwei Seiten geschlossen hätten, ist aber nicht zu halten. Exempla docent! Eigenartig sind von dort Schlüssellocher, die einen Ausschnitt nach oben und nach unten haben, so daß der Schlüssel nach dem Abschluß herausgezogen werden konnte, was sonst nicht der Fall ist.

¹⁸ Ein Wort für „Dietrich“ in modernem Sinne scheint es im Altertum nicht zu geben. *clavis adultera* hat meist einen Nebenbegriff, „der den Zugang zum Buhlen öffnet“. Die κλειδιά κρυπτά κακοηδέστατα bei Aristophanes, Thesmoph. 429, den der Scholiast mit ψευδοκλειδίον (viell. das griechische Wort für Dietrich?) erklärt, gehören nicht hierher. Es handelt sich dort um den damals vielleicht neu erfundenen „Iakonischen“ (kleinen) Schlüssel mit drei Zähnen, welchen sich die Männer beschafft haben.

¹⁹ Auf eine Fabrik läßt der Massenfund von Oberhausen bei Augsburg schließen. Vgl. auch Cato de Agr. 135, 2: *Nolae ad Rufi maceriam (emas), claves, clostra Romae*.

²⁰ Die großen Schlüssel des römischen Drehschlusses sind früher oft mit den mittelalterlichen verwechselt worden, so auch noch bei Jac. Slbg., 34, 17. Doch läßt sich die Form der letzteren an den großen Bärten und weiten, oft rauten- oder schleifenförmigen Raiten — abgesehen von der Schmiedetechnik — leicht erkennen. Typische

Beispiele siehe bei F. Ostendorf: Schlösser der romanischen Zeit in Deutschland, im Centralbl. d. Bauverwaltung, XXII, 1902, Nr. 31.

²¹ Ein Wort für „Feder“, als eines elastischen Gegenstandes (der auch aus Holz sein kann), fehlt in den Handbüchern, weil man glaubte, die Federn seien dem Altertum unbekannt gewesen. Dem widersprechen u. a. schon die oben genannten gefundenen Schloßfedern. Auch Philon (Belop. IV, 39—47) spricht beim Erzspanner des Ktesibios von einem Ersatz der Neura durch erzene „federnde Schienen“, wie Köchly λεπίδες χαλκαί übersetzt. Er vergleicht diese Kraft mit der Elastizität der keltischen und spanischen Schwerter. Demnach wäre unter λεπίς kaum etwas anderes als eine „Feder“ zu verstehen; vielleicht trifft ἐλατήρ das Richtige. Vgl. auch die Philon-Ausgabe von Schramm und Diels, Abhandl. d. Berliner Akad., 1919, mit Taf. 6. Ein lateinisches Wort ist nirgends angegeben.

²² E. Blume: Die germanischen Stämme zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Mannus-Bibl. 8, I, Taf. IV und S. 111, mit Abb. 138—146).

²³ G. Behrens: Germ. Denkmäler der Frühzeit, „Denkmäler der Wangionen“. Ähnliche Gräber kennen wir auch u. a. von Wawrowitz bei Troppau und Wetzendorf in Thüringen. Von letzterem gibt es eine Rekonstruktion von W. Schulz in d. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Lande, XV, S. 92.

²⁴ Hierher gehört auch eine Art Hebel- oder Fächerschloß aus Holz, das bei seiner eigenartigen Konstruktion der Vollständigkeit halber hier erwähnt sei. Ein solcher Verschuß besteht aus mehreren um ein Scharnier drehbaren, keilförmigen, fächerartig übereinander liegenden Riegeln, welche von einem entsprechend ausgeschnittenen Schlüssel nacheinander gehoben werden. So bildet Liger, I, Fig. 115, ein Exemplar aus Ägypten nebst Schlüssel ab, aber er selbst kann nicht bestätigen, ob das Schloß auch wirklich vorkommt. Ähnlich mit einer einfachen, keilförmigen Falle ist ein eisernes Schloß bei Liger, II, Fig. 500. Als neueres, einfaches Beispiel erwähnt Dillinger a. a. O., S. 55, Nr. 32, ein solches Schloß aus Nordböhmen (Riesengebirge) mit 5 großen Fallen von 29 cm Länge und einem 31,5 cm langen, fünffach gezähnten Schlüssel (19. Jahrh.). Das moderne Chubbsschloß hat solche „Zuhaltungen“ übernommen.

²⁵ G. Jacob: Die Gleichberge bei Römhild als Kulturstätten der La-Tène-Zeit Mitteldeutschlands 1887.

²⁶ Marzabotto unweit Bologna, vgl. Brizio: Mon. ant., I, Taf. 10, Fig. 22, 23 und Brinkmann, Prussia, 1898, Fig. 85; Bolsena: Mon. ant. XVI, S. 190, Fig. 17.

²⁷ G. von Merhart: La-Tène-Funde aus Tirol in der Wiener prähist. Zeitschr., 1926, S. 65 ff.

²⁸ Nach diesem Muster scheinen die späteren unter den römischen vorkommenden großen und schweren gebogenen Schlüssel wie Flinders Petrie, Taf. 76, Nr. 155, 193, 200 und Liger II, Taf. 44 J, K, L, M gebildet zu sein. Besonders interessant sind die ersteren aus Fayum, da bei ihnen noch der Holzgriff erhalten ist, wie wir uns ihn auch bei den keltischen Schlüsseln zu denken haben. Zu ihnen gehörten aber Pessuli.

²⁹ Homer, Ilias, XII, 455. Das sind die nach zwei Seiten in die Türwangen gleitenden, sich „begegnenden“, großen Verschußbalken, die von einem Bolzen gehalten werden. εὐ φυλάσσετε κείθροισι καὶ μοχλοισι θυμῶν πόλας

und *μόχλους ἀποκλείειν* bei Lys. 487, oder *ὄχῃες ἐπημοιβοί, μία δὲ κληίς ἐπαρήρει*.

³⁰ R. Meringer: Studien zur germanischen Volkskunde (Mitt. d. anthropol. Gesellschaft in Wien, 1891, Bd. XXI und Fig. 144, 45).

³¹ Es bleibt für die Frage nach dem Wandern der Systeme besonders zu beachten, daß z. B. im Salzkammergut die evangelischen Bewohner, welche nach Preuß.-Litauen ausgewandert sind, dorthin ihre Geräte und Gewohnheiten mitgebracht haben. Hier wäre also eine Beeinflussung der einheimischen Schloßkonstruktion leicht möglich.

³² Bei den anderen Schloßsystemen kann ein eigentliches „Schlüsselloch“ nicht gut konstatiert werden. Immerhin muß es etwas ähnliches, wenn auch vielleicht nur in Verbindung mit dem keltischen Schlüssel, gegeben haben. So bei Diogenes (Brief d. Laertes, wo Pherekydes den Finger durchsteckt) oder bei Lucian (Nekyom. 22. I, 11), wo Licht ins Schlafzimmer hindurchfällt, und Seneca (de benef., VII, 21), wo ein Denar hindurchgeworfen wird. Ein bestimmtes Wort gibt weder das lateinische noch das griechische Lexikon. Latein. vielleicht *foramen?* (Apuleius Met., IV, 10: *qua clavis immittendae foramen patebat*: griechisch *κλειθρία* (?) nach den obigen Zitaten. Die *ὄπη*, durch die bei Achilleus Tatios ein Schlüssel geworfen wird, ist ein kleines Guckloch.

³³ Nach einer Notiz, die ich nicht nachprüfen kann, soll der alte Schlüssel vom Tor zu Khorsabad außergewöhnlich groß gewesen sein: „of which the key is as much as a man can conveniently carry; ähnlich die modernen: „of an ordinary street door = 32–39 cm and of a public building = 60–70 cm.“

³⁴ Conze, Arch. Ztg., XX, 165, erklärt diese Haken mit Recht nicht durchaus als Tempelschlüssel. Nach ihm könnte es sich auch um den Schmuck der Hausfrau als Abzeichen ihrer Tätigkeit handeln.

³⁵ Auch das „Pedom“ des Silvan kann hierher gerechnet werden. Bei Ariston Analect., I, II, p. 258, 1, ist der *κλείς βαθυκαμπῆς σωών* (ein tiefgebogener, schlüsselförmiger Stab) genannt. Ähnlich muß der *clavis Trochi*, ein gebogener Stock, mit dem die Kinder die Reifen antrieben, ausgesehen haben. Properz meint ihn III, 14, 16: *adunca clavis*.

³⁶ Vgl. hiermit R. Münsterberg in den Österr. Jahrbüchern, III, S. 137 ff: Der homerische Thalamos.

³⁷ In d. Ilias, VI, 89, fordert Helenos, daß Hekuba zum Tempel der Athene geht und dort mit dem Schlüssel das Heiligtum öffnet. Dies geschieht V. 98 durch die Priesterin Theano

³⁸ Die *ostiarii* der alten christlichen Kirche trugen einen Schlüssel: *ipsi enim tenentes clavem omnia intus extraque custodiunt atque bonos et malos habentes iudicium fideles recipiunt, respuunt infideles et excommunicatos repellunt* (Isid. Orig. lib. VII bei Durandus Ca. off. II).

Die Leviten übernachteten in der Umgebung des Tempels. Denn ihnen lag die Bewachung ob und „sie standen (oder waren gesetzt) über dem Schlüssel“, und zwar jeden Morgen!

³⁹ Ausführlich bei Lehner, Bonn. Jahrb. 129, S. 63, Abb. 5.

⁴⁰ W. Köhler, Der Schlüssel des Petrus. Archiv für Religionsgeschichte, Bd. VIII.

⁴¹ Nach C. M. Kaufmann, Handb. d. christl. Kunstarchaeologie S. 390 findet sich die älteste Darstellung des Petruschlüssels auf einem Sarkophag des 5. nachchristlichen Jahrhunderts.

⁴² Wenn der Petruschlüssel im Mittelalter das Zunftzeichen der Schlosserinnung geworden ist, so geschah das nicht nur, weil er das Symbol des Schutzheiligen selbst war, sondern sicher auch, weil die Herstellung eines Schlosses mit allen seinen Entwicklungsmöglichkeiten und technischen Kompliziertheiten stets ein schwieriges, vielleicht das schwierigste Meisterstück des Schmiedes war.

⁴³ Als Beispiel dieser schönen Zeit vgl. auch bei Jeremias 49, 28 den Spruch Jehovas: „Auf, ziehet wider ein harmloses Volk (die arabischen Stämme von Kedar und Hezor), das in Sicherheit wohnt, das weder Türen noch Riegel hat; abgesondert wohnen sie.“

Ähnliches sagt Plinius über die Scythen.

⁴⁴ Damit hängt auch wohl zusammen: Festus, de sign. verb. *clavium consuetudo erat mulieribus donare ob significandam partus facilitatem*.

⁴⁵ Paschasius dig. franc. 4, 10 *apud Gallos solent viduae claves et cingulum supra mariti defuncti corpus projicere in signum, quod bonorum communioni nuntium dant*. Vgl. auch Grimm, Rechtsaltertümer I, S. 242/43. Wie man an Rhein und Saar heute noch hören kann, wurde dort der Schlüssel mit ins Grab gegeben: die Frau sollte das Haus verlassen, sobald die Leiche herausgetragen war, und den Schlüssel auf Grab oder Bahre legen. Das Schlüsselrecht bestand noch spät in französischen und holländischen Städten.

⁴⁶ Wenn dieser auch modern ist, so muß auch beim Fehlen der Schrauben im Altertum auf ein ähnliches Instrument zum Anziehen der Spannervbündel der Geschütze nach der Schrammschen Rekonstruktion dennoch geschlossen werden.

AUS DER WERKSTATT EINES GRIECHISCHEN TOREUTEN IN ÄGYPTEN

VON KARL ANTON NEUGEBAUER, BERLIN

Dem verehrten Gelehrten, der vor vierzig Jahren eine der bedeutendsten Bronzesammlungen Deutschlands der Wissenschaft nutzbar gemacht hat, lege ich zu seinem Ehrentage einige Untersuchungen vor, die sich mir bei der Vorbereitung des Katalogs figürlicher Bronzen im Berliner Antiquarium ergeben haben.

Die griechischen Bronzen aus Ägypten bieten ihrer geschichtlichen Beurteilung besondere Schwierigkeiten in zweifacher Hinsicht. Einmal sind sie vielfach von einer stark körnigen, ungesunden Kruste bedeckt, die in ihrer hellgrünen oder bläulichen Tönung zwar des farbigen Reizes nicht entbehrt, die Formen aber bis zur Entstellung verschleiert und zum Teil in die alte Oberfläche sich eingefressen hat. In solchen Fällen erscheint die Entfernung dieser Kruste unbedingt erforderlich, wenn überhaupt mit dem Verständnis der Motive auch das des Stilcharakters erstrebt wird. Beides erst aber kann zu dem schwierigeren Versuche führen, die Entstehungszeit dieser Kunstwerke zu bestimmen. Denn deren landläufige Bezeichnung als hellenistisch ist höchstens im Gegensatz zu rein ägyptischen Werken berechtigt, der notwendigen Voraussetzung eines Formwandels von der Ptolemäerzeit an bis zu den Jahrhunderten römischer Herrschaft wird mit ihr aber keine Rechnung getragen.

Zu den neuerdings gereinigten Bronzen in Berlin¹ gehören die in **Abb. 1** und auf **Tafel 23** wiedergegebenen Statuetten, die zu verschiedenen Zeiten in Ägypten erworben und in ihrem früheren Zustande mehr als einmal, aber unabhängig voneinander, veröffentlicht worden sind. Durch ihre Reinigung haben sie nicht nur eine ähnliche ziegelrote Farbe erhalten — sie hat ja jetzt auch der Apollon von Naxos² — sondern erweisen sich auch kunstgeschichtlich einander verwandt.

Der Satyr **Abb. 1** ist von seinem ersten Herausgeber richtig als Tänzer bezeichnet worden³, schwerlich aber traf die Meinung zu, der rechte Fuß sei hüpfend erhoben. Denn dann wäre mindestens ein Federn im linken Knie, eigentlich auch eine Hebung der linken Ferse zu erwarten⁴; soweit eine solche jetzt vorhanden ist, beruht sie aber auf einer leichten Verbiegung. Ferner spricht die genaue Parallelität beider Fußsohlen für eine Standfläche unter der rechten; ohne sie würde der Aufbau ja auch unschön zur Seite überhängen. Die Zurückbiegung der rechten Hand ist indessen eine unzweideutige Tanzgebärde, die bereits im reifen Archaismus auf attischen Gefäßbildern⁵, in etrus-

kischen Wandbildern⁶ und an etruskischen Bronzen⁷, später noch in schön rotfiguriger Vasenmalerei⁸ vorkommt; ihr Name war $\xi\pi\phi\sigma\mu\acute{o}\varsigma$ ⁹. Unser Satyr steht also auf nicht ganz ebenem Boden mit zurückgewandtem Kopfe bereit zum Tanze da. Sollte er da nicht mit anderen Gestalten des Thiasos zusammen gruppiert gewesen sein, sollte das Zeichen zum Beginne vielleicht von Dionysos selber gegeben werden? Auf alle Fälle kann die Hauptansicht unserer Statuette sich nur so dargeboten haben, daß ihre Beine parallel zum Hintergrunde standen. Doch erfordert dann die Schräge von der rechten Hand zum linken Ellenbogen die Ergänzung einer Gegendiagonale. Sie ist vorhanden, wenn man die linke Hand einen Thyrsos leicht und vorbereitend fassen läßt, ohne daß dieser auf der Schulter aufruhte. Der Eindruck der Beweglichkeit gewinnt hierdurch, wie ein Versuch lehrte, in erfreulichem Maße.

Schon als vermutlicher Teil einer Gruppe erinnert der Satyr an die beiden Neger **Taf. 23 A—D**¹⁰, die im Gegensinne einander entsprechen. Denn der steil aufwärts gerichtete Blick ihrer nicht gerade zwanglos herumgedrehten Köpfe gilt offenbar einer weit höher emporragenden Gestalt neben ihnen. Befand sich diese zwischen beiden, gehören also die Neger unmittelbar zusammen? Nach der gemeinsamen Erwerbung, nach Größe, Technik und Stil der Statuetten liegt diese Annahme nahe. Doch seien die Kunstwerke zunächst genauer betrachtet.

Ihre Wirkung ist durch die Abnahme der Verkrustungen, durch die richtigere Neuanfügung der beiden für sich gearbeiteten, der Mitte zugekehrten Arme und durch die Ergänzung niedrigerer Sitze, die die Berührung der Füße mit der Basisoberfläche erlauben, gegen früher sehr erheblich abgeändert worden; Festigkeit wie Eindringlichkeit des plastischen Aufbaues haben gewonnen. Bestehen nun aber schon in den Kopfwendungen wie in der Räumlichkeit der Körperhaltungen Ähnlichkeiten mit dem Satyr, die sich freilich allein als Kennzeichen nachlysippischer Kunst verstehen ließen, so stimmen auch Einzelformen mit ihm überein. An dem Neger **Taf. 23 A—B** etwa die tiefe und verhältnismäßig schmale Rückenfurche, an seinem Gegenüber **Taf. 23 C—D** der Schurz mit seiner Kennzeichnung als Fell durch zahlreiche eingepunzte kurze Linien und durch die Zusammenbauschung seines oberen Randes, von dem in der Mitte ein Zipfel herabfällt. Vor allem kehrt an diesem Neger eine im Profil eigentümlich eckige Bil-

ding des am Satyr allerdings etwas größeren Kinnes wieder, und an beiden Statuetten sind die Augenlider in gleicher kräftiger Weise angegeben. Der Neger **Taf. 23 A—B** ist im Ganzen etwas weicher und allgemeiner durchgeführt; am Schurz fehlen die Punzlinien, die Brust wölbt sich weniger vor, die Flächenbewegungen am Rücken sind ge-

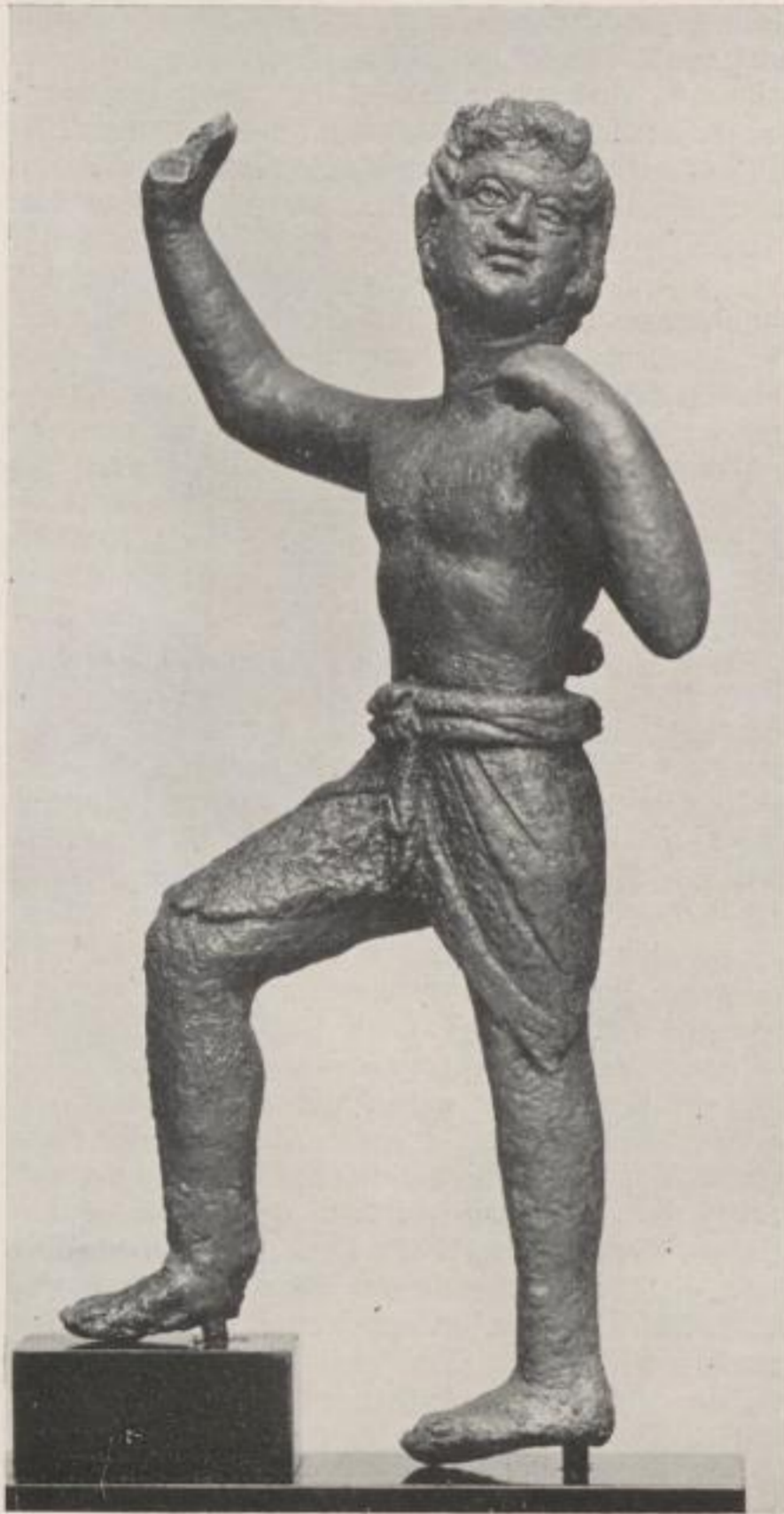


Abb. 1: Satyr. Berlin, Antiquarium.

ringer, die Oberlider verschwinden unter den Augendeckeln. Wird ferner in Rechnung gezogen, daß auch die Nase dieses Negers sich weniger verbreitert, daß seine Unterlippe weniger dick gebildet ist als an seinem Gefährten, so drängt sich der Schluß auf, daß verschiedene Gehilfen eines und desselben Meisters die Wachsmodele unserer Statuetten modelliert haben.

Die Vermutung eines größeren Werkstattbetriebes könnte in dem technischen Zustand beider Bronzen eine Stütze finden. Die beiden angesetzten Arme sind kürzlich, wie schon gesagt wurde, abgelöst gewesen, da sie ganz offensichtlich falsch in neuerer Zeit angefügt worden waren. Völlig befriedigend lassen sie sich aber nicht anbringen. Auf **Taf. 23 D** erkennt man am Oberarmstumpf einen Falz. Nach links hin ist er abgebrochen. Dieser Falz überkreuzt einen zweiten, der sich in der Längsrichtung des Armes außen über die Fuge hin erstreckt; durch ihn wird die Richtung des anzusetzenden Armes genau bestimmt. Beide Falze müssen mit eingehämmerten Bronzeblechen zwecks Verdeckung der Lötfläche ausgefüllt gewesen sein. Doch ist es kaum möglich zu vermeiden, daß die Unterkante des Falzes an der Achselhöhle ein kleines Stück über den inneren Umriss des Armes hinüberraigt. Nur dann nämlich setzt der angefügte Oberarm die Richtung der Schulter genau fort. Auf alle Fälle legt sich ferner die rechte Hand schräg unter die linke, ohne ihr ein Auflager zu bieten; eine Verschnürung der Handgelenke ließe sich ebenso wenig durchführen. Die erstgenannte Haltung ergibt sich im Gegensinne an dem Neger **Taf. 23 B**, denn Herr Professor Kurt Kluge hat den schwachen Rest einer Lötspur auf dem rechten Handrücken dieser Statuette festgestellt. Berücksichtigt man diesen Fixpunkt für die Zusammenfügung beider Teile, so fällt es auf, daß die Einzapfung des linken Oberarmes in der Schulter auf eine nur höchst oberflächliche Weise erfolgt. Aus der Unvollkommenheit der Ergebnisse, die bei der Zusammenfügung der Arme mit den beiden Statuetten erzielt werden, möchte man beinahe schließen, daß die Arme garnicht für diese Statuetten, sondern für andere, allerdings höchst ähnliche, gearbeitet worden sind. Trifft das zu, so stehen wir vor den Erzeugnissen einer Art von Massenfabrikation. Aber auch, wer diesen Schluß ablehnt, muß zugeben, daß aus dem geschilderten Sachverhalte die Zusammenarbeit verschiedener Werkstattmitglieder abgelesen werden darf, die nicht bis zur letzten Vollendung ihrer Werke auf einander Rücksicht genommen haben.

Vielleicht lassen sich noch weitere Bronzen derselben Werkstatt in den Museen auffinden. Zuschreiben möchte ich ihr schon jetzt den stehenden Negerknaben aus Memphis im Louvre (**Abb. 2**)¹¹. Auch er zeigt den kontrastreichen Aufbau mit zur Seite gewandtem und erhobenem Kopf; die Hände sind nach dem Katalog auf dem Rücken zusammengebunden. Die Durchbildung des Rumpfes ähnelt der des Negers **Taf. 23 A**, das Gesicht hat in Augen, Nase und Mund eine geradezu brüderliche Verwandtschaft mit dem des Landsmannes **Taf. 23 D**.

Was aber stellen diese Neger dar? Die Beantwortung dieser Frage hängt unlöslich zusammen mit der nach der Zeit, in der unsere Werkstatt

geblüht hat. Sie läßt sich nicht mit völliger Bestimmtheit geben, aber verschiedene Anhaltspunkte führen doch, wie mir scheint, zu ein und demselben Zeitansatz.

So ist an dem Satyr (**Abb. 1**) die Tatsache bezeichnend, daß die Falten des Schurzes nicht herausmodelliert, sondern in die Fläche eingeschnitten erscheinen. Von dieser linearen Vereinfachung des Gefältes sind an den ptolemäischen Bronzen aus Galjúb¹² oder an den nur vermutungsweise alexandrinischen Grottesken aus dem Meeresfunde bei Mahedia, die dem zweiten Jahrhundert v. Chr. entstammen¹³, die Gewänder frei. Dagegen finde ich sie an einer ägyptisierenden Isis zu Kairo¹⁴ und an einer Isis-Fortuna in der Ägyptischen Abteilung der Berliner Museen¹⁵. Diese gehört zu einem variantenreichen Typus¹⁶, der durch eine Bronze aus Herculaneum¹⁷ schon im ersten Jahrhundert n. Chr. belegt ist. Auch außerhalb Ägyptens ist die harte Eintiefung von Falten an römischen Bronzen häufig¹⁸. Griechisch begegnet sie archaisch und im strengen Stil des fünften Jahrhunderts¹⁹, später, soviel ich sehe, nur in Reliefs²⁰, d. h. in Werken, die der Zeichenkunst verwandt sind. Die Wiederkehr dieser Formgebung in der Kaiserzeit ist einer ihrer klassizistischen Züge.

Ist der Satyr eine Arbeit bereits aus dem römischen Imperium, so rücken mit ihm die Neger **Taf. 23** und **Abb. 2** in diese Spätzeit hinab, obgleich die beiden sitzenden von ihrem ersten Herausgeber dem dritten Jahrh. v. Chr. zugeschrieben worden sind²¹. Unseren Ansatz aber empfiehlt eine Einzelform an ihnen. Ihre ungewöhnlich großen Hände kehren an der Gruppe des Theseus und Minotauros aus Aphrodisias im Berliner Antiquarium wieder²². Diese aber steht keineswegs Lysipp nahe²³, sondern ist im Rumpfe des Helden klassizistisch beeinflusst und findet mit der Lahmheit der Gebärden ihresgleichen in den Gruppen des Hermes im Ringkampfe, die neuerdings geradezu als provinzialrömisch bezeichnet worden sind²⁴. Kommt jener stattlichen Applik im Figurenaufbau doch auch am nächsten die allerdings kleinere, in fünf Beispielen aus Italien bekannte Reliefgruppe gleicher Bestimmung von einem römischen Soldaten, der einen Gallier niedermacht²⁵. Die Beziehungen zwischen den Negern auf **Taf. 23** und der Theseusgruppe reihen sich also denen zwischen Ägypten und Kleinasien an, die für die Keramik der Jahrzehnte um Christi Geburt bereits festgestellt worden sind²⁶.

Nur in der Kaiserzeit gibt es ja auch für den statuarischen Typus dieser Neger Vergleichsstücke. Es sind die Darstellungen gefangener Barbaren zur Verherrlichung von Siegen. So sitzt, die Füße nebeneinander, die Hände auf dem Rücken, ein Germane auf einer Erderhöhung in der aus Bavay stammenden Bronze der Pariser Nationalbibliothek²⁷, als

Beifigur einer weit größeren Gestalt, Kaiser oder Victoria, deren rechter Fuß auf der linken Schulter und dem Schilde hinter dem Gefangenen erhalten ist. Bedrückt sieht dieser vor sich nieder. Aus Ramleh, der Vorstadt Alexandriens, besitzt hingegen das Britische Museum den Rest einer marmornen Kolossalstatue, neben der ein rücklings gefesselter, bärtiger Barbar kniet, nach Tracht und Bart vielleicht gleichfalls ein Nordländer; er aber wendet den Kopf scharf zu dem Überwinder herum und herauf²⁸. Die — etwas gemäßigtere — Kopf-



Abb. 2: Neger. Paris, Louvre.

drehung der Bronzestatuette eines Kelten aus Enns in Oberösterreich, der im Gegensinne dakniet, erklärt sich mit der Übernahme des Typus aus einem ähnlichen Zusammenhange; hier allerdings ist er anscheinend rein dekorativ als Gerätstütze verwandt worden²⁹. Danach kann es nicht als ausgeschlossen gelten, daß der mit untergeschlagenen Füßen hockende, sich zur Seite emporwendende Kelte, der als Deckelgriff eines kleinen tragbaren Ofens aus Pompeji dient³⁰, diesen Platz seit dem Altertum einnimmt, wengleich das Gerät in an-

deren Einzelheiten den Verdacht willkürlicher Vereinigung unzusammengehöriger Teile erweckt.

Eine ähnliche Verwendung der Neger auf **Taf. 23** als Gerätschmuck kann daraus nicht erschlossen werden. Grundlos hat man vor ihnen an ein Grabdenkmal oder an eine Statuenbasis gedacht³¹. Denn die schon seit langem beobachtete Analogie der quattro mori Pietro Taccas am Sockel des Reiterstandbildes Ferdinands I. in Livorno³² führt vom Altertum weit fort. Noch weniger aber ließe sich die Vermutung halten, die Neger stammten aus einer Genredarstellung, etwa aus der Wiedergabe eines Skavenmarktes. Vielmehr scheint die Erklärung unserer Bronzen als Allegorien eines Sieges³³ sich aus ihrem typologischen Zusammenhange als in der Hauptsache richtig zu erweisen. Nur spricht man besser von Vertretern eines überwundenen Volkes bzw. Volksstammes.

Kommt doch zu den genannten Zeugnissen als letztes und entscheidendes das der Münzen. Ich konnte es dank der Hilfe meines Kollegen vom Münzkabinett Herrn Dr. Liegle auswerten, erstrebe an dieser Stelle aber keine Vollständigkeit der Aufzählung. In Alexandria begegnet zuerst in der Prägung Neros ein knieender gefesselter Gefangener vor einem Tropaion, zu dem er aufsieht³⁴. Bis in das zweite Jahrhundert v. Chr. aber läßt sich auf republikanischen Münzen ein verwandter Bildtypus, bereichert um Victoria, die das Tropaion bekränzt, zurückverfolgen³⁵. Die Victoria fehlt, wie in Alexandria, auf Münzen des ersten Jahrhunderts, von C. Memmius an bis zu Augustus³⁶. Denare Caesars zeigen weiter auf dem Boden sitzend die trauernde Hispania einem gefesselten Gallier gegenüber, der in einer Prägung wie aufbegehrend den Kopf zu dem Tropaion in der Mitte zurückwendet³⁷. Das ist die unmittelbare Vorstufe zu dem Bildtypus, der später so häufig verwandt wird, dem von zwei hockenden Gefangenen, die ein Tropaion umgeben³⁸. Sie entsprechen einander mehr oder weniger; mehrmals dreht einer das Antlitz dem Tropaion entgegen. Alexandria verwendet diese Darstellung für Daker unter Traian³⁹, für Männer mit phrygischen Mützen unter Marc Aurel⁴⁰, für langhaarige, bartlose Barbaren unter Alexander Severus⁴¹ und weiterhin für verschiedenartige Gegner unter Maximinus, Traianus Decius und Gallienus⁴². Unter dem letztgenannten Kaiser erscheint auch neben dem von Gefangenen umgebenen Tropaion der schwer gerüstete Mars⁴³. Erst Aurelian aber sehen wir in Feldherrentracht an Stelle des Tropaion zwischen den Beifiguren, einem Paare wahrscheinlich von Palmyrenern, stehen⁴⁴.

Danach dürfen wir vermuten, daß zwischen den Negern **Taf. 23** ein Tropaion gestanden hat. Tatsächlich sind solche aus Bronze mehrfach erhalten geblieben⁴⁵. Doch bleibt noch die Frage zu

beantworten, welches geschichtliche Ereignis die Veranlassung zu unserer Darstellung geboten haben kann.

Es liegt, wie mir scheint, in dem Kriegszuge vor, den C. Petronius im Jahre 23 v. Chr. gegen das Reich der äthiopischen Königin Kandake zur Bestrafung eines Überfalles in die Provinz Ägypten geführt hat⁴⁶. Er drang tief in den Süden ein, mußte sich aber schließlich mit der Zerstörung der Hauptstadt Napata begnügen, da Augustus die Räumung des eroberten Landes befahl, ohne dieses dem Römischen Reiche anzugliedern. Immerhin hatte der Feldherr einen sichtbaren Erfolg vorzuweisen, denn es gelang ihm in der ersten Schlacht, bei Pselchis, die Heerführer der Kandake gefangen zu nehmen, die er sogleich nach Alexandria schickte. Beziehen wir auf diesen Feldzug unser bescheidenes Siegesmal, so kann es von einem der Offiziere des Petronius als Weihung einem Heiligtume dargebracht, es kann aber auch zur Erinnerung an die Teilnahme an dem erfolgreichen Vorstoß hergestellt worden sein. Dasselbe gilt von dem Neger **Abb. 2**, den wir als den Rest einer verwandten Gruppe ansprechen dürfen⁴⁷. In beiden Fällen braucht der Toreut, der diese Bronzen schuf, mit ihnen seine Werkstatt nicht unmittelbar nach der Rückkehr des römischen Heeres beschäftigt zu haben.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. darüber Berliner Museen 50, 1929, 31.
- ² Die Antike 5, 1929, 121 ff. Taf. 17/18.
- ³ Inv. 8631. Höhe 0,138 m. Pernice, AA. 1904, 37 Nr. 12 mit Abb. Reinach, Rép. d. l. stat. IV 348, 1.
- ⁴ Vgl. Weege, Der Tanz in der Antike 7 Abb. 5, 18 Abb. 15, 51 Abb. 65, 79 Abb. 110, 94 f. Abb. 127 und 128, 102 Abb. 137, 104 f. Abb. 140 und 143.
- ⁵ Weege a. a. O. 129 Abb. 185, 134 Abb. 194.
- ⁶ Weege 138 f. Abb. 199—202.
- ⁷ Weege 144 Abb. 212; Reinach, Rép. d. l. stat. II 48, 2, nach einer Photographie jetzt der rechten Hand beraubt; Reinach III 16, 6.
- ⁸ Weege 105 Abb. 142, 117 Abb. 161.
- ⁹ Schnabel, Kordax 4 f.; Buschor bei FR. III 141.
- ¹⁰ Inv. 10485, Höhe 0,12 m, und Inv. 10486, Höhe 0,10 m. Führer d. d. Antiquarium I, Bronzen, 63. Reinach, Rép. d. l. stat. V 306, 5—6.
- ¹¹ de Ridder, Br. ant. du Louvre I 57 Nr. 361 Taf. 30; Neugebauer, Antike Bronzestatuetten 88 f. Tafelbild 48; ders. AA. 1922, 88.
- ¹² Vgl. Ippel, Der Bronzefund von Galjúb Taf. I 4, 6, 11; II 19, 43, 44; III 7, 17; IV 21.
- ¹³ W. Lamb, Greek and Roman bronzes 206 f. mit Literatur Taf. 79 a—b.
- ¹⁴ Edgar, Cat. gén. Mus. du Caire, Greek bronzes II Nr. 27673 Taf. 4.
- ¹⁵ Ausführl. Verz. d. ägypt. Altertümer und Gipsabgüsse² 364 Nr. 7502.
- ¹⁶ Vgl. Edgar a. a. O. 12 Nr. 27674 Taf. 4 und de Ridder, Br. ant. du Louvre I 108 Nr. 793 Taf. 54.

¹⁷ Antichità di Ercolano VI Taf. 25—26; Roscher, Myth. Lex. I 2, 1530 f. mit Abb. (Drexler).

¹⁸ Einige Beispiele aus dem Berliner Antiquarium: Führer I 59 Fr. 2021, Römischer Genius aus Italien. Führer 49 Fr. 1883, Minerva aus Italien. Führer 60 Inv. 30097, Attis aus Rom. Führer 48 Fr. 1893, Diana. Führer 47 Fr. 2010, Bonus Eventus aus Niederbiber. Inv. 6322, 150, Amor(?) aus der Gegend von Köln. Von Bronzen aus Ägypten gehören hierher Führer 63 Inv. 10484 Taf. 50, bekränzter Mann, und ebenda Inv. 8937, Schauspieler.

¹⁹ Wiederum nur wenige Beispiele in Berlin, für viele: Führer 24 Nr. 7429 Taf. 17, sog. Kanephore von Paestum. Führer 24 Nr. 6218 Taf. 15, kämpfende Athena aus Athen. Führer 66 Nr. 30082 Taf. 33, sog. Spinnerin.

²⁰ Führer 76 Nr. 7806 und 30071, Hydrienreliefs mit Eros und Psyche; Stephanos, Th. Wiegand dargebracht, 12 Taf. 8.

²¹ Knapp, Das Museum X 48.

²² Führer 71 f. Nr. 7382 Taf. 49. Studniczka, Artemis und Iphigenie 56 Abb. 38. Vgl. AA. 1922, 88.

²³ Fr. Schottmüller, Bronzen und Geräte² 35 Abb. 17.

²⁴ Sieveking, Bronzen der Sammlung Loeb 53 Anm. 1.

²⁵ v. Bieńkowski, Les Celtes dans les arts mineurs 45 ff. Abb. 72—76.

²⁶ Zahn, Amtl. Berichte 35, 1914, 312 ff.; ders., 81. BWPr. 1923, 14 f.

²⁷ Babelon und Blanchet, Cat. d. br. Bibl. Nat. 399 f. Nr. 912; v. Bieńkowski a. a. O. 55 f. Nr. 2 Abb. 98.

²⁸ Reinach, Rép. d. l. stat. II 197, 7; A. H. Smith, Cat. of sculpt. Brit. Mus. III 117 Nr. 1772.

²⁹ v. Bieńkowski a. a. O. 52 f. Nr. 1 Abb. 88.

³⁰ Neapel, Mus. Naz. Nr. 73879; v. Bieńkowski 54 f. Nr. 6 Abb. 93 a und b.

³¹ Wace, BSA. 10, 1903/04, 107 E Nr. 2 und 3.

³² Knapp a. a. O. Vgl. v. Bode, Beschreib. der Bildwerke d. christl. Epochen, Staatl. Museen Berlin, II⁴ 40 Nr. 188 und 189 Taf. 62; Vigo, Livorno 53 und 55; E. S. Bianchi, Riv. d'arte 11, 1929, 582 ff. mit Abb. 1—4.

³³ Voß, Jahrb. d. Kgl. Preuß. Kunstsamml. 29, 1908, 148 f.

³⁴ Poole, Cat. of coins Brit. Mus. Alexandria 22 Nr. 186 und 187 Taf. 31.

³⁵ Woelcke, BJ. 120, 1911, 210 ff. Taf. XII 13 und 14.

³⁶ Woelcke a. a. O. 211 ff. Taf. XII 22, 34, 52.

³⁷ Woelcke 212 Taf. XII 26 und 27.

³⁸ Woelcke 213 f. Taf. XII 38 und 49.

³⁹ Poole a. a. O. 68 Nr. 562 und 563 Taf. 31.

⁴⁰ Poole 154 f. Nr. 1280 und 1281 Taf. 31.

⁴¹ Poole 217 Nr. 1702 Taf. 31.

⁴² Poole 232 Nr. 1808 und 1809; 271 Nr. 2087; 291 Nr. 2239; alle drei Taf. 31.

⁴³ Poole 283 Nr. 2172 Taf. 5.

⁴⁴ Dattari, Numi Aug. Alexandrini 362 Nr. 5431 Taf. 8. Vgl. Vogt, Die alexandrinischen Münzen I 215 f.

⁴⁵ Woelcke a. a. O. 190. Führer d. d. Antiquarium I 65 f. Fr. 1193 a Taf. 60.

⁴⁶ Strabo XVII 820. Mommsen, Römische Geschichte V 594 f. RE. I 1, 1101 (Pietschmann).

⁴⁷ Auf einen Sieg bezieht sich wohl auch die Bronze- statuette eines mit auf dem Rücken liegenden Händen dastehenden Jünglings aus Ägypten im Berliner Antiquarium, Führer I 63 Inv. 7456. Man hat ihn meist, zuletzt I. D. Beardsley, The Negro in Greek and Roman Civilisation 93 Nr. 204, als Neger erklärt, was nach Gesichtstypus wie Haarbehandlung unnötig ist. Die Hosen, die er trägt, erweisen ihn vielmehr als Kelten, wie Zahn schon vor langen Jahren erkannt hat.

DIE STADTRÖMISCHE HAARTRACHT AN DEN BILDNISSEN ITALISCHER UND PROVINZIALER GRABSTEINE

VON HARALD HOFMANN, HEIDELBERG

Die römischen Grabsteine der Poebene weitaus an erster Stelle und neben ihnen manche andere italischer Herkunft aus den allerletzten Jahren der Republik und in weit größerer Zahl aus der Zeit der Julier und Claudier sind für die Geschichte dieser Denkmälergattung schlechthin wichtiger und ergiebiger als irgend eine andere Gruppe dieser Monumente. Die bisher nicht genügend gewürdigte Bedeutung gerade der Steine der Gallia Cisalpina als Vorbilder für diejenigen in den Provinzen des Westens werde ich in dem Buche „Der Grabstein und Grabaltar der Römer“, das noch in diesem Jahre zum Druck kommt, eingehend nachweisen und ebenso dort den Zusammenhang vieler Eigenheiten an diesen Denkmälern des Pogegebietes mit der stadtrömischen Sepulchralkunst. Das Vorhandensein solcher Beziehungen ist wegen Roms Nähe nicht auffallend. Daß stadtrömische Architektur- und Schmuckformen in der Grabmalkunst dieses Gebietes in so vielfältiger und reicher Weise nachgebildet sind wie sonst nirgend an den Grabsteinen der römischen Kaiserzeit, ist außerdem in dem blühenden Wohlstand einer stark romanisierten, bäuerlichen und im freien Erwerb tätigen, weil noch nicht durch Latifundien erdrückten Bevölkerung begründet¹.

Die Bedeutung dieser oberitalischen Denkmäler als der Vorbilder für viele Eigenheiten und Einzelformen der norisch-pannonischen und rheinischen Grabmalkunst, um hier nur diese zwei Gebiete zu nennen, wohin sie am stärksten wirksam waren, sodaß sie gleichsam die Brücke zwischen der Kunst der Stadt Rom und jenen nordischen Grabmälern bildeten, verpflichtet erst recht, diese Erzeugnisse oberitalischer Bildnerei bis in alle Einzelheiten zu untersuchen.

Zum Gegenstande solchen Studiums die Haartracht der Frauenköpfe dieser Grabsteine zu machen, ist deshalb ein fruchtbares Thema, weil die an ihnen angewandten Modeformen, das Haar zu tragen, eine feste Grundlage für den Vergleich mit eben solchen Gebilden an stadtrömischen Frauenportraits der ausgehenden Republik und der Kaiserzeit bieten.

Ich bespreche nur die Frisuren als solche, sehe von einer Beurteilung der Formen, soweit sie durch besondere Ausdrucksweise, durch den Stil, bedingt sind, ab. Denn für dieses schwierige Gebiet der Betrachtung sind die Grenzen, in die meine Festgabe sich auch in Hinsicht auf die Abbildungen einfügen muß, zu eng. Und wegen derselben Beschränkung ziehe ich hier eine Untersuchung

über die Haartracht an Frauenköpfen einer solchen über die Darstellung des Haares an männlichen Bildnissen vor, denn aus letzteren kann man nur weit schwieriger sichere Ergebnisse gewinnen als aus jenen. Endlich nötigt die Bestimmung dieses Aufsatzes auch die Zeitspanne einzuengen, und so kann ich nur die allgemeinst verbreiteten Frisuren der Jahre des zweiten Triumvirats und der julisch-claudischen Zeit behandeln.

Eine Untersuchung wie diese hier beweist nicht nur den Zusammenhang oberitalischer und provinzialer Kunsttätigkeit mit der in Rom selbst. Sie ermöglicht auch die Entstehungszeit nicht stadtrömischer sepulkraler Bildwerke mit Hilfe ihrer genau datierten Vorbilder aus des Reiches Hauptstadt soweit zeitlich fest zu bestimmen, als die Modefrisuren außerhalb Roms nicht nur als eine wirkliche Tracht, sondern erst recht in ihrer Nachbildung in Stein mitunter noch etliche Jahre länger in Gebrauch waren als in der Weltstadt.

Die voranstehenden Bemerkungen schließe ich durch folgenden Hinweis: Ein Zeugnis für die römische Reichskunst ist selbst der Gegenstand dieser Zeilen, nämlich ein gar kleiner Ausschnitt aus den vielen Übereinstimmungen zwischen den stadtrömischen Sepulkralkonumenten, die abgesehen von vielen Grabgebäuden vorzugsweise aus Grabaltären, Aschenkisten und jenen in die Wände von Gebäuden eingefügten, trogförmig ausgehöhlten Blöcken mit Büsten bestehen, und den Grabsteinen Oberitaliens und der Provinzen, zunächst derjenigen des Westens. Denn wie die Komposition der ganzen Schauseite, einzelne Architekturteile, dekorativer und figürlicher Schmuck von Rom aus durch die Grabmalkunst aller Provinzen, insbesondere durch die Herstellung gerade von Grabsteinen, über die ganze damalige Welt getragen wurden, so übernahm man also nicht minder aus des Reiches Mitte die Haartracht, wie manche Verstorbene sie in der Tat getragen haben mag, für Köpfe an den Steinen, die uns als Auslese aus einem so großen Gesamtbestande hier nun beschäftigen.

Der Dissertation R. Steiningers „Die weiblichen Haartrachten im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit“ (München 1909), entstanden aus der damals nicht mehr neuen Erkenntnis „Bei männlichen sowohl wie auch insbesondere bei weiblichen Bildnissen, die der römische Meißel geschaffen, bilden die Haartrachten die sicherste und in vielen Fällen geradezu die einzige Grundlage einer möglichst genauen zeitlichen Bestimmung“², verdanken wir die

Möglichkeit, eine große Zahl von Frauenportraits der letzten Jahre der Republik und aus julisch-claudischer Zeit bis auf das Jahr oder innerhalb eines nur wenig größeren Spielraums zu datieren. Am ehesten entsprechen der Notwendigkeit, für solche Zeitbestimmung die sichere Unterlage zu gewinnen, die Bildnisse von Frauen aus dem Kreise der Männer des zweiten Triumvirats und von solchen der kaiserlichen Familie, die auf den durch Portraittreue und Aufschriften besonders verlässigen Münzen vorkommen. Solche Bildnisse, selbstverständlich ebensogut männliche, die also durch Verlangen des Staates im besonderen und

tracht zeigen, die nach dem Zeugnis von Münzen, obenan solchen stadtrömischer Prägung, zuerst am Portrait der Fulvia, der dritten Gattin³ des Marcus Antonius, sich findet. Diese Zeugnisse gehören in die Jahre 43—40 v. Chr.⁴ Die Frisur dieser Frau auf den für sie gesicherten Münzen⁵ ist so geformt, daß ein Teil des Haares des Oberkopfes vom Scheitel her zuerst über die Stirn nach vorn gezogen und dann auf der Stirn nach hinten zurückgelegt ist, sodaß die auf der Münze (Abb. 1)⁶ und an den Büsten (Abb. 3; Abb. 4)^{7,8} sichtbare wulstige Stirnschleife entsteht, und daß dieses nun zurückgelegte Haar als



Abb. 3.



Abb. 1.



Abb. 2.



Abb. 4.

des öffentlichen Lebens im allgemeinen bedingt entstanden sind, ermöglichen erst, gerade durch die Haartracht auch die Zeit der Entstehung vieler Köpfe privater Personen zu bestimmen und sie damit in die Reihe jener anderen Portraits einzufügen.

Die ältesten uns bisher bekannten römisch gearteten (nicht spätetruskischen) sepulkralen Bildwerke Italiens, die mit Bildnissen Verstorbener ausgestattet sind, mögen diese Köpfe bald weniger, bald mehr portraithafte Treue anstreben, reichen kaum über die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. zurück. Neben anderen Beweisen für diese Tatsachen gibt es auch den, daß die Frauenköpfe, die als früheste italische Erzeugnisse echt römischer Grabbildnerei gelten müssen, eine Haar-

Wulst oder Zopf über den Scheitel hinweg nach dem Nacken zieht. Dort vereinigt sich dieses Mittelstück mit den von den Schläfen her straff und glatt nach hinten gestrichenen beiden seitlichen Haarpartien zu einem knappen Haarknoten. Die eben genannten Abbildungen geben von dieser Mode ein deutliches Bild. Steininger⁹ bemerkt zu dieser Form: „Somit ist es eine ganz typische Frisur, charakterisiert durch Dreiteilung des Haares¹⁰, Schleife oder Haarwulst über der Stirne und Scheitelflechte, welche uns diese Münzen als Mode zu Ende des 5. Jahrzehntes v. Chr. verbürgen. Dieser Typus wird mit peinlicher Exaktheit und Strenge dargestellt.“ Er bleibt auch zwischen den Jahren 40 und 35 v. Chr. im Gebrauch¹¹,

wie wir aus sicheren Bildnissen Octavias, der vierten Gemahlin¹² des Marcus Antonius, erkennen, nur daß die Haare an den Schläfen und von ihnen zum Nackenschopf nun nicht mehr straff zurückgelegt werden, sondern locker gewellt oder nach oben eingerollt sind, und daß vom Nackenschopf, der lockerer und darum größer geformt ist als bisher, mitunter je eine natürlich gestaltete Locke schulterwärts fällt. Proben für diese Spielart sind: der Basaltkopf der Octavia im Louvre, Bernoulli, Röm. Ikonographie¹³ II 1, 119, Fig. 16¹⁴; die Goldmünze mit dem Portrait der Octavia (Abb. 2)¹⁵; die Bronzestatuette der Livia (Abb. 3)¹⁶; Kopf der Julia auf der Bleitessera Strena Helbigiana, S. 262, Abb. 2; ferner B. II 1, T. 27, 4 und 9. Diese lockere Form der ursprünglich knappen Frisur der Fulvia bleibt nach Steiningers Beobachtung an Portraits der Livia und Julia bis zu des Augustus Tode 14 n. Chr. in Geltung und sogar noch bis zum Jahre 17¹⁷.

Aus dem Bestande an Köpfen, die sich nicht den mit den Triumvirn verheirateten Frauen zuweisen lassen, die wir also als Bildnisse von Privatpersonen zu verzeichnen pflegen, nenne ich wegen der von Fulvia getragenen Mode zunächst die Büste Abb. 4¹⁸. An ihr ist das knapp zurückgelegte Schläfenhaar von dem des Hinterhauptes durch besondere Künstelei, die nicht zur Grundform der in Rede stehenden Mode gehört, abgesondert. Als weitere Proben für dieselbe Haartracht, nämlich den Haarwulst über der Stirn und den Wulst oder Zopf, der über Ober- und Hinterkopf zieht, führe ich noch die Bildnisse Ny Carlsberg, Ant. Kunstvaerker I, Billedt., T. 49, 603 und 604 an. An ihnen ist, wie die Abbildungen Arndt-Bruckmann, Portraits, T. 63/64 und 65/66 zeigen, die oben genannte Variante angewandt, indem die Schläfenhaare gelockert oder gerollt und so als besondere Partie geformt sind. Wie uns nachher (S. 242) die claudische Haartracht der Livia lehren wird¹⁹, ist die bisher besprochene Grundform, ist sie so gestaltet wie an den soeben genannten Köpfen der Sammlung Ny Carlsberg, am Ende ihrer Entwicklung angelangt.

Wir wollen uns nun unter Roms und vor allem Oberitaliens Büsten, die dem Schmuck sepulkraler Denkmäler, vorzugsweise dem von Grabsteinen, dienen, umsehen, ob an ihnen die bisher besprochene modische Frisur vorkommt. Daß man in des Reiches Hauptstadt die Weise, das Haar zu ordnen, wie sie die Frauen und die übrigen weiblichen Glieder der nächsten Umgebung der Männer des zweiten Triumvirats und seit Augustus des Princeps pflegten, gern nachahmte, ist sehr naturgemäß. Dafür werden wir gleich Belege kennen lernen. Nicht so selbstverständlich ist die Tatsache, daß man auch in Oberitalien diese Mode trug, sei es noch die republikanischer Zeit oder julisch-claudischer, sonst hätte man sie nicht an Grabsteinen angebracht, und

daß man Wert darauf legte, die Büsten der Verstorbenen mit diesen Frisuren auszustatten. Ja, sogar an einem so fernen Fundort wie der des Steines CIL XIII 8820 (Abb. 19)²⁰, er ist Traiectum, das heutige Utrecht im Bataverlande, hat Marcus Ingonius das an diesem Denkmal angebrachte Bildnis seiner Frau, das in vielleicht doppelter Ausführung vorhanden ist²¹, mit stadtrömischer Frisur ausstatten lassen, wie eine solche wohlhabende Provinzialinnen selbst an äußerster Reichsgrenze höchstwahrscheinlich trugen. Die Haartracht der beiden Frauenköpfe ist die claudische, von der noch im einzelnen die Rede sein wird.

Den von Steininger genannten Proben für die bisher besprochene Tracht an stadtrömischen Steinen, nämlich an den bereits auf S. 238 erwähnten trogförmig ausgehöhlten Blöcken, und zwar mit den Büsten der Servilier und Sallustier, Altmann, Grabaltäre, Fig. 156/157; Amelung, Vatikan I, T. 32, 13 a, füge ich noch an: ebenda, T. 36, 60 e; T. 24, 31 c; Ny Carlsberg, Ant. Kunstvaerker I, Billedt. (Tillaeg), T. 14, 809 a; T. 10, 591 a, an der zweiten Büste von links Haarwulst über der Stirn; Journ. R. St. VIII, T. 2.

Diese Auslese genügt, um zu beweisen, daß die besprochene Frisur neben ihrer Verwendung an profanen Portraitköpfen von sehr vollkommener Ausführung wie die, welche ich auf dieser Seite bereits nannte, also auch an jenen stadtrömischen Grabmälern von der Gestalt eines wagrecht gerichteten Blocks, der Büsten in sich schließt, vorkommt. Diese Büsten sind in der Regel mit nur tüchtigem handwerklichen Können angefertigt.

Irgend einen hochragenden, einst frei aufgestellten Grabstein (nicht Grabaltar) aus dem Bereiche der Stadt Rom mit Büsten oder Vollfiguren aus der Zeit des Augustus und der übrigen Kaiser, zunächst derjenigen des 1. Jahrhunderts n. Chr., also etwa auch mit solchen, welche die eben besprochene Haartracht zeigen, habe ich weder bei Durchsicht der öffentlichen Sammlungen der Stadt noch in der zuständigen Literatur entdeckt.

Dagegen hat man an den stattlichen und prächtigen Grabsteinen der Poebene so oft die Verstorbenen in der Form der Büste, aber nur selten in derjenigen der ganzen Gestalt angebracht. Und so zeigen uns diese Denkmäler neben der Nachbildung vieler anderen stadtrömischen Vorbilder, die dem Formenvorrat der Architektur und Dekoration entnommen sind, auch stadtrömische Modfrisuren der spätesten Republik und frühesten Kaiserzeit an ihren Bildnissen. Auch diese Tatsache ist lehrreich für die Erkenntnis von der Abhängigkeit der Zivilisation in der Poebene zu jener Zeit von Rom und von deren hohem Stande²². Sie ist ferner für die Datierung solcher oberitalischer Steine wichtig, wie auch für die mancher aus anderen Teilen der Halb-

insel und aus den Provinzen. Daß die Mode außerhalb Roms wohl meist etwas später einsetzt und erst recht länger fortbesteht als im Mittelpunkt des Reiches, muß bei der Zeitbestimmung berücksichtigt werden.

Unter den Grabsteinen der Gallia Cisalpina, deren ich eine große Zahl als Originale kenne, manche der übrigen aus Abbildungen, kann ich vier nennen, an denen je eine Büste mit der Frisur der Fulvia, Octavia, Livia und Julia, von der auf Seite 239 f. die Rede war, angebracht ist. Es sind: CIL V Suppl. (Atti 1888) 605 (Abb. 5)²³; CIL V 2936²⁴; CIL XI 682 (Abb. 6)²⁵, die Frisur dieses Kopfes genau dieselbe wie die der auf Seite 240 genannten Bronzestatuette der Livia B. II 1, 89, Fig. 10 (Abb. 3); der im Museum Ancona befindliche Stein mit unbeholfen gemeißelter Büste mit noch

überein, denn auch an ihm ist der Haarwulst über der Stirn zweigeteilt.

Halten wir unter den sicher bestimmten Portraits von Frauen des Kaiserhauses Umschau, die den bisher untersuchten Bildnissen in der Zeit als nächste folgen, so sind es solche, die den „claudischen Frisurentypus“ tragen. Er läßt sich nach Steiningers Beobachtung²⁷ am frühesten an den Köpfen der Antonia d. J., der Tochter des Marcus Antonius, und seiner Gattin Octavia, der Schwester des Augustus, nachweisen. Sie lebte von 36 v. Chr. bis 39 n. Chr. und war mit Nero Drusus verheiratet.

Unter den Münzen mit dem stets jugendlichen Portrait dieser Frau führe ich folgende hier einzeln an, weil gerade sie die Haartracht besonders deutlich wiedergeben: B. II 1, T. 33, 9—11; 12 (Abb. 7). Auf diesen vier Münzen ist zwischen Schläfen und



Abb. 6.



Abb. 5.



Abb. 7.

flacherer Haarschleife über der Stirn als die am vorigen Stein, links neben der rechtwinkeligen Nische für die Büste das Reliefbild eines Wollkorbes, über diesem und unter dem Bildnis die Inschrift²⁶. An dem zweiten dieser Steine, von dem ich eine selbst angefertigte Photographie besitze, ist der Scheitelwulst so zerstört, daß nur bei genauester Untersuchung der Reste folgendes sich ergibt: Von den lockeren Haaren an beiden Seiten dieses Kopfes ist eine glatt gestrichene Haarpartie deutlich abgetrennt, die wulstförmig über der Mitte der Stirn und auf dem Oberkopfe sich wölbt. An der rechten Seite (v. B.) des Wulstes laufen drei Haarstränge wagrecht, während das angrenzende Haar wellig abwärts fällt; also kann es sich hier nur um den über den Oberkopf hinwegziehenden Wulst handeln. Ist tatsächlich eine scheidelartige Teilung des Wulstes vorhanden, wie es nach der Abbildung zu sein scheint, so stimmt in diesem Falle die Frisur mit der am Kopf Abb. 5

Oberkopf das Haar natürlich gewellt, nur auf der vierten begleitet, wie an der nachher genannten Statue, eine Reihe kurzer Löckchen den Rand der Frisur. Das auf diesen und anderen Münzen dargestellte Alter von etwa 30 Jahren fällt, nach dem oben angegebenen Geburtsjahr berechnet, in das letzte vorchristliche Jahrzehnt. Also bereits in ihm begann spätestens die neue claudische Mode neben der bisher besprochenen älteren aufzutreten. Als Beispiel der Großplastik nenne ich die Statue der Antonia im Louvre B. II 1, T. 14. An dieser Gestalt sind die Scheitelung des Haares und sein natürlicher, schlichter und gewellter Verlauf, dieser von der Mitte der Stirn nach dem Nacken, damit das Haar dort in eine Haarschleife zusammengefaßt wird, das Eigenartige der von Zutaten noch freien Form. Das bezeugen obige vier Münzen.

Solch einfache Frisur an Stirn und Schläfen wird bald aufgegeben. Denn an dem Bildnis der älteren Agrippina von Cervetri im Lateran, B. II 1, T. 19

(Abb. 8)²⁸ ist die Zahl der säumenden, engen Löckchen größer, und nahe dem Ohr beginnt, auf allerdings nur zwei solcher Löckchen beschränkt, bereits eine zweite Reihe. Andere Köpfe dieser Agrippina, nämlich B. II 1, T. 33, 17—19; T. 15; S. 190, Fig. 30, und die sog. Messalina S. 188, Fig. 29 zeigen bereits die Entwicklung an, daß an Stelle des Saumes aus wenigen Löckchen ein gegen den Oberkopf sich ausbreitendes Gelocke beginnt. Endlich „um das Jahr 17 n. Chr. herrschte bereits die Mode, eine vordere Partie des Haares halbkurz zu schneiden und an den Enden in Löckchen zu ringeln, welche oberhalb der Schläfen sich häufen und durch den Scheitel weit voneinander getrennt bleiben“²⁹. Dieses Jahr folgert Steininger aus der Tatsache, daß auf dem Pariser Cameo B. II 1, T. 30 oder Furt-

Die bisher beschriebene Weise des claudischen Frisurentypus lebt während der Regierungsjahre des Caligula weiter, besteht auch noch zu Beginn der Zeit des Claudius, verändert sich aber unter diesem Kaiser insofern, als die kurz geschnittenen Löckchen von beiden Schläfen her immer mehr nach dem Scheitel gegeneinander rücken. Das ist schon an der Frisur Messalinas auf der um 44 n. Chr. entstandenen Gemme, Claudius und Messalina auf dem von zwei Centauren gezogenen Triumphwagen³¹, der Fall. Für die Art, das Haar über der Stirn so zu ordnen, daß die Reihen dieser Löckchen endlich beiderseits bis unmittelbar an den Scheitel sich ausbreiten, nenne ich, Steininger folgend³², als sinnfällige Beispiele Agrippina d. J. auf dem Cameo mit den Fruchthornbüsten in Wien



Abb. 9.



Abb. 8.



Abb. 10.

wängler, Gemmen, T. 60, des jüngeren Drusus Gattin Livilla, die am rechten Ende des mittleren Bildstreifens sitzende Frau, diese Frisur trägt, wie Abb. 9 zeigt. Im Nacken hängen nicht wie an dem Portrait der Agrippina B. II 1, T. 33, 17—19 ff. eine Haarschleife, sondern drei kurze Zöpfe herab, die wegen ihrer Kürze und des Bandes im Nacken zweifellos nicht frei fallen, sondern schleifenartig nach oben aufgebunden sind. Dieser Cameo ist im Jahre 17 n. Chr. angefertigt. Livillas Tracht war auch die der greisen Livia, denn diese Mode kam erst nach des Augustus Tode auf. Zeugnisse für diese Tracht der Witwe des Princeps sind die Bleitessera Rev. num. 1898, S. 79, Fig. 8 = Strena Helbigiana 262, Abb. 1; Ny Carlsberg, Ant. Kunstvaerker, Billedt. T. 50, 614 = Arndt-Bruckmann, Portraits, T. 6/7³⁰.

B. II 1, T. 31, und die Münze T. 35, 1. Auf beiden Proben ist diese Frau mit Claudius zusammengestellt, also müssen sie vor dessen Tode 54 n. Chr. entstanden sein. Daß diese Mode noch nach Claudius fortlebt, lehrt die Münze B. II 1, T. 35, 8. Denn auf ihr erscheint Agrippina, so frisiert wie bisher und nun vereinigt mit dem jugendlichen Nero. Sie gehört in die Jahre 54 bis 59 n. Chr. An diesem Bildnis sind neben der Zopfschleife im Nacken noch je zwei zierliche, enggedrehte Schulterlocken vorhanden. In neronischer Zeit wird das eine der ursprünglichen Kennzeichen der claudischen Frisur noch mehr als bisher durch Ausbreitung der Zierlöckchen über den ganzen Vorderkopf hinweg so sehr überwuchert, wie z. B. die Münze aus den Jahren 62—65 n. Chr. mit dem Bilde der Poppäa, der zweiten Gattin Neros,

Cohen, *Monn. de l'Empire rom.* I, 315 uns lehrt. Als großplastisches Portrait dieser Frau mit solcher Frisur führe ich die Statue Ausgrab. in Olympia III, T. 63, 6 und 64, 2/3, an. Diese Mode hält sich bis zu Neros Tod.

Naturgemäß haben Privatpersonen, zunächst solche in Rom selbst und dann sonst im Reiche, die in der Umgebung des Herrschers getragenen claudischen Frisuren, die ich eben besprach, nachgeahmt, und darum hat man sie auch an Bildnissen jeglicher Bestimmung verwendet.

Als eines der Beispiele unter den stadtrömischen Denkmälern sepulkraler Bestimmung nennt Steininger³³ z. B. das Grabmal Amelung, Vatikan I, T. 31, 6 a. Ich füge das von ihm nicht erwähnte, wahrscheinlich einst ebenfalls als Grabschmuck verwandte Büstenpaar, ebenda II, T. 65, 388, das man Cato und Porcia zu nennen pflegt, hinzu. Denn

Schläfen eingerollten Haarwulst vereinigt, wie er an den auf S. 240 genannten Bildnissen **Abb. 2;** **Abb. 3;** B. II 1, T. 27, 4 und 9 vorkommt. Es sind die Steine: CIL V 3034 (**Abb. 10**)³⁴; CIL XI 753³⁵; CIL XI 855 (**Abb. 11**)³⁶.

Diese Zusammenstellung julischer und claudischer Bestandteile an ein und derselben Frisur kann ich an stadtrömischen Büsten nicht nachweisen, sie mag aber bei gründlichstem Suchen nach ihr in stadtrömischen Sammlungen auch an ihnen sich irgend einmal finden. In Rom beginnt mit seinen ersten Anfängen der claudische Frisurentypus im letzten Jahrzehnt v. Chr., und so werden wir seine erste Verwendung bei Bildnissen oberitalischer Grabsteine ebenfalls noch in diesen Zeitabschnitt oder bald nachher datieren müssen. Köpfe wie die eben genannten stehen wohl darum um so mehr am Beginn der Entwicklung und Dauer der claudi-



Abb. 11.



Abb. 12.



Abb. 13.

Amelung sagt S. 572: „Die Frau trägt eine Frisur, wie wir sie von den Portraits der Antonia, der Gattin des älteren Drusus, und der Agrippina, der Gattin des Germanicus, kennen.“ Verzichtend auf eine Aufzählung und Betrachtung der Portraitköpfe bürgerlicher Frauen mit einer Frisur claudischer Art, soweit sie sicher stadtrömische Arbeiten sind, die Steininger S. 32 ff. anführt oder die sonst noch sich sammeln ließen, wenden wir uns nun abermals den Frauenbildnissen der Grabmäler Oberitaliens zu, um unter ihnen solche mit claudischer Haartracht festzustellen.

Ich mache zunächst auf solche Denkmäler aufmerksam, an deren Köpfen der Grundzug der claudischen Frisur, daß über der Mitte der Stirn und dem Scheitel des Kopfes das Haar nach beiden Seiten geteilt ist, sich mit dem an den

schen Mode, weil an ihnen noch diese eine Eigenheit julischer Tracht, nämlich die nach oben eingerollten Haare, über den Schläfen erscheint.

Dagegen ist schon rein claudisch die Haartracht an den Steinen CIL V 4593³⁷; 4044³⁸; 2574³⁹, wie der vom Gewand nicht bedeckte Teil des Haares erkennen läßt; 2692 (**Abb. 12**)⁴⁰; CIL V 2665 (**Abb. 13**)⁴¹; CIL XI 201⁴²; 178⁴³. An all diesen Köpfen zieht nämlich nach dem Vorbilde der stadtrömischen Mode, und wie B. II 1, Fig. 28; 31; 32; T. 14; 15 u. a. sie bezeugen, das auf der Mittellinie des Hauptes gescheitelte Haar als Ganzes, also ohne irgend welche Absonderung, in gewelltem Verlaufe dem Nacken zu. Ich habe die Steine CIL V 2665 ff. als die letzten der Reihe genannt, damit durch diese Folge deutlich wird, daß die Darstellung des gewellten Haares an ihnen, die der erst im III. Jahrhundert modischen und darum

z. B. von Plautilla (B. II 3 Münztaf. II 1) getragenen Melonenfrisur ähnelt, nichts anderes ist als eine starr geformte Übertreibung der lockeren Wellen, wie sie an den Bildnissen CIL V 4593; 4044; 2574; CIL XI 2692 erscheinen. Die schlichte claudische Zopfschleife im Nacken, z. B. die an den Köpfen B. II 1, T. 33, 10, 12 (Abb. 7); ebenda 17—19; T. 14; 15; 21; 22 ist an diesen und den folgenden Bildnissen oberitalischer Grabsteine nicht dargestellt, weil deren Köpfe mit dem Hintergrunde verwachsen sind. Wohl aber erscheint diejenige Anordnung der Nackenhaare, wie sie z. B. Livilla auf dem Pariser Cameo B. II 1, T. 30 (Abb. 9) trägt, an dem Frauenbildnis der Steine CIL V 2665 (Abb. 13); CIL V 6123, rechter Kopf des unteren Büstenpaares (Abb. 14)⁴⁴; CIL XI 928 (Abb. 15)⁴⁵, indem an ihnen diese Nackenfrisur beiderseits neben dem Hinterkopf sichtbar wird. Und die über

Die ursprüngliche Schlichtheit der claudischen Frisur wird während ihres Bestehens nicht nur an jenen Münzen und an jenen Köpfen der Großplastik, aus deren Reihe ich S. 241 Proben (B. II 1, T. 33, 9—11 usw.) nannte, dadurch verändert, daß man immer mehr das Haar zwischen Schläfe und Scheitel zu eng gedrehten Löckchen herrichtete. Auch an den folgenden Grabsteinen Oberitaliens und Dalmatiens erscheint diese Bereicherung der claudischen Tracht durch diese künstlichen Locken. Am Grabmal CIL V 3143⁵⁰ ist das weibliche Bildnis mit nur einer Reihe weniger Löckchen an den Ohren ausgestattet, an dem CIL XI 853 (Abb. 17)⁵¹ säumen eng gedrehte Löckchen die Frisur des Mädchens von Ohr zu Ohr. Dagegen besteht am Kopfe der Frau derselbe Kranz aus natürlich wachsenden Haaren. Es kehrt also an diesem Denkmal und an dem vorigen die Tracht



Abb. 15.



Abb. 14.



Abb. 16.

ein Holz gedrehten, also künstlich hergestellten Korkzieherlocken, die echt claudisch sind — ich erinnere nur an das eben genannte Bildnis Livillas und an die bereits S. 242 besprochenen Frisuren der älteren Agrippina B. II 1, T. 19; T. 33, 17—18; der jüngeren Agrippina T. 20, an den Kopf Ny Carlsberg, Ant. Kunstvaerker, Billedt. T. 51, 630 — sind ebenfalls an den Frauenköpfen der auf dieser Seite und auf S. 243 schon genannten oberitalischen Steine 4593; 2692; 6123, rechter Kopf des oberen Büstenpaares; 201 und des aus Dalmatien stammenden Denkmals CIL III 2065⁴⁶ (Abb. 16) vorhanden. Solche eng gerollten Locken, die schulterwärts hängen, sind auch an anderen Grabsteinen der Poebene, die auch wegen Kennzeichen sonst mit den eben erwähnten zeitlich zusammengehören, nicht selten, denn sie finden sich z. B. an: Furlanetto, Lapidari patav. ill. T. 56, 2 (bei S. 154) = CIL V 2647⁴⁷; T. 28 (bei S. 306)⁴⁸; T. 32, 3 (bei S. 350)⁴⁹.

der auf S. 241 genannten Bildnisse der jüngeren Antonia (Abb. 7) und der älteren Agrippina (Abb. 8) wieder, und erst an den Bildnissen der Grabsteine CIL V 6123 (Abb. 14) und CIL XI 928 (Abb. 15) sind diese engen Löckchen in zwei und mehr Reihen vorhanden. An dem Grabmal CIL III 2065 (Abb. 16) reichen sie fast bis auf den Oberkopf, wie trotz der Bestoßung des Reliefs noch deutlich ist, oder der Kranz aus ihnen war bereits über dem Scheitel geschlossen. Die drei letzten Denkmäler können frühestens um das Jahr 17 oder bald nachher (siehe S. 242) gefertigt worden sein und sind andererseits kaum mehr nach den Jahren des Claudius entstanden, da an ihnen die schlichte Scheitelfrisur am Oberkopf noch frei sichtbar ist. Sie zeigen den Entwicklungsstand der claudischen Frisur, den z. B. die in den Jahren 50—52 n. Chr. geprägten Münzen mit dem Portrait der jüngeren Agrippina B. II 1, T. 35, 7 (Abb. 18); Dattari, Monete imp., T. I, 181, darstellen und in vielleicht noch etwas

dichter Anordnung der Löckchen der behelmte Kopf der jüngeren Agrippina auf dem Cameo mit den Fruchthornbüsten, B. II 1, T. 31 oder eben dieser Agrippina Bildnis auf der Münze, Cohen, Monn. de l'Empire rom. I, 275, 6 = B. II 1, T. 35, 8. Wegen der Zusammenstellung des Portraits dieser Agrippina mit dem des Kaisers Claudius und dem des jugendlichen Nero sind, wie Steininger richtig folgert⁵², Cameo und Münze noch vor bzw. bald nach des Claudius Tod (54 n. Chr.) und vor dem Jahre 59, vor Agrippinas Ende, entstanden. Der dalmatische Stein gehört also in die Spätzeit der Regierung des Claudius oder gar erst in die Jahre des Nero. Eine genaue Prüfung der Haartracht lehrt, daß diese drei Steine, ganz besonders aber der letzte von ihnen, etwas später angefertigt sind, als man, durch andere Merkmale veranlaßt, sie zu datieren zunächst geneigt ist.

Ist auch das Grabmal CIL III 2065 ein außeritalisches, also ein provinZIALES, so habe ich es doch



Abb. 17.

den oberitalischen Steinen angeschlossen, weil es in einem der Küstenländer des Mittelmeeres und zudem nicht allzufern von Rom entstanden ist. Dagegen verdient wegen seines Fundorts bei Traiectum (Ultraiectum), dem heutigen Utrecht, also an der äußersten damaligen Nordgrenze⁵³ des Imperiums, das Denkmal CIL XIII 8820 (Abb. 19) für sich allein und im Hinblick auf seine ferne Herkunft als so sprechendes Zeugnis für das Wirken stadtrömischer und im Verein mit ihr oberitalischer Grabmalkunst mehr als manches Stück vom Südrande der Alpen gewürdigt zu werden⁵⁴. Es verlangt um so mehr diese Beachtung, weil es einer der drei durch ihren künstlerischen Wert vollkommensten Grabsteine beider Germanien ist. Die zwei anderen sind: der des Centurio Caelius, Germ. Rom.² III, T. 1, 2, und des Bogenschützen Mominus aus der coh. I Ituraeorum, ebenda T. 1, 3. Daß sein Aufbau und innerhalb desselben die Anwendung rechtwinkliger Nischen nach Vorbildern Roms und Oberitaliens entstanden sind, wird in dem auf S. 238 genannten Buche „Der Grabstein und Grabaltar

der Römer“ durch eine breit angelegte Untersuchung über gerade auch diesen Kompositionstypus sich ergeben. Hier muß ich mich auf den Nachweis beschränken, daß das in der oberen Nische angebrachte anmutige Frauenbildnis dieselbe claudische Frisur zeigt wie die auf S. 243 zusammengestellten italischen Beispiele CIL V 4593 ff., und daß das ihm an Erscheinung so ähnliche weibliche Bildnis in der unteren Nische mit derjenigen claudischen Mode ausgestattet ist, nämlich die schlichte Anordnung des Haares durch kunstvoll gedrehte Löckchen über den Schläfen zu bereichern, für die ich auf S. 244 die Köpfe an den Grabmälern CIL V 6123 ff. anführe. Berücksichtigen wir die Zeit der Entstehung und der Dauer dieser beiden Arten claudischer Frisur zunächst in Rom, die ich auf S. 241 f. befristet habe, so müssen wir den Stein (Abb. 19) zwischen 17 n. Chr. und die Regierungszeit des Claudius datieren.

Es hat ein Kelte, wie das Nomen Ingonius sagt, der nach römischem Vorbilde Praenomen und Co-



Abb. 18.

gnomen italischen Klanges führte, sich selbst und seiner ebenfalls keltisch heißen Gattin Agisiaca diesen Grabstein herstellen lassen. Auch sie besitzt ein römisches Cognomen und ebenso wie ihr Mann einen römisch genannten Vater. Wie die Inschrift lehrt, hat also ein Ehepaar keltischer Abstammung Wert darauf gelegt, römische Sitte und Lebensformen anzunehmen, und so ist die Nachahmung stadtrömischer und zugleich italischer Haartracht an den beiden Frauenköpfen völlig erklärt. Die Anwendung solcher Mode an diesem Stein ist darum so wertvoll, weil sie bezeugt, daß neben der berechtigten Forderung der bis zur flavischen Epoche hauptsächlich aus Italien und der Gallia Narbonensis rekrutierten Legionare beider rheinischen Heere, Grabsteine von italischer Art zu erhalten, auch bei manchen Leuten der ortsangesessenen oder aus dem Süden zugewanderten Zivilbevölkerung die Neigung bestand, römische Sitte sogar soweit nachzuahmen, daß ihr Bildnis, das der Grabstein trägt, nach stadtrömischer Weise frisiert sein mußte. Manche dieser romanisierten

Frauen werden auch im Leben solche Haartracht getragen haben.

Für die Erkenntnis von dem Wirken stadtrömischer und oberitalischer Vorbilder auch bis zu des Imperiums nördlichster Reichsgrenze, also von dem Ausstrahlen einer in Rom beheimateten Reichskunst, das die eifrige Forschung über die Grabsteine beider Germanien bisher für die Deutung von Aufbau und Schmuck dieser Denkmäler noch recht wenig berücksichtigt hat, ist das Bildwerk **Abb. 19** sehr wichtig. Denn es ist unter



Abb. 19.

den wenigen vorflavischen Zivilgrabsteinen, die man bisher am Rhein fand, das einzige, das durch die Komposition des Ganzen und durch die Auffassung und formale Durchbildung der Bildnisse die Beziehungen einer wohlhabenden, eingesessenen Bevölkerung Niedergermaniens zu Rom oder mindestens zu Oberitalien durch die von ihr mit Aufträgen bedachten Grabmalkunst so augenfällig offenbart. Selbst die Haartracht ist, wie dieses Denkmal aus Traiectum zeigt, genauer Beachtung wert, wollen wir uns mehr als seither bemühen, den Aufbau und

so viele Einzelheiten unserer rheinischen Grabsteine durch vergleichende Umschau unter Italiens Sepulkralkunst als von dorthier übernommen zu erkennen und damit für diese Denkmäler überhaupt die naturgemäße italische Abstammung nachzuweisen.

Anmerkungen:

¹ Polybios erwähnt in seinen *Ἱστορίαι* II, 15 die zu seiner Zeit nirgend sonst übertroffene Fruchtbarkeit der Poebene und die ungewöhnliche Wohlhabenheit der dichten und körperlich so gut geratenen Bevölkerung. — H. Nissens *Ital. Landeskunde* belehrt über Beginn und Fortschreiten der Romanisierung der von Kelten, Ligurern, Venetern bewohnten Poebene, zunächst des Teiles zwischen Appennin und Po, die sich von Anfang auf die seit 189 v. Chr. gegründeten lateinischen Kolonien Bononia, Pisaurum, Parma, Mutina u. a. stützt (Placentia und Cremona schon seit 218) (I, S. 74 f.) — über die Entwicklung engerer Beziehungen zwischen Rom und den Transpadanern durch Verleihung des Vollbürgerrechtes durch Cäsar endlich auch an diese (49 v. Chr.), während ein Teil der Cispadaner es gleich nach dem Bundesgenossenkrieg erhalten hatte (I, 77 f.) — über die große Schnelligkeit der Ausbreitung römischer Kultur unter den Kelten der Gallia Cisalpina seit Bestehen des Bürgerrechtes auch nördlich vom Po (I, 483) — über die Blüte des Landes durch Landwirtschaft und die nicht selten eng mit ihr verbundene Industrie (II, 93) zu Ende der Republik (II, 121), über Rinder- und Schafzucht und über Massenfabrikation von Woll- und sonstigen Waren, insbesondere bei den Venetern (II, 212, 220) — über „die ungleich höhere Bedeutung und Lebenskraft, welche in den folgenden Jahrhunderten die oberitalischen Städte vor den zahllosen zur Selbstverwaltung vielfach ihrer Kleinheit wegen unfähigen Städten der Halbinsel auszeichnet“ (I, 77) — über die „nordische“, d. h. überwiegend keltische Volkskraft noch um 100 n. Chr., denn noch damals „wirtschaften die Grundherren mit freien Arbeitern, nicht wie auf der Halbinsel mit Sklaven, und dieser Umstand erklärt ohne weiteres die Fortdauer der Wehrhaftigkeit in diesen Landschaften“ (I, 483) — endlich über die längere Dauer, also den langsameren Untergang der freien Bauernschaft im Norden (im Pogebiet) und im Appennin als in den Landschaften alter Kultur“ (II, 94, 118). Über die Kolonisation Norditaliens nach dem hannibalischen Krieg siehe auch J. Kromayer, *Neue Jahrb. f. Klass. Altert.* 1914, I (XXXIII. Bd.), 151 f. Zeugnisse für die Tätigkeit und den Erwerb der Bevölkerung der Poebene sind die Reliefbilder von Rinder- und Schafherden, eines Schmiedes, von Tuchwalkern auf Grabsteinen, so, um nur diese Proben zu nennen, auf: CIL V 7719 (Dütschke, *Bildwerke in Oberitalien* IV Nr. 28); 7647 (ebenda Nr. 26); 6123 (siehe hier Anm. 44); Seletti, *Marmi scritti del Museo archeol. di Milano*, Abb. 123. Auf Romanisierung und Wohlstand der Bewohner der Gallia Cisalpina mache ich durch die obige knappste Übersicht deshalb aufmerksam, um so zu begründen, warum, wie ich S. 238 behaupte, die Grabsteine dieses Gebiets durch die Zahl ansehnlicher Exemplare und durch deren reichen Schmuck innerhalb der römischen Welt überhaupt unter den Grabmälern von dieser Grundform an erster Stelle stehen.

- ² St(eiminger), S. 4.
- ³ St., S. 6 bezeichnet unrichtig Fulvia als die „zweite“ Gattin des Marcus Antonius.
- ⁴ St., S. 6.
- ⁵ Zum Beispiel auf den von St. S. 6 genannten Münzen: Cohen, *Monn. de L'Empire rom.* I², S. 51 u. a.
- ⁶ Cohen a. a. O. Nr. 1.
- ⁷ S. Anm. 16.
- ⁸ S. Anm. 18.
- ⁹ St., S. 7.
- ¹⁰ Nämlich in die beiden Seitenteile aus glatt hinterwärts gestrichenen Haaren und in das Mittelstück.
- ¹¹ St., S. 9.
- ¹² St., S. 7, bezeichnet unrichtig Octavia als die „dritte“ Gemahlin des Marcus Antonius.
- ¹³ Künftig stets bezeichnet mit: B.
- ¹⁴ Weit bessere Abbildung Hekler, *Bildnisse der Gr. und R.* T. 207 a.
- ¹⁵ Babelon, *Monnaies consul.* S. 170, 33 = B. II 1, T. 32, 14
- ¹⁶ Hekler, a. a. O. Taf. 207 b = B. II 1, S. 89, Fig. 10.
- ¹⁷ St., S. 13 und 15.
- ¹⁸ Arndt-Bruckmann, *Portraits*, T. 61/62 = Ny Carlsberg, *Antike Bildvaerker*, Billedt. T. 49, 602.
- ¹⁹ Hier S. 242.
- ²⁰ Einzelnes über dieses Grabmals Herkunft und über es selbst s. S. 245 und ebenda Anm. 54.
- ²¹ Über diese Doppelung s. Bonn. Jb. IX, 19.
- ²² Über diese Zivilisation s. Anm. 1.
- ²³ Furtwängler, *Das Tropaion von Adamklissi* (Abh. Bayr. Akad. d. Wiss., I. Cl., XXII, 3), T. 8, 2; diese Abbildung zeigt den ganzen Stein. F. O. bei Padua, A. O. Padua, Mus. civico.
- ²⁴ Eine nur in den Grundzügen des Aufbaus richtige Abbildung des ganzen Steins Ursati, *Monum. patav.* (1652), p. 23. Von diesem Grabmal und den meisten übrigen in diesem Aufsatz genannten oberitalischen Steinen besitze ich Photographien nach teilweise eigenen Aufnahmen. Nach ihnen sind etliche der Abbildungen des Aufsatzes angefertigt.
- ²⁵ Furtwängler, a. a. O., T. 10, 2; diese Abbildung zeigt den ganzen Stein. F. O.: Imola (Forum Corneli), A. O. Bologna, Mus. civico.
- ²⁶ Herrn Dr. Otto Brendels freundlichem Bemühen verdanke ich eine photographische Aufnahme dieses Grabsteines und so die Kenntnis des Stücks. Dieses Grabmal ist weder im CIL noch in den *addid.* (*Ephem. epigr.*) verzeichnet.
- ²⁷ St., S. 19 ff.
- ²⁸ Bei B. ist diese Skulptur unrichtig als „Statue der jüngeren Agrippina“ bezeichnet.
- ²⁹ St., S. 24.
- ³⁰ St., S. 25, Anm. 5 und 3.
- ³¹ Furtwängler, *Antike Gemmen*, T. 66, 1.
- ³² St., S. 28.
- ³³ St., S. 32.
- ³⁴ Der ganze Stein: Furlanetto, *Lapidi patav. ill.* T. 29, 1 (bei S. 278) F. O. Padua, A. O. ebenda, Mus. civico.
- ³⁵ Schober, *Die römischen Grabsteine von Noricum und Pannonien*. Abb. 206. F. O. Bologna, A. O. ebenda, Mus. civico.
- ³⁶ Abgeb. Malmusi, *Mus. Lapid. Moden.* (1830), 64, T. 48, der ganze Stein; ohne das unterste, bild- und inschriftlose Stück Venturi, *Storia dell' arte ital.* I, Fig. 45. F. O. Modena, A. O. ebenda, Mus. lapid. — Wegen Abschlusses des Manuskripts außerhalb Heidelbergs kann ich noch weitere Beispiele denen CIL V 3034 ff. nicht anfügen.
- ³⁷ Abgeb. *Mus. Bresc. ill.* II (1838), T. 13, 3. F. O. Brescia, A. O. ebenda, Mus. civico, *Età rom.*
- ³⁸ Abgeb. ebenda, T. 13, 1. F. O. Casalmoro b. Mantua, A. O. wie Anm. 37.
- ³⁹ Abgeb. *Este e il suo museo* (1902). F. O. Este, A. O. ebenda, Mus. nazion. Atestino.
- ⁴⁰ F. O. und A. O. wie Anm. 39.
- ⁴¹ Nur der Büstenschrein, nicht die ihm als Postament dienende Aschenkiste ist abgeb. *Pietrogrande, Ateste nella mil. imp.* 103. F. O. und A. O. wie Anm. 39.
- ⁴² Abgeb. F. Poulsen, *Porträtstudien in nordital. Provinzmuseen*, Abb. 159. F. O. Ravenna, A. O. ebenda, Mus. nazion.
- ⁴³ Abgeb. ebenda, Abb. 155—157, F. O. und A. O. wie 42.
- ⁴⁴ Amati, *Antichità di Milano*, T. 21; Seletti, *Marmi scritti del museo arch. di Milano*, Abb. 124 gibt diese Nackenfrisur durch nicht scharfe Zeichnung wieder. An beiden Stellen ist der ganze Stein abgebildet. F. O. Mailand, A. O. ebenda, Mus. archeol.
- ⁴⁵ F. O. Modena, A. O. ebenda Mus. lapid.
- ⁴⁶ Der ganze Stein, ausgenommen sein unterstes Ende, abgeb. Maffei, *Mus. Veronense* CXXI, 3. F. O. Salona, A. O. Verona, Mus. Maffeiano.
- ⁴⁷ F. O. Este, A. O. Padua, Mus. civico.
- ⁴⁸ F. O. ? A. O. wie Anm. 47.
- ⁴⁹ F. O. ? A. O. wie Anm. 47.
- ⁵⁰ Furtwängler, a. a. O., T. 9, 1 (S. 508). F. O. Vicenza, A. O. ebenda, Palazzo Orgian (Furtwängler).
- ⁵¹ Abgeb. Malmusi, *Mus. lapid. Moden.* 66, T. 50, nur in den Grundzügen richtig; F. Poulsen, a. a. O., Abb. 105, unzureichend wiedergegebene Photographie. F. O. Modena, A. O. Modena, Mus. lapid.
- ⁵² St., S. 28 f.
- ⁵³ Oder sie war es noch wenige Jahre vorher, falls der Stein erst um das Jahr 50, also nach der Besetzung Britanniens (43 n. Chr.) hergestellt worden ist.
- ⁵⁴ Über die Herkunft dieses Denkmals berichtet CIL XIII 8820 nur: „Extra urbem Ultraiectum prope Maillebaan in domo rustica (Maffei)“. Es stammt nach dem sehr berechtigten Schluß des CIL XIII, pag. 638 (XLVIII) aus Fectio (Vechten), denn es heißt an dieser Stelle, die alle unter Fectio und Traiectum verzeichneten Inschriften umfaßt: „Lapides omnes eruderati sunt in loco prope Vechtem, qui appellatur „Wiltenburg“ sive „de burg“. Ibi fuisse portum totius Germaniae principalem concludi potest ex aris, quas legati legionum Germaniae inferioris posuerunt n. 8810 etc.“ Ist also auch der ursprüngliche Standort des Steins oder wenigstens die erste Fundstelle nicht bekannt, so ist wegen der Herkunft der meisten heute in Utrechts Centralmuseum auf-

bewahrten provinzial-römischen Funde aus dem Utrecht nahen römischen Lager Fectio (s. Baedeker, Holland 1927, 191) um so weniger Zweifel, daß dieses Grabmal aus einer in Fectios Nähe gewesenen Zivilsiedlung stammt, oder es mag auch, was wenig wahrscheinlich ist, von einer etwas ferneren Stelle des Bataverlandes nach Utrecht gekommen sein. Es ist jetzt im Centralmuseum in Utrecht untergebracht. Da der Stein so sehr von oberitalischer Art ist — nur die schwächliche Umrahmung und die verkümmerten Arme und Hände verraten den Mangel an Vorbildern und an letzter Sicherheit — so könnte die Vermutung aufkommen, der Stein ist als Schiffsballast oder als antiquarisches Stück in neuerer Zeit aus Oberitalien nach Holland gekommen. Aber die Güte des nicht weniger oberitalisch gestalteten Grabmals des Caelius (Germania Romana, 2. Aufl., III, T. 1, 2), der aus Castra Vetera (Xanten) sicher stammt, und der bei Traiectum ausgegrabene Stein CIL XIII 8818 mit einem Totenmahl, das, wie Espérandieu, Rec. gén. IX, 6673, Abb. bezeugt, zu den am besten ausgeführten Darstellungen der Cena in beiden Germanien gehört, widerlegen den etwaigen Ein-

spruch, der Stein habe nicht im Bataverland auf einem Grabe römischer Zeit gestanden, weil über seine ursprüngliche Herkunft, seine Entdeckung in situ, nichts bekannt ist. Er ist entweder da, wo man Kalkstein brach (Bonn. Jb. IX, 18: Material des Grabmals „Kalk“), also weiter oben am Rhein hergestellt, oder aus einem der vielen Blöcke, die man stromabwärts nach Fectio, dessen Stelle dem heutigen unmittelbar am Neder Rijn gelegenen Wyk bei Duurstede benachbart ist, führte, daselbst oder unfern von ihm geformt worden. Das, was CIL XIII, pag. 638 (XLIII) über Fectio (Vechten) und Traiectum (Utrecht) gesagt ist, und im Grunde mit der folgenden Ausführung sich deckt, ergänze ich durch Janssens Worte Bonn. Jb. IX, 20 = Brambach, CJRh., pag. 15. „Vechten“ über diesen Ort: „Der Ort, wo in Vechten seit 3 Jahrhunderten Altertümer aufgefunden werden, liegt $\frac{3}{4}$ Stunden oberhalb Utrecht, am Ufer des alten Rheines und an dem großen Fahrwege von Utrecht nach Wyk by Duurstede. Sein spezieller Name ist ‚Wiltenburg‘, auch einfach ‚de burg‘, und ein Stück östlich davon gelegenes Vorland heißt ‚voorborg‘.“ Auch abgeb. Espérandieu, a. a. O. IX, 6674.

MATRES PARCAE IM TREVERER GEBIET

VON EMIL KRÜGER, TRIER

Die auf **Taf. 24, 1 a** und **b** in zwei Ansichten wiedergegebene Terrakotte, 17 cm hoch, aus weißem Ton, hatte schon vor Jahren, als sie sich noch in der Sammlung von Baurat Krahe in Gerolstein befand, wegen ihrer guten Erhaltung, aber vor allem wegen des stattlichen, sehr eigenartigen Kopfschmucks unser Interesse erregt. Sie ist dann später von Oberhofmeister Frhn. v. Mirbach für das kleine Museum bei der römischen Villa von Sarresdorf, der sogen. „villa Sarabodis“, erworben worden, wo sie sich jetzt befindet. Dem Entgegenkommen von Pfarrer Best, dem Leiter dieses Museums, verdanken wir die Möglichkeit, uns näher mit dem wichtigen Stück zu befassen; es dürfte auch ein Abguß davon für das Provinzialmuseum Trier angefertigt werden.

Nachdem neuerdings das Trierer Museum auf Anregung von Abteilungsdirektor Dr. Steiner und unter seiner verantwortlichen Leitung den Tempel der DEIA CAIVA auf dem sogen. „Judenkirchhof“ bei Gerolstein noch einmal gründlich zu untersuchen begonnen hat, — schon früher hatten dort Grabungen¹, leider aber auch jahrzehntelang Plünderungen nach Fundstücken stattgefunden — sind Beobachtungen gemacht worden, die auch gerade diesem kleinen Einzelfundstück ein etwas erhöhtes Interesse verleihen.

Zunächst ist es jetzt sehr wahrscheinlich geworden, daß die Figur wirklich aus diesem Tempelbezirk stammt. Man hatte es wohl schon vorher vermutet, aber jetzt nähert sich diese Vermutung der Gewißheit. Aus der Gegend von Gerolstein und Pelm sind schon mehr Terrakotten bekannt. So besitzt das Provinzialmuseum in Bonn seit alters einen kleinen Bestand von Terrakottfiguren, meist nur bruchstückhaft erhalten mit der Herkunftsangabe „Casselburg bei Pelm“. Daß von der Casselburg keine römischen Fundstücke kommen, ist ziemlich gesichert. Vielmehr wird die Herkunftsbezeichnung so zu verstehen sein, daß die Stücke an dieser Stätte des Fremdenverkehrs gekauft worden sind. Auf jeden Fall hatten wir diese Stücke schon längst dem Caiva-Tempelbezirk zugewiesen, der ja von der Casselburg nur eine kurze, ebene Wegstrecke entfernt liegt. Bei den jetzigen Ausgrabungen Steiners hatte sich nun die merkwürdige Tatsache ergeben, daß von Terrakotta-Funden, wie sie für Tempelbezirke charakteristisch sind² und erwartet werden durften, nur ganz zu Anfang eine schöne Mercur-Statuette zum Vorschein kam³, im übrigen aber nur noch ungezählte kleine Splitter von Terra-

kotten und zwar fast ausnahmslos formlose Stückchen, denen fast nichts mehr abzugewinnen war. Als man den Gründen dieses auffallenden Befundes nachforschte, ergab sich, daß es offenbar seit alters Sitte gewesen ist, wahrscheinlich in Verfolg der früheren Ausgrabungen von 1833, 1854–56 und etwaiger späterer, auf der Tempelstätte unter der hier nur geringen Verschüttung nach Terrakottfigurchen zu suchen. Als jetzt unser Interesse an diesen Resten bekannt wurde, stellte uns erst Pfarrer Best, dann Apotheker Winter aus Gerolstein noch ganze Mengen von Terrakottabruchstücken zur Verfügung, die sie im Laufe längerer Jahre auf dem Gelände des Tempels oberflächlich aufgelesen hatten. Es hat also an in Tempelbezirken üblichen Terrakotten dort durchaus nicht gefehlt, im Gegenteil müssen sie, nach den jetzt noch gefundenen Splittern zu urteilen, besonders zahlreich vorhanden gewesen sein, aber das Gelände ist jetzt leider in dieser Hinsicht schon vollständig ausgebeutet. Die Sammlung Krahe ist nun aus Funden der Umgegend von Gerolstein zusammengebracht. Eine Herkunftsangabe „Pelm“ haftet seit langem an dem hier zu besprechenden Stück, die auf Krahe selbst zurückgeht. Es darf deshalb jetzt wohl unbedenklich dem Caiva-Tempel zugewiesen werden.

Es sei aber zunächst eine genaue Einzelbeschreibung der Statuette gegeben, die allerdings leider kein scharf ausgeprägtes Erstexemplar, sondern eine schon etwas verschwommene soundsovielte Abformung ist. Das Gesicht z. B. ist eine formlose Fläche, in der nur eine kaum spürbare Erhöhung die Nase andeutet. Aber die Hauptformen und das Entscheidende, die Attribute, die sie in den Händen führt, sind gerade noch genügend erkennbar. Die Göttin ist in einen weiten, faltigen Mantel gehüllt, unter dem an den Knöcheln das Untergewand hervortritt, und sitzt auf einem Thron mit Rückenlehne. An der Rückseite dieser Lehne, und zwar an ihrem unteren Ende, ist der Fabrikantenstempel L A S F gut lesbar eingegraben (**Taf. 24, 4 c**). Man wird nicht fehl gehen, wenn man in dieser Firma dieselbe erkennt, die in kursiver Schrift auf mehreren Bruchstücken aus dem Tempel von Dhronneck erscheint, dort noch mit einem Sklavennamen . . . atus fecit verbunden, während das L A S als das Signum des Töpfereibesitzers aufgefaßt wird (**Taf. 24, 4 a**). Hettner nahm bereits die Fabrik dieser Terrakotten in Trier an (CIL XIII, 3, 2 p. 465), sicherlich mit Recht, denn neuerdings ist der Stem-

pel auch in Trier herausgekommen auf einer schönen Terrakotta aus dem Tempelbezirk, erwähnt im Jahresbericht 1928 des Provinzialmuseums (Trier. Zeitschr., 4, 1929, S. 199): „(F 7426) sitzende Muttergöttin mit reichem Kopfschmuck, großem Füllhorn und Steuer. Stempel LASF“ (Taf. 24, 4b). Sie trägt ihn tief eingedrückt auf der Mitte der Rückenlehne. Demnach ist auch unsere Terrakotte von Pelm ein Trierer Erzeugnis.

Die Göttin hat in jeder Hand ein Attribut nicht gewöhnlicher Form. Unter unseren reichen Beständen an Terrakotten ist bis jetzt vergeblich nach etwas Ähnlichem gesucht worden. In der linken Hand, an den linken Unterarm gelehnt, hält sie einen in der Mitte etwas verdickten Gegenstand, an dessen unterem Ende gerade noch einige schwache Linien zu erkennen sind. Vor der rechten Hand hängt nach innen, neben dem Knie, ein schmaler, kurzer Stab herab, der in ein dreiteiliges, kleeblattartiges Ende ausläuft. Zwischen den Gewandfalten fällt oberhalb des Schoßes eine horizontal quer hinüberlaufende Schlangenlinie auf, deren Anfang und Ende bei der schlechten Ausprägung nicht deutlich ist; aber an eine Schlange als Göttin-Attribut ist an dieser Stelle und nach der Lage der Hände jedenfalls nicht zu denken. Die einleuchtende Deutung dieser Attribute wird Dr. Steiner verdankt: Die Göttin hält in der linken Hand den Spinnrocken und in der rechten die Spindel. Die Schlangenlinie ist dann nichts anderes als der Wollefaden zwischen beiden. Für die beiden Spinngeräte gibt es auf unseren Bildwerken einige, wenn auch nicht gerade zahlreiche Parallelen⁵. Nur scheint der an sich doch ganz einfache Vorgang des Spinnens nicht immer genügend klar erfaßt zu sein, denn die beiden Werkzeuge, Spindel und Spinnrocken, finden sich gelegentlich verwechselt. Es war nicht unnötig, daß Gelehrte wie Ch. Roach Smith⁶ und J. B. Keune⁷ bei Gelegenheit von Neufunden den Spinnvorgang erläutern haben. Die Spindel (= *fusus*, französisch *fuseau*) ist ein unten etwas verdickter Holzstab, auf den zur Belastung und zum besseren Herumwirbeln der Spinnwirtel aus Stein, Knochen oder Ton (*verticellus, turbo*) gesteckt wird. Die Wolle oder der Flachs, der abgesponnen werden soll, ist um einen kurzen Stab aufgewickelt. Das ist der Spinnrocken, die Kunkel (= *colus*, französisch *quenouille*). Diesen Spinnrocken hält unsere Figur auf der linken Hand. Das Attribut dagegen, das von der rechten Hand herabhängt, ist die Spindel. In dem dreiteiligen Ende ist die Spitze der Spindel und daran der Spinnwirtel zu erblicken⁸. Der Wollefaden, der von dem Rocken zur Spindel hinübergezogen zu denken ist, ist nicht straff gespannt, sondern lose, weil die Göttin die Spindel ruhen läßt. Wir haben also eine göttliche Spinnerin, eine

der *Parcae*, oder wie wir gerade diesen Typus der in Ruhe thronenden Göttin bezeichnen dürfen, eine *Mater Parca* vor uns.

Betrachten wir nun die Statuette weiter, so fällt vor allem der ungeheure, eigenartige Kopfputz auf, der aber für eine *dea mater* nicht unpassend erscheint. Er erhebt sich in einem Doppelaufbau, indem das Antlitz zunächst von einem normal breiten Haarwulst umgeben ist. Darüber aber türmt sich ein zweiter, doppelt so breiter Wulst von der Form etwa eines Napoleonsshutes empor, der in der Mitte und an beiden Enden mit abgesetzten Knäufen versehen ist. Die gesamte Fläche dieses Wulstes ist fein gestrichelt, und da sich Spuren einer gleichartigen Strichelung auch an dem unteren Wulst noch wahrnehmen lassen, ist das alles wohl für Haare zu halten. Die Ausprägung auch dieser Partie der Terrakotta ist nicht scharf genug, um eine bestimmte Erklärung geben zu können. Vermuten möchte man, daß etwa ein mächtiger Kamm, zu dem die drei Knäufe gehören könnten, in den unteren Haarwulst eingesteckt ist, über den aber dann größere Haarpartien hinübergezogen sind und so den zweiten Wulst bilden. Aber etwas Bestimmtes läßt sich nicht sagen.

Die einzige Parallele, die sich bisher für diesen Haarschmuck finden ließ, geben zwei Terrakotten aus dem Tempel von Dhronneck (Taf. 24, 3b und c, vgl. Hettner, a. a. O., T. XII, 36 und 37, Text Sp. 67, Nr. 138a und b), die eine eine thronende Göttin, in der Mitte beschädigt, die andere nur der Kopf eines zweiten Exemplars derselben Vorlage⁹. Hettner ist der eigenartige Kopfputz auch aufgefallen. Seine auch nur vermutungsweise ausgesprochene Deutung auf einen mächtigen Strohhut ist wohl nur durch die noch viel flauere Ausprägung dieser beiden Stücke veranlaßt. Unsere Abbildung läßt aber noch erkennen, daß dieselbe Art Kopfputz, wie bei unserem Stück, wiedergegeben werden sollte. Aber bei der Terrakotte von Gerolstein wird niemand mehr an einen Strohhut denken.

Daß die gleichartig geschmückte, thronende Göttin von Dhronneck auch eine *Mater Parca* ist, verrät ihr Attribut, das glücklicherweise vollständig und deutlich erhalten und auch von Hettner schon richtig erkannt ist: Sie hält eine entfaltete Schriftrolle auf dem Schoß; sie ist also auch eine *Parze*, und zwar diejenige mit dem Schicksalsbuch. Es ist wichtig, festzustellen, daß diese beiden zusammengehörigen *Matres* auch durch den gleichartigen Kopfputz zusammengehalten werden. Es ist nur schade, daß sich hier nicht auch die dritte nachweisen läßt.

Da diese Schriftrolle verhältnismäßig selten ist, als solche nicht überall erkannt und anerkannt wird, seien noch Parallelen dafür genannt. Das Provinzialmuseum Trier besitzt noch eine, auch durch hohen Kopfschmuck ausgezeichnete *Mater-Terrakotta* mit Schriftrolle (Mus.-Inv. Nr. 11, 4),

die aus Alttrier stammt, das ja schon viele Terrakotten geliefert und dadurch das Vorhandensein eines Tempelbezirks bezeugt hat (vgl. Anm. 11). Also auch dort ist eine Mater Parca vertreten. Besonders wichtig ist, daß auch Dispater selbst mit der Schriftrolle dargestellt ist in dem mit Inschrift versehenen Götterpaar von Sulzbach in Baden, zuerst abgebildet von Michaelis, Lothr. Jahrb. VII, 1895, S. 147, Fig. 17, wo Luckenbach die aufgeschlagene Rolle mit Recht als ganz sicher bezeichnet; die Inschrift CIL XIII, Nr. 6322. Drexel, Germania Romana² IV, T. XXIV, 5, S. 47, bemerkt zu dem Bildwerk: „wie man meint, mit aufgeschlagener Rolle“. Da die Kelten ein ausgebildetes Schriftwesen mit griechischen Buchstaben schon vor dem Eindringen der Römer besaßen, ist nicht einzusehen, warum man an „Schriftrollen“ bei ihren Göttergestalten Anstoß nehmen soll. Die „Windel“, wie man im Aeduerland (s. unten S. 252) dieses Attribut gern erklärt, wäre doch auf dem Schoß eines Dispater recht wenig passend.

Durch den großen, zunächst haubenartig erscheinenden Haarschmuck der Terrakotta von Gerolstein war ich zuerst an die niederrheinischen, germanischen Matronen erinnert worden. Aber das für diese sicher germanische Gruppe der Muttergottheiten Charakteristische ist außer der Dreizahl doch nicht nur die Größe dieses Haarschmucks, den immer zwei von ihnen tragen, sondern vor allem die Tatsache, daß dieser regelmäßig in eine Stoffhaube eingeschlossen ist, daß also von der Zeichnung der Haare bei ihnen gerade gar nichts zu sehen ist¹⁰. Diese glatte Stoffhaube läßt sich übrigens gelegentlich, wie hier nebenbei bemerkt sei, auch in Tempelbezirken des Trevererlandes feststellen. Sie ist mehrmals in Dhronacken vertreten (Hettner, a. a. O., T. XII, 46, dazu Sp. 67, Nr. 139), ein anderes Exemplar besitzt das Provinzialmuseum Trier aus Alttrier (Inv.-Nr. 99, 20511)¹¹. Als Vertreter sicher germanischer Matres sei sie hier wiedergegeben (Taf. 24, 5 a), daneben die zwei Dhronacker Stücke (Inv.-Nr. 99, 969 = Taf. 24, 5 b und Inv.-Nr. 99, 973 = Taf. 24, 5 c).

Es ist nun zu fragen, wie es sich mit der Verbreitung der Matres Parcae verhält. In seiner Gesamtbehandlung der Matronen hatte Ihm (Bonn. Jahrb. 83, S. 66) den Parcae die Zugehörigkeit zur Gattung der Matres bestreiten wollen. Das hat M. Siebourg damals gleich unter Hinweis auf die Inschrift von Carlisle (Ihm, a. a. O., S. 160, Nr. 371) widerlegt (Westd. Zeitschr. VII, 1888, S. 111 ff.). Auch unsere beiden Statuettentypen bezeugen ja erneut die Zugehörigkeit der Parcae zu den Matres. In der Liste, die Ihm von allen einschlägigen Denkmälern, die ihm bekannt geworden waren, gab, brachte er auch die Parcae (S. 180, Nr. 516—533). Allerdings sind es bei ihm

mit einer Ausnahme nur erst inschriftliche Monumente. Die Liste gibt folgende Orte an, wo Parcae-Inschriften vorgekommen sind:

I. Gallia Cisalpina:

- Ihm, Nr. 516, Verona, CIL V, 3280.
- Nr. 517, Verona, C. V, 3282.
- Nr. 518, Verona, C. V, 3281.
- Nr. 519, Verona, C. V, 3305.
- Nr. 520, Aquileja, C. V, 8242.
- Nr. 521, Aquileja, C. V, 8235(?).

II. Pannonia:

- Nr. 522, Petronell, C. III, 4443.

III. Vindelicia:

- Nr. 523, Augsburg, C. III, 5795.

IV. Germania superior:

- Nr. 524, Wies-Oppenheim, C. XIII, 6223.

V. Gallia, Mediomatrici:

- Nr. 525, Metz, Espérandieu IX, Nr. 7234.

Gallia Narbonensis:

- Nr. 526, dép. Var., C. XII, 348.
- Nr. 527, dép. Bouches-du-Rhône, C. XII, 645.
- Nr. 528, dép. Vaucluse, C. XII, 1095.
- Nr. 529, Nîmes, C. XII, 3111.
- Nr. 530, Nîmes, C. XII, 5890.

VI. Britannia:

- Nr. 531, Lincoln (Archaeol. Journ. 42, 150).
- Nr. 371, Carlisle, C. VII, 927.
- Nr. 532, Carlisle, C. VII, 928.

Um aber die Verbreitung wirklich kennen zu lernen, müssen auch die bildlich bezeugten Matres Parcae nach Möglichkeit hinzugezogen werden. Es kann hier freilich noch keine systematisch zusammengebrachte Übersicht davon gegeben werden, sondern nur einiges, was gelegentlich beobachtet worden ist, aber auch das führt doch schon ein Stück weiter.

Das wichtigste Stück in diesem Zusammenhang ist wieder ein Trierer Fund, der im ersten Jahr meiner Amtstätigkeit auf dem südlichen Gräberfeld von St. Mathias gemacht wurde. Er ist in unserer damaligen bescheidenen Form des Jahresberichtes allzu kümmerlich mitgeteilt worden (Inv.-Nr. 06, 220, Westd. Zeitschr. 26, 1907, S. 315, Taf. 10, 13). Inzwischen ist der Stein groß bei Espérandieu (VI, Nr. 4937) abgebildet, auch in die Germania Romana² IV, 7, 38, 2 aufgenommen worden¹². Er darf aber auch heute noch einmal etwas gründlicher betrachtet werden (Taf. 24, 2). Es ist eine ganz kleine, nur 4 cm starke und 18 cm hohe Platte aus Metzger Jurakalkstein, die ursprünglich 20 cm breit, jetzt bis auf 15,5 cm größte Breite verstümmelt ist. In der Mitte am Boden steht ein 4 cm hohes, 6 cm breites Postament, das, wie seiner Zeit Museumsassistent Ebertz zuerst erkannte, als ein Dreikopf gebildet ist. Dieses erste Vorkommen des gallischen Dreikopfes in Trier gab dem kleinen

Denkmal gleich seine Bedeutung, aber im übrigen wurde noch keine weitere Ausdeutung gewagt. Auf dem Postament sitzt in langem, unter den Brüsten gegürteten Gewand eine Göttin mit schlichtem Haar, die auf dem Schoß mit beiden Händen eine Schriftrolle ausgebreitet hält, also eine *Mater Parca*. Die beiden anderen *Parcae* zu beiden Seiten sind größtenteils zerstört, aber nach den Resten doch noch bestimmbar. Links ist eine Schulter und ein erhobener linker Arm mit dem Spinnrocken noch vorhanden. Da stand also die unserer Gerolsteiner *Mater* entsprechende *Parca*. Rechts ist noch der Kopf, wieder ohne Kopfputz mit Mantel oder Schleier bedeckt, und der erhobene rechte Arm erhalten. Leider ist das Attribut in der Rechten bei der sehr flüchtigen Arbeit, die für das ganze Relief charakteristisch ist, nur eben angelegt, vermutlich war da die Hauptsache der Bemalung überlassen. Ein kleiner Zweig, den ich bei der ersten Veröffentlichung darin vermutet hatte, wäre wohl möglich. Ob aber nicht die Göttin dort etwa die Scheere der *Parze* gehalten hat? *Espérandieu* denkt an die Spindel, was man auch nicht ausschließen darf. Das verstümmelte und unscheinbare, kleine Monument lehrt uns also den Dreiverein der *Matres Parcae* kennen, verbunden mit dem Dreikopf-Gott, der, wie es im Remergebiet, dem eigentlichen Dreikopflande, gar nicht selten vorkommt, nur durch das Haupt mit den drei Gesichtern dargestellt ist; auch diese Verbindung der weiblichen Dreiheit mit einer männlichen Gottheit, und zwar gerade dieser dreifaltigen, ist eine außerordentlich wertvolle Tatsache für die Kenntnis einheimischer Götterverehrung.

Das Bildwerk steht nun aber in Trier nicht allein. Das Trierer Museum besitzt seit alters ein Reliefbruchstück, das *Hettner* (*Steindenkmäler* Nr. 157) noch als „Grabrelief einer Frau“ aufgefaßt hatte. *Espérandieu* (VI, Nr. 5056) hat schon auf den Zusammenhang mit dem obigen Relief hingewiesen. Nach Form und Abmessungen ist sicherlich nicht an einen Grabstein, sondern an ein Götterbild zu denken, und zweifellos haben wir auch hier die eine *Mater Parca* mit dem Spinnrocken (nicht der Spindel, wie *Hettner* sagt) in der Linken vor uns.

Im benachbarten Gebiet der *Mediomatriker* finden sich gleichfalls zwei Zeugnisse dieses seltenen Kultes. Das eine Relief ist leider verloren, aber jetzt nach einer alten Abbildung auch bei *Espérandieu* aufgenommen (IX, Nr. 7234 = Nr. 525 von *Ihms* Liste). Es ist die vollständige Parallele zu dem Trierer Relief, auch hier das Dreikopf-Postament unter der mittleren thronenden *Parca*. Diese erscheint hier im gewöhnlichen *Mater*-Typus mit Füllhorn und Schale, sie trägt ein Zackendiadem im Haar. Auch ihre beiden rechts und links stehenden Begleiterinnen haben hier Diademe auf

dem Haupt. Die Linke hält Kunkel und Spindel. Was die Rechte hält, ist nicht recht verständlich. Es sieht in der Zeichnung wie ein Becher aus, den sie in der Linken trägt, während ihre Rechte unklar ein Gewandstück faßt, von dem es zweifelhaft bleibt, ob es zu ihrer oder zu der Sitzenden Kleidung gehört. Ich möchte vermuten, daß sie mit beiden Händen mit der Schriftrolle hantiert und der Zeichner diese Betätigung mißverstanden hat.

Das zweite Zeugnis, das sich in Metz gefunden hat, ist geeignet, die hohe Bedeutung dieses Kultes dort zu beleuchten. Es ist eine große Bronzehand, die einen Spinnrocken hält, die 1851 in Metz gefunden worden ist, mitgeteilt von *J. B. Keune* (*Lothr. Jahrb.* 23, 1911, S. 787, Abb. 3), und zwar, wie *Keune* hervorhebt, nicht der Teil einer Statue, sondern ein selbständiges Weihgeschenk, das also sicherlich einst im Tempel dieser *Matres Parcae* dargebracht war.

Die beiden Göttinnen an der *Mainzer Jupitersäule*, die den Spinnrocken, als Szepter ausgestaltet¹³, führen, sind wohl keine *Matres Parcae* und dürfen deshalb hier unerörtert bleiben. Ob und welche Fäden etwa von ihnen zu dieser Göttinnengruppe hinüberführen, wird uns spätere Forschung lehren, die, wie an der *Mainzer Säule* überhaupt, so gerade an der weiblichen Vierzahl, zu der jene beiden Göttinnen gehören, noch manche Arbeit zu leisten haben wird.

Aber eine größere Gruppe von *Parcae*-Darstellungen ist noch aus dem *Aeduerg*gebiet heranzuziehen. Wie schon bei dem *Trierer Relief*, so bezeichnet auch dort *Espérandieu* regelmäßig das Attribut der einen von drei Göttinnen als „lange“ = Windel, vermutlich durch das Kind im Arm einer daneben sitzenden *Mater kurotrophos* dazu bestimmt. Aber diese Windel ist doch sicherlich nichts anderes als die ausgebreitete Schriftrolle, das Schicksalsbuch, und die sämtlichen Göttinnengruppen, die dieses führen, dürfen gerade daraufhin als *Matres Parcae* angesprochen werden.

Es sind 7 Reliefs, die *Espérandieu* (V, Nr. 1815ff.) abbildet, 5 aus *Autun* selbst, zwei aus der Nachbarschaft. Wir verzeichnen hier nur die Attribute der 3 Göttinnen von links nach rechts aufgeführt:

1. Nr. 1815: a) Kind, b) Schriftrolle, c) ?
2. Nr. 1816: a) Kind? b) Schriftrolle, c) Schale und Füllhorn.
3. Nr. 1817: a) Schriftrolle, b) Kind, c) Schale und Füllhorn.
4. Nr. 1827: a) verloren, b) Schale und Füllhorn, c) Schriftrolle.
5. Nr. 1831: a) Kind, b) Schriftrolle, c) Schale und Füllhorn.
6. Nr. 2064: a) Schale und Füllhorn, b) Kind, c) Schriftrolle.
7. Nr. 2081: a) Kind, b) Schriftrolle, c) Gefäß (??) und Schwamm (??).

Die Zusammenstellung zeigt, daß hier ein ganz fester Typus, von dem kaum Abweichungen vorkommen, ausgebildet ist: Die eine Mater ist in der üblichen Weise als Segenspenderin mit Füllhorn und Schale, eine zweite als Kurotrophos mit dem Kind im Arm, die dritte aber als ausgesprochene Parca mit der Schriftrolle ausgestattet. Somit ist der Kult der Matres Parcae auch im Aeduergebiet, das unter den Inschriften doch ganz fehlt, zur Genüge nachgewiesen.

Die nähere Betrachtung eines Einzelfundstückes hat uns hier zur Erörterung und Nachprüfung einer ganzen Göttergruppe hingeführt, deren Verständnis durch dieses nähere Eingehen und Zusammenfassen hoffentlich etwas Aufhellung erfahren hat. Es ist jedenfalls nicht ohne Bedeutung, zu sehen, wie sich aus dem allgemeinen gallischen und germanischen Mütterkultus die besondere Form der Matres Parcae ganz deutlich auch in den Bildwerken abhebt. Wir hoffen, daß dem verehrten Freunde und hochverdienten Forscher auch diese kleine Gabe aus dem Trevererland nicht unwillkommen sein werde, das seiner freundschaftlichen, tief-schürfenden und weit ausgreifenden Tätigkeit so manche wertvolle Förderung zu verdanken hat.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Steiner, Die gallorömische Tempelstätte auf dem „Judenkirchhof“ bei Gerolstein. Trier. Zeitschr. I, S. 149 ff.

² Vgl. Hettner, Drei Tempelbezirke, Trier 1901, Taf. VIII—XIII. — Loeschcke, Die Erforschung des Tempelbezirks im Altbachtale zu Trier, Berlin 1928, Abb. 16, dazu S. 28. Vgl. auch die weiteren Terrakottenfunde von 1928, Trier. Zeitschr. 4, 1929, S. 172 und 199.

³ Abgeb. im Jahresbericht 1928 des Provinzialmuseums. Trierer Zeitschr. 4, 1929, S. 175, Abb. 1.

⁴ Hettner, Drei Tempelbezirke, Sp. 80, Nr. 278, Taf. XIII, 6. Photo des Bruchstücks, Inv. Nr. 99, 941 a; Taf. III, Nr. 278, Zeichnung nach den drei Bruchstücken 99, 941 a, b und c. — CIL XIII, 3, 2, p. 475, Nr. 10015⁹⁸.

⁵ Vgl. Espérandieu, Basreliefs de la Gaule, IV, Nr. 2977 nicht zu erkennen, Nr. 3255 Grabstein, Spinnrocken; Nr. 3573 Grabstein, Spindel und Rocken; V, Nr. 3678 Grabstein, Spindel; VI, Nr. 4905 Grabstein, Spindel?; Nr. 5013 Grabrelief, Spindel; VII, Nr. 5463 Grabstein, Spinnrocken; Nr. 5515 Sarkophag, Spindel, abgesponnen; Nr. 5815 Grabstein des Blussus.

Auf die Götterbilder mit Spinngerät wird unten eingegangen.

⁶ Ch. Roach Smith, Illustrations of Roman London, London 1859, S. 143. Bei Ausschachtungen an der Börse in London waren solche Holzstäbchen, z. T. mit Wolle umwickelt, gefunden worden, vgl. die Abb. auf S. 143. Eine dieser Spindeln und ein Spinnwirtel aus

London auch abgeb. in Guide to the antiquities of roman Britain, British Museum, 1922, S. 70, Fig. 91.

⁷ J. B. Keune, Mitteilungen über römische Altertumsfunde im Bezirk Lothringen. Lothring. Jahrbuch 23, 1911, S. 746, Abb. 3, auf Einschaltblatt: bronzene Frauenhand mit Kunkel.

⁸ Für die von der Hand herabhängende Spindel findet sich bildlich die beste Parallele auf dem Grabstein des Blussus in Mainz, dessen Frau die beiden Spinngeräte, Spindel und Spinnrocken in der linken Hand hält. Germania Rom. Bilderatlas Taf. 37, 1 — Mainz. Zeitschr. XI, 1916, S. 91.

⁹ Tudeot, Figurines en argile, Paris 1860, gibt auf Taf. 29 dreizehn Proben von weiblichen Frisuren. Aber die Mehrzahl von diesen scheinen eher weibliche Modetrachten zu sein, als daß man sie Göttinnen zuweisen möchte. Göttinnen-Diademe werden nur das 1., 4., 5., 7., 9. und 13. Stück sein und unter diesen ist keins, das man mit unserer Parca zusammen bringen könnte.

¹⁰ Das beste Beispiel dieser Matronen-Haube aus Stoff ist wohl der feine Kalksteinkopf von der Luxemburgerstraße im Wallraf-Richartz-Museum in Köln (Klinkenberg, Das römische Köln, S. 203, Fig. 138). Klinkenberg bezeichnet ihn als „Porträtkopf mit Haarwulst nach Art der Matronen“. Da er von einer Gräberstraße stammt, wird es wohl das Porträt einer Matronenpriesterin sein. Aber der „Haarwulst“ ist, wie die glatte Fläche und der lange Verschlussstreifen (beinahe „Reißverschluss“) neben der linken Locke deutlich macht, eben sicher auch hier eine Haube. — Jetzt ist auch vor allem der wundervolle Matronenstein des C. Vettius Severus von der Bonner Münsterkirche zu vergleichen (Lehner, Römische Steindenkmäler von der Bonner Münsterkirche, Bonn. Jahrb. 135, 1930, S. 11, Nr. 19, Taf. VIII), im übrigen Lehner, Die römischen Skulpturen I, T. 26—28 und II, T. 11 und 12.

¹¹ Von diesem Heiligtum in Alttrier, in dem sicher — vermutlich unter anderen — die Epona verehrt wurde, hat Engling auch eine ganze Anzahl von Terrakotten veröffentlicht (Public. de Luxembourg XV, 1859, Taf. II und III, dazu S. 185 ff.), aber ein Köpfchen mit der germanischen Haube ist darunter nicht vertreten.

¹² Drexels Annahme, daß der Dreikopf „zugleich der Träger der Relieftafel unter deren Mitte sei“, ist irrig, wie die Parallele aus Metz (Espérandieu IX, Nr. 7234) zeigt, die Drexel anscheinend nicht gekannt hat.

¹³ Gegen Quilling, Die Jupitersäule des Samus und Severus, S. 114, der den Spinnrocken bezweifelt, sei gesagt, daß die normale Länge des Stabes eines Spinnrockens im Verhältnis zur Menschengestalt auf dem Sarkophag von Königshofen (Espérandieu VII, Nr. 5518) abgemessen werden kann. Aber nach der Sitte, alle möglichen Dinge wie Häuschen (Espérandieu VI, Nr. 4566 und 4568), eine Wildsau (Espérandieu V, Nr. 4439) oder einen Amazonenschild (so in Gloucester für eine neben Mercur stehende Göttin, Trierer Vorlegeblätter 1913, Taf. 21, 10) als charakterisierende Götterattribute auf dem Szepter zu befestigen, erscheint auch die Anbringung der Kunkel auf einem solchen ganz unbedenklich.

COLONIA TREVERORUM

VON JOHANN BAPTST KEUNE, TRIER

Tacitus nennt in seiner Darstellung des „batavischen“ Aufstandes, an dem die Treverer wesentlich beteiligt waren, zu den Ereignissen des Jahres 70 n. Chr. zweimal Trier „colonia Treverorum“ (hist. IV, 62 u. 72), und noch an einer dritten Stelle (hist. IV, 77) nennt er Trier „colonia“. Diese Benennung bestätigen Meilensteine, welche die Entfernung von Trier angeben durch „a col(onia) Aug(usta)“ mit und ohne Zusatz „Tr(everorum)“: CIL XIII, 2, 2, Nr. 9133 (J. 121) und Nr. 9131 (J. 139) ebenso wie in der neben Nr. 9133 errichteten Meilensäule Nr. 9134 (J. 139), in welcher die Abkürzung „c. Aug. Tr.“ zu c(olonia) Aug(usta) Tr(everorum) ergänzt werden muß. Weitere Belege sind die „Genio arenariorum consistentium col. Aug. Tre.“ nach dem J. 150 n. Chr. geweihte Trierer Inschrift CIL XIII, 1, 2, Nr. 3641 und eine Weihinschrift von Savaria in der Provinz Pannonia superior, CIL III, 4153, die einen „Q. Cl(audius) Lucanus A[ug(ustalis)] col(oniae) Aug. Trever(orum)“ nennt. Ergänzt wird „[a col.] Aug.“ auf den Meilensäulen vom Jahr 44 im Bericht der Röm.-Germ. Kommission XVII, Nr. 320 und vom Jahr 100 in CIL XIII, Nr. 9128. Auf anderen Meilensteinen heißt dagegen Trier lediglich „Augusta Treverorum“: CIL XIII, 2, 2, Nr. 9129 (J. 212) und 4, Nr. 12089, 12090 (um 248 und 268), eine Benennung, die übereinstimmt mit Pomponius Mela (III, 20: „urbes opulentissimae in Treveris Augusta, in Haeduis Augustodunum“ usw.), mit der Heimatangabe in der Grabschrift CIL III 1214 und mit der Reisekarte (Tab. Peutling.), entsprechend den Benennungen „Augusta Suessionum“ (Soissons), „Augusta Viromandunorum“ (St. Quentin), „Augusta Vindelicum“ (Augsburg), „Augusta Taurinorum“ (Turin) u. a.

Da erheben sich nun allerlei Fragen: Wie unterscheidet sich die „colonia Treverorum“ von der „civitas Treverorum“? Was bedeutet „colonia Treverorum“ sprachlich und insbesondere auch staatsrechtlich? Wann hat Trier die Benennung „colonia“, die als Auszeichnung und Vorrecht gewertet wird, erhalten?

Was aber für die „colonia Treverorum“ gilt, gilt auch für andere, als „coloniae“ bezugte Hauptorte in den Tres provinciae Galliae nebst den beiden Germanien. Jedoch sind auszuschalten die folgenden vier Coloniae, die auch Plinius nat. hist. IV, 106/107 allein als solche aufführt: Lugudunum (Colonia Copia Claudia Augusta Lugud.; Lyon), Colonia Augusta Raurica (Augst bei Basel), Colonia Iulia Equestris Noviodunum (Nyon) und Colonia Claudia Ara Agrippinensis oder Agrippinensium (Köln), ebenso die colonia Ulpia Traiana (Xanten).

Mit der Colonia Treverorum sind dagegen zusammenzustellen die folgenden Vororte gallischer Volksgemeinden:

colonia Mediomatricorum: CIL XIII, 4, Nr. 11359, d. i. Divodurum (Metz), von Tacitus, hist. I, 63, „oppidum Mediomatricorum“ genannt;
colonia Morinorum: CIL XIII, 2, 2, Nr. 8727, d. i. Tarvanna (Thérouanne);
colonia Lingonum: CIL XIII, 2, 1, Nr. 5685 und 5693, unbestimmt: 5694, d. i. Andemantunum (Langres);
colonia Sequanorum: CIL V, 6887, d. i. Vesontio (Besançon);
colonia Helvetiorum: CIL XIII, 2, 1, Nr. 5063, 5166, vgl. Nr. 5042, 5071—5073, 5091, 5102, d. i. Aventicum (Avenches); auch
colonia Nemetum: CIL XIII, 2, 2, Nr. 9092 (J. 259?), d. i. Noviomagus (Speier); und
colonia Elusatium: CIL XIII, 1, 1, Nr. 546, d. i. Elusa (Eauze).

Außerdem ist die Amtsbezeichnung „praefectus coloniae“ noch bezeugt für die Vellavi (CIL XIII, 1, 1, Nr. 1577). Die Beziehung derselben Amtsbezeichnung auf die Senones in CIL XIII, 1, 1, Nr. 1684 ist abzulehnen, doch ist auch hier jedenfalls eine Colonia im Bereich der Tres Galliae gemeint¹.

Da die angeführten Belege nur durch zufällige Funde bekannt geworden und teilweise ganz vereinzelt sind, so ist die Annahme, daß auch noch andere Hauptorte der drei Gallien dieselbe Bezeichnung gehabt haben, durchaus berechtigt. Wir dürfen also auch z. B. vermuten eine colonia Remorum, d. i. Durocortorum — Reims, eine colonia Parisiorum, d. i. Lutecia — Paris, eine colonia Aeduorum, d. i. Augustodunum — Autun, eine colonia Biturigum Vivischorum, d. i. Burdigala — Bordeaux usw.; zumal wir aus den inschriftlichen Zeugnissen mit Bestimmtheit keine staatsrechtlichen Unterschiede herauslesen können.

Doch gilt jene Annahme nicht für alle Hauptorte der Volksgemeinden ohne Ausnahme. Denn der Hauptort der Segusiavi, aus deren Gebiet der vormalige Hauptort Lugudunum als Hauptstadt der drei Gallien ausgeschaltet war, wurde durch die Benennung „Forum“ (Marktflecken) gekennzeichnet: Forum Segusiavorum². Allerdings ist dieser Ort nachträglich auch der Bezeichnung „Colonia“ teilhaftig geworden, und zwar wohl durch Vespasian, wie aus der Inschrift eines Meilensteines erschlossen worden ist, CIL XIII, 2, 2, 8917: Col. Fl(avia) F[or. Segus.]. Man hat in diesem und in anderen Fällen die Auszeichnung als „Colonia“

auf die gesamte Volksgemeinde oder Civitas beziehen wollen. Mit Unrecht! „Colonia“ kann nur den Hauptort der Civitas bezeichnen. Dies ergibt eine Nachprüfung der Meilensteine.

Wenn nämlich die Meilensäule eine Ehreninschrift für den Kaiser trägt, nennt sich häufig als Veranlasserin der Ehrung die Volksgemeinde oder Civitas, gewöhnlich, weil innerhalb der Volksgemeinde jedermann verständlich, durch die Anfangsbuchstaben abgekürzt³: c. R. = civitas Redonum, c. P(ictorum), c. M. oder c. Med(iomatricorum), c. Rem(orum) usw. Wenn dagegen die Entfernung vom Straßenknotenpunkt angegeben wird, ist der Ortsname genannt. Vgl. aus der großen Zahl von Belegen, außer den für Trier bereits angeführten Meilensteinen, z. B. CIL XIII, 2, 2, Nr. 9041, 9044 — 9046: And(emantunno); Nr. 9078 — 9081: Vesont(ione); 9062/9076: Avent. oder Aventic(o) oder (als Ziel) Aventicum; Nr. 9028, 9031: ab Aug(usta) Suess(ionum); Nr. 8906/8909, 8920: Aug(ustonemeto), einmal mit Zusatz Arverno[r(um)]; ferner die Meilensteine im Gebiet der Pictones, die von Limonum, dem Hauptort der Civitas, und zugleich von einem der Grenzorte, Fines⁴, ihre Entfernung rechnen: Nr. 8927 ff., 8943 ff., ebenso Nr. 9023: „Aed(uorum) [fini]b(us), ab Aug(ustoduno)“. Besonders beachtenswert sind aber die Beispiele, wo beides, nämlich die Volksgemeinde als Veranlasserin und eine Entfernungsangabe, vereint auftreten:

- CIL XIII, 2, 2, Nr. 8927, 8928 (um 270 und 276):
c(ivitas) P(ictorum) — L(imono), Fin(ibus);
Nr. 9032 (um 307): c(ivitas) Amb(ianorum) — a
S(amarobriva);
Nr. 9097 (J. 249/251): c(ivitas) Trib(ocorum) — a
Vro(comago);
Nr. 9104 (J. 220), 9105 (um 230): c(ivitas) U(lpia)
S(ueborum) N(icretum) — a Lop(oduno);
Nr. 9123 (J. 249): c(ivitas) T(aunensium) — a Nida.

Demnach dürfen wir die Col(onia) Fl(avia) F[oro-Segusiavorum] in Nr. 8917 nicht als Urheberin der Ehrung und Veranlasserin der Meilensäule ansetzen⁵, sondern müssen auch hier eine Entfernungsangabe (im Ablativ) erkennen, gleichwertig mit „a F(oro) Seg(usiavorum)“ in Nr. 8863 (J. 237), während in Nr. 8861/8865 (J. 237 und 250) die civit(as) Seg(usiavorum) als Urheberin genannt wird. Dasselbe gilt für „[c]ol(onia) N(emetum)“ in Nr. 9092 (J. 259?), was also nicht gleichbedeutend ist mit c(ivitas) N(emetum) in Nr. 9093 bis 9096.

Allerdings sind umgekehrt einige Belege vorhanden, in denen die Entfernungsangabe nicht den Ortsnamen nennt, sondern die Civitas, nämlich:

- CIL XIII, 2, 2, Nr. 8911 (J. 243): „L(emovicibus)“,
statt „Augustorito“, neben dem Ortsnamen
„Pr(aetorio)“;
Nr. 8974 (um 305 f.): a civ(itate) Par(isiorum);

Nr. 8953, 8954 (J. 237): a c(ivitate) R(edonum), vgl. 8967, während in Nr. 8955, 8958, 8959, 8961, 8970, auch 8963 f. (8966) aus der Zeit um 260/70 die c(ivitas) R(edonum) sich als Urheberin der Ehrung nennt.

Wohl ist Abkürzung c. = colonia durch zahlreiche Belege, darunter auch die oben angeführte Trierer Meilensäule (CIL XIII, 9134), gesichert, aber es wäre doch wohl Willkür, wenn man in den beiden angeführten Inschriften des Jahres 237 ergänzen wollte „a c(olonia) R(edonum)“, zumal für CIL XIII, 8911 (J. 243) keine andere Deutung möglich scheint, als die eben angegebene. Wir dürfen also annehmen, daß die durch die Neuordnung des Diocletianus gegen Ende des 3. Jahrhunderts (297 n. Chr.) bedingte amtliche Benennung des Hauptortes der Civitas mit deren Namen schon früher, wenigstens strichweise, durchgedrungen war⁶. Die Entfernungsangabe der Meilensäule 8974 gehört einer Zeit an, in der civitas Parisorum, ebenso wie civitas Remorum, civitas Mediomatricum, civitas Treverorum usw., die Stadt Paris, wie Reims, Metz, Trier usw., bezeichnet, nachdem die Sondernamen dieser vormaligen Hauptorte der Volksgemeinden aufgegeben waren. In dieser Spätzeit hat aber die Angabe der „Civitas“ als Veranlasserin der Ehrung des Kaisers durch Meilensäulen fortgedauert, nachdem inzwischen die Stadt an Stelle der Volksgemeinde getreten war.

Bis zur Neuordnung der gallischen Provinzen und Gemeinden durch Diocletianus (297 n. Chr.), wie sie in der späteren Notitia Galliarum noch zum Ausdruck kommt, war ja nicht der Hauptort, also auch nicht die colonia Treverorum, Mediomatricorum usw., Träger der Staatsrechte und Gemeindeverwaltung gewesen, sondern das Gesamtgebiet der Volksgemeinde (Civitas), welches vorher im allgemeinen Gebiet des betreffenden Volkstammes gewesen war. Die Beamten (duoviri in civitate Sequanorum, quaestor civitatis Mediomatricorum usw.), der Gemeinderat (ordo civitatis, senatus), die Collegia waren Beamte, Rat, Vereine nicht bloß für den Hauptort, sondern für den Gesamtbereich der Volksgemeinde. Nun sind uns allerdings auch bezeugt ein II vir coloniae Morinorum (CIL XIII, 8727) sowie II viri coloniae Helvetiorum (CIL XIII, 5063, 5166), und diese Zeugnisse sind als Beweis für Gleichwertigkeit von colonia = civitas herangezogen worden. Kornemann⁷ hat dagegen in diesen Belegen „ein Zeichen für das allmählich zunehmende Übergewicht des Hauptortes innerhalb der Civitas“ gesehen. Es ist aber vielleicht auch eine andere Erklärung möglich.

Innerhalb der Civitas hatten die Pagi und die Vici, sowohl die Vici des Hauptortes oder Stadtviertel als auch die ländlichen Vici oder Dörfer, eine gewisse Selbstverwaltung, wie die Amtsbezeichnungen magister pagi, magister —, quaestor —, curatores vici und der Gebrauch von

„publice“ in Beurkundungen von Vicani beweisen⁸. Ja, die Weihung CIL XIII 2920 nennt die „r(e)s p(u)b(l)i(c)a pagi —“ als Urheberin. Ebenso gut wie die ländlichen pagi und vici und seine eigenen vici (Ortsviertel) hatte gewiß auch der Hauptort als Gesamtheit eine Selbstverwaltung, und der „tabellarius coloniae Sequanorum“ (CIL V, 6887) war ein Briefbote der Sonderverwaltung des Hauptortes der Volksgemeinde, Vesontio, nicht der gesamten Volksgemeinde, der Civitas Sequanorum, und die freigelassenen Sklaven des Hauptortes wie übrigens auch eines Collegium erhielten den von „publicus“ abgeleiteten Geschlechtsnamen „Publicius“⁹. Da nun aber die Kleinen gerne die Großen nachahmen, so ist eine Benennung von Bevollmächtigten (Curatores) des der Civitas untergeordneten Hauptortes als „duoviri“ verständlich.

Es ist oft ausgesprochen worden, daß die Hauptorte der gallischen Volksgemeinden keine Städte im römischen Rechtssinne gewesen seien, sondern lediglich Vici. Wenn nun auch Hirschfeld mit Unrecht die „vikani Agied.“ in CIL XIII, 2949 als die Bewohner des Vicus Agedincum, des Hauptortes der Civitas Senonum erklärt hat, während hier ein Vicus mit einem zwar ähnlichen, aber verschiedenen Namen anzusetzen ist¹⁰, so ist doch etwas Richtiges in jener Wertung, wiewohl der in Vici zerlegte Hauptort der Civitas in dieser jedenfalls einen gewissen Vorrang gehabt hat¹¹. Da nun aber kein wesentlicher Unterschied zwischen den Rechten und der Verwaltung der verschiedenen Hauptorte der gallischen Volksgemeinden festgestellt werden kann, so gilt jene Wertung auch für die Hauptorte, die uns — zufällig — als „Coloniae“ bezeugt sind.

Was bedeutet nun aber Colonia Treverorum, — Mediomatricorum, — Sequanorum, — Lingonum usw.? Sprachlich betrachtet, sollen diese Benennungen Stätten bezeichnen, wo nicht römische Bürger oder römische Bürgersoldaten, Veteranen, angesiedelt worden waren, sondern Treverer, Mediomatriker, Sequaner usw. Denn die Benennungen sind doch zusammenzustellen mit den üblichen Benennungen¹² von Versorgungs-Kolonien, die mit Legionssoldaten besiedelt worden waren, wie in der Narbonensis: Colonia Decumanorum (Narbo), Colonia Sextanorum (Arelate), Colonia Secundanorum (Arausio), Colonia Octavanorum (Forum Julii), Colonia Septimanorum (Baeterrae; daher die spätrömische Bezeichnung der Landschaft „Septimania“), in Italien: Colonia Undecimanorum (Bovianum), in Hispanien: Colonia Urbanorum (Urso), ebenso mit den Benennungen Colonia Agrippinensium, — Concordiensium, — Philippensium usw. Staatsrechtlich scheint aber für die Colonia Treverorum wie für die anderen mit ihr genannten Coloniae die Kennzeichnung Geltung gehabt zu haben, die der Jurist Ulpianus (Digest. L. 15, 1, 3) für Ptolemais in Phoinike gibt,

die, wie er sagt, „nihil praeter nomen coloniae habet“. Es waren also lediglich Titular-Kolonien¹³.

Daß die Colonia Augusta Treverorum nicht römische Bürger-Kolonie gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß die Treverer keiner Tribus zugeschrieben waren¹⁴. Wohl finden sich unter den Trierer Inschriften einige, in welchen Personennamen mit einer Tribus verbunden sind, durch welche diese Männer als römische Bürger gekennzeichnet werden. Aber diese Männer waren keine Treverer, sondern Fremde, Advenae. Eine dem Deus Asclepius, einem fremdländischen Gott geweihte Inschrift (CIL XIII, 3636) nennt als Stifter einen T. Iul(ius) Titi filius Fabia Saturninus procurator Augustorum, also einen hochgestellten Römer, der um 161/169 n. Chr. oberster Kaiserlicher Finanzbeamter für die Provinzen Belgica und beide Germaniae mit dem Amtssitz Trier gewesen war. Ein solcher hochgestellter Römer derselben Tribus Fabia darf auch erkannt werden in einer im Jahre 1923 gefundenen Inschrift¹⁵. Eine dritte Inschrift, ein Grabstein, nennt dagegen einen kleinen Mann, der in der Zeit der Anfänge der neugegründeten Augusta Treverorum, vielleicht als Händler oder Hausierer, hierher gekommen war und hier gestorben ist (CIL XIII, 4, Nr. 11323): M. Sextilius M. f. Pomentina hic situs [est]. Auf frühe Zeit dieser Grabschrift weist sowohl ihre Fassung als insbesondere das Fehlen eines Cognomen. Eine Tribus „Pomentina“ gibt es aber nicht; es ist Tromentina (oder Pomptina) zu verbessern. Daß der Steinmetz sich geirrt hat, ist ein Beweis dafür, daß Tribusbezeichnungen in Trier damals etwas Unbekanntes, Ungewohntes waren.

Auch die anderen Hauptorte der gallischen Volksgemeinden, mögen sie nun als Coloniae oder Titularkolonien bezeugt sein oder nicht, waren keiner Tribus zugeschrieben, im Gegensatz zu den Coloniae Lugudunum, Augusta Raurica, Iulia Equestris Noviodunum, Claudia Ara Agrippinensium¹⁶.

Damit stimmt, daß die Bürger der Volksgemeinden, sowohl der Civitates, deren Hauptorte als Coloniae zufällig beglaubigt sind, wie der anderen, gewöhnlich nicht in Legionen dienten, sondern in Auxilia. So dienten die von Caesar als Reiter gerühmten Treverer vornehmlich in Alae¹⁷. Allerdings sind drei Soldaten aus dem Treverer-Lande nachweisbar, die in einer Legion und zwar in der gleichen Legio XXX Ulpia Victrix gedient haben¹⁸. Nach den Treveri, Sequani, Lingones, Morini, Helvetii sind besondere Auxiliar-Kohorten benannt gewesen¹⁹.

Wann sind nun die genannten Coloniae mit dieser allerdings, wie es scheint, rechtlich bedeutungslosen Auszeichnung bedacht worden? Vornehmlich wird Kaiser Claudius als Urheber genannt²⁰, dem früher die Gründung der Augusta Treverorum zugeschrieben worden ist²¹ und der

ja die Colonia Claudia Ara Agrippinensium gegründet, auch, wie der Beiname Claudia beweist, die ältere Colonia Copia Augusta Lugudunum gefördert hat. Nach ihm gelten²² als Gründer der als solche bezugten Coloniae in den Tres Galliae nebst den beiden Germanien Galba für die Colonia Sequanorum, Otho für die Colonia Lingonum, dann Vespasianus oder die Flavischen Kaiser überhaupt, nach denen ja die Colonia Helvetiorum (Aventicum) einen ihrer Beinamen hatte, wie auch die Colonia Flavia Forum Segusiavorum nach ihnen benannt war, schließlich (für die Colonia Elusatium) Alexander Severus.

Es darf aber die Frage aufgeworfen werden, ob nicht diese Benennung zusammenhängt mit der von Kaiser Augustus durchgeführten staatlichen Ordnung des von Caesar dem Römerreiche angegliederten Neulandes mit seiner Einteilung in Volksgemeinden innerhalb der drei neugeschaffenen Provinzen. Mit dieser Annahme scheint indessen in Widerspruch zu stehen und ist auch für Trier eingewendet worden²³, daß Augustus selbst in seinem inschriftlich vorliegenden Rechenschaftsbericht keine Koloniegründungen in den Tres Galliae erwähnt. Aber Augustus erwähnt hier doch nur die mit Landanweisung verbundene Ausführung von Militärkolonien²⁴, und von der doch auf ihn zurückgehenden Neuordnung der gallischen Provinzen sagt er kein Wort²⁵.

Wenn nun die Benennungen Colonia Treverorum, Colonia Mediomatricorum usw. auf die Schaffung der drei gallischen Provinzen mit ihren Volksgemeinden durch Augustus zurückzuführen sind, dann müssen sie auch, wie bereits vermutet war, weitgreifende Anwendung gefunden haben. Sie sollten die Hauptorte der Civitates als Zentralstätten für die Volkschaften bezeichnen, nach denen sie benannt waren. Teilweise waren diese Zentralstätten Neugründungen, die daher mit den Namen des Augustus (Iulius Caesar und Augustus) benannt wurden, teilweise aber lehnten sie sich an die vormaligen Hauptorte der Volksstämme an, deren alte Namen (Divodurum, Durocortorum usw.) auf sie übergingen. Sowohl für die Neugründungen wie für die an die alten Orte angelehnten Zentralstätten der Volksgemeinden scheint ein regelmäßiger Bauplan durchgeführt oder angestrebt gewesen zu sein²⁶.

Dagegen hat ein, zudem durch die Benennung „Colonia“ genährtes Vorurteil dazu geführt, der Augusta Treverorum und ebenso anderen Vororten der Volksgemeinden, z. B. Metz²⁷, von Anfang an Mauerringe mit Türmen und Toren zuzuschreiben, während diese erst für die Spätzeit nachweisbar sind.

Was Trier betrifft, so hat man für die ältere, um 260 n. Chr. zerstörte Stadt, weil man keine Spur eines älteren Mauerringes feststellen konnte, Erdbefestigung, entsprechend den älteren Kastell-

Anlagen angenommen. Allein wenn Trier mit seiner Neugründung einen Festungsring erhalten hätte, so wäre dieser, der nicht bloß Wehr, sondern auch Zier sein sollte, zweifellos aus Stein gebaut gewesen, wie für die jüngere Colonia Agrippinensium, Köln, und wie auch für das gleichzeitige Augustodunum (Autun). Denn der Mauerring, der mit Toren und Türmen aus Stein diese „Augustodunum“ benannte Neugründung des Augustus umgürtete²⁸, entstammt der Zeit der Einrichtung der gallischen Volksgemeinden. Augustodunum aber bildete eine Ausnahme gegenüber den sonstigen Hauptorten der Civitates in den drei Gallien, weil die als Ersatz für Bibracte gebaute Stadt Hauptort der Aedui war, die als fratres et consanguinei populi Romani gerühmt werden²⁹. Weil nun Augustodunum Festung war, hat es dem Anführer der Aeduer, als diese im Jahre 21 n. Chr., ihr freundschaftliches Verhältnis zu den Römern vergessend, sich auflehnten, als Stützpunkt gedient³⁰. Dagegen haben die Treverer im Jahre 70 n. Chr. den Zugang zu ihrer Stadt, weil diese unbefestigt war, an der Straße bei Rigodulum (Riol, etwa 3 Stunden moselabwärts von Trier) zu versperren versucht³¹, und während ihre Überreste in den jenseits der Mosel gelegenen Waldungen der „Ardennen“ Zuflucht suchten, rückte der römische Feldherr Cerialis ohne jede Schwierigkeit in die offene Stadt Trier ein, „coloniam Treverorum ingressus est“, wie es bei Tacitus heißt³². Das römische Heer fand aber nicht Unterkunft in der Stadt, sondern bezog nach römischer Soldatensitte ein befestigtes Lager vor der Stadt, und zwar auf der bedrohten Seite, nämlich auf dem linken Moselufer, jenseits der Brücke³³.

Befestigt wurde Trier erst, gleich den anderen bisher offenen Städten der drei Gallien, um 300 n. Chr. Während aber sonst die Befestigung mit einer Verstümmelung und Verkürzung des vormaligen Umfanges der Stadt verbunden war³⁴, umspannte der spätrömische Mauerring von Trier eine großzügig erweiterte Stadt, deren Fläche die des römischen Köln dreifach überbot. Diese mit einer Umwehrung verbundene großzügige Stadterweiterung fällt gewiß erst in die Zeit der Festigung des Reiches durch Diokletian, als Maximian und dann sein Caesar Constantius zu Trier ihren Herrschersitz gewählt hatten, und das Werk der Erweiterung und Verschönerung der Residenz, das der Redner des Jahres 310 n. Chr. als eine dem Kaiser Konstantin d. Gr. verdankte Wiedergeburt der zerstört gewesenen Stadt rühmt³⁵, hat dieser Herrscher zum glücklichen Abschluß gebracht. Dies bestätigt auch die bekannte, zu Trier geprägte Denkmünze³⁶.

Die Zeugnisse, die man für eine ältere Befestigung von Trier ins Feld geführt hat, sind nicht stichhaltig. Denn „moenia“ bei Tacitus (Hist. 4, 62) ist nicht wörtlich zu verstehen und

bezeichnet metaphorisch das „Weichbild“ der Stadt. Die „Civitas Treverorum“ aber, die im Jahre 197 zu Mainz die dort stehende 22. Legion ehrte, weil von dieser „ab obsidione defensa“, ist die Volksgemeinde, die bei einem kriegerischen Einfall (der Germanen oder des Gegenkaisers Clodius Albinus) in ihr Gebiet verteidigt worden war³⁷. Widerlegt wird die Annahme einer älteren Befestigung von Trier sowohl durch die angeführte Schilderung der Ereignisse des Jahres 70 bei Tacitus, die mit einer solchen Voraussetzung unvereinbar ist, als auch durch den Bericht über den Einbruch eines Königs Chrocus bei dem sog. Fredegar zum Jahr 406 n. Chr., der vielmehr auf den Einfall der Germanen ins Römerreich, um 259/260, zu beziehen ist³⁸, eine Nachricht, nach welcher sich die Trierer damals in ihr (abseits von der Stadt gelegenes) Amphitheater gerettet und hier verschanzt haben sollen (weil eben die Stadt selbst keine verteidigungsfähige Umwehrung hatte).

Wir haben also in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens die Augusta Treverorum gleich anderen Hauptorten der gallischen Volksgemeinden als offene Stadt anzusehen, deren Weichbild wohl begrenzt war durch Termini und durch Bogen mit Bilderschmuck oder Prunkpforten, wie eine zu Trier in der Simeonsstraße festgestellt zu sein scheint, und wie sie zu Reims, Besançon, Langres, Saintes, zumteil in spätere Befestigungen verbaut, erhalten geblieben sind³⁹.

Der Umfang der spätrömischen, umfestigten Stadt Trier war wesentlich größer als der der älteren Augusta Treverorum. Der Umfang und die Fläche der älteren Stadt deckten sich aber nicht mit dem Weichbild der (ummauerten) mittelalterlichen Stadt, da jene im Norden weniger weit, im Süden aber weiter reichte. Doch ist eine genaue Begrenzung noch nicht gelungen⁴⁰. Jedenfalls lagen aber die heiligen Stätten⁴¹, durch welche die Wahl des Geländes für die Neugründung bedingt worden zu sein scheint, außerhalb der älteren Stadt.

Wenn nun auch die ältere Augusta Treverorum keine Stadt im strengen römischen Rechtssinne gewesen ist und keinen Mauerring gehabt hat, der, wie in jüngeren Zeiten, die Stadt von einem Dorf unterschied, so bedeutet doch die Benennung „Colonia“ für sie, wie für die anderen Orte, eine Ehrung, sozusagen eine Verbeugung, die dem von Caesar gewonnenen Neuland gemacht wurde. Eine solche Bevorzugung spricht sich nicht bloß aus in der amtlichen Beibehaltung von Grenzen und Namen der alten gallischen Volkschaften, sowie von anderen Bezeichnungen⁴², sondern insbesondere auch in der Benennung von zahlreichen, neugeschaffenen Hauptorten der Volksgemeinden, vornehmlich in der Provincia Lugudunensis, indem als erster Bestandteil des Ortsnamens die von seinem Adoptivvater Julius Caesar überkommenen

Namen des Augustus nebst diesem seinem Ehrennamen gewählt wurden, der zweite Bestandteil aber der keltischen Sprache der betreffenden gallischen Volksstämme entnommen war⁴³: Iuliobona (Lillebonne), Iuliomagus (Angers, Andecavi), Caesarodunum (Tours, Turoni), Caesaromagus (Beauvais, Bellovaci), Augustodunum (Autun), Augustodurum (Bayeux, Baiocasses), Augustobona (Troyes, Tricasses), Augustomagus (Senlis, Silvanectes), Augustonemetum (Arverni, Clermonten-Auvergne), Augustoritum (Limoges, Lemovices).

Anmerkungen:

¹ Vgl. in der Gallia Narbonensis: colonia Vocontiorum, colonia Meminorum, colonia Reiorum (CIL XII, 690, 1239, 983, 3200, 3291).

² RE = Paulys Real-Encyclopädie, Neue Bearbeitg., Bd. II A, 1 (= 3. Halbbd. der 2. Reihe) Sp. 1100–1102. Vgl. im Alpengebiet Forum Ceutronum (Axima) und Forum Claudii Vallensium (Octodurus): RE Bd. IA 2, Sp. 2314 und II A 1, Sp. 1028.

³ Trierer Zeitschrift I (1926), S. 160.

⁴ RE Suppl.-Bd. III, Sp. 523.

⁵ Anders Hirschfeld, Die röm. Meilensteine (1907), S. 31 = Kleine Schriften S. 736.

⁶ Hirschfeld zu CIL XIII, 8911 nennt diese Inschrift das älteste Zeugnis für die später allgemein üblich gewordene Benennung der Stadt mit dem Namen der Civitas. Doch wären die Inschriften 8953 f. vom J. 237 noch etwas älter, falls die oben vertretene Lesung richtig ist. Fortdauer des alten Namens: CIL XIII 9032.

⁷ Ernst Kornemann, Zur Stadtentstehung in den ehemals keltischen und germanischen Gebieten des Römerreichs, Habilitationsschrift Gießen 1898, S. 40/41.

⁸ Vgl. Elsaß-Lothring. Jahrbuch VIII (1929), S. 16, für die Metzger Volksgemeinde; für die Civitas Treverorum: CIL XIII, 4131, 4132 und 7555 a, wo „p(ublice)“, nicht „p(osuerunt)“ zu lesen ist.

⁹ Vgl. Lothr. Jahrb. XV (1903), S. 431 und XVI (1904), S. 334.

¹⁰ Vgl. RE Bd. II A 2, Sp. 1493, 27 ff.

¹¹ Ebenso wie die zu dörflicher Geltung herabgesunkene frühmittelalterliche Stadt Trier gegenüber den übrigen Ortschaften derselben Hundertschaft.

¹² Vgl. Kornemann (Art. Colonia) RE Bd. IV, 1, Sp. 564/565; Thesaurus ling. Lat. III, 1703 f.

¹³ Diese Bezeichnung hat Kornemann (Stadtentstehung und RE, Art. Colonia, bes. Sp. 566) gebraucht, was ihm den Tadel von Domaszewski CIL XIII, 1, 2, p. 583, Col. II eingetragen hat. Vgl. auch Hermann Dessau, Geschichte des röm. Kaiserreichs, II. Band, 2. Abteilung, S. 498.

¹⁴ Über die Tribus als Kennzeichen des civis Romanus s. Wilh. Kubitschek, De Romanorum tribuum origine ac propagatione in den Abhandlungen des Archäol.-Epigraph. Seminars der Universität Wien, III (1882), p. 28 f. Die von Kubitschek, Imperium Romanum tributim descriptum (1889), p. 220 für Trier zweifelnd angegebene Tribus Claudia geht zurück auf eine Ligorianische Fälschung, CIL XIII, Nr. 418* = XIV, Nr. 436* (vgl. auch CIL XIII 1, 2, p. 583, Col. II).

¹⁵ 17. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1927 (1929), S. 13, Nr. 40, wo Finke ein Cognomen

Fab[er] oder Fab[ianus] ergänzt, eine Ergänzung, die allerdings empfohlen wird durch die (seltene) Auslassung des väterlichen Vornamens (? C. f.) vor der Tribus.

¹⁶ Vgl. Kubitschek, *Imperium Rom. tributim discriptum* p. 216–221. Die für Aventicum bezeugte Tribus Quirina scheint dieser Colonia Helvetiorum später durch Ansiedlung von Veteranen (auf welche der Zunamen Emerita hinweist) zuteil geworden zu sein.

¹⁷ CIL XIII, 1, 2, p. 583/584 (auch CIL XIII, 4, Nr. 11605).

¹⁸ Roschers *Mythol. Lexikon*, Art. „Treverae“, Bd. V, Sp. 1099.

¹⁹ Vgl. Dessau, *Inscript. Lat. sel., Indices*, Vol. III, p. 470 und 468/9; Cichorius in *RE* Bd. IV, 1 („Cohors“), Sp. 294–342. Ebenso: Cohors Biturigum, — (Sequanorum et) Rauracorum, — Nemetum, — Vangionum, — Nerviorum, — Tungrorum.

²⁰ Kornemann, *Zur Stadtentstehung usw.* (1898), S. 37 und in *RE*, Art. Coloniae.

²¹ Hettner, *Das römische Trier*, Vortrag auf der Philologen-Versammlung in Trier 1879, *Verhandlungen* (Leipzig 1880), S. 15/16.

²² Kornemann im Art. Coloniae, *RE* Bd. IV, 1, Sp. 543–544. In der *Westdeutschen Zeitschrift* XXII (1903), S. 178–183 vermutet Kornemann (S. 181 f.) Vitellius als Urheber der „Rangerhöhung“ von Trier.

²³ Theodor Mommsen, *Res gestae Divi Augusti, ex Monumentis Ancyrano et Apoll. iterum ed.*, Berol. 1883, p. 120; Richard Wirtz, *Das römische Trier usw.* Trier 1915, S. 19–20.

²⁴ *Res gestae* c. 28, vgl. c. 16.

²⁵ Es heißt lediglich c. 12 in dem lateinischen (nach der griechischen Übersetzung ergänzten) Text: *Cum ex Hispania Galliaque rebus in his provinciis prospere gestis Romam redii* (J. 13. v. Chr.) . . .

²⁶ Vgl. *Elsaß-Lothringisches Jahrbuch* VIII (1929), S. 35; Lehmann-Hartleben, *RE* Bd. III A 2, Sp. 2082 ff.

²⁷ Vgl. *Elsaß-Lothringisches Jahrbuch* VIII (1929), S. 37.

²⁸ Adr. Blanchet, *Les enceintes romaines de la Gaule* (1907), S. 14 ff.

²⁹ O. Hirschfeld, *Die Haeduer und Arverner unter Römischer Herrschaft* (1897), S. 7 ff. = *Kl. Schr.* S. 193 ff.

³⁰ Tacitus, *Ann.* III, 43.

³¹ Schumacher in *Mainzer Zeitschrift* VI (1911), S. 17–19 und in *Korrbl. Germania* IV (1920), S. 22.

³² Tacitus, *Hist.* IV, 72.

³³ *Trierische Heimat*, 4. Jahrg., 12. Heft (Sept. 1928), S. 170.

³⁴ Vgl. *Elsaß-Lothringisches Jahrbuch* VIII (1929), S. 36; Metz; ebenso auch Autun: Blanchet, a. a. O. S. 19 f. mit Plan S. 16; Paris: Blanchet, a. a. O., S. 76/81 mit Pachtère, *Paris à l'époque gallo-rom.* (1912); vgl. *RE* Bd. III A 2, Sp. 2097.

³⁵ *Panegy.* 7, 22. Vgl. „Burgwart“ XXIX (1928), 1 („Das röm. Trier“), S. 2 ff.; *Kalender 1927 für das Trierer Land*, S. 44 f.

³⁶ Vgl. *Trierische Heimat*, 4. Jahrg., Nr. 12 (Sept. 1928), S. 171 mit Anmerkung II (S. 174).

³⁷ CIL XIII 2, 1, Nr. 6800 (Dessau 419; Riese 153; *Westd. Zeitschr.* XXII, S. 127); Zangemeister, *Korrbl. d. Westd. Zeitschr.* VII, Nr. 3, § 43; J. Hasebroek, *Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus* (1921), S. 96; *RE*. Bd. XII, 2, Sp. 1814 und Bd. II A 2, Sp. 1966. — Zu „obsidio“ = Kriegsbedrängnis vgl. Caesar, *bell. Gall.* IV, 19, 4: ut Ubios obsidione liberaret (*Lothr. Jahrb.* VIII, 1896, 2, S. 78).

³⁸ Vgl. die in *Elsaß-Lothr. Jahrbuch* VIII (1929), S. 14, 1 angeführte Literatur, auch Goyau, *Chronol. de l'Empire Rom.*, 1891, p. 311/312 mit Zusatz p. XXIX.

³⁹ Über den Bogen (Arcus) als Wahrzeichen und Grenze des Jurisdiktionsgebietes vgl. Kantenich in „*Trierer Zeitschrift*“, Jahrg. 3 (1928), Heft 1/2, S. 1 ff., bes. S. 5.

⁴⁰ Der von Fr. Kutzbach im *Korrspbl. Germania* IX (1925), S. 55 vorgelegte Plan gibt den Umfang der älteren Stadt besonders auf der Nordseite zu gering an. Denn die ältere Stadt muß das in der nördlichen Fleischstraße festgestellte Capitolium umfaßt haben und reichte über den Hauptmarkt hinaus bis in die Simeonsstraße. Die der „Römerbrücke“ benachbarte ältere Moselbrücke mündete in der Mitte der älteren Stadt (*Trier. Heimat* IV, 12, Sept. 1928, S. 174, 8). Die Tempelstätten im Altbachtal waren erst in den spätrömischen Stadtbering einbezogen.

⁴¹ Außer dem Tempelbezirk im Altbachtal mit den nachbarlichen, nach örtlichen Göttinnen (wohl heiligen Quellen), Aveta und Senia, benannten Vici, die vom spätrömischen Mauerring mit eingeschlossen wurden, kommt in Betracht die ausgedehnte Tempelstätte am Berghang auf der anderen, linken Moselseite, ein Stammesheiligtum, wo (unter dem römischen Decknamen „Mars“) die Trierer Landesgötter Lenus und Iovantucarus, auch Intarabus, Lenus Mars mit örtlichen (Quell-) Göttinnen, Ancamna und Xulsigiae, vereint verehrt wurden. Vgl. *Kalender 1927 für das Trierer Land* (Trier 1926: „Das römische Trier“), S. 43 f. *Eifel-Kalender für das Jahr 1928*, herausgegeben vom Eifelverein (1927), S. 23 f.

⁴² vergobretus, gutuater, dannus (platioldanni), Bezeichnungen, die im Laufe der Zeit infolge der fortschreitenden Romanisation von den Einheimischen durch römische Amtsbezeichnungen ersetzt wurden.

⁴³ O. Hirschfeld, *Die Haeduer und Arverner unter Röm. Herrschaft* (1897), S. 3–4 = *Kleine Schriften* (1913), S. 189. Vergleichbar, doch einförmig sind die mit keltischem briga zusammengesetzten Ortsnamen in Hispanien: Iuliobriga, Caesarobriga, Augustobriga und die gleichfalls einförmig mit -polis gebildeten zahlreichen Ortsnamen im griechischen Osten, im Westen nachgeahmt durch die späte Umnennung Gratianopolis (Grenoble) als Ersatz für den älteren, einheimischen Namen Cularo (vgl. *Die Romanisierung Lothringens und der angrenzenden Gebiete*, Metz 1897, S. 46).

EIN NEUES FRÜHRÖMISCHES ERDLAGER BEI HEDDERNHEIM

VON FRIEDRICH GÜNDEL, FRANKFURT A. M.

Georg Wolff pflegte im Gespräch über die römischen Lager und Kastelle im „Heidenfelde“ bei Heddernheim¹ gern von einem „embarras de richesse“ zu reden. Wenn auf einem Gebiet von knapp einem Quadratkilometer nicht weniger als acht römische Befestigungen² ermittelt worden sind, so wird man das Wort „richesse“ berechtigt finden, und wenn man diesen Befund in die kurze Zeit vom Chattenkriege des Domitianus bis zum Anfang der Regierung des Hadrianus eingliedern möchte³, so wird man verstehen, daß die Situation des Forschers mit dem Wort „embarras“ nicht unzutreffend charakterisiert ist, um so mehr, als fast sämtliche Erdlager und das Steinkastell in der Okkupationszeit oder im Zusammenhange mit dem Saturninuskriege — also zwischen 83 und etwa 90 n. Chr. — erbaut worden sind. Das sind nach Wolff fünf Befestigungen!

Nach diesen Feststellungen hielt man die Frage nach weiteren militärischen Anlagen im „Heidenfeld“ wohl für erledigt, wenn auch die Heddernheimer Forschung stets mit Überraschungen rechnen und insbesondere die Möglichkeit vespasianischer, claudischer, ja sogar augusteischer Befestigungen⁴ im Auge behalten mußte. Es war daher immerhin ein Ereignis, als im Herbst 1925 im christlichen Friedhof ein neues Erdlager angeschnitten wurde, das nach dem ganzen Befund der Frühzeit zugewiesen werden mußte.

Die Grabungen, zu denen die Abräumung der Gräber im Nordwestviertel des Friedhofes Gelegenheit bot, wurden im Herbst 1925/26 unter der Leitung des Berichterstatters mit zwei Arbeitern durchgeführt. Sie waren schwierig, da hier mindestens vier römische Perioden einander überschneiden⁵ und die modernen Gräber die Deutung des Befundes erschwerten. Nur durch den Umstand, daß die Spitze des Lagergrabens etwa 3 m unter dem heutigen Niveau lag, wurde die Feststellung und genauere Untersuchung der Nordwestecke der Befestigung ermöglicht. Besonders hoffnungslos schien die Situation an der Nordfront, da diese, wie sich bei der Verfolgung der Westfront ergab, in die Flucht der über 3 m tiefen Steinkeller der Stadtzeit fiel, die den Südrand der ostwestlich ziehenden römischen Hauptstraße, der „platea novi vici“⁶, begleiteten. Die einzige Stelle, wo man den nördlichen Lagergraben noch treffen konnte, war ein nur 1,50 m breiter, zwischen zwei Stadthäusern stehen gebliebener Steg gewachsenen Bodens (im Plane bei A). Hier wurde der Spaten angesetzt und nicht nur der Spitzgraben,

sondern auch Reste der Palisade gefunden. — Die Westfront des Lagers machte weniger Schwierigkeiten, nur mußte man bei der Absteckung der Versuchsgräben den zum Teil tief ausgeschachteten Mauerfundamentgräben eines großen späteren Gebäudes aus dem Wege gehen. Sie wurde fünfmal geschnitten und zwar mühsam, aber doch sicher ermittelt.

Einige Maßangaben seien zur Festlegung des Lagers in der Karte vorausgeschickt. Der Nordgraben (Grabenspitze) traf, nach Westen und Osten verlängert, die westliche Friedhofsmauer 11,45 m südlich der Nordwestecke, die östliche 15,05 m südlich der Nordostecke des Friedhofes. Der Westgraben (Grabenspitze) schnitt, nach Norden und Süden verlängert, die nördliche Friedhofsmauer 5,40 m östlich der Nordwestecke des Friedhofes und die Nordmauer des Totenhauses 2,70 m östlich der Westmauer des Friedhofes. Die beiden Fronten standen rechtwinklig zu einander, der Abrundungsradius ließ sich auf 6 m berechnen. Die beiden Fluchten konnten nicht weiter verfolgt werden, da die mit Gräbern belegten Teile nicht zugänglich waren. Immerhin läßt sich die Größe des Lagers mit Wahrscheinlichkeit vermuten. Nach Süden wird es sich bis zu der markanten, südlich des Friedhofes ostwärts ziehenden Geländeböschung erstreckt haben, die für den Südabschluß aller dortigen Befestigungen bestimmend gewesen ist⁷. Nach Osten zu kann es kaum oder nur wenig über die Ostmauer des Friedhofes hinausgereicht haben, denn ein im Sommer 1927 etwa 7 m östlich derselben auf Parzelle 20 im Bereiche der großen Palaestra der „Forumsthermen“⁸ angesetzter Nordsüdschnitt traf die Nordfront des Lagers nicht mehr. Also muß seine Nordostecke entweder im Friedhofe selbst oder wenig östlich desselben gelegen haben⁹. Als Grundriß ergibt sich somit etwa ein Quadrat von zirka 100 bis 110 m Seitenlänge und 1,10 ha Areal. Der nach Abrechnung der Palisade, des Erdwehrganges usw. für die Belegung verbleibende Raum war noch erheblich geringer. Es handelt sich also, wie auch schon der Abrundungsradius von nur 6 m Länge vermuten ließ, um eine kleine „Erdschanze“, wie deren zwei östlich der Saalburg festgestellt worden sind¹⁰.

Der Spitzgraben war 3 bis 3,50 m breit und 2 m tief (römisches Niveau). Die innere Böschung war steiler als die äußere¹¹. Die Spitze hob sich sehr scharf im anstehenden Boden ab. Als ich zunächst an einer, dann auch an anderen Stellen noch tiefer gra-

ben ließ, fand sich unter der Spitze, von gelbem Lehm scheinbar gewachsenen Bodens überdeckt, eine mit sehr dunkler Holzerde gefüllte Furche von quadratischem Profil (25:25 cm), ein sog. „Sack“, wie man ihn in Gräben dieser Art öfters findet und zumeist durch die Annahme einer gelegentlichen

einen in die Grabenspitze eingelagerten Holzbalkentrakt handeln könnte, vielleicht um einen Wasserabzug in Holzrohren, vielleicht aber auch um ein raffiniertes, in der Spitze des Grabens angebrachtes Annäherungshindernis. Ich möchte der letzteren Deutung, so wenig sie auch bisher durch

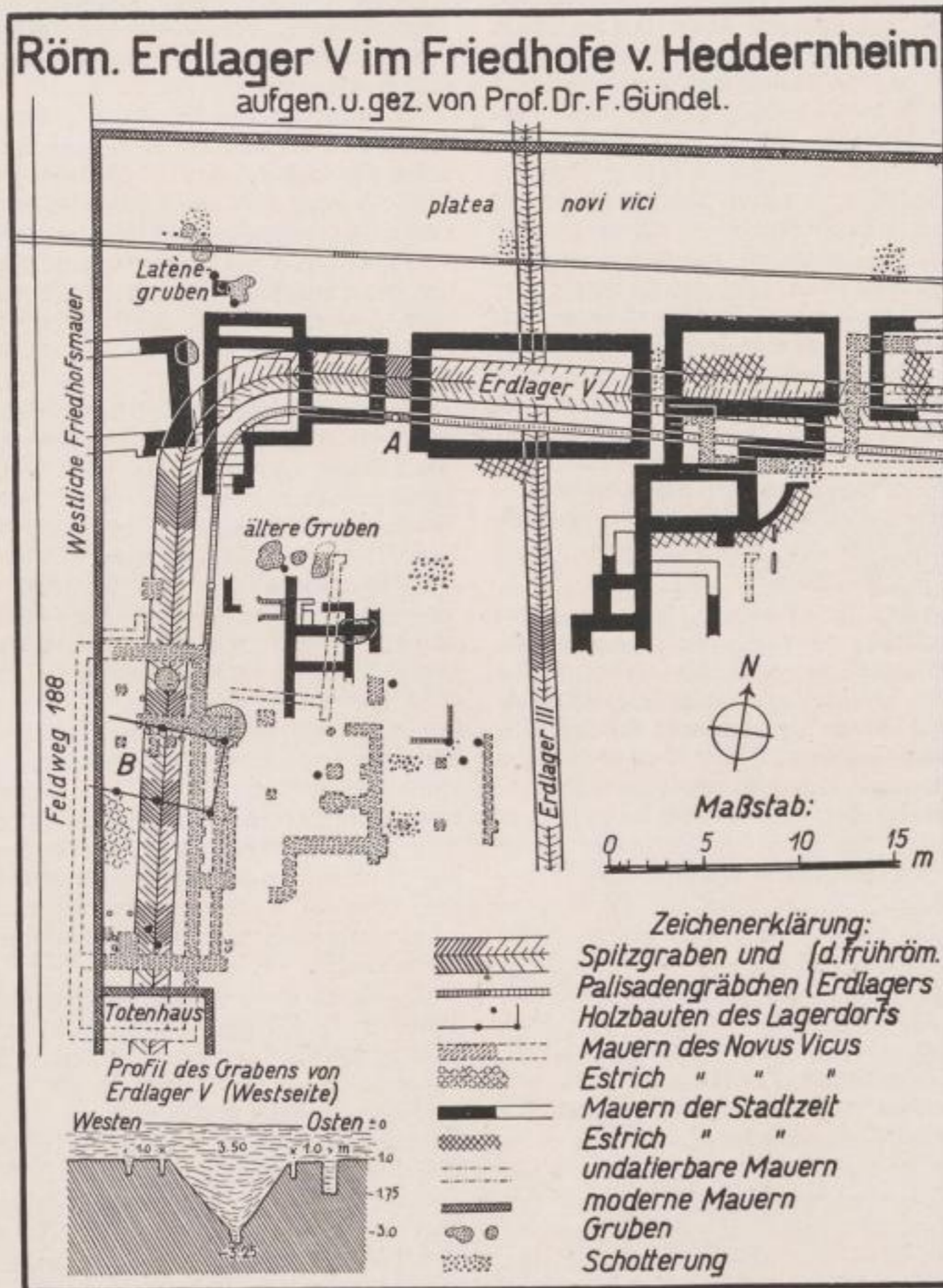


Abb. 1: Die Nordwestecke des christlichen Friedhofes von Heddernheim (1 : 400).

Säuberung des Grabens mit dem Spaten wohl richtig erklärt. Ich würde auch hier diese Deutung vorschlagen, wenn nicht die Füllung der Rinne mit dunkler Holzerde und ihre allem Anschein nach geflissentliche, nachträgliche Verstampfung mit Lehm die Vermutung nahelegte, daß es sich um

Analogia m. W. gestützt werden kann¹², den Vorzug geben. Es fanden sich nämlich fast in allen Schnitten in der Tiefe etwa fingerdicke, beiderseits zugespitzte Eisenbolzen von 20 bis 30 cm Länge, im ganzen 7 bis 8 Stück, von denen ich in Ermangelung einer anderen plausiblen Erklärung annehmen

möchte, daß sie nach Art der Fußangeln in den mit Lehm überstampften Holzbalken der Grabenspitze dicht gestellt und aufwärts ragend eingeschlagen waren. — Noch eine andere Überraschung ähnlicher Art brachten die Grabungen an diesem Spitzgraben. Es fanden sich in zwei Schnitten sowohl am inneren als auch am äußeren Grabenrande kleine Pfostenlöcher von nur 7 cm Durchmesser, die 45 cm in den gewachsenen Boden eingetieft waren. Über ihre Anordnung läßt sich Genaueres nicht sagen. Da sie, wie bemerkt, in zwei Versuchsgräben beiderseits des Lagergrabens festgestellt worden sind und da sich in dem dicht nördlich vom Totenhouse gezogenen Schnitt auf engem Raum vier solcher Pfostenlöcher — davon zwei in nur 50 cm Abstand — ergaben, so möchte man auf eine enge Anordnung beiderseits der Grabenränder schließen. In einem dieser Löchlein steckte noch ganz unten der Rest eines kleinen Eisenschuhes; die Pfähle waren also mit Eisenspitzen verstärkt. Der ganze Befund spricht dafür, daß es sich auch hier um ein Annäherungshindernis handeln dürfte, eine Verpfählung, die den Spitzgraben beiderseits begleitete¹³. Sie war außen, wie der Schnitt nördlich vom Totenhouse erkennen ließ, wohl breiter; für den Innenrand kam ja nur die schmale Berme in Betracht.

Ein Palisadengräßchen, 45 cm breit und 60 cm tief (römisches Niveau), zog in einem Abstand von zirka 2,50 m, von der Grabenspitze gemessen, an der Innenseite entlang. Drei Pfostenlöcher von etwa 30 cm Durchmesser fanden sich in dem Gräßchen, es sind natürlich noch weit mehr gewesen. Es handelt sich also um eine wohl aus Flechtwerk hergestellte, durch Pfähle gehaltene Palisade. — Die aus dem Graben ausgehobene Erde war innerhalb der Palisade als Wehrgang angeschüttet. Nimmt man als Höhe desselben 1,50 m, als obere Breite 1 m an, so ergibt sich als untere Breite 3,70 m. — Über die Lage der Tore, Ecktürme usw. ließ sich in dem vielfach durchwühlten Gelände nichts feststellen. Man mußte froh sein, in dem Gewirr von Gräbern, früh- und spätrömischen Fundamentgräben und dergleichen wenigstens diese dürftigen Reste des Lagers noch ermitteln zu können.

Für die Zeitstellung des Lagers ist zunächst der Umstand von Bedeutung, daß der Westgraben etwa 13 m nördlich vom Totenhouse — im Plane bei B — von einem zweifellos zum älteren Lagerdorfe gehörigen kleinen Holzbau überschritten wurde, von dessen Pfosten zwei in der Füllung des Spitzgrabens sicher zu erkennen waren. Die Befestigung war also älter als dies Häuschen und gehörte demnach einer sehr frühen Zeit an. Es lag nahe, da der Bedarf an domitianischen Anlagen im Hedderheimer Felde reichlich gedeckt erschien, hier an die frühflavische, vielleicht auch an die claudische Zeit zu denken, um

so mehr als aus dem Spitzgraben mehrere sehr frühe Scherben zu Tage gekommen waren, von denen einige im Hedderheimer Fundinventar als Unika gelten können. Eine genaue Bestimmung derselben war also dringend geboten. Ich beschreibe sie zunächst:

1. Bodenstück einer kleinen, fein profilierten Terranigraune echt belgischer Keramik¹⁴, die bisher im Hedderheimer Felde überhaupt noch nicht nachgewiesen ist.

2. Scherben einer ebenso feinen kugelligen schwarzen Flasche mit schlankem Hals echt belgischer Keramik¹⁵.

3. Randscherbe einer oben 10 cm weiten Urne aus hellrotgelbem, stark goldgeglimmertem Ton. Von innen sind mit einem runden Hölzchen in dem lederweichen Ton flache Buckel herausgedrückt¹⁶.

4. Scherbe gleicher Art, wie Nr. 3, nur sind die Buckel mit einem kleineren und vierkantigen Hölzchen herausgearbeitet¹⁷.

5. Randscherbe einer halbkugeligen Schüssel mit oben 22 cm Durchmesser aus grauweißem Ton, innen leicht glasiert, außen matt und schwarz angeschmaucht, mit weißgrauen vertikalen Schlammstrichen, die etwa 2,5 cm unterhalb des Randes an einer Horizontalrille beginnen¹⁸.

6. Bauchscherbe einer ziemlich großen Urne aus grauschwarzem Ton, innen und außen matt getönt. Außen sind 3 mm breite Vertikalstreifen eingeglättet, deren Zwischenräume ungleich sind¹⁹.

7. Germanische Scherbe der sog. „Zugmantelkeramik“. Handarbeit aus grauschwarzem Ton, matt bis auf die sorgsam geglättete Randpartie. Unterhalb derselben eine Horizontalreihe feinlinig umgrenzter Kreise von je 1,3 cm Durchmesser und 3 cm Zwischenraum. Unter dieser Zone ein Gürtel aus dicht neben- und übereinander geordneten, mit den Fingern herausgearbeiteten Warzen, der in mindestens drei Horizontallinien das Gefäß umspannt hat²⁰.

Da durch diese Funde, insbesondere durch die bisher in Hedderheim noch nicht nachgewiesene echt belgische Terranigrakeramik, eine Datierung des neugefundenen Lagers in die früh- oder gar vorflavische Zeit in Frage kam, so habe ich die Scherben an die Herren Behrens, Ritterling und Wolff zur Beurteilung übersandt. Die genannten Forscher jedoch kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß es sich nur um die domitianische Okkupationszeit, nicht aber um die vespasianische oder claudische Zeit handeln könne²¹.

Also wieder ein neues Erdlager der domitianischen Zeit in Hedderheim! Bedauerlich, aber nicht zu ändern. Seine Deutung wird durch den von Wolff formulierten „embarras de richesse“ nicht eben erleichtert. Die starke Bewehrung des Grabens durch allerlei Annäherungshindernisse läßt darauf schließen, daß in einer kriegsbewegten oder doch unsicheren Zeit hier eine

kleine Truppenabteilung in gefährdeter Stellung kampieren mußte. Man könnte an eine rechte Seitendeckung des gegen die Chatten operierenden Okkupationsheeres denken. Das ist möglich, doch einerseits war gerade hier die römische Flanke durch die südlich vorbeifließende Nidda mit ihrem schwer zu überschreitenden Uferlande lediglich geschützt, andererseits findet man in solchen feldmäßigen Befestigungen erfahrungsgemäß nur selten viel römische Funde. Hier aber sind auf sehr kurzer Strecke 6 bis 7 Scherben zutage gekommen. Das Lager muß also einige Zeit belegt gewesen sein. Bei der unmittelbaren Nähe des Steinkastells möchte ich es mit diesem in Beziehung setzen und als Unterkunft einer kleinen Truppenabteilung erklären, der die Erbauung des Steinkastells oder seine Wiederherstellung nach größeren Zerstörungen übertragen war. Dazu würden die geringen Dimensionen der Schanze und ihre starke Bewehrung gut passen. Man kann entweder an die Gründung des Kastells im Jahre 83 oder an seinen Wiederaufbau nach dem Saturninusaufstande im Jahre 89/90 denken. Ich würde die zuerst genannte Datierung vorschlagen, wenn nur die beiden belgischen Funde (Nr. 1 und 2) zutage gekommen wären. Die beiden goldgeglimmerten, gebuckelten Scherben (Nr. 3 und 4) jedoch weisen auf spätere Zeit hin. Bei den Grabungen des Historischen Museums zu Frankfurt a. M. wurde im Sommer 1928 westlich vom Friedhofe ein früh-römischer Töpferofen freigelegt, der große Massen dieser Keramik enthielt. Die Gefäße sind also in Hedderheim gefertigt worden. Dann aber kann das Erdkastellchen nur zu einer Zeit erbaut worden sein, als man in Hedderheim schon getöpft hat, also nicht in der allerfrühesten Okkupationszeit. Aus diesem Grunde möchte ich mich für die Datierung der Erdschanze in das Jahr 89/90 entscheiden. Im Saturninuskriege war das Hedderheimer Kastell und sein vicus canabarium in Flammen aufgegangen, und alles mußte neu erbaut werden. Dem Steinkastell wurde im Osten ein Erweiterungslager vorgelegt²², im Westen erstand der novus vicus, der durch eine umfangreiche Befestigung²³ geschützt wurde. An Stelle des zerstörten Militärbades wurde im Süden des Kastells ein neues erbaut²⁴. Jedenfalls muß damals eine rege Bautätigkeit eingesetzt haben. Die Zeiten aber waren auch sicherlich noch unsicher genug, um es zu rechtfertigen, daß eine in diese stets gefährdete Gegend abkommandierte kleine Bau-truppe sich ihr Unterkunfts-lager gut befestigte.

Anmerkungen:

¹ Über die römischen Befestigungen bei Hedderheim, ihre Datierung und Erklärung vgl. Wolff, *Mitteil.* über röm. Funde in Hedderheim (*Mitteil.*) II, 1898,

S. 43 ff.; IV, 1907, S. 58 ff. und S. 84 ff. mit Gesamtplan Taf. XIII; V, 1911, S. 12 f. und S. 114 ff. — Gündel, *Mitteil.* VI, 1918, S. 76 ff. — Gündel, *Germania* V, 1921, S. 73 f. — Zusammenfassungen bei Wolff, *Die Römerstadt Nida bei Hedderheim und ihre Vorgeschichte (Römerstadt Nida)* 1908, S. 4 ff. mit Gesamtplan. — Wolff, *Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit mit einer archäologischen Fundkarte (Südl. Wetterau)* 1913, S. 113 f. mit einem Gesamtplan. — Gündel, *Nida-Hedderheim, ein populärwissenschaftlicher Führer durch die prähistor. und röm. Anlagen im Heidenfelde bei Hedderheim (Nida-Hedderheim)* 1913, S. 17 ff. mit neuem Gesamtplan. — Wolff, *Der Obergerman.-Raetische Limes des Römerreichs*, Abt. B, Bd. II, Nr. 27. *Das Kastell und die Erdlager von Hedderheim (O. R. L., Nr. 27, Hedderheim)*, 1916, S. 1 ff. mit neuem Gesamtplan Taf. I; vgl. besonders S. 28 ff. Die dort angegebene Zählung der Befestigungen ist in dem vorstehenden Aufsatz beibehalten worden.

² Wolff, a. a. O., S. 1 ff. nennt das Steinkastell und vier Erdlager; dazu kommt noch das „Praunheimer Erdlager“, vgl. *Mitteil.* IV, S. 84 ff., die Stadtmauer und als achte Befestigung die hier beschriebene Schanze.

³ Mit den Ergebnissen von Wolff stimme ich nach den Resultaten meiner Grabungen im Sommer 1927 in einigen Einzelheiten nicht mehr ganz überein. Doch ist es hier nicht am Platze, dies zu erörtern. Für diese Studie kommt nur die durch Wolffs Untersuchungen in jeder Hinsicht gesicherte Datierung des Hedderheimer Steinkastells in die domitianische Zeit in Betracht.

⁴ Funde augusteischer Zeit sind auch bei den großen Grabungen von 1927 bis 1929 nicht zu Tage gekommen. Vgl. Wolff, *Röm.-German. Korrespondenzbl.* III, 1910, S. 23 ff.

⁵ Vgl. den Plan, wo diese Perioden durch Signaturen geschieden sind. — Auch einige La-Tène-Gruben sind festgestellt worden.

⁶ Es ist die südliche (jüngere) der beiden vom Kastell nach Westen ziehenden großen Straßen, vgl. die Pläne.

⁷ Hier lagen die Südflucht des Steinkastells und die Südgräben der Erdlager I, III und IV. Vgl. die Pläne, besonders Wolff, *O. R. L. Nr. 27, Hedderheim*, Taf. I.

⁸ Ich behalte den von Wolff im Limeswerk gewählten Namen bei, wenn ich auch das große Gebäude im Friedhofe nicht für das Forum, sondern für das Praetorium von Nida halte. Vgl. Gündel, *Mitteil.* VI, S. 36. — Für die Situation vgl. Gündel, a. a. O., Taf. II.

⁹ Wenn bei den sehr sorgfältigen Grabungen von 1913 und 1920 in der Nordhälfte des Friedhofes, über die Gündel a. a. O. und *Germania* V, S. 73 berichtet hat, dieser Spitzgraben nicht gefunden worden ist, so hat das seinen Grund in der tiefgehenden Störung des Bodens durch die stadtrömischen Keller und die Mauern des Praetoriums.

¹⁰ Jacobi, *Saalburg-Jahrbuch* IV, 1920, S. 35 ff. Sie waren erheblich kleiner.

¹¹ Dasselbe wurde beim „Praunheimer Erdlager“ festgestellt, vgl. Wolff, *Mitteil.* IV, S. 85, Anm. 1.

¹² Etwas Ähnliches fand sich in dem Tutulus des „Erweiterungslagers“ (Erdlager I) bei Hedderheim, vgl. Wolff, a. a. O., S. 71 und Gündel, *Nida-Hedderheim*, S. 28, Abb. 4.

¹³ Jacobi, a. a. O., S. 37 ff., S. 43, Abb. 22 und Taf. II berichtet über einen ähnlichen Befund bei der Saalburgschanze A.

¹⁴ Fundinv. 91, gef. am 9. XI. 1925 „im Spitzgraben“. — Fehlt in dieser Form bei Behn, Kataloge des Röm.-German. Central-Museums Nr. 2, 1910, Römische Keramik.

¹⁵ Gef. wie Nr. 1. Sie ist im Besitze eines Hedderheimer Einwohners, bei dem ich sie gesehen habe.

¹⁶ Fundinv. 174, gef. am 6. I. 1926 „im südlichen Teile des Palisadengrübchens“. — Die Scherbe erinnert an ähnliche Stücke aus Hofheim, vgl. Ritterling, Nass. Annal. XXXX, 1912, S. 258, und Weisenau, vgl. Behn, a. a. O., S. 77, Nr. 553, ist aber wesentlich gröber. Ritterling setzt sie daher in die flavische Zeit. Drei Scherben dieser Art sind auch in Okarben gefunden worden, vgl. Wolff, O. R. L., Nr. 25 a, Okarben, S. 27 C, c. — Im Jahre 1928 wurde in Hedderheim ein Töpferofen freigelegt, in dem derartige Gefäße gebrannt worden sind. Ihre Datierung in die flavische Zeit ist sicher erwiesen.

¹⁷ Fundinv. 156, gef. am 4. XII. 1925 im „Palisadengrübchen“.

¹⁸ Fundinv. 93, gef. am 9. IX. 1925 „am Palisadengrübchen“. — Ähnliche Scherben sind in Okarben gefunden worden, vgl. Wolff, a. a. O., S. 23, II a, 1, wo auf gleiche Funde aus Niedernberg und Heldenbergen verwiesen wird. Vgl. auch Mainzer Zeitschr. VII, 1912 S. 101, Abb. 10 und 19. — Behrens teilte mir freundlichst mit, daß diese Keramik bis etwa 100 n. Chr. reiche.

¹⁹ Fundinv. 94, gef. wie Nr. 5. — Vgl. Behn, a. a. O., S. 70, Nr. 504; S. 85, Nr. 613 und 617; S. 95, Nr. 663. — Die aus der La-Tène-Zeit übernommene Technik reicht bis in die flavisch-traianische Zeit.

²⁰ Fundinv. 106, gef. am 17. XI. 1925 „im Spitzgraben, doch in oberen Schichten“. — Vgl. Jacobi, O. R. L. Nr. 8, Zugmantel, S. 172 ff., S. 174, Abb. 38, S. 175, Abb. 39 und Nachtrag S. 201. — Man setzt diese Gefäße auf Grund der Zugmantelfunde ins 3. Jahrhundert n. Chr. Die Hedderheimer Scherbe ist bisher die einzige ihrer Art. Der Fundort mitten in der römischen Stadt ist auffällig. Könnte diese Keramik nicht sehr viel älter, vielleicht gar vorrömisch sein? Dann würden die Funde im Zugmantel usw. nur als die letzten Ausläufer oder als das Wiederaufleben einer alten Technik anzusehen sein, die durch die römische Kultur vorübergehend unterbrochen gewesen wäre. Diese Fragen können nur durch sorgfältig beobachtete Funde im freien Germanien gelöst werden. Für die Datierung des Erdlagers muß die Scherbe, da sie nicht in der Tiefe des Spitzgrabens gefunden worden ist, zunächst ausscheiden.

²¹ Vgl. oben die Anmerkungen. Ich möchte auch hier nicht unterlassen, den Herren Ritterling und Wolff für ihre freundliche Mitarbeit meinen Dank ins Grab nachzurufen.

²² Wolff, Mitteil. IV, S. 75 ff., Römerstadt Nida, S. 17, O. R. L. Nr. 27, Hedderheim, S. 31.

²³ Als Befestigung des „novus vicus“ betrachte ich das von Wolff, a. a. O., S. 38 und Taf. I angeführte „Erdlager IV“, dessen Südgraben ich im Sommer 1927 zirka 600 m weit nach Westen verfolgt habe, ohne das Ende zu erreichen. Ich werde an anderer Stelle darüber berichten.

²⁴ Wolff, a. a. O., S. 22.

RÖMISCHE TONGEWINNUNG IN DER PFALZ

VON FRIEDRICH SPRATER, SPEIER

Die Pfalz besitzt heute eine bedeutende Tonindustrie, deren natürliche Grundlage von den Bodenschätzen des Landes gebildet wird. Der Zahl nach an erster Stelle stehen die Ziegeleien und Backsteinbrennereien, unter ihnen vor allem die Werke der Firma Ludowici in Jockgrim. Von besonderer Bedeutung sind auch die Chamotte- und Tonwerke der Grünstadter Gegend, so von Grünstadt selbst, von Eisenberg und Hettenleidelheim. Die dortigen Tone werden aber fast ausschließlich für technische Zwecke verarbeitet. Die einst in der Pfalz in hoher Blüte stehenden Töpfereien gehen immer mehr zurück. Steingut wird nur noch in zwei Werken hergestellt. Steinzeug- und Porzellanfabrikation sind überhaupt erloschen. So dient die heutige Tonindustrie der Pfalz fast ausschließlich technischen Zwecken, zu künstlerischer Betätigung ist kaum mehr Gelegenheit geboten.

Die natürliche Grundlage dieser Industrien bilden Ton, Lehm und Löß, die in der Pfalz weit verbreitet sind. Die wertvollsten aus dem Tertiär stammenden Tone finden sich in der Umgebung von Eisenberg. Sie eignen sich nicht für Töpferei, sondern nur für technische Zwecke, vor allem zur Herstellung feuerfester Steine für die chemische und die Eisen-Industrie. Das Rohmaterial des Porzellans, Kaolin, kommt in der gleichen Gegend vor, jedoch nicht in abbauwürdigen Mengen. Die benachbarte Porzellanmanufaktur Karl Theodors in Frankenthal hat es nicht verwertet, sondern ihr Rohmaterial von auswärts, hauptsächlich von Passau, in geringerer Menge auch von Alzey bezogen. Die Dirmsteiner Steingutmanufaktur verwendete die Grünstadter Erde, die auch heute noch von den Steingutfabriken in Grünstadt und Kleinkarlbach benützt wird. In großem Maßstab werden die dem älteren Diluvium angehörigen Jockgrimer Tone für Backstein- und Ziegelindustrie ausgebeutet. Diese Tone sind aber nicht auf Jockgrim und Rheinzabern beschränkt, sondern dehnen sich noch weit nach Norden in der Rheinebene aus. Die Lehm- und Lößböden der Rheinebene liefern an vielen Orten das Material für Ziegeleien und Backsteinbrennereien. In der West- und Nordpfalz sind diese vor allem auf die Tonablagerungen angewiesen, die ihre Entstehung dem ausgeschlemmten tonigen Bindemittel des Buntsandsteins oder der Verwitterung des Muschel-sandsteins verdanken. Von eingegangenen Industrien bedienten sich die Steinguttöpfer von Wattenheim, die Pfeifenfabrik von Frankenthal

und die an verschiedenen Orten nachgewiesene Kachelfabrikation einheimischen Materiales.

Das Rohmaterial wird heute fast ausschließlich im Tagbau gewonnen. Nur die wertvollen Hettenleidelheimer Tone werden bergmännisch gefördert. Wir haben hier bis 50 m tiefe Schächte, von denen lange, in der Regel ausgemauerte Stollen nach verschiedenen Richtungen auslaufen.

Die Tonindustrie der Pfalz kann auf ein hohes Alter zurückblicken. Bereits in der Zeit der Römerherrschaft am Rhein hat sie eine hohe Blüte erreicht. Dies gilt vor allem von der Herstellung der rot glasierten Töpferware, der Terra Sigillata. Die bedeutendste Sigillata-Industrie bestand in Rheinzabern, weitere sind in der Westpfalz, so zu Blickweiler und beim Eschweiler Hof festgestellt. Töpfereien aus römischer Zeit für gewöhnliches Gebrauchsgeschirr konnten bisher in der Pfalz nur in geringer Zahl nachgewiesen werden. Anzunehmen sind solche in Rheinzabern. Zu Speier, unmittelbar vor dem Historischen Museum der Pfalz, wurden Töpfereien festgestellt, die vor allem Terranigra-Ware hergestellt haben. Endlich scheint bei Riedelberg eine Töpferei für Krüge bestanden zu haben. Ziegeleien wurden bisher nur in Rheinzabern und Speier nachgewiesen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß wir bisher nur einen kleinen Teil der einst in der Pfalz vorhandenen römischen Töpfereien und Ziegeleien kennen, und daß auch die Zahl der Terrasigillata-Manufakturen größer war als wir heute wissen.

Das Absatzgebiet der keramischen Industrie der Pfalz zur Zeit der Römerherrschaft am Rhein war für die damaligen Verhältnisse sehr ausgedehnt. Erzeugnisse der pfälzischen Sigillata-Töpfereien finden sich nicht nur im ganzen Rheinland, sondern selbst in England. Rheinzaberner Sigillata kam donauabwärts bis nach Rumänien. Die Rheinzaberner Militärziegeleien arbeiteten in der Spätzeit nicht nur für die Truppenverbände des oberrheinischen, sondern auch des nieder-rheinischen Heeres. So sind Stempel der nach der *notitia dignitatum* in Andernach liegenden *Acincenses* in Rheinzabern in 4 Varianten festgestellt.

Abgesehen von Rheinzabern, ist bei den angeführten Töpfereien und Ziegeleien nicht festgestellt, von wo sie ihr Rohmaterial bezogen haben. Um so besser haben sich bei Rheinzabern die Spuren der alten Tongruben erhalten. Sie liegen in der Nähe der Römerstraße und reichen vom Otterbach zwischen Rheinzabern und Jockgrim nach Süden bis über Jockgrim hinaus (vgl. **Abb. 5**).

Heute lassen sich hier noch einige Hundert Gruben erkennen, ein großer Teil ist bereits durch die Tonausbeute der Falzriegelwerke von Ludowici verschwunden. Eine Waldabteilung am Otterbach trägt nach ihnen den Namen „Grüben“.

Über diese Vorkommnisse schreibt Ludowici in seinem IV. Katalog „Römische Ziegelgräber“ unter Beifügung von 3 Abbildungen:

„In meiner Tongrube im Bienwald bei Jockgrim wurde im Juni 1908 bei den sog. Römergruben ein von den römischen Töpfern in die Erde gehacktes Treppchen freigelegt. Es waren 8 Stufen, davon unten 3 Kehrstufen. Neben in die Wand war eine längere Rinne und ein Sammelkästchen eingegraben, um das Sickerwasser aufzunehmen.“ (Abb. 1.)



Abb. 1: Treppchen in einer römischen Tongrube (Rheinabern—Jockgrim).

„Neben dem Treppchen wurden 3 Bruchstücke einer Bilderschüssel gefunden, welche zusammengekittet ein Drittel Schüssel ergaben. Am äußeren Rande trägt diese Schüssel den Randstempel AVITVS F und die Bilder: 2 Bäumchen, Löwen und Hirsche.“

„Nebenstehende Abbildungen sind ebenfalls aus meiner Tongrube, ein anderes Treppchen und der Eingang eines seitlichen Schachtes. Solche Gänge haben die Römer oft einige Meter lang in die beste Tonschicht hineingearbeitet.“ (Abb. 2 u. 3.)

Schon früher hatte man in einer anderen Tongrube eine vollständig erhaltene Bilderschüssel des Cerialis gefunden. Die eigentlichen Tonlagen sind hier mit einer 2—5 m, an andern Stellen mit einer 8—10 m starken Sandschicht bedeckt. Nach der Ausbeutung stürzten die römischen Gruben ein und haben sich als trichterförmige, runde oder ovale Löcher bis auf den heutigen Tag

erhalten. Der Umstand, daß die Gruben oft ganz nahe beisammen liegen und sich fast berühren, zeigt uns, daß der Ton in der Hauptsache im Tagbau gewonnen wurde. Aus obigem Bericht Ludowicis geht jedoch hervor, daß der Ton auch bergmännisch in Stollen, wenngleich nur in geringem Umfang, gewonnen wurde.

Bergmännische Tongewinnung wurde neuerdings bei Lingenfeld festgestellt. Im November 1929 brach das Pferd des Landwirtes Alfons Detzel aus Lingenfeld beim Pflügen mit einem Beine bis zum Leibe ein. Nachgrabungen an der Stelle ergaben ein Loch von 2,5 m Tiefe. Detzel machte umgehend dem Historischen Museum der Pfalz Mitteilung von dem Funde und überbrachte gleichzeitig einige Scherben der Spät-La-Tène-Zeit, die er in dem Loche gefunden hatte.

Eine erste Besichtigung der Fundstelle ergab keinerlei Klarheit über die Bedeutung derselben. Es schien nicht sehr wahrscheinlich, daß so nahe unter der Erdoberfläche sich eine Höhlung von 2,5 m Tiefe und 1,5 m Durchmesser sehr lange Zeit erhalten habe, ohne daß die Erde von oben einbrach. Bei den Scherben mußte man mit der Möglichkeit rechnen, daß sie von oben herabgestürzt waren. Sollte es sich um Höhlen nach Art der aus Südbayern bekannten „Erdställe“ handeln? Diese Höhlen sind wahrscheinlich in verhältnismäßig später Zeit bei Kriegsgefahr entstanden. Während aber die Erdställe in der Regel innerhalb der Ortschaften festgestellt wurden, liegt unsere Fundstelle weit außerhalb eines Ortes, fast auf halbem Weg von Lingenfeld nach Heiligenstein,

nächst der Bezirksamtsgrenze, hart am Rande eines alten Rheinhochufers (Gewanne Brunnelsberg, Plan-Nummer 2873^{1/2} und 2873^{3/4}). Klarheit über die Bedeutung der Anlage konnte unter diesen Umständen nur durch Nachgrabungen erbracht werden.

Der von Detzel entdeckte runde Schacht hatte oben eine Öffnung von nur 15—20 cm, erweiterte sich aber sehr rasch nach unten bis auf 1,50 m. Erst nach einer wesentlichen Erweiterung der oberen Öffnung war es möglich, mit Hilfe einer Leiter in den Schacht einzusteigen. Da der Schacht von Menschen geschaffen, von oben aber nicht zugänglich war, mußte ein anderer Zugang vom Hange aus angenommen werden. Es war also zu erwarten, daß man bei Ausräumung des Schachtes auf unterirdische Gänge stoßen würde. Die Arbeit war nicht leicht, da jede Schaufel Erde in einem Eimer an einem Seil an die Erdoberfläche heraufge-

zogen werden mußte. Als man um 2 m tiefer gekommen war, zeigten sich auf der Ost- und Westseite des Schachtes unterirdische Gänge, die allerdings so niedrig waren, daß man nur auf dem

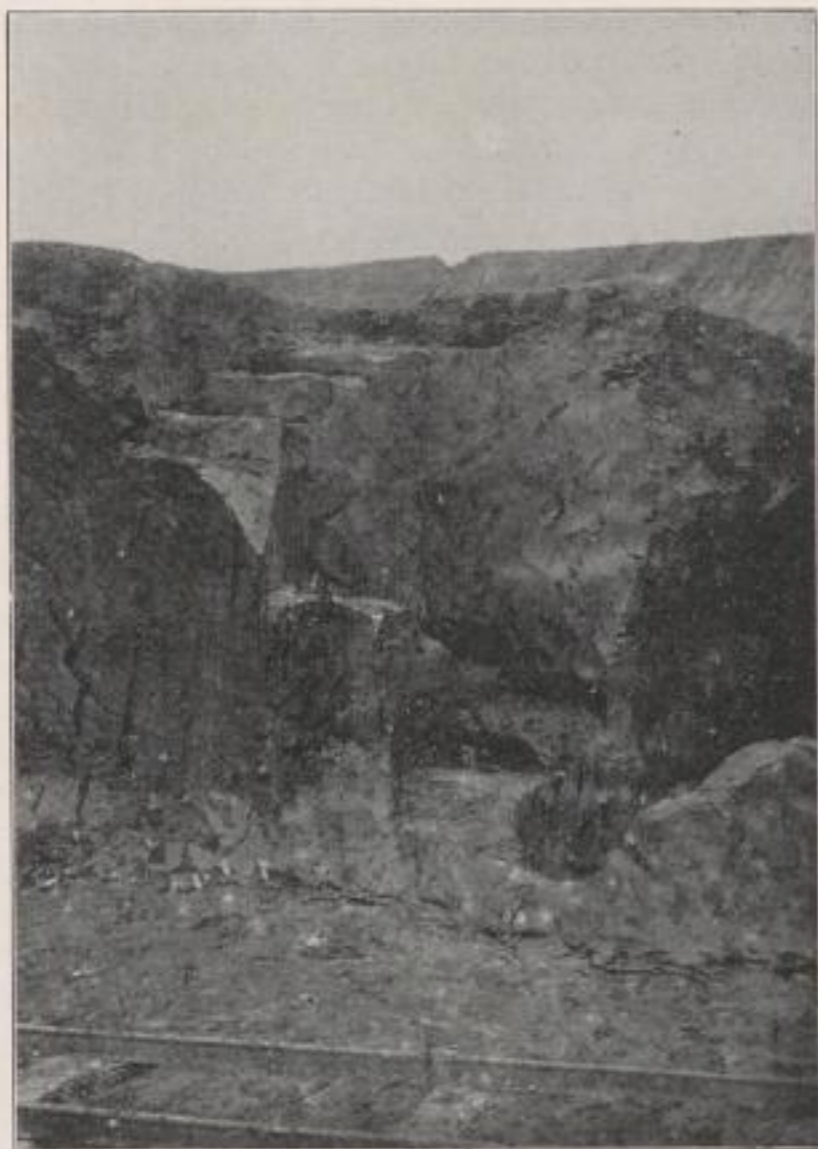


Abb. 2: Treppchen in einer römischen Tongrube.

Bauche hineinkriechen konnte. Aber man war jetzt immer noch nicht auf der Sohle des Schachtes, denn der Boden war immer noch mit schwarzer Erde gemischt und enthielt einzelne vorrömische Scherben der Spät-La-Tène-Zeit und aufgeschlagene Tierknochen. Erst in 6 m Tiefe unter der Erdoberfläche erreichte man die Sohle des Schachtes und zwar war überraschender Weise der Boden mit römischen Dachziegeln (*tegulae*) belegt. Auf der Sohle grub man sodann ein Stück weit in die beiden seitlichen Gänge, die gleichfalls mit römischen Ziegeln belegt waren. Unter diesen Ziegeln fanden sich nahe nebeneinander zwei Reihen von Heizröhren (*tubuli*), wie sie die Römer in ihren Hypokaustenanlagen verwendeten (Abb. 4).

Damit hatte die Grabung den gesuchten Aufschluß über die Bedeutung der Anlage erbracht.

Es konnte sich nur um ein römisches Bergwerk handeln. Von der Sohle des Hochufers aus war ein wagrechter Stollen in den Hang hineingetrieben worden. Die Anlage war mit den wichtigsten Erfordernissen des Bergbaues, Luft- und Wasserführung, ausgestattet. Der 6 m tiefe und an der Erdoberfläche ganz enge Schacht konnte nur für die Lüftung des Stollens dienen. Der Kanal zwischen den beiden Reihen von Heizröhren, vielleicht auch diese selbst, dienten zur Entwässerung des Stollens. Dieser hatte eine Höhe von 1,55 m und eine Breite von 0,65 m. In den östlichen Stollen konnte man 6–7 m weit hineinkriechen und dabei feststellen, daß er allmählich nach Süden, der Niederung zu, abbog. Auf dieser Seite wäre demnach der Eingang des Stollens zu suchen. Nach Westen zu konnte man noch 3–4 m weit in den Stollen hineinsehen. Gleich hinter dem Schacht zweigt ein dritter Stollen nach Norden zu ab. Durch Verstopfung des Entwässerungskanals wurde das Wasser nach Westen zu abgedrängt, wo es heute in einer neuzeitlichen Quelfassung zu Tage tritt.

Die Wände in der Tiefe des Schachtes waren tadellos erhalten, so daß sich bei der Ausgrabung die Erde leicht von ihnen abschälte. Die Erde in dem Stollen und in dem Schachte kam zweifellos daher, daß man sie nach Ausbeutung der Strecke mit Erde ausfüllte. Daraus erklärt sich auch das Vorkommen von Scherben, die älter sind als die Anlage und mit dieser nichts zu tun haben. Beim Schacht war die Ausfüllung allerdings nur zum Teil möglich, so daß noch ein größerer Hohlraum bis heute verblieb. Die niederen Stollen, die man bei der Grabung offen antraf, waren dadurch entstanden, daß sich das Ausfüllungsmaterial gesetzt hatte, so daß der Hohlraum zwischen der Oberfläche des Ausfüllungsmaterials und der Decke des Stollens entstand. Das gewachsene Erdreich in Stollen und Schacht steht so fest, daß eine bergmännische Auszimmerung nicht notwendig war.

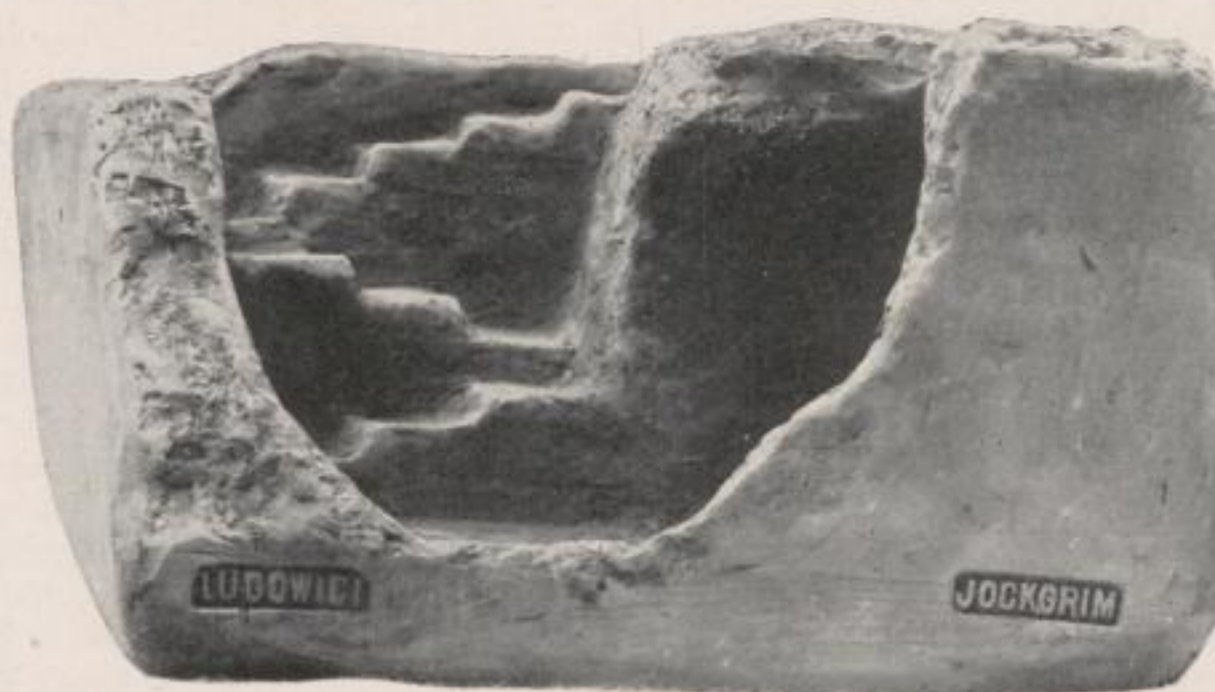


Abb. 3: Modell einer Tongrube, hergestellt von Ludowici-Jockgrim.

Eine Nachgrabung nach dem Stolleneingang war nicht möglich, da der in Frage kommende Acker mit ewigem Klee frisch eingesät war. Auch auf eine weitere Ausräumung der Stollen wurde verzichtet, da neue wissenschaftliche Ergebnisse wohl nicht zu erwarten gewesen wären. Man mußte vor allem auch mit der Gefahr eines Einbruches rechnen. Auf dem auf der Ostseite anstoßenden Acker soll ohnehin vor mehreren Jahren ein Erdenbruch erfolgt sein, der wohl mit dem Stollen in Zusammenhang steht. Den Schacht ließ das Historische Museum der Pfalz mit einer großen Platte aus Kunststein abdecken, so daß der Ackerbau nicht behindert ist, auf der andern Seite

nicht erkannt worden. Grünenwald schreibt hierüber im 25. Band der Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, S. 29, unter Westheim:

„Sehr interessant sind die im Oberen Bannstock und Umgebung unter der Erde angelegten „Behälter“. Es sind deren z. Zt. 5 bekannt: Unter den Weinbergen der Herren Lehrer Michel, Adjunkt Kemmer, Jak. Fürstenberger, Speck aus Niederlustadt und Witwe Schnäbele. Der zuletzt gefundene, unter dem obersten Steine im Weinberge des Herrn Lehrer Michel gelegene, in den ich am 27. April 1899 auf einer Leiter hinabstieg, hat einen ca. 4 m tiefen, viereckigen, senkrechten, kaminartigen Schacht, an den sich unten in



Abb. 4: Blick in das Lingenfelder Tonbergwerk.



Abb. 5: Römische Tongrube an der Römerstraße im Bienwald bei Jockgrim.

aber die Möglichkeit besteht, das Bergwerk wieder ohne allzu große Schwierigkeiten zu öffnen.

Die Frage, zu welchem Zweck das Bergwerk angelegt wurde, läßt sich ohne Schwierigkeit beantworten. Es kann sich in diesem Gebiete nur um Tongewinnung auf bergmännischem Wege gehandelt haben. Tatsächlich fanden sich bei der Ausgrabung größere Klumpen fetten Tones, der sich für Töpferei wie für Ziegelei sehr gut eignet. Spuren römischer Töpfereien oder Ziegeleien sind in der dortigen Gegend noch nicht festgestellt, so daß wir auch nicht wissen, ob der Ton an Ort und Stelle verarbeitet oder mit Schiff rheinabwärts verfrachtet wurde.

In der dortigen Gegend sind offenbar schon früher römische Tonbergwerke gefunden, aber

stumpfen Winkel 2 fast rund gewölbte Gänge wagerecht anschließen. Diese sind ca. 1,50 m breit, 1,70 m hoch, bis 3 m lang, der rechte etwas kürzer. Da Schacht und Gänge in den bloßen, grauen Leimboden eingeschnitten und unverkleidet sind, ist am Boden abgebröckelter und eingestürzter Schutt angelagert, der demnächst gehoben und untersucht werden soll. Angeblich wurden auch schon Knochen in diesen unterirdischen Höhlen gefunden. Zu welchen Zwecken dieselben ehemals mühsam angelegt wurden, und in welcher Zeit, läßt sich vorerst nicht bestimmen. Nach der Volkssage dienten sie in Kriegszeiten als Zufluchtstätten für die Bewohner und ihre Habe. Ich mußte unwillkürlich an Tacitus, Germania Kap. 16 denken, wo er von den alten Germanen berichtet: Solent et sub-

terraneos specus aperire etc. Eine genaue Untersuchung ist jedenfalls sehr angezeigt.“

Diese Untersuchung ist nicht erfolgt. Der von Grünenwald beschriebene Befund zeigt aber so große Ähnlichkeit mit dem bei Lingenfeld festgestellten Bergwerk, daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, auch die Westheimer Höhlen seien durch dort betriebene bergmännische Tongewinnung entstanden.

Spuren römischer Tonbergwerke konnte außerdem Bürgermeister Schott-Knittelsheim auf dem zwischen Bellheim und Knittelsheim gelegenen Gollenberg feststellen. Hier fanden sich in 6 m Tiefe in einem den Jockgrimer Tonen gleichenden Tonlager Stollen, die ehemals mit Eichenbohlen ausgekleidet waren. Mitgefundene Ziegelstücke beweisen, daß auch diese Tonbergwerke der Zeit der Römerherrschaft am Rhein angehören.

EINE MAINZER BILDHAUERWERKSTÄTTE CLAUDISCHER ZEIT

VON FERDINAND KUTSCH, WIESBADEN

In seiner Veröffentlichung eines zweifigurigen Grabsteines aus Weisenau hat E. Neeb¹ versprochen, daß die schon vor Jahrzehnten gefundenen Ingelheimer Grabfiguren des Landesmuseums Nassauischer Altertümer in Wiesbaden² (Taf. 25 und 26) und ihre Zusammenhänge mit verwandten Stücken der Nachbarmuseen von dem Unterzeichneten eingehender behandelt werden sollten. Dieses Versprechen einzulösen, erscheint diese Festschrift um so mehr der rechte Ort, als der, dem sie gewidmet ist, sich bei seinen Besuchen in Wiesbaden stets besonders für die Ingelheimer Denkmäler interessierte.

1. Die Fundnachrichten über diese Figuren sind leider nicht die allerbesten³. Sie traten in der Langgewann zwischen Brück- und Badweg zusammen mit Gewölbestücken aus Ziegeln zu Tag. Gebäudereste lagen in der Nachbarschaft. Durch Vergleich mit den unten noch heranzuziehenden Skulpturen wird es klar, daß auch die von Ingelheim Grabdenkmäler waren. Zur Beurteilung dieser Frage ist von ausschlaggebender Bedeutung, daß die Körper der drei Figuren auf der Rückseite nicht für freie Stellung wenigstens oberflächlich glatt übergegangen sind, sondern eine ganz rohe Abmeißelung zeigen, die sogar gelegentlich etwas in den körperlichen Umriß eingreift (Taf. 26 A u. C). Schließlich hat die frgm. Frau beiderseits unmittelbar am Arm einen schrägen Abschlag von 5,5 bis 6 cm Dicke (senkrecht gemessen), dessen randlicher Aufwurf offenbart, daß hier eine entsprechend dicke Platte abgeschlagen wurde (Taf. 26 A). Diese Platte war aber nichts anderes als die Rückwand eines Reliefs, aus der die Figuren fast voll, die Köpfe der beiden ganz erhaltenen sogar frei hervortraten. Auch zeigen diese Statuen hinten am Körper eine entsprechende Abarbeitung⁴. Damit sind im ganzen Gebilde der Art des unten besprochenen namenlosen Grabdenkmals aus Weisenau⁵ und des der Quintia und des Severus aus Bingerbrück⁶ zu ergänzen.

Wenn die Ingelheimer Stücke aus ihrem Verband geschlagen und für eine zweite Verwendung hergerichtet sind, erhebt sich doch die Frage, ob alle drei von einem Denkmal stammen, oder ob sie nicht mindestens zweien entnommen sind, da die uns bekannten höchstens zwei Gestalten aufweisen. Für die zweite Annahme spricht der Umstand, daß die ältere Frau tiefer in der Rückwand stand als die beiden anderen Gestalten, die sich unter sich gleichweit aus dem Hintergrund erhoben und hinten und neben unter sich gleich behandelt

sind. Dann gehörten diese einem gemeinsamen Denkmal an, während ein Partner zu der älteren Frau wie ihre untere Hälfte verloren ist.

Auch wird es unter diesen Umständen wieder fraglich, ob überhaupt die Grabdenkmäler ursprünglich bei Ingelheim standen, oder nicht anderswoher (Mainz?, Bingerbrück?) dorthin verschleppt sind. Das Material, jener lothringische oolithische Kalkstein⁷, der unter der Erde zum Schneiden weich ist, aber desto härter wird, je länger er an der Luft steht, gibt in dieser Frage nichts aus, da er an den verschiedensten Stellen verarbeitet sein kann. Sind sie schon in römischer Zeit oder wirklich erst in karolingischer, wie Schumacher meinte⁸, hierher gebracht? Bis zu weiteren Grabungen an Ort und Stelle bleiben nur Vermutungen möglich.

Des weiteren sind die drei Figuren bei ihrer stilistischen Übereinstimmung gemeinsam zu behandeln. Trotz der starken Zerstörung der Gesichter lassen sich typische, sonst wiederkehrende Züge erkennen, porträtartige treten dagegen zurück. Die Köpfe sitzen auf plumpem, massigem Hals und sind vierschrötig. Beim Mann wendet sich der Kopf etwas nach links. Die Stirn tritt verhältnismäßig weit heraus, und die obere Kopfhälfte ist breit, das Kinn kommt dagegen wenig hervor, und die ganze Kinnpartie ist schmal. Über dem starken Knochenbau spannt sich das etwas magere Fleisch und unter der Haut spielt in den Wangen und um den in den Winkeln schmal geschlitzten, sonst geschlossenen (zahnlosen?) Mund ein gewisses Leben. Die Augen sind jetzt wie gebrochen halb geöffnet, hatten aber ursprünglich jedenfalls durch Bemalung ihr volles Leben. Zwischen dem unteren, fast gerade geführten, und dem oberen gewölbten, kantig abgesetzten Lid quellen die Augäpfel hervor. Einschließlich der etwas flüchtig behandelten Ohren sind beide Gesichtshälften nicht gleich gehalten, die linke etwas flacher, die rechte etwas voller. Das rechte Ohr ist etwas lebendiger gestaltet als das linke. Danach stand der Mann wie auf dem Weisenauer Stein und dem der Quintia und des Severus vom Beschauer aus rechts, die Frau links. Das Haar ist modisch nach vorne gekämmt, in Bündel zusammengefaßt, die sich ihrerseits durch einfache Riefen in meist drei Strähne teilen, und um das Gesicht wie ein Rahmen geschnitten sind. Es ist die Tracht des 1. Jahrhunderts n. Chr.⁹

Oben und hinten ist der Kopf glatt gemeißelt, ebenso sind die Flanken der Figur behandelt. Sie sind schräg nach hinten gerundet, da sie ja wie in

eine Nische hinein geschoben vor dem Hintergrund und in dem Rahmen des Reliefs standen. Diesem Umstand paßt sich die Umrißlinie der Gewandfiguren an.

Die Körper sind nicht in ihrer lebendigen Form erfaßt, sondern nur blockhaft gesehen. Hinter der Gewandung treten sie ganz zurück. Kaum spürt man sie da, wo die Kleidung einmal enger anliegt, an den Armen, an der Brust, den Beinen: aber da empfindet man gerade peinlich, wie wenig der Bildhauer in der Lage war, das Körperliche zu gestalten. Man sehe vollends den nackten rechten Arm des Mannes mit seiner unbeholfenen Muskulatur, nur das gegen den Arm schmale Handgelenk¹⁰ und die schlanken Finger scheinen eine gewisse Vornehmheit ausdrücken zu sollen.

Der Mann trägt Tunica und Toga. Nach Ausweis der jüngeren Frauenfigur und von spärlichen Farbspuren in den Brustfalten ist die Tunica mit gebrochenem Gelbgrün bemalt gewesen, die Toga mit einem dunklen Blaugrau, das besonders zwischen den Fingern der rechten Hand, auch in einigen Falteiefen erhalten ist. Der rechte Zeigefinger zeigt einen kleinen Rest von Fleischfarbe. Die Wimpern waren durch dunkle Färbung des Augenlides angedeutet, wie Farbreste am rechten oberen Lid erkennen lassen. Die Bemalung war auf ganz dünnen Kreide- oder Kalkgrund aufgetragen, der mit Ausnahme von wenigen Spuren von dem polierten Stein abgeblättert ist und in einer Togafalte auch noch abblättert (schräg unter dem Loch am rechten Bein).

Die Tunica tritt nur auf der Brust hervor. Unter dem nackten rechten Unterarm überschlägt sie sich über dem gürtelartig umgelegten Wulst der Toga. Ihr oberer Saum bildet schwach ausbauschend vor der Mitte des Halses einen doppelten Knick. Im übrigen legt sie sich flach auf den Körper auf, der im ganzen sehr kastenmäßig gebildet und auch in der Brust kaum durchmodelliert ist. Die Falten sind stilisiert und in sehr charakteristischer Weise gearbeitet. Über der Schulter liegen sie naturgemäß enger vereinigt, und sie strömen nun über der Brust auseinander, um nach der anderen Schulter wieder zusammenzulaufen. Sehr breite Felder wechseln dabei mit sehr schmalen Stegen, die sich gegen die Mitte hin so verbreitern, daß sie sich teilen und ein entgegenkommendes Feld aufnehmen können. So stoßen die Felder immer umschichtig über die Mitte auf die andere Körperhälfte vor und laufen sich in den verbreiterten Stegen in einem mehr oder weniger breiten Abschlag tot. Dabei erweitern sie sich da, wo die Falten am meisten hängen, über der Mitte der Brust am stärksten, so daß sie eine sichelförmige Gestalt bekommen.

Genau das gleiche Motiv schlägt der Faltenwurf der Toga auf dem (überlangen) rechten Oberschenkel an. Nur in der Gegend der Hüfte, wo

sich das Gewand wulstet und staut, ist es durchbrochen. Die Querrichtung der Falten wird ungefähr über der Mitte des Körpers in eine Längsrichtung umgebogen, auch die Ausführung geändert. Nach außen und oben hin werden die Faltenfelder noch breiter, noch flächiger. Dabei kehrt das Motiv des Faltenüberstoßens, wenn auch in viel größeren Zügen, wieder. Von den Knien abwärts geraten die oben lang und flach gezogenen Falten in lebhaftere Bewegung, die von der linken nach der rechten Seite der Figur schwingt und sich in kräftigeren Stegen und tieferen, schattigen Furchen staut. Diese Partie überschneidet einmal ein Bausch, der langgezogen mit einem zweiten gepaart von dem (abgebrochenen) Unterarm herabkommt und die Figur von da begrenzt.

Solche rahmenden Wulste finden sich noch mehr. Die gleiche Bewegung, wie die eben beschriebene, führt zunächst ein etwas flacherer aus, der die linke und die rechte Faltengruppe trennt. Auf ihm ist der Faltenschlag in etwas stilisierter Wellenlinie angedeutet. Unter dem rechten Knie biegt der Bausch in markantem Schwung um und steigt sehr kräftig gestaltet durch eine tiefe Schlucht vom Körper getrennt über den rechten Ellenbogen, von da ab flacher werdend zur rechten Schulter empor, legt sich um den Hals, windet sich — durch ein paar derbe Striche flauschig gemacht — durch die rechte Hand und schlägt sich wieder kurz emporsteigend in den Hüftwulst hinein. So stehen den flächigen Partien ein paar kräftige Akzente gegenüber, die zusammen mit der Ausführung des Details charakteristische Momente ergeben.

Sie kehren bei den weiblichen Figuren wieder. Auch diese sind blockhaft gedacht, ihre Formen flächig gepreßt. Immerhin geht die ganz erhaltene in den Hüften auseinander, ein schmalere Oberkörper steigt darüber empor. Die Partie gegen das Schultergelenk sinkt deutlich ein. Die Brüste aber schwellen kaum etwas an. Hals und Kopf sind von gleichem Charakter wie bei dem Mann. Das Ärmelgewand liegt dem Körper glatt und eng an. Es zeigt ausreichende Spuren einer olivgrünen Farbe, um die zu ihm gehörenden Gewandteile erkennen zu lassen: es ist nur an der Brust und an den Armen zu sehen.

Durch die Farbe wird auch die Frage entschieden, ob der dies Untergewand abschließende faltige, mitten geschlitzte Bausch dazu gehört, oder ein anderer Gewandteil, etwa ein untergelegtes Hals- und Schultertuch ist¹¹. Für diese zweite Deutung spricht die Eigenstellung durch eine schwarzgraue Färbung von der Art der Farbe auf der Toga des Mannes.

Den gleichen Ton weist der Mantel auf. Er wird togaartig in zwei Schichten getragen. Mit einem Wulste liegt er zunächst quer über den Leib und hängt (von dem Schienbein ab wieder sichtbar)

ähnlich gefurcht wie die Toga des Mannes bis fast zum Boden herab. Hier läßt er im Kontrast mit tiefen Schatten sich die Schienbeine glatt durchzeichnen und wirft in der Mitte des Saumes zwei Faltenaugen auf, ähnlich denen am Halssaum der Tunica des Mannes.

Über dem Leibwulst bleibt die Brust größtenteils vom Mantel frei. Er legt sich aufsteigend über den linken Arm und die Schulter und ist über den Rücken gezogen. Unter dem rechten Unterarm und durch die rechte Hand bauscht sich dann der obere Rand und hängt mit einem Zipfel über die Linke herab, während das übrige flach bis vor die Schienbeine herabreicht und mit der (von der Figur aus) linken Kante fast am Rand der ganzen Plastik umschlägt.

Zwischen das glatte Untergewand und den Mantel schiebt sich ein drittes Kleidungsstück von eigener Form. Es ist nur auf der Brust über dem Mantelwulst sichtbar, durch den es zum Überwurf veranlaßt wird. Nach unten verschwindet es unter dem Mantel. Über dem Mantelbausch taucht noch einmal das gleiche Faltenaugenmotiv wie am Mantelsaum über den Füßen auf. Mit dem oberen Teil bedeckt das Gewand nur die untere Hälfte der Brust und ist zwischen den Brüsten, diese freilassend, gegen den Halsausschnitt des Ärmelgewandes hochgeleitet und an diesem offenbar durch eine Fibel festgehalten gewesen. Der Saum ist kräftig betont. Ein Zipfel greift um die Brust nach außen herum und ist nach der Schulter geführt, ein zweiter — unter der Achselhöhle reichlich Luft lassend — unter dem Arm durch über die Schulter geholt und hier vorne mit dem ersten Zipfel durch eine „Distelfibel“¹² vereinigt. Dieses unrömische, zwischen römischen Kleidungsstücken stehende Gewand zeichnet sich durch eine hellgelbgrüne Farbe von jenen ab. Ist schon dieses Kleidungsstück unrömisch, also einheimisch, so wird seine Herkunft durch den Torques, der auf dem nackten Hals liegt, genauer bezeichnet.

Gallische und römische Tracht mischen sich nicht nur bei der ganz erhaltenen, sondern in gleicher Weise auch bei der nur als Bruchstück auf uns gekommenen Gestalt.

Auch die Tracht des Haares gibt zu denken. Bei der ganz erhaltenen Figur ist es zunächst über der Stirn gescheitelt und tritt mit den beiden Strähnen ziemlich weit in die Stirn herein. Im Übergang von der Stirn zur Kopfdecke schlingen sich dann zwei gut fingerbreite Wulste um das Haupt, sich beide eng hinter die Ohren anlegend. Dahinter wird das Haar durchweg glatt und endet im Genick beiderseits über dem Hals breit vorstehend in einem von unten zusammengefaßten bauschigen Knoten. Diese Haartracht wird durch die hier sehr gut erhaltenen Farbreste weiter geklärt (Taf. 26 C). Knoten und glatte Partien sind völlig mit blauschwarzgrauer Farbe gedeckt, sie waren also unter

einer dunklen Haube. Die Wulste aber über der Stirn zeigen abwechselnd in anderer Richtung schräg gestellte Striche. Sie lassen einen durchbrochenen netzartigen Abschluß erkennen, der zugleich die beiden Haarwulste als zwei Zöpfe charakterisiert. Sie legten sich so um die Stirn, daß sie einen Teil des gescheitelten Haares noch glatt gekämmt in das Gesicht vortreten ließen. Auch über diesen Frisurteil erstreckte sich noch das Netz. Die Ohren aber ließ es frei. Das zeigt die klar darum geführte dunkelfarbige Abschlußlinie.

Anderer Art ist die Haartracht der anderen Frau. Zunächst trägt zwar auch sie das Haar gescheitelt in die Stirn hängend, dann aber nicht in Zöpfe geflochten, sondern in einen breiten Wulst zusammengefaßt als mächtigen Rahmen um den Kopf. Auch dieser Bausch legt sich hinter die Ohren, er drückt sie stark nach vorne. Hinter dem Wulst ist der Kopf glatt behandelt, wie jener übrigens selbst. Die hintere Kopfhälfte verschwand in der Reliefwand. Man möchte denken, daß das Haar in eine Haube gefaßt war. Farbspuren sind, wo man solche zu erkennen glaubt, dunkel wie bei der Haube der anderen Frau.

Die Tracht der Kleidung ist die der ganz auf uns gekommenen Gestalt, im großen und ganzen aber viel schlechter erhalten. Der Torques ist nicht mehr sicher zu erkennen, doch ist vielleicht ein Absatz des Steines im Halsausschnitt als letzter Rest davon anzusprechen. Dagegen ließe sich geltend machen, daß die frgm. Frau den Oberarm ungeschmückt läßt, während die andere hier ein flaches, durch drei umlaufende Riefen geteiltes Armband und an den Handgelenken flache Reifen trägt.

Viel besser als bei der ganz erhaltenen Figur bietet sich die Fibel auf der rechten Schulter dar: es ist — wie dort — eine „Distelfibel“, vermittelt derer die Entstehung der Ingelheimer Gewandstatuen in das 1. nachchristliche Jahrhundert festgelegt werden konnte¹³.

Diese sichere Datierung der in ihrer Art sehr charakteristischen Gewandfiguren, die sich sehr wohl mit den oben an der Haartracht des Mannes gewonnenen vereinigen läßt, gibt ihnen natürlich eine erhebliche kunstgeschichtliche Bedeutung. Vergegenwärtigen wir uns auch bei den weiblichen Statuen die wesentlichen Merkmale vor allem der Gewandbehandlung: Umrahmung der ganzen Figur und einzelner Teile durch große glatte Linien und besonders die Art der Einzelheiten. Die flauschigen, tiefen Falten, die über den Füßen das Ineinanderliegen verschiedener Gewänder spüren lassen, wurden schon mit den entsprechenden bei dem Manne verglichen. Aber auch die flächige Behandlung über dem linken Arm, das Übereinanderlaufen der Faltenenden zwischen den Stegen über dem rechten Bein (nur daß hier bei dem steiler

gestellten Bein die Faltensäcke noch tiefer herunterhängen) und auf beiden Brustseiten, die Unterscheidung der rechten und linken Hälfte am Unterkörper verraten das gleiche Prinzip, und im Detail, besonders im gradgeschnittenen Abschluß der einzelnen Faltenecken spürt man die gleiche Hand. Dasselbe ergibt die Meißelung der Augen, und schließlich sind die etwas lässige Haltung der Hände (bei der jüngeren Frau trägt die Linke einen glatten Beutel, das Zeichen der Wohlhabenheit) und die Schmalheit der Finger zu vergleichen. Es leuchtet ein, daß die drei Figuren einen vorzüglichen Ausgangspunkt für die Beurteilung ähnlicher Plastiken abgeben müssen.

2. Als nächst verwandter ist der bekannte Grabstein der Julia Quintia und des Ti. Julius Severus aus Bingerbrück¹⁴ heranzuziehen. Er ist obenher leider stark zerstört, so daß die Köpfe fehlen, aber im Erhaltenen zeigt er schon beim ersten Blick weitgehend oberflächliche Übereinstimmung mit den Ingelheimer Figuren, aber auch charakteristische Unterscheidungsmerkmale.

Beobachten wir zunächst, was beide Gruppen unterscheidet. Bei der Ingelheimer ist die gesamte Haltung gespannt und von innen heraus etwas bewegt, bei dem Mann eine Spur lässig. Die der Bingerbrücker Figuren ist dagegen hölzerner, steifer, aber bei weitem straffer als bei dem unten zu besprechenden Weisenauer Denkmal¹⁵. Stand- und Spielbein sind bei den weiblichen Figuren vertauscht. Das Gewand der Frau von Bingerbrück trägt (vom Beschauer aus) als rechten seitlichen Abschluß des Mantels die Faltenbausche, die in Ingelheim am Mantel des Mannes den Rahmen bilden. Bei dem Bingerbrücker Mann zieht sich dafür das Motiv der lang und flach gezogenen Falten weit hinab und bildet gegen den Rand tiefe hohle Falten. Die eben erwähnten, verschieden angeordneten Faltenbausche sind unter sich zwar ähnlich, aber doch nicht ganz gleich behandelt. Die Ingelheimer sind lebendiger, die von Bingerbrück trockener.

Bleiben wir weiterhin bei den männlichen Figuren, so greifen beide gleich mit dem rechten Unterarm über die Brust in den (in Bingerbrück nur wieder lebloser behandelten) bauschigen Mantelzipfel. Beide zeigen die gleiche Überlängung des Oberschenkels, die um so mehr betont ist, als der gleiche Faltenrahmen um ihn und unter dem Knie durchgezogen ist. Beide Male ist dieser mit dem gleichen Zickzack des Faltenaumes belegt, und das Gegeneinander der sichelförmigen Faltenfelder zwischen den Stegen ist dasselbe, sogar der Abschluß der Felder gleich abgemeißelt. Aber die Faltenstege fallen nicht wie in Ingelheim auf beiden Seiten steil gegen die Felder, sondern sie setzen sich auf der oberen Seite kantig dagegen ab, während die anderen sich allmählich neigend fast kantenlos in das Feld übergehen. Noch stärker

ist der Unterschied in dem als Gürtel umgeschlagenen Mantelwulst; wie roh sitzen hier die tiefen Striche gegenüber denen von Ingelheim. Doch kehrt der Kontrast der beiden Körperhälften mit den verschieden verlaufenden Faltenzügen wieder, auch das Einrahmen der Brust, das flauschige Fallen der Falten zwischen den Unterschenkeln.

Ebenso lassen sich die weiblichen Figuren vergleichen, wo die Übereinstimmung der Faltenanlage bis zu den Faltenaugen zwischen den Füßen reicht, aber immer wieder eine gewisse Trockenheit in der Ausführung das Denkmal gegen die Ingelheimer Figuren abhebt. Das Steinmaterial beider Gruppen ist das gleiche.

So stehen wir unter Abwägung aller Beobachtungen, der einenden wie trennenden, nicht an, die Ingelheimer Figuren und das Bingerbrücker Denkmal einer Werkstatt zuzuweisen. Ob man sie innerhalb dieser derselben Hand zu verschiedenen Zeiten oder verschiedenen Händen zuschreiben soll, diese Frage dürfte bei dem doch recht handwerklichen Betrieb einer solchen Werkstatt kaum zu beantworten sein. Qualitativ im Ganzen besser sind zweifellos die Ingelheimer Stücke, denn sie sind von innen heraus bewegter und in der Gewandanordnung besser ausgewogen, und solche plumpen Falten wie bei dem Mantel des Bingerbrücker Mannes gibt es dort nicht. Der Bildhauer der Ingelheimer Figuren war in seinem Handwerk reifer, gebildeter, wenn ihm auch bei der Frau ein Versehen dadurch unterlaufen ist, daß er die Falten so angeordnet hat, als ob das rechte Bein das „Spielbein“ wäre, während doch das linke diese Funktion ausübt und das rechte durchgedrückt die Last des Körpers trägt.

Aus dieser Beobachtung ergibt sich eine neue Möglichkeit, den Werkstättenbetrieb zu beurteilen. Es sieht doch so aus, als ob man Vorbilder gehabt habe, nach denen gearbeitet wurde. Dabei konnten denn Mißverständnisse der skizzierten Art und Ummodelungen entstehen.

3. Als zweiten Stein müssen wir den neuen aus Weisenau¹⁵ vergleichen, besonders die weibliche Figur, die äußerlich sehr viel parallele Züge, vornehmlich mit der Quintia aus Bingerbrück, aufweist. Sie teilt mit dieser die Anordnung von Stand- und Spielbein, die Gruppierung der Falten des Gewandes über den Füßen (die man gegeneinander auszählen kann — auch die bekannten Faltenaugen kehren wieder und die tiefe schattige Arbeit), die Überlängung des rechten Oberschenkels und die verschiedenen Faltensysteme auf beiden Körperhälften, das Begrenzen des Mantels gegen den Mann, hier durch zwei Bäusche mit im Zickzack gelegten Säumen.

Die obere Partie ist bei der Quintia stark zerstört. Die Weisenauerin trägt nur Tunica und Mantel, der beide Schultern deckt und mit einem Zipfel fast elegant von der Linken gefaßt wird.

Während ihr Gewand im Unterteil mit den Ingelheimern so gut wie das der Quintia zusammengeht, zeigt sie im Oberteil wesentlich andere Tracht: Die Frau von Weisenau trägt sich römisch, die von Ingelheim und Quintia haben zwischen Mantel und Tunica ein einheimisches Gewand.

Die Haartracht unterscheidet sich ebenso wie die Kleidung. Die Frau von Weisenau hat zwar auch eine Haube, aber sie bedeckt nur den Hinterkopf und läßt die sich auf die Schulter herabringelnden Locken und die nach dem Gesicht gekämmten Haare frei. Die Strähnen nach der Stirn vereinigen sich in drei- bis vierfach geteilte Bündel, ganz ähnlich wie die Haare des Ingelheimer Mannes, nur etwas mehr gewellt. Dagegen sind die des Mannes ohne Bündelung unter Freilassung zweier seitlicher Ecken von hinten nach vorne gestrichen.

Bei dem Weisenauer Mann kehrt der wulstige Tuchbausch des Ingelheimer Mädchens um den Hals wieder. Im Übrigen aber trägt er die einheimische Tracht des Leibbrocks und Sagum¹⁶, nicht Tunica und Toga.

Sind dies Modeeigentümlichkeiten, die man nicht dem Bildhauer als charakteristisch zuweisen kann, so zeigen sich doch im Stil Unterschiede, die das Weisenauer Denkmal scharf von dem Ingelheimer und dem Bingerbrücker trennen. Schon in der Haltung der Figuren. Gewiß läßt die Weisenauer Frau eine Einschnürung über den Hüften und damit einen gewissen Fluß der Bewegung erkennen, auch ist der Brust hier mehr nachgegangen als dort, und wendet sie den Kopf, aber die Ingelheimer Figur reckt sich auf, sie hat innere Spannung und eine gewisse vornehme Haltung, während die Weisenauer ohne diese Kraft weicher steht. Charakteristisch dafür ist schon, wie diese die Schultern viel mehr hängen läßt als jene.

Den gleichen Unterschied kann man auch — trotz aller Zerstörung der Ingelheimer — bei den Gesichtern spüren. Die Weisenauer sind viel stärker in der Charakteristik des Details durchgearbeitet: Die wulstigen Lippen der Frau, der alternde Mund des Mannes, seine Gramfalten zu beiden Seiten der Nase — aber doch leben die Köpfe nicht so von innen heraus wie die Ingelheimer. Hier pocht es unter der Haut und ist seelische Spannung im Gesicht. Die Weisenauer schließen sich vielleicht mehr der beobachteten Wirklichkeit an, aber in denen von Ingelheim lebt noch etwas Vergeistigung im griechischen Sinne — so weit man hier davon reden darf —, und das gerade hebt sie heraus.

Weitere wesentliche Unterschiede ergeben sich in der Einzelarbeit der Gewandung. Die Anlage der Falten haben wir zwar weitgehend als gleich erkannt, aber ihre Ausführung zeigt ganz verschiedenen Charakter. Die Weisenauer sind wiederum weicher. Sie haben nicht die straffe

Spannung wie die Ingelheimer, auch sind sie nicht so knapp, sondern runder gearbeitet und wirken deshalb verschwommen. Die Enden der Faltenfelder sind breiter, weniger markant gehauen, ihre breitesten Flächen durch einen Grat in der Mitte belebt, und ihre Faltenwulste — das Paar unter der Linken der Frau, und der eine, der durch des Mannes Rechte läuft — verlieren ihr stoffliches Leben.

So reicht der Weisenauer Stein künstlerisch keineswegs an die Ingelheimer Figuren heran, trotz vieler oberflächlicher Vergleichsmomente sind sie im Wesen grundverschieden. Daraus läßt sich folgender Zusammenhang als möglich erschließen: Nach den äußeren Übereinstimmungen stammt der Weisenauer Stein aus der gleichen Werkstatt wie die Ingelheimer und die Bingerbrücker Figuren. Aber er ist von einer anderen, schwächeren Hand geschaffen, die ihrerseits im Aufbau der Gestalten und in der Behandlung des Details eine eigene Art hat.

4. Qualitativ noch geringer ist das halbe, stark angegriffene Stück eines Grabsteines mit einem sitzenden Mann mit Hündchen, Pinienzapfen und Geldbeutel aus Mainz¹⁷. Alle wesentlichen seither behandelten Motive kehren — ebenso wie das Material¹⁸ — wieder: Die umschichtig vorstoßenden Falten auf der Brust, das Faltenauge der Tunica am Hals, der rahmende Bausch der Toga, die langen Faltenzüge unter dem linken Arm. Aber alles ist flüchtiger, seelenloser gearbeitet als alles bisher Besprochene. Charakteristisch ist, wie die Faltenstege sich nur auf einer Seite steil herausheben, dagegen auf der anderen allmählich in die nun schrägere Fläche verlaufen, ähnlich wie es bei dem Relief der Quintia und des Severus beobachtet wurde. Wir werden die Skulptur derselben Werkstatt wie die vorhergehenden Denkmäler zuweisen, aber einer noch schwächeren Hand. Nach Material und Stil gehört sie örtlich und zeitlich zweifellos mit jenen zusammen. Es ist durchaus kein Grund, sie mit Körber und Behrens¹⁹ später anzusetzen.

Der Hintergrund hat starke Reste von leuchtendem dunkel orangefarbenem Ocker auf Kreidengrund, der die ganze Fläche bedeckte und die Figur daraus hervortreten ließ.

Ein Vergleich der wie die Hauptseite flüchtig gearbeiteten Tänzerin auf der linken Seite mit anderem Material könnte vielleicht weiterführen, doch kann dieses Thema hier nicht verfolgt werden.

5. Nach Material und Stil gehört zu der hier besprochenen Gruppe von bürgerlichen Grabsteinen auch der des Blussus und der Menimani²⁰. Für ihre Datierung in das 1. nachchristliche Jahrhundert ist er sogar durch seine Schmuckstücke, wie die Ingelheimer, von besonderer Bedeutung²¹. Der Mann trägt genau die gleiche Kleidung wie der von

Weisenau, die Frau schließt sich in den zwei unteren Gewändern der Ingelheimer an²². Auf dem Leib liegt ein Ärmelgewand, dessen Ausschnitt am Hals auf der linken Schulter deutlich durch ein Muster aus Rechtecken gesäumt ist. Das Halschultertuch tritt auch hier an dem Hals heraus, bauscht sich aber — vielleicht um des Halsringes mit Rosette willen — nicht, sondern kraust sich in lebhaften Falten nach oben. Auch das Zwischengewand ist vorhanden, das auf der Mitte der Brust höher steigt, und mit einer bisher nicht belegten Fibel²¹ mit rautenförmig verbreitertem Bügel und Kragen an der Tunica befestigt ist. Entsprechend den bei der Ingelheimer Figur auf der rechten Schulter durch eine Distelfibel vereinigten Zipfeln sind hier auf der linken Schulter zwei Zipfel durch eine Fibel mit rautenförmig verbreitertem Bügel und Kragen zusammengehalten, aber über den linken Oberarm gegen das Ellenbogengelenk abgerutscht. So scheint dieses Gewandstück von links und von rechts getragen worden zu sein, oder war es ein um den Körper geschlagenes Tuch, das auf der Seite (oder hinten?) geschlossen, auf beiden Schultern zusammengesteckt und auf der Brust befestigt wurde? Die Frage ist an den bis jetzt gefundenen Denkmälern schwer zu entscheiden, da immer um eine Schulter auch der Mantel liegt.

Dieser ist hier auf der linken Seite sehr tief unter der Schulter, noch unter dem herabhängenden Teil des Zwischengewandes von hinten her mit einem Ende durchgezogen und an der rechten Schulter mit dem darüber herabkommenden oberen Saum und einem darunter durchgeschlagenen Teil durch eine Fibel mit rautenförmig verbreitertem Bügel und Kragen zusammengeheftet.

Ist die Anordnung der Gewänder gegenüber der ganz erhaltenen Ingelheimer Figur etwas verschoben, so gilt das gleiche für die Haartracht gegenüber der frgm. Ingelheimer Frau. Gemeinsam ist der glatte Hinterkopf, gemeinsam auch der starke Haarwulst, der das Gesicht umrahmt. Aber er läßt bei Menimani die Ohren nur halb frei, und die Haare sind in Strähnen wiedergegeben, also von der Haube nicht bedeckt gewesen. Dagegen sind bei Blussus und dem Jungen die nach dem Gesicht vorgekämmten Haare, wie bei dem Ingelheimer Mann, in drei- bis vierfach geteilte Bündel gegliedert.

Die Augen zeigen die gleiche kantige Behandlung wie die Ingelheimer Figuren, auch die Wölbung des oberen und die gerade Führung des unteren Lides. Der Mund ist hier wie dort geschlossen, nur die Mundwinkel sind etwas tiefer gehalten. Man sieht, das sind Rezepte einer Werkstatt, die in der Ausführung variiert werden.

Solches Rezept ist auch die Anlage der Falten. So ihr Drehen bei dem Wulst des Halstuches des Blussus im Vergleich mit dem Weisenauer Stein, so ihre Sichelform auf glatten Flächen, das gegen-

seitige aneinander vorbei Stoßen. Hierbei werden sowohl bei dem Weisenauer wie bei dem Blussus-Stein an den kurzen Falten die Felderenden nicht mehr kantig ausgehauen, sondern rund, sodaß in diesen Partien eine schlenkernde Bewegung entsteht. Rezept ist schließlich bei Menimani wieder die Faltengebung über den Füßen, wo auch die bekannten Faltenaugen auftauchen. Auch die Form der Füße des Weisenauer Stuhles und der Bank des Blussus und der Menimani läßt sich vergleichen.

Die Mittel, mit denen der Bildhauer des Blussus-Steines gearbeitet hat, sind also durchaus Gemeingut der ganzen sich nun zusammenschließenden Gruppe. Aber ihre Handhabung ist um einen wesentlichen Grad schlechter einzuschätzen als die bei den bisher besprochenen Denkmälern. Die Figuren sitzen steifer, und wo Bewegung in der Haltung erstrebt wird, wie bei den Armen der Menimani, ist sie hölzern. Die Körper mangeln des Lebens, und der Faltenwurf ist tot. Immerhin ist trotz aller Zerstörung ein Unterschied in der Charakteristik der Gesichter zu spüren: Mann und Frau sind verschaffte Leute, die es zu Wohlstand gebracht haben. Der Sohn (schwerlich doch Satto!) ist eine Spur feiner in den Zügen, er genießt in seiner Erziehung schon die Früchte der Arbeit der Eltern. Aber trotzdem reichen die Köpfe nicht an die der anderen Denkmäler heran.

6. Fassen wir unsere Beobachtungen zusammen, so bilden die besprochenen bürgerlichen Grabsteine eine durch das Material und durch stilistische Momente geschlossene Gruppe, innerhalb derer wir verschiedene Hände scheiden können. Zeitlich liegen die Stücke kaum weit auseinander, eher wird man die Unterschiede auf das verschiedene Können der Bildhauer zurückführen. Man ist durchaus geneigt, für die verschiedenen Stücke an e i n e Werkstatt zu denken. Schon aus dem Verbreitungsgebiet (Weisenau, Mainz, Ingelheim und Bingerbrück) geht hervor, daß sie einem zentralen Ort angehörte, und dieser kann nur Mainz sein. Damit gewinnen wir denn eine römische Bildhauerwerkstätte aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert, die in ihrer ausgesprochenen Art bisher keine Parallele aufweist.

7. Die Zeitstellung läßt sich aber noch enger reißen. Der Typ der Figuren und der Stil dieser Handwerker hatte in dem Augenblick, wo sie uns entgegentreten, zweifellos schon eine Entwicklung hinter sich, sie sind in ihrer Art „fertig“.

Jener ist, soweit die Figuren sich römisch tragen, nicht auf rheinischem Boden erwachsen, sondern er ist römisches Gut, das hier bis zu des Reiches Grenze verbracht wurde. Das läßt sich besonders schön an dem Typ des römisch gekleideten Mannes verfolgen. Wir gehen dabei zunächst den Weg rückwärts vom Rhein nach Westen und Süden. Es ist auffällig, daß Denkmäler der Mainzer

Art nicht im Ursprungsgebiet des Steines hergestellt wurden, denn dann müßten sie vor allem dort, auch anderswo als Export gefunden werden. Das ist jedoch nicht der Fall. Dazu stimmt denn die Beobachtung, daß Figuren des gleichen Typs aus noch westlicherer Gegend ganz andere Hände an der Arbeit zeigen.

In der Tempelanlage von Möhn fand sich der Torso einer männlichen Gewandstatue²³, die im Grund durchaus gleich wie die Ingelheimer männliche Gestalt angelegt ist. Es ist wohl unnötig, noch einmal die Haltung der Figuren, die Faltenführung, die Verteilung ihrer Motive hier durchzuvergleichen. Wägt man die beiden Denkmäler gegeneinander ab, kommt man zu dem Urteil, daß das Ingelheimer an innerer Spannung das von Möhn übertrifft. Aber die Falten leben bei diesem bei aller handwerklichen provinziellen Art in ihrer flauschigen Form doch viel stärker als die härteren dort. Die Stege wölben sich breit, auch die sichelförmigen, und die Felder verengen sich hier im Gegensatz zu Ingelheim zu tiefen schmalen Furchen. So empfinden wir doch im ganzen in der Gewandbehandlung von Möhn mehr Einwirkung südlichen Einflusses, als sie uns die rheinischen Denkmäler spüren lassen. An italischen Werken gemessen ist sie freilich immer noch „sehr roh“²³.

Ähnlich ist eine Statue aus dem Tempel von Essarois²⁴ zu beurteilen. Auch hier ist der Typ deutlich derselbe wie ihn die rheinischen männlichen Figuren repräsentieren. In der Haltung und in der Ausführung der Gewandung steht er diesen überhaupt viel näher als dem Torso von Möhn. Die Kleidung ist weniger stofflich empfunden als hier, in den hohen Faltenstegen, die hell gegen tiefe schattige Falten stehen, trockener und handwerklicher. Aber gerade in der Art dieser Arbeit setzt sich die Figur auch so stark von der rheinischen Gruppe ab, daß beide — das gleiche gilt natürlich für die Statue von Möhn — bei der großen räumlichen Entfernung der Fundorte jeweils Entstehung am Fundort oder in seiner Nähe, nicht an gemeinsamer Stelle deutlich machen.

Solche Gewandstatuen oder entsprechende Darstellungen auf Reliefs gibt es in Gallien noch weitere. Sie verteilen sich nach Fundorten in folgender Reihe von Norden nach Süden: Paris, Br. eines Reliefs mit Togafigur, Kalkstein, wohl 1. Jahrh.²⁵. — Angers, Togastatue, Tuff, wohl claudisch²⁶. — Langres, Togastatue, italischer Marmor, claudisch²⁷. — Essarois, s. oben²⁸. — Entraïns, Togastatue, grober Kalk, 1. Jahrh.?²⁹. — Bourges, Togastatue, Kalkstein, wohl 2. Jahrh.³⁰. — Beaune, Relief mit Togafigur, zarter Kalk, späte Kaiserzeit³¹. — Bordeaux, Togastatue, Marmor, augusteisch³²; desgl.³³; Togastatue, Marmor, 2./3. Jahrh.³⁴; Togastatue, Marmor, 2. Jahrh.³⁵. — Agen, Togastatue, Marmor, claudisch³⁶. — Brax bei Agen,

Togastatue, Marmor, claudisch³⁷. — Saint-Aignan, Togastatue, pyrenäischer Marmor, früheres 1. Jahrh.³⁸. — Auch, Togastatue, Marmor, 2. Jahrh.³⁹. — Nîmes, frgm. Togastatue, weicher Kalk, 1. Jahrh.⁴⁰; Zwei Bruchstücke einer Tafel mit zwei Reliefs von Togafiguren, gräulicher, harter Kalk, flavisch?⁴¹. — Arles, Togastatue, weicher Kalk, 2. Jahrh.⁴². — Lézignan, Togastatue, Kalkstein, früheres 1. Jahrh.⁴³. — Narbonne, Br. eines Reliefs mit Togafigur, grober Kalk, claudisch?⁴⁴; zwei frgm. Grabreliefs mit Togafiguren, grober Kalk, sehr handwerkliche Arbeiten der augusteischen Zeit⁴⁵; Cippus mit Togafigur in Relief, grober Kalk, frühes 1. Jahrh.⁴⁶; Togastatue, oolithischer Kalk, früheres 1. Jahrh.⁴⁷. — Vaison, Togastatue, Kalkstein, frühes 1. Jahrh.⁴⁸; Togastatue, weißer Marmor, wohl claudisch⁴⁹.

Aus der Germania superior gesellen sich dazu noch aus Mainz eine frg. Statuette, Kalkstein, wohl claudisch⁵⁰, und aus Landstuhl ein frg. Togastatue aus Sandstein, 2. Jahrh.⁵¹. Schließlich ist eine frg. Statue aus Kellmünz⁵² heranzuziehen, Marmor, wohl frühes 1. Jahrh.

Die stilistische Beurteilung all dieser Figuren leidet zunächst darunter, daß sie bisher nie kritisch durchgearbeitet und datiert sind. Bei dem dem Verfasser zur Verfügung stehenden Material mangelt es weiterhin vor allem an dem südlichen, das überdies auch seinerseits noch einer geschlossenen Durchsicht bedarf^{52a}. Trotzdem läßt sich wohl in großen Zügen das Wesentliche erkennen.

Der hier besprochene provinzielle Typ ist nichts anderes als die römische „Togastatue“, deren südliche Exemplare den gallischen und rheinischen entweder direkt oder indirekt Pate gestanden haben. Daß auch die gallischen im Wesentlichen noch dem 1. Jahrhundert entstammen, zeigt ein Vergleich mit den Statuen des Augustus⁵³, Tiberius⁵⁴, Claudius oder ihrer Zeit⁵⁵, denen die des Titus⁵⁶ und die des 2. Jahrhunderts (etwa Darstellungen Hadrians⁵⁷, die Weihfiguren des Herodes Atticus in Olympia⁵⁸, die Knabenfigur aus Auch⁵⁹, Septimius Severus auf dem Argentarierbogen zu Rom⁶⁰) gegenüber zu stellen sind. Im 1. Jahrhundert beherrscht den Eindruck das Gesamtwerk, dem alle Einzelmotive unter völliger Unterordnung und Eingliederung in festgeschlossenem Rahmen bei straffer Organisation des Ganzen untertan sind. Dagegen geben die Statuen des 2. Jahrhunderts die Geschlossenheit auf. Sie werden durch eine oft fast spielerische Vorliebe für das Detail in barocker Weise aufgelöst und verlieren ihren inneren, einst wohl organisierten Halt.

Nach diesen Gesichtspunkten lassen sich die Figuren des 2. Jahrhunderts klar ablösen, läßt sich aber auch die oben gewonnene Datierung der rheinischen Denkmäler in das 1. Jahrhundert erhärten, ja diese sind sogar — zunächst — noch als älter als die Statue des Titus im braccio nuovo zu

erweisen. Denn diese ist schon auf dem Wege zur Auflockerung. Sie geht — bei aller Verwandtschaft zu Älterem — schon in die Breite und beginnt, unter Vernachlässigung des Ganzen den Einzelmotiven nachzugehen. Wohin dieser Ansatz führt, zeigen ja die männlichen Bildnisstatuen aus der Exedra des Herodes Atticus in Olympia, bei denen trotz klassizistischen Aufgreifens von Motiven des frühen 1. Jahrhunderts in ihrer Durchführung das Streben zur Zerstörung des Ganzen und zu einem sich Verlieren in den peinlich gezeichneten Elementen der Gewänder deutlich ist.

Das wird besonders klar, wenn wir den Figuren des 2. Jahrhunderts und der des Titus Togastatuen der frühesten Kaiserzeit gegenüberstellen⁶¹.

Einen gewissen Eigenwert tragen auch hier die Einzelheiten zur Schau. Aber sie fügen sich in den gesamten Kontur durchaus hinein. Ihr eigenes Leben ordnet sich dem Willen des Gesamtbildes unter. Die Entwicklung geht sogar im früheren 1. Jahrhundert dahin, daß gerade die Gebundenheit in claudischer Zeit⁶² gegenüber der julischen noch stärker wird. Der Umriß schließt sich oval, die unter den Juliern stärkere Abstufung der Falten nach Höhen und Tiefen läßt nach, geht mehr in die Fläche⁶³. So wird der Kontrast gegen die Statue des Titus noch stärker.

Versuchen wir danach die Figuren, von denen wir ausgingen, die rheinischen und besonders die Ingelheimer zu beurteilen, so lassen sie sich eindeutig sowohl gegen die augusteisch-tiberischen, als auch gegen die flavischen absetzen: Sie müssen in claudischer Zeit entstanden sein.

Denn auch die neronische scheidet durch eine Betrachtung der Köpfe aus: Breites Oberteil und schmälere Kinnpartie, Vortreten der Stirn und Zurückbleiben der unteren Gesichtshälfte, mageres, über die Knochen gespanntes Fleisch und noch idealisierende geistige Spannung (Ingelheim) oder Charakteristik des Wesens (Weisenau) durch Modellierung des Gesichtsdetails waren die wesentlichen Merkmale, die wir oben⁶⁴ feststellten. Weicher und voll, gleichmäßiger gerundet ist der Kopf des Nero⁶⁵. Der Unterschied ist auch deutlich, wenn wir andere erhaltene rheinische Köpfe (Blussus-Stein) heranziehen. So gesellt sich der hier besprochene rheinische Typ zu den julisch-claudischen Köpfen.

Bedeutend ist aber gleich wieder der Abstand von der Wiedergabe des Augustus und Personen seiner Zeit⁶⁶. In diesen Köpfen klingt, wie auch in ihren Körpern und Gewändern die griechische Welt nach, blasser schon in den Darstellungen des Tiberius⁶⁷, und aus der des Claudius⁶⁸ spricht trotz klassischer äußerer Form stark individuelle Sachlichkeit. Unter seinen Köpfen möchte man am ehesten den im Nationalmuseum zu Rom⁶⁹ mit dem Weisenauer Denkmal vergleichen, während die von Ingelheim, besonders der männliche, bei

allem provinziellen Charakter noch etwas rückwärts weisen und neben den des Tiberius⁷⁰ zu stellen sind. Die übrigen scheinen zu derb zu solchem Vergleiche. Dann sind doch die Ingelheimer als die ältesten der Mainzer Gruppe anzusprechen, noch vor oder bald nach Tiberius Tod entstanden. Die Werkstatt aber der besprochenen rheinischen Grabsteine hat frühestens in der Spätzeit des Tiberius begonnen und im wesentlichen in claudischer Zeit gearbeitet.

Wir haben hier den Typ nur der Togastatue verfolgt. Er ist durch seine Festigkeit in der Überlieferung dazu am besten geeignet gewesen. Eine Zusammenstellung der sich römisch tragenden weiblichen Darstellungen und der Sitzfiguren aus der Provinz wird das Ergebnis schwerlich ändern, und die, die einheimische Tracht führen oder römische mit dieser mischen, machen südlichen Vergleich schwieriger.

Wie lernten nun die Mainzer Steinmetzen die römischen Vorbilder kennen? Rückte etwa die römische Bildhauerei ähnlich wie die Sigillata-industrie von Süden nach Norden über die Etappen Südgallien, Mittulgallien, Ostgallien nach dem Rhein vor?⁷¹ Dem war bestimmt nicht so. Denn vor allem ist ja das Tempo des Eindringens und die Art des Betriebes in beiden Gewerben grundverschieden.

Die Beobachtung, daß schon in der 1. Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts in Gallien und Germanien bis zum Rhein an den verschiedensten Stellen Togafiguren mit Köpfen, die von denen der Caesaren beeinflußt sind, jeweils im ortsanstehenden oder wenig weit her verfrachteten Material, allenthalben aber in verschiedener Art hergestellt wurden, läßt allein den Schluß zu, daß all diese Stellen nicht nacheinander von einander die Kenntnis des Typs erhielten, sondern daß dies höchstens ausnahmsweise und bei naheliegenden Orten der Fall gewesen sein mag, im großen und ganzen aber von einem Zentrum — eben dem Süden — aus strahlenartig die Kenntnis nach den verschiedenen Fund- und Herstellungsorten gelangt ist. Nur so erklärt sich die große Mannigfaltigkeit in der Ausführung der Togafiguren von Ort zu Ort in der Provinz zu gleicher Zeit.

Dieser Vorgang kann nur bei oberflächlicher Betrachtung auffallend erscheinen. Bedenken wir doch, daß — abgesehen von der raschen Romanisierung Galliens — in allen Garnisons- und Handelszentren im früheren ersten Jahrhundert noch zahlreiche Leute aus der südlichen Welt lebten, die ihre kulturellen Bedürfnisse verschiedenster Art auch in der Fremde zu befriedigen suchten. Wie manche uns verlorene Kaiserstatue in Kriegs- und Friedensgewand mag aus irgend einem sicher häufig vorkommenden Anlaß aufgestellt und dabei aus dem Süden bezogen worden sein, in Bronze sowohl — und die sind längst ein-

geschmolzen! — als auch Marmor. Das nördlichste uns bekannt gewordene Exemplar einer Toga-statue aus italischem Marmor ist in Langres gefunden⁷². Aber es ist durchaus nicht einzusehen, weshalb solche Denkmäler nicht auch bis nach Mainz gekommen sein sollten. Bedarf danach ist in der Garnison mit ihren Beziehungen nach dem Süden offizieller und privater Art doch kaum zu bezweifeln. Warum sollen nicht Statuen der Julier oder Claudier in Mainz gestanden haben?⁷³ Die Ingelheimer Figuren setzen in ihrer Frische, auch der Weisenauer Stein, unmittelbares Vorbild voraus. Nur so wird sich der starke Nachklang südlicher Plastik in ihnen erklären. Dabei verschlägt es nicht viel, ob wir in den Steinmetzen etwa ausgediente Soldaten oder zugewanderte Südländer sehen wollen, die zu Hause nicht weiter kamen, oder gar schon Einheimische, denen man die schlechtesten Exemplare der Grabsteine am liebsten zuweisen möchte.

Mit der einfachen Übernahme des römischen Vorbildes war es aber nicht getan. Interessant ist es, zu beobachten, wie verschieden man sich unter Umständen beim Aufgreifen römischer Formen und der Wiedergabe einheimischer Tracht verhielt. Jene konnten einfach nachgeahmt, diese mußte neu gebildet werden, und so wußten die Bildhauer bisweilen (Zwischengewand der Ingelheimer Frauen und Quintia) provinzielle Gebilde, also das für die römische Kunst Neue, in südlicher Art zu formen, bisweilen aber (sagum des Blussus) stellen sie es glatt und leblos daneben.

In ihrer engen zeitlichen und räumlichen Umgrenzung und durch die Möglichkeit, sie an die große Kunst des römischen Reiches anzuschließen, offenbaren die besprochenen bürgerlichen Grabsteine aus Mainz und Umgebung, daß es möglich ist, aus diesen bisher von der Kunstgeschichte und Archäologie wenig geschätzten Denkmälern wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte des Altertums zu gewinnen.

Ergibt sich doch für die tiberisch-claudische Zeit ein von südlicher Kunst inspirierter provinzieller „Kunstkreis“, dessen Zentrum Mainz, die Metropole der Germania superior, war. Seine äußerste Grenze aber zu bestimmen und seine Geschlossenheit in sich selbst voll zu erkennen⁷⁴, wird erst möglich sein, wenn wir auch die Militärgrabsteine der gleichen Gruppe heranziehen, eine Aufgabe, die hier zurückgestellt und einem weiteren Aufsatz vorbehalten bleiben muß.

Anmerkungen:

- ¹ Mainzer Zeitschrift XXII, 1927, S. 41 ff.
² Inventar Nr. 372—74. — Lehner, Führer durch das Altertumsmuseum zu Wiesbaden, S. 11 f.
 Erhaltene Höhe: Mann 1,70 m, Frau 1,65 m, Frauenbruchstück 0,59 m.

³ Period. Blätter 1853, Nr. 3, S. 12. — Nass. Annalen XII, 1873, S. 325, Nr. 17. — Mainzer Zeitschrift III, 1908, S. 32 (Schumacher).

⁴ Danach ist Mainzer Zeitschrift XXII, 1927, S. 53 zu berichtigen.

⁵ S. unten S. 273, Nr. 3. — Mainzer Zeitschr. XXII, 1927, S. 41 ff., Taf. I. — Espérandieu, Recueil général des bas-reliefs, statues et bustes de la Gaule romaine (weiterhin einfach Espérandieu zitiert) X, 7581, dazu S. 240 f.

⁶ S. unten S. 273, Nr. 2. Espérandieu VIII, Nr. 6138.

⁷ Nicht Marmor, wie Mainzer Zeitschrift III, 1908, S. 32 angegeben!

⁸ A. a. O.

⁹ Man sehe die einschlägigen Tafeln bei Hekler, Die Bildniskunst der Griechen und Römer. Stuttgart (1912).

¹⁰ Durch die Verkürzung täuscht hier die Photographie einen schlanken Arm und ein plumpes Handgelenk vor!

¹¹ Diese Deutung ist sicher der Annahme eines weiteren Gewandes vorzuziehen, das noch einmal hemdartig auf der Haut getragen sein mußte. Vgl. das focale der Legionare, z. B. Germania Romana², III, Taf. I, 1 u. IV, 5.

¹² Mainzer Zeitschrift XXII, 1927, S. 53 (Behrens).

¹³ A. a. O.

¹⁴ Im Museum Kreuznach. Espérandieu, VIII, Nr. 6138.

¹⁵ Mainzer Zeitschrift XXII, 1927, S. 41 ff., Taf. I. Espérandieu X, 7581, dazu S. 240 f.

¹⁶ Vgl. Mainz. Zeitschr. XXII, 1927, S. 42. Doch sind der Bausch und der cucullus zwei deutlich gegeneinander abgesetzte Stücke! Jener kommt aus dem Leibgewand heraus und ist ein Hals- und Schultertuch wie bei der Ingelheimer Frau, s. S. 271 und Anm. 11.

¹⁷ Germania Romana², III, Taf. XVI, 1. Espérandieu VII, 5823, dazu X, S. 38 und 45.

¹⁸ Also Kalk-, nicht Sandstein, wie Mainzer Zeitschrift III, 1908, S. 3 angegeben.

¹⁹ A. a. O. (Körper). — Mainzer Zeitschrift XXII, 1927, S. 53 (Behrens).

²⁰ Germania Romana², III, Taf. XV. Espérandieu VII, 5815.

²¹ Mainzer Zeitschrift XXII, 1927, S. 53 (Behrens).

²² Nach unserer Beschreibung sind Mützel-Behrens a. a. O. zu berichtigen.

²³ Für eine neue Aufnahme der Figur bin ich Herrn Prof. Dr. Krüger, Trier, zu Dank verpflichtet. — Hettner, Die römischen Steindenkmäler des Provinzialmuseums zu Trier, Trier 1893, Nr. 163. Espérandieu VI, 5229.

²⁴ Espérandieu IV, 3424. — Die weibliche Figur, a. a. O., 3423 ist leider zu sehr zerstört, als daß sie verwertet werden könnte.

²⁵ Espérandieu IV, 3188.

²⁶ Espérandieu IV, 3002.

²⁷ Espérandieu IV, 3230. Nach einer Photographie stellt sich die Statue wesentlich anders als die alte Zeichnung bei Espérandieu dar.

²⁸ Espérandieu IV, 3423—24

²⁹ Espérandieu III, 2292.

³⁰ Espérandieu IX, 7014.

³¹ Espérandieu III, 2108.

³² Espérandieu II, 1084.

³³ Espérandieu II, 1085.

³⁴ Espérandieu II, 1094.

³⁵ Espérandieu II, 1095.

- ³⁶ Espérandieu II, 1712.
³⁷ Espérandieu II, 1713.
³⁸ Espérandieu IX, 6940.
³⁹ Espérandieu II, 1046.
⁴⁰ Espérandieu III, 2688.
⁴¹ Espérandieu I, 465.
⁴² Espérandieu I, 207.
⁴³ Espérandieu II, 1038.
⁴⁴ Espérandieu I, 572.
⁴⁵ Espérandieu I, 652—53.
⁴⁶ Espérandieu I, 663.
⁴⁷ Espérandieu IX, 6907.
⁴⁸ Espérandieu IX, 6759.
⁴⁹ Espérandieu X, 7470.
⁵⁰ Espérandieu X, 7381.
⁵¹ Espérandieu VIII, 6121.
⁵² *Germania Romana*², III, Taf. XLV, 1.
⁵²^a Ansätze dazu bei Kluge-Lehmann-Hartleben, a. a. O., S. 66. Hula, Die Toga der späteren Kaiserzeit. — Wilson, The Roman toga, behandelt das Thema weniger historisch als antiquarisch.
⁵³ a. Rom, Thermenmuseum, von der Via Labicana. Rodenwaldt, Die Kunst der Antike = Propyläenkunstgeschichte Bd. III, S. 526. Hekler, Die Bildniskunst der Griechen und Römer, Taf. 172. — b. Florenz, Uffizien. A. a. O., Taf. 165, Fig. a. — c. Rom, Villa Borghese, a. a. O., Fig. b.
⁵⁴ Neapel. Kluge-Lehmann-Hartleben, Die antiken Großbronzen, III, Taf. XIX, Text II, S. 61.
⁵⁵ Augusteisch: M. Calatorius in Neapel, Nationalmuseum, a. a. O., II, S. 62, Abb. 3 und Hekler, a. a. O., Taf. 150 b. — Togastatue aus der Nähe von Rom. Berlin. Kurze Beschreibung der antiken Skulpturen im Alten Museum³, Nr. 341, Taf. 61. — Claudisch: Mammius Maximus in Neapel, Kluge-Lehmann-Hartleben III, Taf. XX, Text II, S. 65.
⁵⁶ Vatikan, braccio nuovo. Rodenwaldt, Die Kunst der Antike, Taf. XXIX, Hekler, a. a. O., Taf. 219 a. Delbrück, Bildnisse römischer Kaiser, Berlin 1914, Taf. XII.
⁵⁷ Jones-Litt, A catalogue of the ancient sculptures preserved in the municipal collections of Rome. The sculptures of the Palazzo dei conservatori. Oxford 1926. Scala II, 12, Taf. 12 Roma empfängt Hadrian, Relief. Scala IV, 1, Taf. 105, adlocutio des Hadrian.
⁵⁸ Curtius-Adler, Olympia. Die Ergebnisse der von dem Deutschen Reich veranstalteten Ausgrabung. III, 1894, Taf. 66, Fig. 3—5.
⁵⁹ S. o. — Espérandieu II, 1046.
⁶⁰ Septimius Severus und Julia Domna opfernd, Bernoulli, Römische Ikonographie (Stuttgart 1894) III, Taf. XV.
⁶¹ S. Anm. 53—55.
⁶² S. Anm. 55. In claudische Zeit gehören denn auch (vgl. o. S. 276) Espérandieu IV, 3002 aus Angers, 3230 aus Langres, 3424 Essarois, II, 1712 Agen, 1713 Brax, I, 572(?) Narbonne, X, 7470(?) Vaison, 7381 Mainz, eine Statue aus Bordeaux, Photographie des Kunstgeschichtlichen Seminars Marburg 35 658 (Kopf nicht zugehörig). Die Kenntnis dieser Aufnahme verdanke ich dem Röm.-Germ. Zentral-Museum in Mainz.
⁶³ Kluge-Lehmann-Hartleben, a. a. O., Text II, S. 66,
⁶⁴ S. 274.
⁶⁵ Delbrück, Antike Porträts, Bonn 1912, Taf. 35, 36,
³⁷ b. Hekler, a. a. O., Taf. 183.
⁶⁶ Hekler, a. a. O., Taf. 166 ff.
⁶⁷ A. a. O., Taf. 176 ff.
⁶⁸ A. a. O., Taf. 180 f.
⁶⁹ A. a. O., Taf. 181.
⁷⁰ Besonders vgl. man den Kopf der Sammlung Ny-Carlsberg, a. a. O., Taf. 179.
⁷¹ Ähnlich stellt sich Winter, Bonn. Jahrb. 131, 1926, S. 5 und 8 f., den Prozeß vor
⁷² S. o. S. 276, Anm. 27.
⁷³ Aus Köln stammt der überlebensgroße Porträtkopf aus Marmor, *Germania Romana*², IV, Taf. XLIII, Fig. 1.
⁷⁴ In der inferior sieht solcher Relietkopf eben anders aus: *Germania Romana*², IV, Taf. XLIV, Fig. 3, aus Deutz, Kalkstein.

DER BRONZEKOPF EINES JUGENDLICHEN SATYR

VON AUGUST FEIGEL, DARMSTADT

Das Hessische Landesmuseum in Darmstadt erwarb kürzlich einen römischen Bronzekopf, der vor einigen Jahren in Worms ausgegraben wurde und seither in dortigem Privatbesitz verborgen war. Es ist ein Stück von hoher Qualität, das weit über dem Durchschnitt der sonst hier üblichen provinzialrömischen Produktion steht und dessen Veröffentlichung ich gerne zu einem Dankesgruß für den hochverehrten Jubilar benutze (Taf. 27).

Dargestellt ist ein jugendlicher Satyr, dessen Brust teilweise mit einem Felle bekleidet ist und dessen malerische Haarlocken durch einen Epheukranz von freiplastisch gearbeiteten Blättern und Blütenbüscheln in üppiger Fülle geschmückt sind. Der Reichtum an Einzelformen war früher noch größer, da ursprünglich oben an der Stirne, dort wo die Haare ansetzen, noch zwei Bockshörnchen und unten am Unterkiefer noch zwei frei herabhängende Zoddeln vorhanden waren, von denen aber nur noch die Ansatzstellen sichtbar sind. Das Bocksartige, das durch Spitzohren und Haarsträhnen auf den Wangen betont ist, war also von Anfang an noch stärker hervorgehoben. Das Tierische wird aber überstrahlt durch menschliche Charakterisierung, die in ihrer Natürlichkeit uns unmittelbar und stark anspricht. Es ist ein junges Bürschchen, das zu Lausbubenstreichen aufgelegt, lebhaft den Kopf herumwendet, um Ausschau für einen neuen losen Streich zu halten. Ein Kerlchen, dem man nicht böse sein kann. Von seiner Art erwartet man eine größere Anzahl im Gefolge des Dionysos, die sich untereinander mit possierlichen Bocksprüngen und ihrem Gehörne bekämpfen und ihren Schabernack mit den alten Satyrn, die durch reichlichen Wein- und Liebesgenuß stumpf und griesgrämig geworden sind, treiben.

Das Büstchen hat eine Höhe von 12 cm. Eine dichte graugrüne Patina überzieht die oberen Teile wie mit einem feinen Staube, während bei der nackten Schulter und der Brust hier und da der goldige Glanz der schimmernden Bronze wie durch einen Schleier hindurchscheint. Aber auch von Anfang an war das Werkchen auf farbige Wirkung eingestellt und zwar durch reichliche Anwendung von Silber. Ein großes Stück des Felles ist mit Silber belegt. Die Brustwarze sowie die Blütendolden waren versilbert und besonders wirkungsvoll ist die Versilberung der Augen. Der Augapfel besteht aus Silber, das in die Augenhöhlen so hineingehämmert ist, daß die Pupille durch eine tiefschattende Höhle gebildet wird. Hierdurch wird eine reiche, lebendige Wirkung von starker Illusionskraft erzielt. Es sind Augen, die nicht starr nach einem Punkte eingestellt sind, sondern beständig die Blickrichtung wechseln. Es ist wohl der größte

Reiz des Werkchens, daß alle Einzelformen sowie die Gesamtkomposition dies rasch Bewegliche unterstreichen, und daß die raffinierte Gußtechnik ganz in den Dienst dieser Aufgabe gestellt wird. Der plastisch frei gearbeitete Epheukranz ist ein kleines Wunderwerk. Er verleiht dem Kopfe Zierlichkeit, reich bewegtes, malerisches Leben und steht in starkem Gegensatz zu den großen Flächen der Brust. Bei dieser wiederum sind die beiden Seiten, links nackt und rechts Fell, gegensätzlich behandelt. Zwischen dem Fell rechts unten und dem Epheukranz links oben ziehen sich in breiter Diagonale die flächig gehaltenen nackten Teile von Brust, Schulter, Hals und Wangen: eine diagonale Kompositionsweise, die man allenthalben in späteren Zeiten der Kunstepochen findet.

Zu welchem Zwecke diente das Köpfchen? Ich nehme an, daß es auf ähnliche Weise an der Kopflehne eines römischen Speisesofas befestigt war, wie die Büste eines alten Silen auf dem Taf. 28 wiedergegebenen Stücke aus Paris¹. Die fast kreisrunde Komposition der unteren Brustpartie, die Bewegung des Kopfes nach rechts, der Epheukranz sind ganz ähnlich. Die senkrecht abgeschnittene Rückseite war für die Attachierung an einer glatten Fläche erforderlich. Die malerische Ausgestaltung der Büste und besonders die reiche Versilberung passen in eine ähnlich reich tauschierte Unterlage, wie wir es bei dem Pariser Stück sehen. Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß unser Köpfchen ursprünglich ebenfalls an einem Speisesofa befestigt war. Das Thema: Der junge sinnfrohe Satyr, eignet sich ja sehr gut für dieses Möbel, das für fröhliche Gelage bestimmt war. In späterer Zeit wurde das Büstchen von dem Sofa weggenommen; man goß seine Höhlung mit Blei aus und scheute sich nicht, den Bleiklumpen nach hinten weit herauswachsen zu lassen. Anscheinend sollte nun das Köpfchen zu einem Laufgewicht an einer Waage benutzt werden und aus diesem Grunde mußte man sein Gewicht durch den beigegebenen Bleiklumpen erhöhen. Auch bohrte man an dem Scheitel des Kopfes eine Öffnung und brachte dort eine Eisenöse an, die aber nicht mehr vorhanden ist, sondern nur durch die Rostspuren vermutet werden kann.

Die Ähnlichkeiten mit der Büste des alten Silen können nicht zufälliger Art sein. Wenn das Pariser Stück wirklich kleinasiatischer Herkunft und spät-hellenistischer Arbeit ist, so deutet das die Ursprungsheimat an, woher letzten Endes dieser Typ gekommen ist, der dann in Rom und in Gallien weiter gepflegt wurde. Ich weise hier auf einen Pferdekopf hin (Abb. 1), der ebenfalls von einem Speisesofa stammt, auf gallischem Gebiete gefun-

den wurde und heute im Britischen Museum in London unter der Nr. 2562 verwahrt wird. Mein Assistent Herr Dr. Merten machte mich auf dieses Stück und seine Ähnlichkeiten mit dem Darmstädter Köpfchen aufmerksam, die m. E. so groß sind, daß man mindestens gleiche Gießhütte, wenn nicht sogar denselben Künstler annehmen muß. Die ganze meisterhafte Art der Komposition, die dem Auge viele Ansichten bietet und es zwingt, das Werk von allen Seiten zu besichtigen, es gleichsam abzutasten, um den künstlerischen Wert voll ausschöpfen zu können (ein Nachteil für den Photographen, der bei beiden Stücken keinen ganz befriedigenden Erfolg erzielen konnte), das momentane Herumreißen des Kopfes, das Herauskommen aus der glatten Rückwand, die lebendigen Augen, der geöffnete Mund mit den sichtbaren Zähnen, der reiche Epheukranz, all das ist ganz ähnlich. Ebenso die reichliche Verwendung von Silber, besonders bei den Augen. Auch die Patina der beiden Stücke stimmt überein und weist auf die gleiche Zusammensetzung der Bronze hin. Wo ist die Werkstatt zu suchen, aus der die beiden Werke hervorgingen? Ich vermute in Gallien, wohin ja der Fundort des Pferdekopfes weist. Die besonders feine, ja raffinierte Art, wie die Augen gestaltet

sind, bringt die beiden Stücke in eine Reihe von kaiserzeitlichen Bronzen, die Neugebauer anlässlich der Besprechung der Statuette des Narkissos von Mechttersheim zusammengestellt hat (87. Berliner Winkelmannsprog. S. 13 f.). Denn auch „sie bestehen aus in die Höhlen hineingehämmerten Silbereinlagen. Die Iris erhebt sich in flacher Wölbung über die Umgebung, die Pupille aber ist als eine mäßig tiefe Mulde leer gelassen.“ Es ist dieselbe Art der Technik, die den Augen des jugendlichen Satyrn und auch des Pferdes einen so lebendigen, man möchte fast sagen beseelten Ausdruck verleiht. Der neugefundene Darmstädter Kopf aus dem römischen Worms reiht sich der Qualität nach würdig den beiden hervorragenden Bronzen aus nächster Nachbarschaft an, dem Narkissos von Mechttersheim und dem prachtvollen Zentaurenkopf von Schwarzenacker im Museum zu Speyer. In der barocken Auflösung der Form steht er letzterem am nächsten.

Anmerkung:

¹ Die Abbildung ist entnommen der Monatsschrift Pantheon Jahrg. 1930 4. Heft. Aufsatz: „Ein römisches Speisesofa“, von Adolf Greifenhagen.



Abb. 1: Pferdekopf von einem Speisesofa. London, Brit. Mus.

EIN FRÜHKAISERZEITLICHER PRUNKSPORN VON DER DONAUGRENZE

VON MARTIN JAHN, BRESLAU

Hampel hat 1905 in seinem grundlegenden Werke über die frühgeschichtlichen Altertümer Ungarns einen Sporn veröffentlicht¹, dessen einzigartige Stellung und Bedeutung bisher von der Forschung, wie mir scheint, noch nicht genügend gewürdigt worden ist. Ich bin auf das wichtige Stück erst nach meiner Veröffentlichung über den Reitersporn² aufmerksam geworden und benutze daher gern die Gelegenheit, in dieser Festschrift zu versuchen, den Sporn aus einer ihm fremden Umgebung zu befreien und seinen wirklichen Altersgenossen und Verwandten zuzuführen, selbst wenn er dadurch um wenigstens 800 Jahre älter wird, als Hampel angenommen hat.

Über die näheren Fundumstände des Sporns ist nichts bekannt. Er wurde 1895 von dem Ungarischen Nationalmuseum in Budapest aus der Sammlung Lanfranconi in Preßburg erworben. Die meisten Stücke dieser Sammlung stammen aus der Umgebung dieser Stadt oder wurden bei Baggerungen in der Donau gefunden. Der Sporn (**Abb. 1**) besteht aus Silber. Sein schlanker, vierkantiger Stachel ist nach oben gebogen und mit vier eingetieften Kreisen verziert. Der lange, breite und fast gerade Bügel des Sporns besteht aus Silberblechhülsen, in welche die Enden der Halteriemen hineingeschoben wurden. Die Außenwände der Hülsen sind durchbrochen gearbeitet, sodaß das Braun des Leders den Grund bildete, von dem sich die ausgeschnittenen silbernen Muster gut abhoben. Die beiden Halteriemen wurden durch einen Kranz von Nietten am Rande der kreisförmigen Endscheiben mit dem Sporenbügel verbunden. Eine genauere Beschreibung des Sporns erübrigt sich, weil die aus dem Hampelschen Buche übernommenen Abbildungen alle Einzelheiten klar erkennen lassen.

Hampel schreibt den Sporn „dem karolingischen Geschmackskreise“ (Bd. I, S. 260) oder „der sogenannten karolingischen Renaissance“ (Bd. I, S. 818) zu, ohne sich näher über seine Gründe hierfür auszusprechen. In der Tat ähneln die langen und gerade gestreckten Bügelarme und damit der ganze Bau des Stückes karolingischen Sporen³, bei denen reiche Ausschmückung der Bügel nicht ungewöhnlich ist und auch eine ganz einfache, kleine Stachelform wieder auflebt. Trotzdem führt aber eine genaue Prüfung des Sporns zu dem Ergebnis, daß diese Ähnlichkeiten rein äußerliche und zufällige sind und daß der Stilcharakter

des Prunkstückes nicht der Karolinger- sondern der frühromischen Zeit entspricht.

Schon die schlanke, in eine scharfe Spitze auslaufende Form des Stachels unterscheidet sich von den stumpferen Stacheln der Karolingerzeit, ist aber kennzeichnend für die Spät-La-Tène-Zeit und den Beginn der Kaiserzeit. Die Vierkantigkeit des Stachels tritt am Ende der Spät-La-Tène-Zeit insbesondere bei germanischen Sporen auf, verliert sich aber bereits im ersten nachchristlichen Jahrhundert (Jahn, *Der Reitersporn*, S. 14 und 41). Auf die gleiche kurze Zeitspanne ist auch die Krümmung des Stachels nach oben im allgemeinen beschränkt (Jahn a. a. O., S. 11, Abb. 5–7 aus Stradonitz in Böhmen; S. 16, Abb. 12 aus Malente, Gebiet Lübeck). Selbst die Verzierung der Stachelbasis mit eingetieften Kreisen ist für diese Zeit belegt. Ein einzeln in Kosir bei Prag gefundener Bronzesporn vom Ende der Spät-La-Tène-Zeit zeigt an der gleichen Stelle wie unser Silbersporn zwei eingetiefte Kreise mit je einem Punkt in der Mitte⁴. Bei einem gleichalten Eisensporn aus Ronsden, Kreis Graudenz (Jahn a. a. O., S. 15, Abb. 11) sind die Kreise von dem Stachel auf den anschließenden Bügelteil herabgerutscht.

Die breite Bandform des Sporenbügels ist kennzeichnend für eine Gruppe von Sporen, die einmal mit Ösenenden im Ostalpengebiet (z. B. Watsch in der Krain, Jahn a. a. O., S. 74, Abb. 75) und dann mit Nietenden im westgermanischen Unterelbegebiet (z. B. Körchow in Mecklenburg, Jahn a. a. O., S. 21, Abb. 16 und S. 22) vorkommt. Sie gehören in die Zeit um Christi Geburt. Ein im Neuruppiner Museum befindlicher Eisensporn dieser Gruppe (**Abb. 2**) kommt unserem Prachtsporn noch näher, weil die Bügelenden kreisförmig ausgestaltet und von den Bügelarmen abgesetzt sind (Jahn a. a. O., S. 74, Abb. 76 und S. 73). Ich führte in meiner Sporenarbeit dieses Stück gemäß einer alten Notiz von Begemann unter der Angabe: „Fundort unbekannt“ auf. Der jetzige Leiter des Neuruppiner Museums, Professor Weisker, teilte mir jedoch freundlichst mit, daß diese Angabe Begemanns zweifellos auf einem Irrtum beruhe, weil auf einem an dem Sporn angehefteten Kärtchen von Begemanns Hand geschrieben sei: „Gefunden bei einer Urne zu Busow, Kreis Anklam, 1842“. Stammt der Sporn in der Tat aus diesem vorpommerschen Orte, so gehört er demselben westgermanischen Kulturkreise an,

wie die verwandten Korchower Sporen und ist ebenso wie diese ein Zeugnis des Einflusses des Ostalpengebietes auf Mittel- und Norddeutschland zu Beginn unserer Zeitrechnung.

Stimmt auch der Silbersporn in den Grundzügen mit dem Busower überein, so weist er andererseits in die Augen fallende Abweichungen auf. Sehen wir vorläufig von den Unterschieden im Material und in der Ausschmückung ab, die mehr qualitativ als generell sind; fremdartig wirkt bei dem Budapestener Sporn der langgestreckte, den Fuß des Reiters weithin umfassende Bügel, gegenüber den sonst in dieser Zeit üblichen weit geöffneten und kurzen Bügelarmen. Ebenso eigenartig ist die Be-

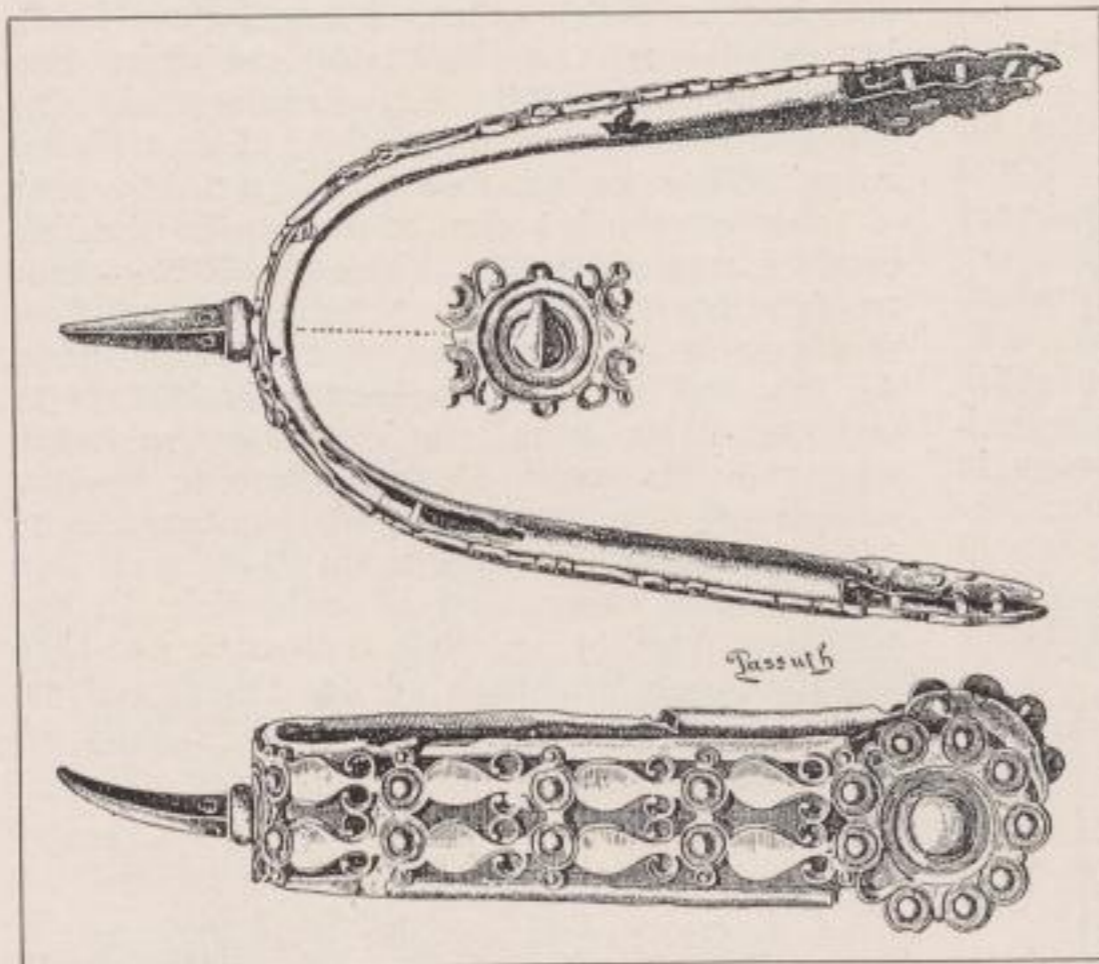


Abb. 1: Silbersporn aus Ungarn.

festigung der Riemen. Weder die provincialrömischen Ösenenden, noch die bei den westgermanischen Stücken auftretenden derben Einzelnieten sind hier verwendet. Der gewölbte große Kopf in der Mitte jeder Endscheibe des Silbersporns täuscht nur eine Hauptniete vor; in Wirklichkeit sitzen die Nieten an der Peripherie der Endscheiben, rings um den Mittelbuckel herum und tragen kleinere Nietköpfe in kleinen, kreisförmigen Nietenplatten. Diese Vielzahl der Nieten und die hohle Ausbildung des Bügels sind ganz ungewöhnlich. Nimmt man dazu die für einen Sporn einzig-dastehende Verwendung von Silber und die prunkvolle durchbrochene Verzierung der Bügelarme, so tritt klar zu Tage, daß der Verfertiger dieses Prunkstückes ein Meister seines Faches war, der mit voller Absicht etwas ganz Herausfallendes schaffen wollte, nicht nur durch Verwendung von Edelmetall und geschmackvollen Mustern, son-

dern auch durch neuschöpferische Um- und Ausgestaltung einer geläufigen Sporenform.

Aber auch die für einen Sporn so eigenartige Verzierung der Bügelarme spricht mit Sicherheit für seine Entstehung im 1. nachchristlichen Jahrhundert. Das Hauptmotiv des durchbrochenen Musters bilden die gewissermaßen auf eine Fläche projizierten vasenartigen Profilierungen, wie sie plastisch an Henkeln der spätlatènezeitlichen Bronzeimer, an Riemenzungen, Trinkhornendbeschlägen und anderen Beschlagstücken des frühen ersten Jahrhunderts auftreten. Die abgeplatteten „Vasen“ treten als Ziermotiv gleichfalls im 1. Jahrhundert sowohl bei den Römern wie bei den Germanen häufig auf und bilden somit ein wertvolles Datierungsmittel. Auf Beschlagflächen von Gürteln, Schnallen, Trinkhornrändern und -ketten, Schildfesseln u. a. treffen wir sie immer wieder an (vgl. z. B. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen, S. 188 f., Abb. 206, 207 und 215). Die Ränder der „Vasen“ biegen sich gern nach außen um wie die Kelchblätter einer Blüte, ober- und unterhalb des Vasenkörpers sitzen gewöhnlich kreisförmige Nietplatten mit schwach gewölbten kreisförmigen Nietköpfen. Ich sehe hier davon ab, eine große Anzahl von Beispielen solcher Beschläge aus dem einschlägigen Schrifttum aufzuzählen und weise nur auf die Tafel XIII von Ritterlings Veröffentlichung des frühromischen Lagers bei Hofheim im Taunus⁵ hin, weil dort eine ganze Reihe verschiedenartiger Beschlagplatten zusammengestellt ist, die alle das Vasenmotiv tragen. Bei unserem Silbersporn liegen die „Vasen“ in zwei horizontalen Reihen nebeneinander, ihre kelchblattförmigen Ränder sind besonders stark rankenartig umgebogen. Die „Vasen“ werden bezeichnender Weise auch hier von kreisförmigen Platten mit flach gewölbten runden Mittelköpfen eingeschlossen. Der Silberschmied hat dieses Kreisscheibenmotiv an dem Sporn besonders zahlreich verwendet. Es kommt an diesem einen Stück nicht weniger als 56 mal in drei verschiedenen Größen vor.

Für die Frage des Herstellungsgebietes unseres Prunksporns ist es von Bedeutung, daß Geräte und Schmucksachen mit dem Vasen- und Kreisscheibenmotiv am häufigsten in Böhmen vorkommen. Almgren hat in seiner wichtigen Arbeit über die Bedeutung des Markomannenreiches in Böhmen für die Entwicklung der germanischen Industrie in der frühen Kaiserzeit⁶ in klarer Weise dargelegt, wie sich in Böhmen am Beginne unserer Zeitrechnung eine eigenartige Mischkultur, be-

stehend aus keltischen, provinzialrömischen — insbesondere norischen — und germanischen Bestandteilen, herausgebildet hat. Außer den von Almgren nach dem Pic'schen Tafelwerk über die Urnengräber Böhmens aufgezählten Altsachengruppen

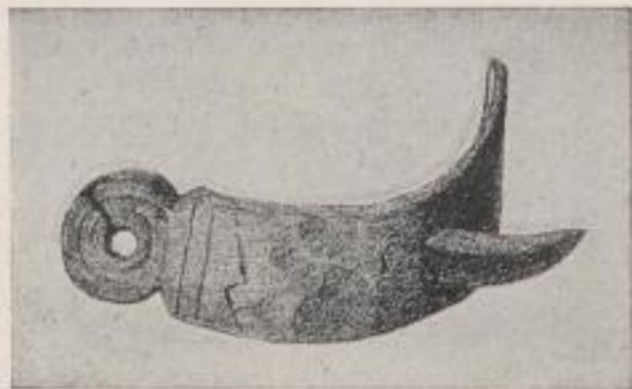


Abb. 2: Eisensporn.

mit den erwähnten Stilmotiven sei besonders die durchbrochene Zierplatte von Dobrichow Pichora (Pic, a. a. O., Taf. 66, 6) hervorgehoben, welche die Vasenform mit den gleichen, weitumgebogenen Kelchranken und das Kreisscheibenmuster ebenfalls in verschiedener Größe nebeneinander aufweist wie der Silbersporn. Sie ist daher stilistisch unserem Prunkstück aufs nächste verwandt. Noch besser zeigt diese Verwandtschaft ein soeben in der Sudeta VI, 1930, S. 53 veröffentlichtes Schnallenblech aus Pitschkowitz in Böhmen. Ziehen wir in Betracht, daß die Machtsphäre des Markomannenreiches bis an die Donau, ja zeitweilig über diesen

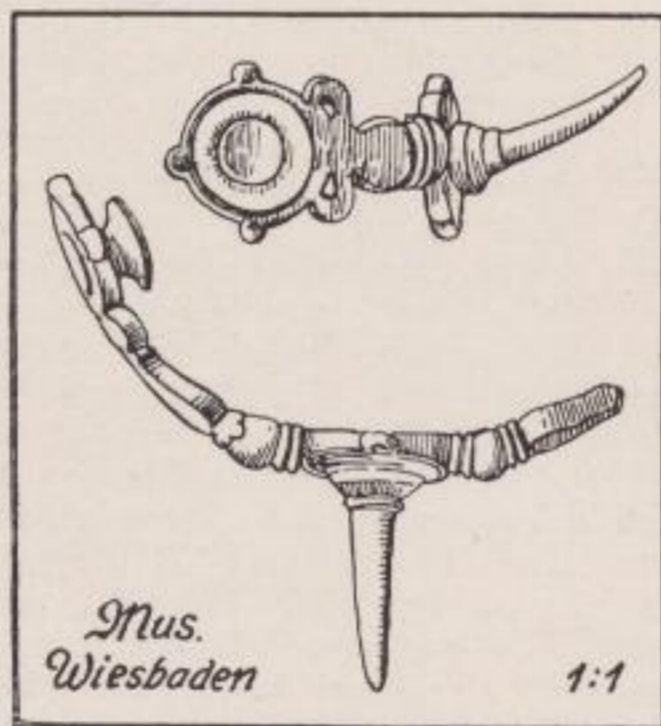


Abb. 3: Bronzesporn.

Grenzstrom hinaus reichte⁷, daß z. B. in Mannersdorf in Niederösterreich am Leithagebirge in einem Germanengrabe eine Schildfessel mit dem Vasenmotiv gefunden wurde⁸, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß der Silbersporn am ehesten diesem

norisch-böhmischen Mischstil zuzuschreiben und daher nicht allzuweit von seinem vermutlichen Fundort bei Preßburg entstanden ist.

Es ist ein Verdienst Schumachers, die Verwandtschaft einer germanischen Kulturgruppe in der Nähe der Neckarmündung mit dem böhmischen Kulturkreis aufgedeckt und die swebische Stammesverwandtschaft der Träger beider Kulturen nachgewiesen zu haben⁹. Auch das Vasen- und Kreisscheibenmotiv kommt bei den Neckarsweben vor. Es ist nun interessant, daß sich im Wiesbadener Museum¹⁰ ein Bronzesporn (Abb. 3) befindet, der eine vereinfachte Weiterbildung des Preßburger Silbersporns darstellt. Das Vasenmotiv ist fast zur Unkenntlichkeit verwaschen, die umgebogenen Kelchranken zu durchlocherten Scheiben verkümmert. Der Sporn dürfte daher am ehesten in die Zeit um 100 n. Chr. zu setzen sein. Bei den kreisförmigen, in provinzialrömischer Nietart ausgebildeten Endscheiben erinnern aber noch — ebenso wie bei der Sockelscheibe des gebogenen, langen Stachels — kleine Kreisvorsprünge an den Kranz von kleinen Scheiben und Vorsprüngen des Silbersporns. Der nähere Fundort des Wiesbadener Sporns scheint nicht bekannt zu sein, doch dürfte er im Main-Rheingebiet zu suchen sein. Ob die engen Beziehungen der Neckarsweben mit den swebischen Markomannen beim Auftreten dieser Sporenform am Rhein noch eine Rolle gespielt haben, oder ob nicht eher der unmittelbare Verkehr und Kulturaustausch zwischen den römischen Provinzen an der Donau und am Rhein hier ausschlaggebend gewesen ist, lasse ich dahingestellt.

Anmerkungen:

¹ J. Hampel, *Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn* Bd. I, S. 260, Abb. 628 und S. 818 f., Bd. II, S. 760 f., Bd. III, Taf. 448, 1.

² M. Jahn, *Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung*. Mannus-Bibliothek Nr. 21. Leipzig 1921.

³ Vgl. z. B. Lindenschmit, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* Bd. V, Taf. 42.

⁴ Jelinek, *Wiener Anthropologische Mitteilungen* XXI, S. 33, Abb. 75.

⁵ *Nassauer Annalen* Bd. 40 (1912).

⁶ *Mannus* V, 1913, S. 265 ff.

⁷ Reinecke, *Korrespondenzblatt für Anthropologie* 1918, S. 49.

⁸ *Wiener Prähistorische Zeitschrift* III, 1916, Taf. VIII, 800.

⁹ Schumacher, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* Bd. V, S. 370—376 mit Taf. 64 und S. 409—415 mit Taf. 70.

¹⁰ *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* II, 1, Taf. VII, 1—1 a.

SPÄTRÖMISCHE KERBSCHNITTSCHNALLEN

VON GUSTAV BEHRENS, MAINZ

Die spätrömischen Kerbschnittschnallen, sowie die mit ihnen zusammen zu Gürtelgarnituren gehörenden Gürtelbeschläge, Stege und Riemenzungen, haben begreiflicherweise schon lange das Interesse der Archäologen und Kunsthistoriker erweckt. Infolgedessen ist die Literatur* darüber sehr groß. In erster Linie hat man sie allerdings stilkritisch als kunstgewerbliche Erzeugnisse gewürdigt. Riegl (1901), Salin (1904), Scheltema (1923), Zimmermann (1923) u. a. haben erkannt und nachgewiesen, daß die Kerbschnittschnallen (samt den zugehörigen Beschlägen und Riemenzungen, was im folgenden nicht immer ausdrücklich betont sei) Erzeugnisse weströmischer Fabriken aus dem 4. Jahrhundert sind, die deutlichen Einfluß germanischen Geschmacks zeigen. Scheltema (S. 165) schließt hieraus

sogar, daß sie von germanischen Legionssoldaten getragen worden seien. Wenn wir uns ein klares Bild über die damit angeschnittenen Fragen machen wollen, müssen wir zuerst die Verbreitung (die Salin S. 127 Fußnote 1 schon angedeutet hat), die Fundverhältnisse im einzelnen und die Zeit der Schnallen untersuchen. Es seien deshalb zu der Verbreitungskarte (Abb. 1) nicht nur die aufgezählten Fundplätze, sondern auch die leider nur zu selten bekannten Fundumstände und Mitfunde kurz behandelt. Sowohl auf die Karte, als auch in den Fundkatalog** ist noch eine Gruppe von Fibeln aufgenommen, die, soweit ich sehe, noch niemals mit den Kerbschnittschnallen in Beziehung gesetzt worden sind, nämlich die kerbschnittartig verzierten gleichseitigen Fibeln Niedersachsens und Englands.

* Abkürzungen der öfters zitierten Werke:

Album Caranda = Moreau, Frédéric, Collection Caranda, Album des principaux objets recueillis dans les sépultures de Caranda (Aisne) pendant les années 1873, 1874 und 1875. Saint-Quentin 1877 ff.

Altertümer = Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalen zusammengestellt und herausgegeben von dem Römisch-Germanischen Central-Museum durch L[udwig] Lindenschmit. I—V 1858—1911.

Boulanger = Boulanger, Cl., Le Mobilier Funéraire Gallo-Romain et Franc en Picardie et en Artois. Paris 1902—05.

Brit. Mus. Guide 1923 = British Museum, A Guide to the Anglo-Saxon and Foreign Teutonic antiquities, London 1923.

Brown = Brown, Baldwin, The arts in early England IV: Saxon art and industry in the pagan period, London 1915.

Hahne, Anderlingen = Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover, umfassend die Zeit 1. April 1907—1908. S. 22/23, Taf. VI—VIII.

Hampel = Hampel, J., Die Alterthümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Braunschweig 1905.

Lindenschmit, Handbuch = Lindenschmit, L., Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Übersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Braunschweig 1880—1889.

Pilloy = Pilloy, J., Etudes sur d'anciens lieux de sépultures dans l'Aisne. I 1886, II 1895, III 1912.

Plettke = Plettke, A., Ursprung und Ausbreitung der Angeln in Sachsen. (Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen. Bd. III, H. 1, 1921.)

Riegl I = Riegl, A., Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn. Wien 1901.

Riegl I Neudruck = Riegl, A., Spätrömische Kunstindustrie. Wien 1927.

Riegl II = Riegl, A., Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn. T. II: Kunstgewerbe des frühen Mittelalters, bearb. von E. H. Zimmermann 1923.

Salin = Salin, B., Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904.

Scheltema = Scheltema, F. Adama van, Die altnordische Kunst. Berlin 1923.

Strena Buliciana = Strena Buliciana. Commentationes gratulatoriae Francisco Bulić . . . oblatae a discipulis et amicis. Zagreb 1924.

Undset = Undset, J., Archäologische Aufsätze über süd-europäische Fundstücke. VI: Alterthümer der Völkerwanderungszeit in Italien. (In: Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 23, 1891, S. 14 ff.)

Werner = Werner, J., Spätrömische Gürtelgarnituren in Keilschnitt-Technik aus Niederösterreich. (Jahreshefte d. Österr. Archäol. Institutes in Wien. Bd. 26, 1930, H. 1, S. 53 ff.)

** Bei der Zusammenstellung dieses Kataloges hatte ich mich der Unterstützung vieler Fachgenossen zu erfreuen, in ganz besonders uneigennützig Weise stellten mir die Herren Zeiß-Frankfurt und Alföldi-Budapest ihr Material zur Verfügung.

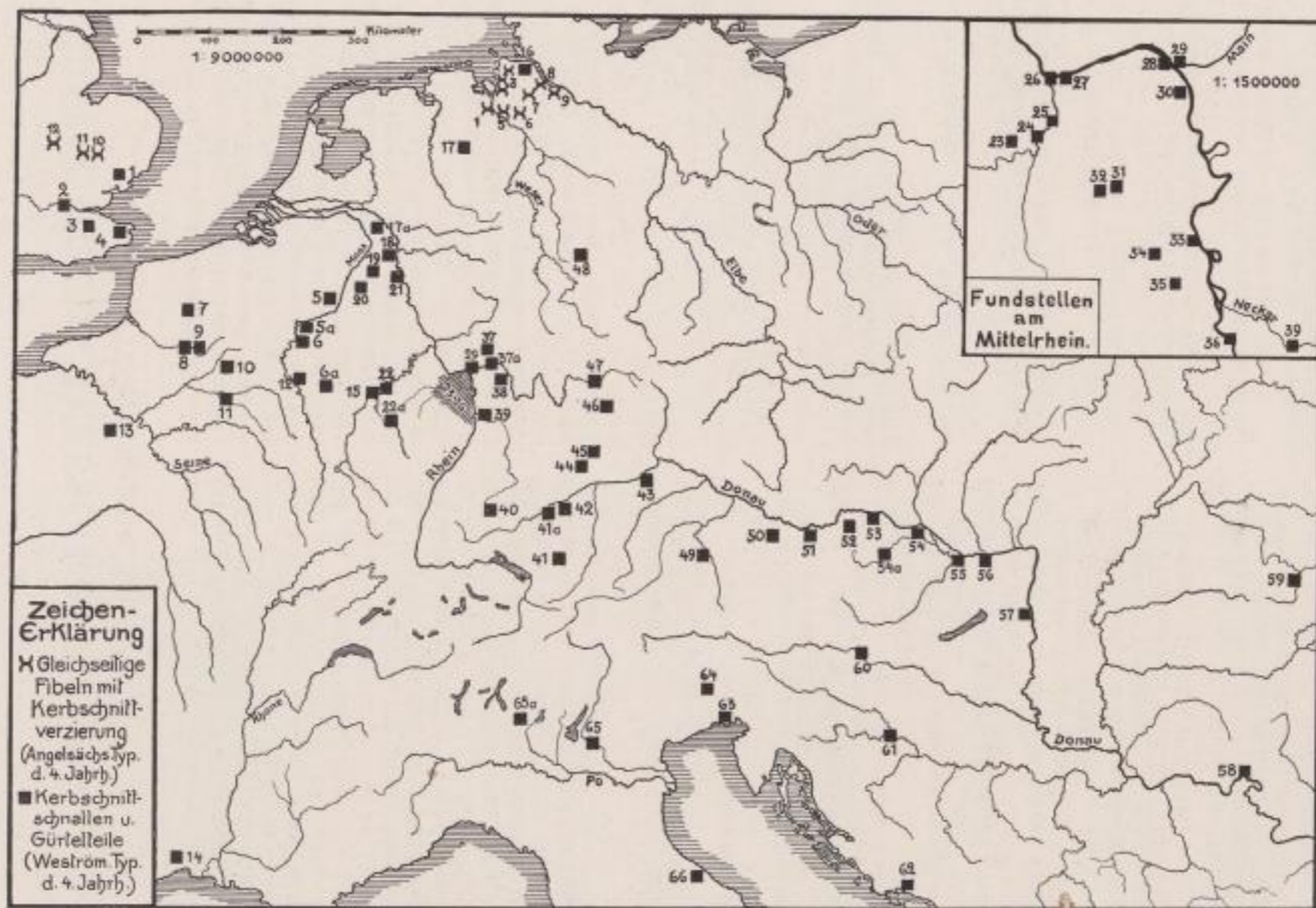


Abb. 1: Karte der Verbreitung der Kerbschnittschnallen und gleichseitigen Fibeln.

1. Kerbschnittschnallen.

England.

1. Ixworth bei Ipswich (Suffolk): Riemenzunge. Museum Oxford. — Åberg, Anglo-Saxons in England. 1926, S. 14, Fig. 15.
2. London-Smithfield: Schnalle im Viereck. Brit. Mus. London. — Altertümer I, VIII 7, 2. Lindenschmit, Handbuch S. 369, Fig. 363 auf Taf. 7. Roach Smith, Collect. antiqua IV, Taf. 42. Brown Taf. CLI, 1. Brit. Mus. Guide 1923 S. 9 Abb. 4.
3. Snodland (Kent): Teil einer Kerbschnittschnalle im Viereck, mit zwei gravierten Köpfen und Niello-Verzierung. Brit. Mus. London (1928).
4. Richborough: Schnalle im Viereck (Abguß 1691 im RGZM).
- 4 a. „Kent“: Große Schnalle mit 2 Dornen, Gegenbeschlag und 2 Haften mit einhängenden Ringen. Slg. Lord Grantley, früher Slg. Forman. — Katalog der Ausstellung im Burlington Club London (Juni/Juli 1930) S. 31 Case D No. 1. — **Taf. 29 A.**
- 4 b. Fundort unbekannt: Beschlag. Brit. Mus. London. — Brit. Mus. Guide 1923 S. 9 Abb. 3.
- 4 c. Fundort unbekannt: 2 Beschläge. Slg. Mayer Liverpool. — Brown, Taf. CLI, 2.
- 4 d. Traprain (Schottland): Kreisförmige und schmale Riemenzunge aus Silber. Mus. Edinburgh. — Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland 54, 1920 S. 121 Abb. 44. Curle, The Treasure of Traprain, Glasgow 1923. Germania 1925 Heft 3, Abb. 2 auf Beilage.

Belgien.

5. Tongres: 2 Schnallen und 1 Beschlag. Mus. Brüssel. — Nachweis von Zeiß.
- 5 a. Samson: Riemenzunge (ferner Schnallen, Beschläge, Stege und Riemenzunge mit Gravierung). — Annales de la soc. arch. de Namur. VI, Taf. IV, 8; V, 2—3.
6. Furfooz: Grab 1: Schnalle im Viereck und 5 Beschläge. — Grab 2: Riemenzunge. Museum Namur. — Annales de la soc. arch. de Namur. XIV, 1878 Taf. II.
- 6 a. Florenville-Chamcleux, Prov. Luxembourg (Belgien): 2 Beschläge. Mus. Brüssel. — Ann. de la soc. d'archéol. de Bruxelles 8, 1897 S. 23 (Nachweis von Zeiß).

Frankreich.

7. Rouvroy (Pas-de-Calais): Schnalle im Viereck. — Pilloy I, S. 58, 73 Taf. II, 4.
8. Misery (Picardie): Schnalle. Mus. Péronne. — Rigollot, Recherches histor. sur les peuples, qui envahirent les Gaules en V. siècle. Taf. X und XI; Lindenschmit, Handbuch Taf. II, Fig. 327.

9. Vermand (Aisne): Vergoldete Schnalle, Riemenzunge und Beschläge; Schnalle und 4 Beschläge, Riemenzunge; Schnalle und Gegenbeschlag, Riemenzunge. — Eck, Les 2 cimetières gallo-romains de Vermand et de St. Quentin Taf. 15, 4. Bou langer, Mobilier funéraire S. XXV, Taf. 19. Lindenschmit, Handbuch S. 363, Abb. 327 auf Taf. 2. Pilloy II, Taf. 21, 1; 15, 8 und 9; 14, 4; und Farbtafel.
10. Monceau-le-Neuf, Arr. Vervins (Aisne): Schnalle, 2 Beschläge, Riemenzunge. — Pilloy III S. 99 ff. Taf. IV, 1—4.
11. Ancy, Territoire de Limé (Aisne): Schnalle, 2 Beschläge, Steg. — Album Caranda Nouv. Sér. Taf. 65, 1—3.
12. Sedan (Ardennes): Schnalle mit wenig Kerbschnitt am Bügel. — Salin Abb. 338.
13. Houdan (Seine et Oise): Schnalle, 4 Beschläge, Riemenzunge. — Roach Smith, Collect. antiqua IV S. 183, Taf. 43.
14. Substantion, Gem. Castelnau-le-Lez (Hérault): Schnalle in Viereckplatte und Gürtelbeschlag. Mus. Montpellier. — Nachweis von Zeiß. — **Abb. 5.**

Luxemburg.

15. Wasserbillig (Gem. Merterts): Schnalle mit großer Kerbschnittplatte. Mus. Trier. — Hettner, Führer S. 92 unten Nr. 1. Riegl I, Taf. XIX, 2.

Deutschland.

16. Hemmoor (Kr. Neuhaus a. d. Oste): Schnallenbügel und Bruchstück des zugehörigen Dorns. Mus. Geestemünde. — Plettke, Taf. 13, 21.
17. Herbergen (Amt Kloppenburg, Oldenburg): Schnalle mit doppeltem Dorn und Beschlagplatte; Schnallenbügel mit Niello verziert. Schloß-Mus. Oldenburg. — **Taf. 29 B.**
- 17 a. Kalkar, Monterberg (Kr. Kleve): „spätromische Keilschnittbronzen“. Mus. Düsseldorf. — Nachweis von Zeiß.
18. Gellep (Kr. Krefeld): Aus mehreren Gräbern, deren Beigaben nicht getrennt gehalten wurden, stammen: 5 Schnallen von verschiedener Form mit hinzugehörigen Beschlägen, Stege, 2 Riemenzungen u. a. Mus. Essen. — **Taf. 30 und 31.**
19. Katzem (Kr. Erkelenz): Große Kerbschnittschnalle mit Gegenbeschlag. Heimatmuseum Erkelenz.
20. Rimburg (Landkr. Aachen): Kerbschnittschnalle. Mus. Aachen.
21. Köln, Apernstraße: 4 Beschläge, 1 Steg. Wallraf-Richartz-Museum, Köln. — Fremersdorf, Prähist. Zeitschr. XVIII, 1927, S. 287, Taf. 37, Abb. 28.

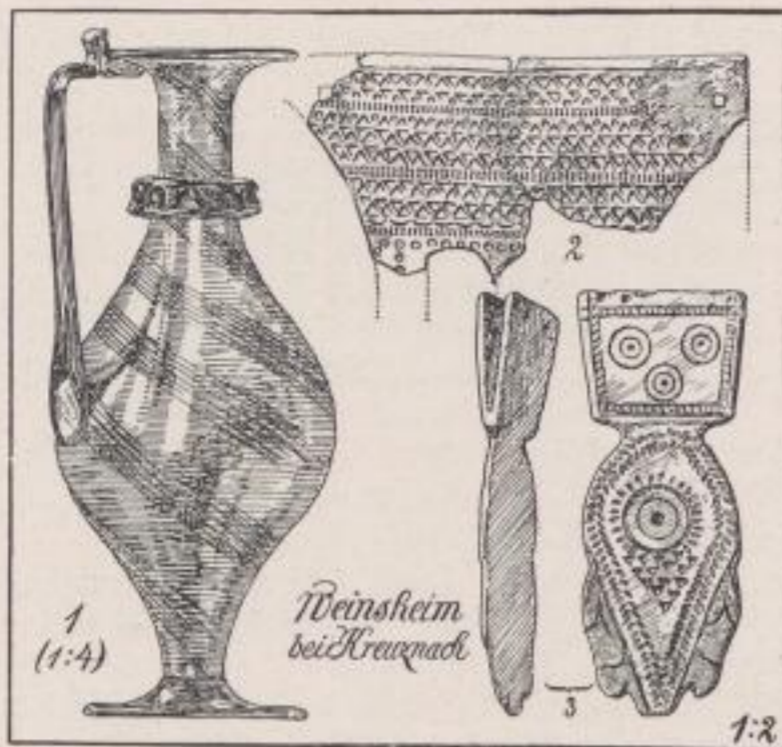
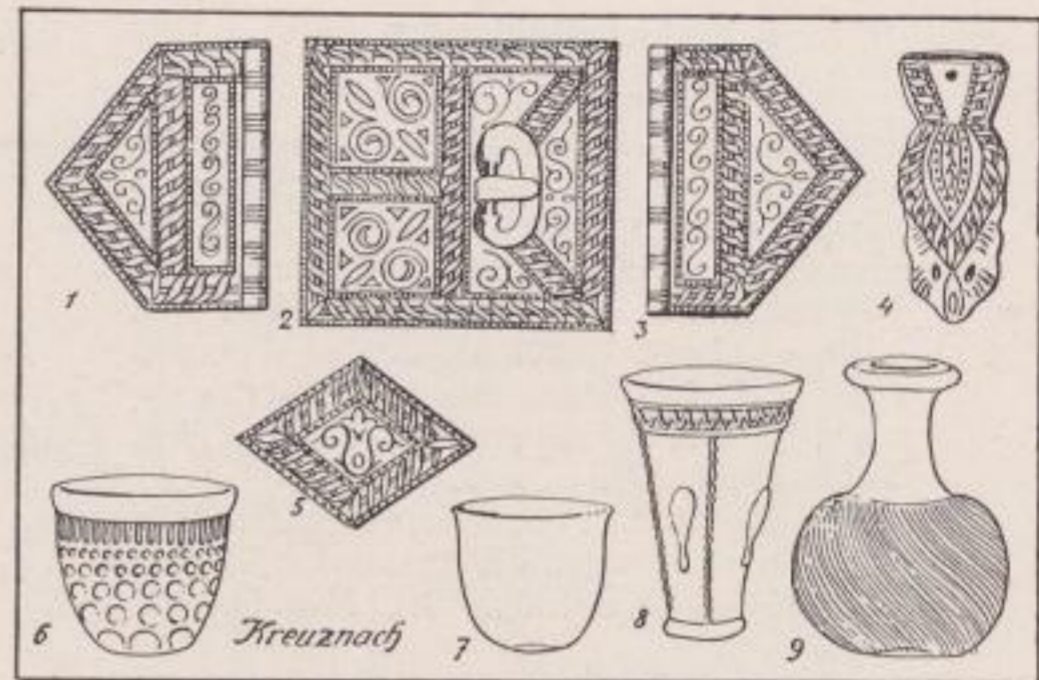


Abb. 2: Grabfund von Weinsheim (Nr. 23).

Abb. 3: Grabfund von Kreuznach (Nr. 24).
Nach Skizzen des Finders.

- 21 a. Köln (?): Gürtelgarnitur, bestehend aus Schnalle, 2 Beschlägen, 2 rautenförmigen Beschlägen mit Ring, Steg und Riemenzunge. Provinzialmuseum Bonn. — Lehner, Führer I, S. 50.
22. Trier: a) Johann-Philipp-Straße: Schnalle mit Kerbschnittplatte. Mus. Trier. — Hettner, Führer S. 92 unten Nr. 4. Riegl I, Taf. XIX, 5.
- b) Charlottenau: 2 Beschläge. Mus. Trier. — Trierer Jahresberichte 6, 1913, S. 24, Taf. IV a, 3 und 4.
- c) Trier (?): Gegenbeschlag mit Kerbschnitt und Gravierung (Hirte mit Herde). Mus. Trier. — Westdeutsche Zeitschrift XVI, 1897, S. 363, Fig. 5. Hettner, Führer S. 92, Abb. unten Nr. 2.
- 22 a. Völklingen, Saargebiet: Schnalle und Gürtelbeschläge aus einem großen unveröffentlichten Friedhof der späten Kaiserzeit. Mus. f. Völkerkunde Berlin. — Nachweis von Zeiß.
23. Weinsheim b. Kreuznach: Grabfund: Glas-
kanne, Beschlagteil und Riemenzunge. Mus. Kreuznach. — Kohl, Westd. Zeitschr. XV, 1896, S. 373. Bonn. Jahrb. 100, S. 221; 102, S. 284. — **Abb. 2.**
24. Kreuznach: a) Grabfund: Schnalle in vier-
eckiger Platte, dazu 2 Gürtelbeschläge, ein
kleinerer rautenförmiger Beschlag, eine
Riemenzunge und 4 Glasgefäße. Unsere
Abb. 3 beruht auf Skizzen des Finders,
Herrn Phil. Müller. Die Gegenstände sind
verstreut worden. Die Beschläge kamen
in die Slg. Merckens-Köln, die 1905 ver-
steigert wurde (Auktionskatalog Lem-
pertz, Nr. 87, Taf. VI, 1361). Zwei der
Gläser sind ins Prov.-Mus. Bonn gelangt.
- b) Grabfund: Schnalle, mehrere Beschläge, dar-
unter ein rautenförmiger mit kleiner
Schnalle. Ein Teil der Stücke ist durch
die Slg. Gabriel von Max-München jetzt in
das Schloß-Museum Mannheim gelangt. —
Taf. 32 B.
- c) Schnalle in großer Platte. Mus. Kreuznach.
— Album der Slg. d. Hist.-antiquar. Ver.,
Blatt 11, Fig. 1. Lindenschmit, Handbuch
Fig. 364.
- d) Bruchstück eines durchbrochenen Be-
schlags. Mus. Kreuznach. — Album der
Slg. d. Hist.-antiquar. Ver., Blatt 11, Fig. 2.
- e) Vergoldete Beschlagplatte. Mus. Worms. —
Westd. Zeitschr. XI, 1892, S. 241.
25. Bretzenheim b. Kreuznach: Schnalle. Mus.
Mainz (angekauft 12. XII. 1890).
26. Bingen (oder Kreuznach): Schnalle mit Gegen-
beschlag und kleinerer Beschlag. Mus.
Mainz. — Katalog Bingen Taf. III, 1, 5
und 6; Westd. Zeitschr. 1894, Taf. V, 10.
Nach Angaben von Herrn Phil. Müller-
Kreuznach stammen sie nicht von Bingen,
sondern von Kreuznach.
27. Kempten (bei Bingen): Gürtelbeschläge; ver-
schollen. Abgüsse im RGZM (Nr. 38 und 39).
28. Mainz, Rheinbrücke: Silberschnalle mit Kerb-
schnitt. Mus. Mainz. — **Abb. 9.**
- 28 a. Mainz, Albansschanze: Große Schnalle mit
2 Dornen. Mus. Mainz. — Altertümer
IV, Taf. 12, 1. Lindenschmit, Das Röm.-
Germ. Centralmuseum in bildl. Darst.
Taf. 10, 16. Brown Taf. CL, 3. — **Abb. 4.**
- 28 b. Mainz, Altstadt (?): 5 Stücke aus 2 verschie-
denen Garnituren. Früher Slg. Reibold-
Köln, jetzt Slg. Fremersdorf-Köln.



Abb. 4: Schnalle aus Mainz (Nr. 28 a).

29. Mainz - Kostheim: Grabfund, darin große Schnalle und kreisförmige Riemenzunge mit imitiertem Kerbschnitt. Mus. Mainz. — Mainz. Ztschr. XIV, 1919, S. 3 ff. Taf. I, 2. — **Abb. 12, 9.**
- 29 a. Fundort unbekannt: Schnalle. Mus. Mainz.
- 29 b. Fundort unbekannt: Riemenzunge. Mus. Mainz. — *Altertümer I*, VII, Taf. 7, 1.
30. Laubenheim: Riemenzunge. Mus. Mainz. — *Riegl I*, Taf. XIX, 7. Lindenschmit, *Handbuch* Taf. VIII, Fig. 374.
31. Alzey: a) Schnalle. (Die fehlende Beschlagplatte trug wohl Kerbschnittverzierung.) Mus. Mainz. — Mainz. Ztschr. I, 1906, S. 80, Taf. V a 9.
- b) 2 Beschläge. Mus. Alzey.
32. Weinheim b. Alzey: Schnalle, 3 Kerbschnittbeschläge, 5 schmale Beschläge, 1 Steg, 1 Beschlag mit einhängendem Ring. Mus. Worms. — *Westd. Zeitschr.* XI, 1892, S. 241. *Altertümer IV*, Taf. 12, 2, 2 a, 2 b.
33. Worms: Schnalle in viereckiger Platte. Brit. Mus. London; früher Slg. Bandel-Worms. — *Altertümer I*, VIII 7, 1. Lindenschmit, *Handbuch* S. 352, Fig. 294. Undset, S. 37, Fig. 54.
34. Offstein: Schnalle in viereckiger Platte, 2 Beschläge. Mus. Worms.
- 34 a. „Rheinhessen“: Schnalle mit Gegenbeschlag. Mus. Darmstadt. — Lindenschmit, *Handbuch* Fig. 365. Hess. Quart.-Bl. N. F. II, Taf. 34, 2. Adamy, *Die archäol. Slg.* S. 115: XXXVI, 5.
35. Heßheim b. Frankenthal: Schnalle und Gürtelbeschläge. Mus. Speyer. — *Pfälz. Mus.* 27 S. 1 ff.
36. Kastell Altrip: Scheibenförmige Riemenzunge. Mus. Speyer. — Bersu, *Pfälz. Museum* 45, 1928, H. 1/2. Sprater, *Die Pfalz unter den Römern I*, 1929, S. 45, Abb. 39. — **Abb. 12, 4.**
- 36 a. Fundort unbekannt: Gürtelbeschlag mit Kerbschnitt. Mus. Speyer.
37. Frankfurt a. M.-Praunheim: 3 Gürtelbeschläge mit Kerbschnitt aus einem unveröffentlichten Kriegergrab. *Histor. Mus. Frankfurt a. M.* — Nachweis von Woelcke.
- 37 a. Main bei Frankfurt (nicht: Rhein bei Mainz, wie die Veröffentlichung angibt): Riemenzunge mit Tierköpfen. Mus. Mainz. — *Westd. Zeitschr.* 1901 Taf. 20, 3. — **Abb. 12, 3.**
- 37 b. Umgegend von Frankfurt a. M. (?): Schnalle, Beschläge und Riemenzunge. *R. G. Z. Mus. Mainz* (früher Slg. Römer). — Mainz. *Zeitschr.* XXIII, 1928 S. 6, Abb. 11. — **Abb. 6.**
38. Babenhausen: Riemenzunge. Mus. Mainz. — Salin Abb. 335; Lindenschmit, *Handbuch* Taf. VIII, 375/376; *Altertümer II*, XII 6, 4 und 5. Behn, *Altgermanische Kunst*, 2. Aufl. 1930, Taf. 10 oben. — **Abb. 10.**
- 38 a. Fundort unbekannt. Rautenförmiger Beschlag mit Haken. *Land.-Mus. Darmstadt.* — Adamy, *Die archaeolog. Sammlungen* (des Land.-Mus. D.) S. 116 Taf. XXXVII 9. — **Abb. 12, 8.**
- 38 b. Fundort unbekannt: Kreisförmige Riemenzunge. *Kab.-Mus. Darmstadt.* — Lindenschmit, *Handbuch* Taf. VIII Fig. 377.
39. Heidelberg - Neuenheim: Schnalle und kreisförmige Riemenzunge. — *Altertümer V* S. 18, Taf. V, 98 und 99. — **Abb. 12, 6.**
40. Lochen: Schnalle. Mus. Stuttgart. — Goebler, *Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch.* N. F. XXX, 1921 S. 12, Abb. 1. Neuerdings ebendaher: Riemenzunge und Gürtelbeschlagsteg.



Abb. 5: Substantion (Nr. 14).

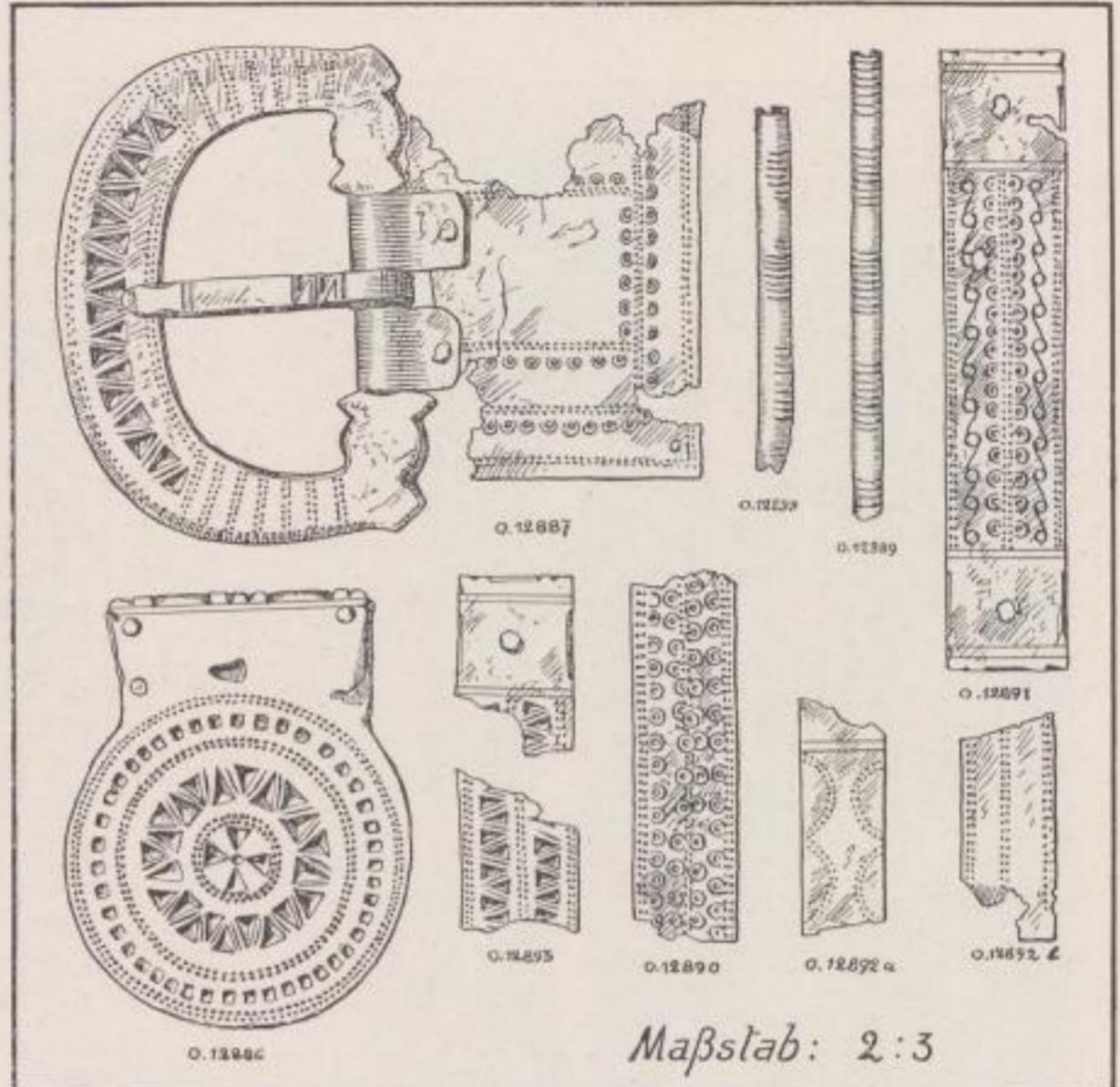


Abb. 6: Bronzen im RGZM (Nr. 37 b).

Maßstab: 2:3



Abb. 7: Hasenburg bei Worbis (Nr. 48).

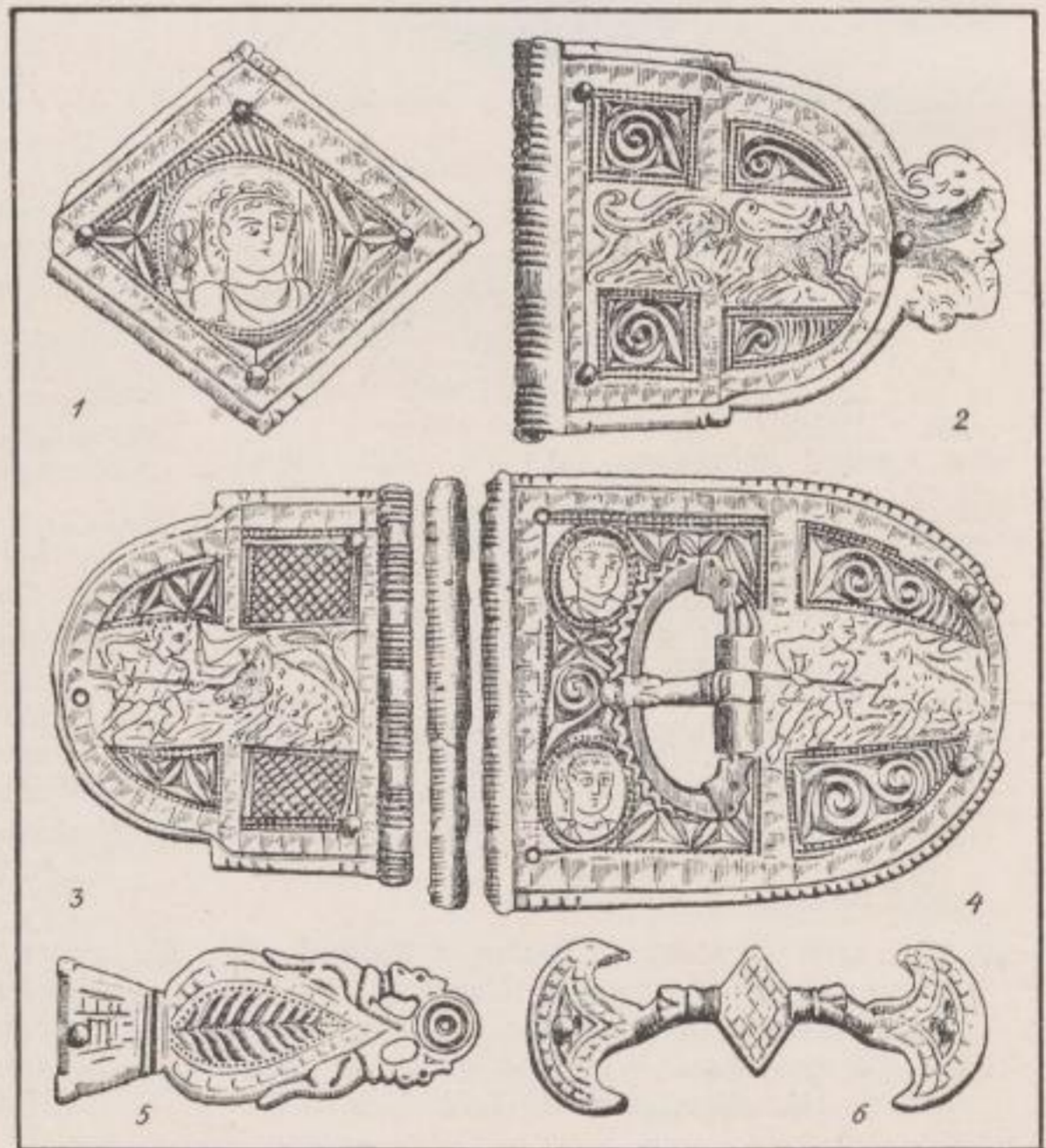


Abb. 8: Gürtelgarnitur, wahrscheinlich aus Dunapentele (Nr. 57).



Abb. 9: Silberschnalle,
aus dem Rhein bei Mainz (Nr. 28).

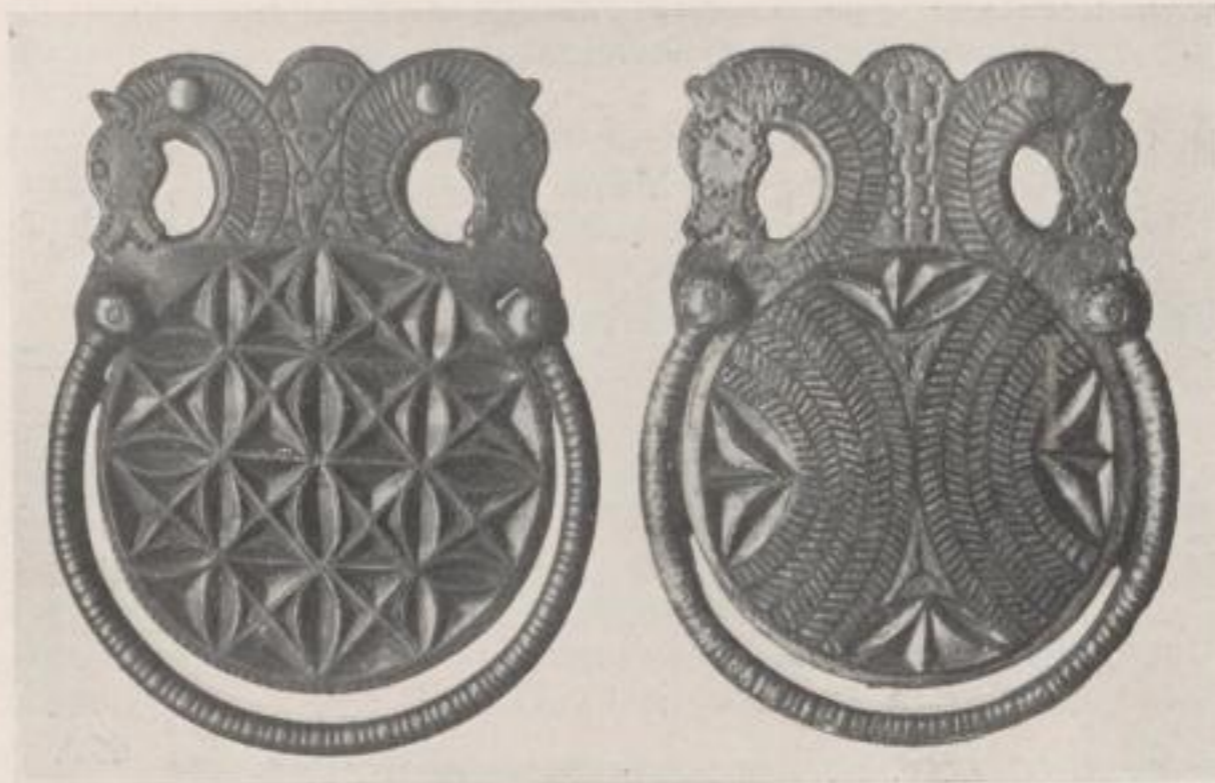


Abb. 10: Riemenzunge von Babenhausen (Nr. 38).

41. Kempten (Allg.): Riemenzunge, kreisförmig. Mus. Kempten. Abb. 12, 7.
- 41 a. Donau bei Neuulm: Schnalle. Mus. Neuulm. — Wagner, Die Römer in Bayern⁴, 1928, Taf. XIX.
42. Günzburg: Schnalle, Beschläge, Riemenzunge (kreisförmig). — Dillinger Jahrb. XXII, 1909 S. 58/59, Taf. VII, 15—25.
43. Eining: Gürtelbeschläge. Mus. Landshut. — Wolf, Sammlung Landshut S. 87 (Nachweis von Zeiß).
44. Öttingen, B.-A. Nördlingen: Riemenzunge. Früher Slg. Altmann-Mainz. — Altertümer I, VII 7, 3. Lindenschmit, Handbuch Taf. VIII, Fig. 372.
45. Gelbe Bürg b. Gunzenhausen (Mittelfranken): 3 kreisförmige Riemenzungen, 1 Gegenbeschlag zu Schnalle. Mus. Gunzenhausen. — Abb. 12, 5.
46. Walberla b. Kirchenehrenbach (Oberfranken): Schnalle, Beschlag, 2 Röhrchen. — Reinecke, Präh. Ztschr. III, 1911 S. 164, Abb. 1.
47. Staffelberg b. Staffelstein (Oberfranken): Riemenzunge mit Kerbschnitt.
48. Hasenburg bei Worbis: Bruchstück eines Schnallenbeschlags und eines Gürtelbeschlags. Mus. Halle. — Schulz, Ipek 1928 S. 59 Taf. I 6 und 7. — Abb. 7.
- Österreich.
49. Maxglan b. Salzburg: Zweiteilige Schnalle im Viereck, 4 Beschläge und Riemenzunge. Mus. Salzburg. — Riegl I, Taf. XVIII, 1—6. Jahresber. d. Mus. Carolino-Augusteum zu Salzburg 1894 S. 63; 1895 Tafel o. Nr.
50. Wels: Beschlag. Mus. Wels. — Riegl I, Taf. XXII, 2.
51. Oelling b. Enns: Schnalle in viereckiger Platte. Mus. Linz. — Riegl I, Taf. XX, 3. Lindenschmit, Das Röm.-Germ. Central-Mus. in bildlichen Darstellungen Taf. X, 14.
- 51 a. Enns (?): Schnalle in viereckiger Platte und Gegenbeschlag. Mus. Linz. — Riegl I, Taf. XX, 1 u. 2. Neuer Fund von 1928 erwähnt bei Werner S. 59.
52. St. Pölten: 2 Garnituren mit Schnallen in viereckiger Platte. Mus. St. Pölten. — Werner, S. 53 ff. Abb. 34, 35.
53. Tulln: Schnalle in viereckiger Platte. Naturhistor. Mus. Wien. — Werner S. 56, Abb. 36.
54. Carnuntum: 2 Gürtelbeschläge und 1 Riemenzunge. Mus. Deutsch-Altenburg. — Ber. d. Ver. Carnuntum 1904, Spalte 37, Fig. 18. Limes in Österreich VII, 1906, S. 79, Fig. 40. Werner S. 57/58, Abb. 37—39.
- 54 a. Muthmannsdorf: Schnalle und Gürtelbeschlag mit Kerbschnitt und gravierten Köpfen. Mus. Wiener Neustadt. — Nachweis von Alföldi. — Taf. 32 A.
- 54 b. Fundort unbekannt: Schnalle im Viereck. Naturhist. Mus. Wien; aus Slg. Spättil. — Nachweis von Alföldi.
- Ungarn.
55. Raab (Győr): Zweiteilige Schnalle im Viereck und Steg. Naturhist. Mus. Wien. — Riegl I, S. 154, Fig. 64 (= Neudruck S. 293 Fig. 80) und Taf. XXII, 4; Hampel III, Taf. 47.

56. Puszta Almas, Kom. Komorn: Schnalle in vier-eckiger Platte. Mus. Budapest. — Riegl I, Taf. XX, 4.
57. Dunapentele (?): Schnalle und Beschläge mit Kerbschnitt und gravierten Köpfen, Figuren und Tieren; Steg und Riemenzunge. (Verbleib?) — **Abb. 8.**
- 57 a. „Ungarn“: Schnalle und Gegenbeschlag. — Salin Abb. 406. Scheltema Taf. XVII, 1.

Rumänien.

58. Orsova a. d. Donau: Mus. Budapest. — Erwähnt bei Werner S. 59.
59. Szamos-Ujvar (Siebenbürgen): Schnalle in vier-eckiger Platte, 2 Beschläge, Steg und Riemenzunge. Mus. Temesvar. — Hampel III, Taf. 46. Riegl I, Taf. XXII, 9.



Abb. 11: Fibel von Anderlingen.

Jugoslawien.

60. Pettau: Zwei Beschläge. Mus. Pettau. — Strena Buliciana S. 688 u. 700.
61. Sisek: Schnalle, Beschlag und Riemenzunge. Mus. Agram. — Undset, Zeitschr. f. Ethnologie 1891, S. 37, Fig. 57 u. 58. Riegl I, Taf. XXII, 3, 7, 8. Strena Buliciana S. 594.
62. Salona: 2 Schnallen im Viereck, 5 Beschläge und Riemenzunge. Mus. Spalato. — Riegl I, Taf. XVII, 1—6; XXI, 3; XXII, 1.
- 62 a. „Dalmatien“: Schnalle und Beschlag. — Salin, Abb. 398 und 343.

Italien.

63. Aquileia: Riemenzunge und Beschlag. — Salin, Abb. 331. Riegl I, S. 157 Fig. 66 und 67 (= Neudruck Fig. 82 und 83).
64. Melarolo, Prov. Udine: Beschlag. Mus. Udine. — Erwähnt bei Salin S. 127 Anm.

65. Verona, Gegend von: Riemenzunge. Mus. Verona. — Erwähnt bei Salin S. 128 Anm.

65 a. „Bei Bergamo“: Runde ausgezackte Beschlagplatte. Brit. Mus. London. — Nachweis von Alföldi.

66. Gegend von Pesaro: Beschlag. Mus. Pesaro. — Erwähnt bei Salin S. 127 Anm.

66 a. „Italien“: Beschlag. Mus. Preistor. (früher Kircheriano) Rom. — Salin Abb. 344.

66 b. Italien: Beschlagplatte mit Kerbschnitt und Löwen am Rande. Brit. Mus. London.

66 c. Fundort unbekannt: 2 Schnallen, mehrere Beschläge, Steg und 3 Riemenzungen. Mus. Preistor. (früher Kircheriano) Rom. — Undset S. 27 ff. Fig. 22 bis 28. Riegl I, S. 158, Fig. 68 und 69 (= Neudruck Fig. 84 und 85).

66 d. Fundort unbekannt: Schnalle in Platte mit gravierten Figuren. Früher Slg. Castellani, Rom. — Undset, S. 31 Abb. 37. Riegl I, S. 162, Fig. 70 (= Neudruck Fig. 86).

66 e. Fundort unbekannt: Zwei Beschläge. Mus. Triest. — Riegl I, Taf. XIX, 8 und XXII, 6.

2. Gleichseitige Fibeln.

Deutschland.

1. Oberhausen b. Holle (Oldenburg): Bronze. Naturhistor. Mus. Oldenburg. — Reil, Oldenburg. Jahrbuch 1928 S. 96 ff.
2. Wester-Wanna (Kr. Hadeln): Mus. Geestemünde.
3. Wehden (Kr. Lehe): 1 aus Silber, 2 aus Bronze. Prov.-Mus. Hannover. — Hahne Taf. VIII 1, 2, 4.
4. Loxstedt (Kr. Geestemünde): Prov.-Mus. Hannover.
5. Blumenthal (Kr. Blumenthal): Mus. Bremen.
6. Quelkhorn (Kr. Achim): Zwei Stücke. Mus. Geestemünde. — Plettke Taf. 8, 1; 9, 3; Brown Taf. 153, 2 u. 3.
7. Anderlingen (Kr. Bremervörde): Vergoldete Bronze. Prov.-Mus. Hannover. — Hahne Taf. VI, 1; Plettke Taf. 8, 4—5; Brown Taf. 153, 4. — **Abb. 11.**
8. Riensförde (Kr. Stade): Silber, Mus. Stade. — Hahne Taf. VII 3, 4. Plettke Taf. 9, 4.
9. Issendorf (Kr. Stade): Verschollen. — Hahne Taf. VIII 5.
- 9 a. Fundort unbekannt: Bronze. Prov.-Mus. Hannover. — Hahne Taf. VIII 3; Plettke Taf. 8, 2.

England.

10. Little Wilbraham (Cambridgeshire): Bronze vergoldet. Privatbesitz? — Hahne Taf. VIII 6; Plettke Taf. 9, 1; Brown Taf. 154, 4.
11. Haslingfield (Cambridgeshire): Silber. Univ.-Mus. Cambridge. — Hahne Taf. VII, 1; Plettke Taf. 9, 2; Åberg, Anglo-Saxons in England 1926 S. 15, Fig. 17; Brown Taf. 154, 5.
12. Kempston (Bedfordshire): Bronze. Brit Mus. London. — Hahne Taf. VIII, 2; Plettke Taf. 8, 3; Brown Taf. 37, 7.

zulesen sein, genau so wie ein durch Häufung der Funde gekennzeichnete Weg von Aquileia zur Donau führt?

Datierte Funde sind leider spärlich, selbst geschlossene Grabfunde nur ganz vereinzelt vorhanden. Das leider in alle Winde zerstreute Inventar eines Grabes von Kreuznach enthielt Gläser, die man wohl der Mitte oder zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts zuweisen wird. Als Terminus ante quem ist etwa 410 anzusetzen, denn in dieser Zeit geht England den Römern verloren.

Es soll nicht vergessen werden, darauf hinzuweisen, daß im Schatzfund von Szilagy-Somlyo ein

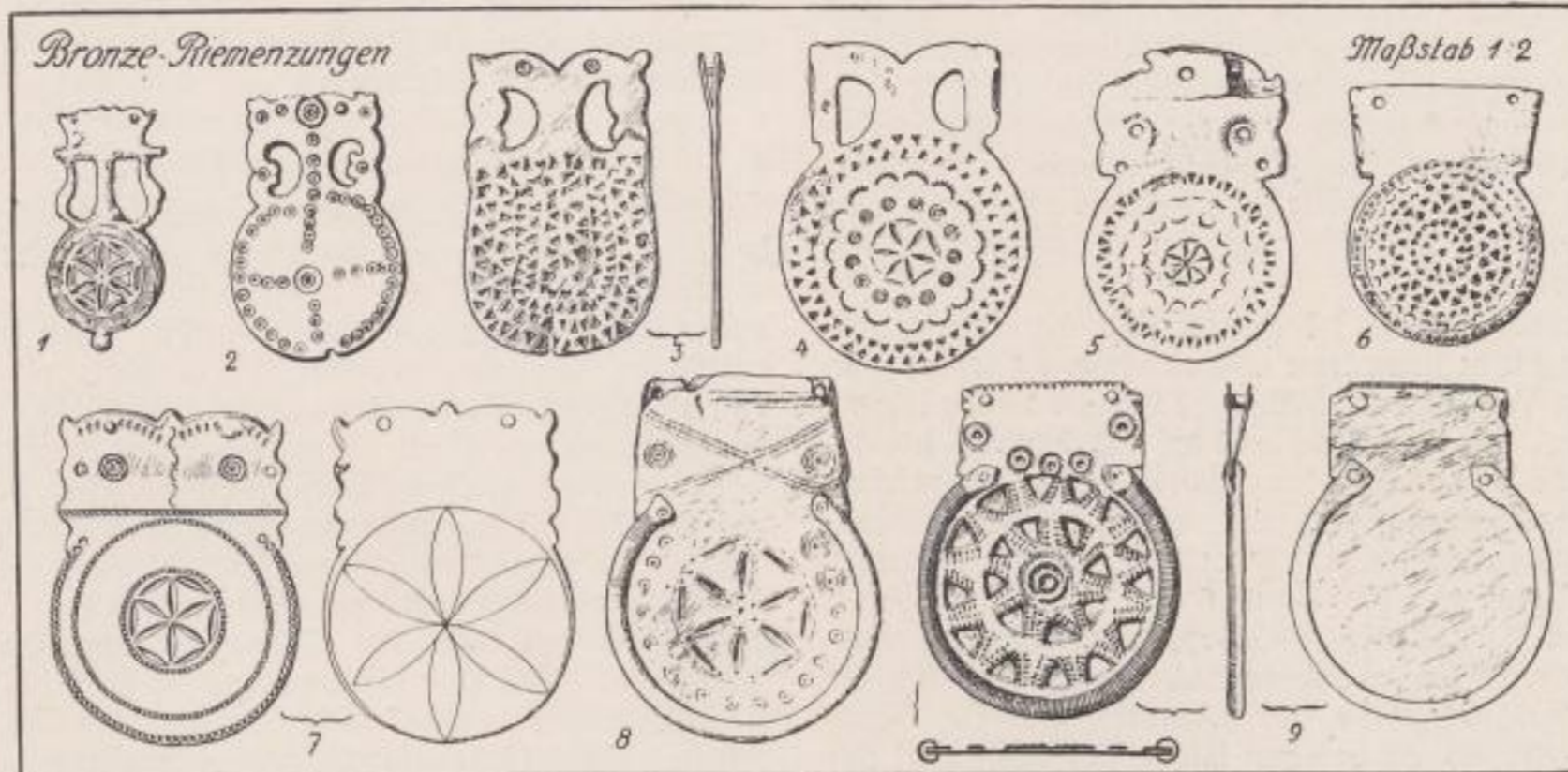


Abb. 12: Kreisförmige Riemenzungen.

A. Die Kerbschnittschnallen.

Das Verbreitungsgebiet der Kerbschnittschnallen läßt sich kurz bezeichnen in der Hauptsache als ein breiter Streifen längs der Grenze des römischen Reiches von England quer durch Belgien, Frankreich, Deutschland und Österreich bis tief nach Ungarn, wobei noch auffällt, daß ein Zweig bis zur Adria reicht. In vielen Fällen sind die Fundorte militärische Stationen der Spätzeit, es seien nur London, Gellep, Köln, Kreuznach, Mainz, Alzey, Worms, Altrip genannt, zu denen sich eine Reihe von spätrömischen Grenzfestungen an der Donau gesellt. — Außerhalb des römischen Reiches des 4. Jahrhunderts liegen nur Einzelstücke wie Hemmoor in Hannover, Herbergen in Oldenburg, Hasenburg in der Provinz Sachsen, Babenhausen in Hessen, Szamos-Ujvar in Siebenbürgen und ferner einige gleichsam an einer Schnur aufgereihete Fundstellen in Württemberg und dem westlichen Mittelbayern. Sollte hier nicht die Richtung einer zu militärischen Operationen dienenden Heerstraße des 4. Jahrhunderts heraus-

mit Kerbschnitttrand verziertes Medaillon des 378 gestorbenen Kaisers Valens sich befindet.

Es wäre aber durchaus unkritisch, wenn man alle bekannten Kerbschnitt-Schnallen und -Beschläge als geschlossene Gruppe auffassen wollte. So wenig wie anzunehmen ist, daß die Stücke aus England und Siebenbürgen derselben Fabrik entstammen, so wenig dürfen wir erwarten, daß alle Stücke der künstlerischen Qualität und dem Stil nach ganz gleichwertig sind. Das aus Silber hergestellte Stück aus dem Rhein bei Mainz (Nr. 28) scheidet sich schon dem Material nach von den übrigen, ebenso die Riemenzunge von Babenhausen (Nr. 38) und der eine besonders reiche Fund von Vermand (Nr. 9). Unter den aus Bronze hergestellten Teilen von Gürtelgarnituren finden wir nun wiederum Gruppen mit Besonderheiten. Einige haben außer der Kerbschnittverzierung noch Nielloeinlage: Nr. 3 (Snodland in England), 17 (Herbergen in Oldenburg) und 28 a (Mainz, Albansschanze). Andere tragen als ganz unorganische Zutat eingestreute Felder mit gra-

vierten Figuren, wie einen Merkurkopf (57 Dunapentele?), Menschenköpfe (18 Gellep; 54 a Muthmannsdorf; 66 d Rom?), Menschenfiguren (Gellep, 66 d Rom?), Jagdszenen (57 Dunapentele?), Hirtenszenen (22 c Trier?) oder Tiere (57 Dunapentele?).

Nur an reicheren Stücken begegnet öfters das Motiv eines am Rande von Beschlägen und schmalen Riemenzungen angebrachten durchbrochen gearbeiteten Löwen oder löwenähnlichen Tieres.

Aber auch alle übrigen, nur Kerbschnitt tragenden Schnallen sind nicht einheitlich. Abgesehen von dem verschieden großen Reichtum von Motiven und der mehr oder weniger geschmackvollen Anbringung derselben sind noch abzutrennen solche Stücke, deren Kerbschnittmuster nicht mitgegossen, sondern nachträglich in Gestalt einfacher geometrischer Formen (Dreieck etc.) eingeschlagen ist. Endlich scheiden sich von selbst ab die aus Blech ausgeschnittenen Muster der Schnalle und der Riemenzunge von Kostheim.

Beachtenswert ist ferner, daß die Riemenzungen in mehreren abweichenden Formen auftreten. Weitaus die Mehrzahl hat die längliche Form, die bisweilen seitlich angebrachte löwenähnliche Tiere trägt. Sie gehört meist zu den reichen Gürtelgarnituren, die aus spätrömischen Grenzgarnisonen stammen. Daneben gibt es aber noch eine Kreisscheibenform ohne Kerbschnitt (wie z. B. **Taf. 31, 2**: Gellep), die wohl den Ausgangspunkt der größeren Scheibenform bildet, die zwar aus Altrip (Nr. 36), Kempten (Nr. 41), Günzburg (Nr. 42) zu belegen ist, in der Mehrzahl der Fälle aber außerhalb des Römerreiches vorkommt (in Silber von Traprain [Nr. 4 d] und Babenhausen [Nr. 38], in Bronze von Kostheim [Nr. 29], aus der Gegend von Frankfurt a. M.? [Nr. 37 b], in Darmstadt [Nr. 38 b], von Heidelberg [Nr. 39] und von der Gelben Bürg bei Gunzenhausen [Nr. 45]). Unsere **Abb. 12** gibt die Zusammenstellung einiger wichtiger Typen: 1. An eine Amphore erinnernd; mit Kerbschnittstern (nach Abguß des RGZM aus Andernach stammend). 2. Von Breny (nach Album Caranda Nouv. Sér. Taf. 10, 2). Das durchbrochene Ende wird dann so umstilisiert (durch germanischen Einfluß?), daß zwei gegenständige Tierköpfe (wohl Pferdeköpfe) entstehen (**12, 5** und **7**; dazu **Abb. 10**: von Babenhausen). Das in einen Kreis konstruierte Sternmotiv wiederholt sich oft (**12, 1, 4, 5, 7, 8**) und ist auch noch in den späten Stücken von Heidelberg (**12, 6**) und Kostheim (**12, 9**) erkennbar.

Wenn wir die Kerbschnittschnallen als „die letzte nennenswerte Leistung des weströmischen Kunstgewerbes vor der Überflutung durch östliche (byzantinische und gotische) Er-

zeugnisse“ bezeichnen, so ist damit schon angedeutet, daß sie wohl aus staatlichen Fabriken stammen, was ja schon durch das häufige Vorkommen in spätrömischen Grenzkastellen bewiesen wird. Entsprechend den oben skizzierten zahlreichen Abarten sind auch mehrere Fabriken anzunehmen. Das Kerbschnittmuster als typische Flächenverzierung war gewissermaßen „Mode“ geworden, vielleicht gemeinsam mit der Durchdringung Westroms durch Germanen, bei denen seit Jahrhunderten das geometrische (nicht figurliche) Ornament beliebt war.

Wenn wir uns nun der Frage der Nachwirkung der Kerbschnittschnallen auf andere kunstgewerbliche Erzeugnisse zuwenden, so ist zuerst die Beziehung zu den gleichseitigen Fibeln mit Kerbschnittmuster zu erörtern.

B. Die gleichseitigen Fibeln.

Dieser nur in Niedersachsen und England verbreitete Fibeltypus hat als Form seine Vorstufen in Niedersachsen und Schleswig-Holstein, wie schon öfters ausgesprochen wurde. Uns interessiert er hier nur insoweit, als er plötzlich eine völlig ungermanische gegossene Reliefdekoration annimmt, die die Fibel zu ungewöhnlichen Dimensionen sich auswachsen läßt. In dieser Ausprägung wandert sie mit den Sachsen nach England hinüber. Außer dem kerbschnittartigen Relief tragen sie am Rande oft durchbrochene löwenähnliche Tiere, genau wie sie bei den Schnallengarnituren zu finden sind. Die Übereinstimmung ist so groß, daß ich mich nicht scheue zu behaupten, daß die Fabriken beider Gegenstände — der weströmischen Schnallen und der sächsischen Fibeln — auf das engste zusammenhängen. Die Häufung der Fundstellen von Kerbschnittschnallen am Niederrhein, in Belgien und in Nordostfrankreich legt den Gedanken nahe, daß hier eine rege Fabrikation jener Schnallen stattfand, auch für den Export, wie die Stücke von Herbergen und Hemmoor zeigen.

Aber auch an andern Stellen ist die Nachwirkung der Kerbschnittmuster zu spüren. Die Stürme der Völkerwanderung haben zwar einen neuen Stil nach Mitteleuropa gebracht, aber sicherlich nicht alle Kulturzentren zerstört, so auch nicht die kunstgewerblichen Fabriken. Beispielsweise tragen die Fibeln vom rein fränkischen Typus ein Kerbschnittmuster, das an die spätrömischen Schnallen unmittelbar anschließt. Eine ungewöhnlich starke Übereinstimmung zeigt die Fibel bei Brown **Taf. 149, 9**. Und die gleiche Anlehnung verraten nicht weniger die sog. gotischen Silberblechfibeln wie z. B. von Kärlich bei Koblenz (Altertümer IV **Taf. 65, 2**) und Marchépot (Boulangier, **Marchépot Taf. II**), als die sog. gotischen Schnallen aus Italien (Götze, **Gotische Schnallen Taf. 1, 2; Taf. 2, 1 und 2**).

DIE HERSTELLUNG DER DIATRETA

VON FRITZ FREMERSDORF, KÖLN

Vasa diatreta¹ pflegt man seit Winckelmann² eine Gruppe kostbarer römischer Glasgefäße³ zu nennen: Es sind glockenförmige Behälter, die von einem nur durch dünne Stege mit dem Behälter verbundenen Netzwerk umgeben sind. Die Zahl der auf uns gekommenen Stücke ist gering⁴. Nach den verschiedenen Arten der Ausführung lassen sie sich in mehrere Gruppen einteilen⁵.

Zur ersten zählen die Stücke, bei denen Behälter wie Netz aus der gleichen entfärbten Masse bestehen⁶. Bei den Stücken der zweiten Gruppe ist nur der eigentliche Behälter aus entfärbtem, das Netz dagegen aus buntem Glase gebildet⁷. Zur dritten Gruppe möchte ich die Stücke rechnen, die statt des Netzes Ornamente oder Figuren aufweisen⁸. Schließlich sind einige Exemplare zu nennen, die die Merkmale der ersten und dritten Gruppe miteinander vereinigen⁹. Der Vollständigkeit halber sei dann noch der merkwürdige Doppelhenkelbecher auf Stengelfuß der ehemaligen Sammlung Disch-Köln erwähnt, den man als Pseudo-Diatret bezeichnen kann¹⁰.

Über die Art der Herstellung dieser merkwürdigen Gläser ist schon viel gestritten worden. Die einen nahmen an, daß sie mittelst Rad und Bohrer gemacht wurden¹¹, andere, daß das umgebende Netz für sich gearbeitet und dann an den Behälter angefügt worden sei, wofür es verschiedene Möglichkeiten gab. Beides suchte man zu begründen, ohne indessen darauf einzugehen, welche technischen Eigentümlichkeiten die Gläser aufweisen mußten, wenn sie nach der einen oder nach der andern Art hergestellt waren. Ich habe mich im Laufe der letzten Jahre mit dieser Frage eingehender beschäftigt und auch Gelegenheit gehabt, die meisten der auf uns gekommenen Stücke in aller Ruhe zu studieren; ich glaube, dabei zu einem ganz eindeutigen Ergebnis — auch bezüglich Einzelheiten der Ausführung — gekommen zu sein, das ich im nachstehenden kurz mitteilen will.

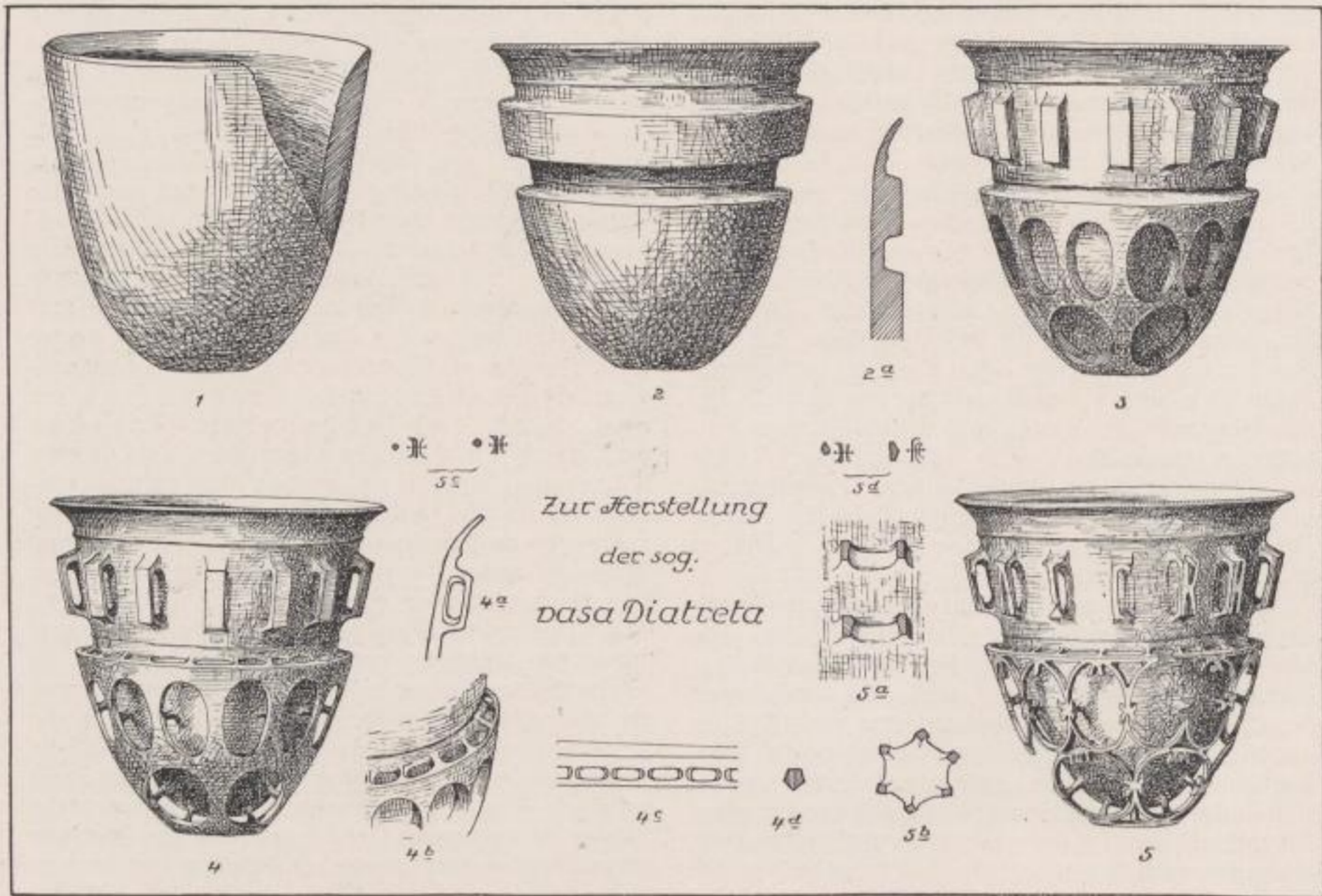
Ich ging von dem im Antiquarium München¹² befindlichen Kölner Becher aus. Er ist zweifellos aus einem einzigen Stück, und zwar aus einer massiven Glasglocke, mittelst Schleifrad und Bohrer herausgearbeitet. Dafür sprechen folgende Beobachtungen: Am oberen Rande befindet sich ein kleiner Wulst mit scharfer Kante, der bei einem geblasenen Glas nicht denkbar wäre und nur vom Abschleifen herrühren kann. — Die Buchstaben sind ausgeschliffen, wie überall an den scharfen Rändern und Kanten zu erkennen ist, die eckig sind. — Die Stege, die die Buchstaben mit der Gefäßwand ver-

binden, laufen oben und unten nach allen vier Seiten hin gleichmäßig schräg geneigt aus, was bei einem nachträglichen Aufsetzen des Netzes auf ein schon vorhandenes Gefäß nicht denkbar wäre. — Bei dem L von MVLTI¹³ in der Inschrift ist oben rechts ein schwach erhöhter Steg stehengeblieben, das Abschleifen ist hier treppenförmig erfolgt. Die das Netz und die Gefäßwand verbindenden Stege sind nicht alle gleich dick, die obersten längs des Randes hat man etwa 3 mal so stark als alle anderen stehen gelassen. Vor allem ist die gesamte Oberfläche auf der Außenseite des eigentlichen Bechers uneben, so wie es beim Abschleifen entstehen mußte. Es sind sogar ganz schwache Höhenrücken zu erkennen, die von Steg zu Steg verlaufen und sich bei genauerem Zusehen deutlich zu den Ovalen des späteren Netzes — und nur unter diesen — zusammenschließen. Das beweist, daß man zuerst die großen Ovale herausgeschliffen hat und dann erst unter die stehengebliebenen Teile ging. Das Herausschleifen war so leichter und sicherer. Also: Das ganze Muster des Netzes wurde zuerst sozusagen massiv vorgebildet, indem man die ovalen Mitten heraus nahm und dann erst das massiv stehende Netz unterschliff. So blieb auch die Mitte des Bodens beim Auftreffen der Stege auf die Außenseite der Gefäßwandung deutlich als schwach kantiges Sechseck zwischen den sechs Stegen zu erkennen. Danach wurden die Dreiecke zwischen den Ovalen von drei Seiten her herausgenommen, was zur Folge hatte, daß auf der äußeren Becherwand schwach erhöhte Spuren in der Art eines Triquetrum zurückblieben. Mit den Vierecken geschah dasselbe von den vier Seiten aus (doch sind die Spuren dort weniger deutlich). Die Inschrift schliff man zuerst in ganzer Dicke und als breites umlaufendes Band aus; dann grenzte man die einzelnen Buchstaben ab, nahm die Zwischenräume zwischen diesen heraus und ging auch hier zuletzt in die Tiefe.

Danach ergibt sich mit Sicherheit der folgende Weg der Herstellung: Es wurde ein glockenförmiger Becher von ziemlicher Dicke in einer Form gegossen und abgeschliffen, sodann die Stelle der späteren Inschrift als breites, umlaufendes, massives Band abgeteilt. Danach wurde das Muster des späteren Netzes aufgezeichnet bzw. die Breite der späteren Buchstaben der Inschrift abgegrenzt, die Zwischenräume zwischen diesen entfernt und zunächst die großen leeren Flächen des Netzes be-

seitigt, so daß dieses noch massiv und ohne Einzelheiten stehen blieb. Danach erfolgte das Unterschleifen des Netzes bzw. der Buchstaben von mehreren Seiten her und zuletzt seine Zergliederung, Durchbrechung und Ausarbeitung. Diese Vorgänge habe ich auch im Bilde darzustellen versucht. Aus der beifolgenden Abbildung — der das Berliner¹³ Diatret zu Grunde liegt — ergibt sich

Besonderes Interesse kann das Hohensülzener¹⁴ Diatret beanspruchen, von dem Kisa behauptete, daß „das innere Gefäß für sich gearbeitet, geblasen und vom Schleifrad unberührt sei. Es sei gleichmäßig dick, farblos, leicht grünlich. Das umgebende Netz dagegen bestehe aus feinem Kristallglas, im Bruch gelblich-trüb¹⁵. Seine Rundung folge nicht genau der des Kernes. Wären beide



- 1: Der massiv gegossene Becher vor dem Beginn der Schleifarbeit.
 2—4: Die einzelnen Stadien des Ausschleifens.
 5: Der fertige Becher im heutigen Erhaltungszustand.
 5 a: Die Verbindungsstege der Buchstaben, durchschnitten und von der Seite gesehen.
 5 b: Schnitt durch die Stege des Sechsecks am Boden.
 5 c—d: Schnitte durch verschiedene Stege.
 (Als Vorlage ist das Diatret aus Köln im Antiquarium Berlin gewählt. — Maßstab 1:2)

deutlich das allmähliche Werden des Glases von der massiven Glocke bis zum fertigen Netz.

Bei dem Berliner Exemplar konnte ich die gleichen technischen Merkmale feststellen, wie ich sie für das Münchener Stück soeben geschildert habe. Dort sind z. B. am Boden (in der Mitte, die die ehemalige Standfläche bildete) zwischen den Stegen noch so viele Reste der ehemaligen Glasglocke stehengeblieben, daß sie deutlich denselben Kreis ergeben, wie er darüber vom Netz gebildet wird.

aus einem Stück geschnitten, so hätte man die Entfernungen gleich gehalten; der Kern sei nicht tief genug in das Netz eingesetzt. Das Gefäß sei in der Art hergestellt, daß auf den inneren geblasenen Kern in regelmäßigen Abständen Spitzen aufgesetzt wurden, wie an Stachelbechern, worauf man das Ganze in die bereits fertige durchbrochene Kristallschale einfügte. Dieselbe Technik schein bei der Situla von S. Marco angewandt zu sein.“

Meine Untersuchungen an den Bruchstücken in Bonn¹⁶ und Mainz¹⁷ ergaben dagegen folgendes.

Die von Kisa behauptete verschiedenartige Färbung der Masse von Becher und Netz besteht nicht; dagegen ist die Patina des Glases merkwürdig: milchig, z. T. schwach gelblich-weiß, z. T. wie opak-weiß aussehend, so daß diese Stellen teilweise wie ergänzt erscheinen, zumal die Iris manchmal recht dick aufsitzt. Doch befindet sich darunter überall — wie ich mich durch Abschaben kleiner Iristeilchen überzeugt habe — die Original-Glasmasse. — Daß die Rundung des Netzes nicht parallel zu der des Bechers liegt, trifft zu; am oberen Ende des Netzes beträgt der Abstand etwa 8 mm, nach untenhin vergrößert er sich bis auf 17 mm; indessen beweist das noch keineswegs, daß der Becher geblasen und daß das Netz nachträglich angesetzt ist. Es rührt vielmehr daher, daß die ursprünglich massive Glasglocke nicht gleichmäßig dick war, sondern im unteren Teile eine größere Wandstärke besaß. — Im übrigen lassen die vorhandenen Luftbläschen deutlich erkennen, daß die Glasmasse nicht geblasen, sondern gegossen sein muß. Die Spitzen der sog. Stachelbecher wurden nicht — wie Kisa meint — aufgesetzt, sondern aus der Wandung ausgezogen.

Nicht unwichtig ist vor allem, daß der obere Rand des Glases ein abgesetztes, erhöhtes Halbrundstäbchen aufweist, wie es ebenso die Stücke in München und Berlin zeigen; es ist ein sicheres Merkmal für erfolgte Abdrehung am oberen Rande. Dazu kommt, daß die Dicke der Wandung des Glases wellenförmig schwankt, es ist bald dicker, bald dünner, es finden sich Erhöhungen und Vertiefungen, d. h. Unregelmäßigkeiten, die vom Ausschleifen des Netzes aus der massiven Glasglocke stehengeblieben sind. — Wichtig ist ferner, daß auch hier die Enden der Stege nicht scharf winklig endigen, sondern schräg verlaufen, und zwar nach den vier Seiten hin. Am oberen Rande des Bonner Bruchstückes ist ein Steg vorhanden, der an einer Seite doppel-konischen Ausschleiß, d. h. ein Absetzen des Schleifrades zeigt. — Die Stege stehen — vom Rande aus nach unten gesehen — genau in Reihen, es folgen nebeneinander 3, 4, 3, 4. Betrachtet man die Ansatzstellen der Stege von der Innenseite des Glases aus, so sehen die der Vierer-Reihen wie liegende Doppel-Ovale (0), die der Dreier-Reihen wie hochkant gestellte Doppel-Ovale (0) aus. Eine derartige regelmäßige Anordnung wäre völlig undenkbar und unmöglich, wenn das vorher fertiggestellte Netz mittels der Stege erst nachträglich an den eigentlichen Becher angesetzt worden wäre. Es ist aber durchaus denkbar beim Ausschleifen aus einer massiven Glasglocke, da der Schleifer die ganze Glasfläche vor dem Beginn seiner Arbeit genauestens aufteilen mußte, um zurecht zu kommen. Da die Ansatzstellen der Stege aber nichts anderes als Stützpunkte für das Netz sind, mußte ihre Anord-

nung schon zusammen mit dem Netzmuster festgelegt werden.

Allerdings sind Stege und Netz des Hohensülzener Diatrets sehr dünn ausgeschliffen, und die Außenseite des Bechers ist sorgfältig „geputzt“ worden, so daß hier so bezeichnende Spuren des Ausschleifes wie bei den Stücken in München und Berlin nicht kenntlich sind. Daß auch das Hohensülzener Diatret aus der massiven Glasglocke ausgeschliffen wurde, kann aber nach dem Gesagten keinem Zweifel mehr unterliegen.

Wie ich mich überzeugt habe, weist auch das Diatret aus Daruvar in Wien dieselben technischen Eigentümlichkeiten auf: auch dies ist aus dem Vollen hergestellt.

Eine Bestätigung der gemachten Ausführungen liefern uns die Bruchstücke mehrfarbiger Diatreta. Das Fragment im Antiquarium Berlin besteht aus entfärbtem Glas mit azur-blauem Überfang; dieser setzt deutlich ab und ist nur so dick wie die Buchstaben. Bei dem Bruchstück im Österr. Museum Wien sind die Stege zum Teil entfärbt, zum Teil bunt¹⁸. Das beweist uns, daß eine entfärbte Glasglocke bunt¹⁹ überfangen wurde und der Überfang dicker als die Dicke der Buchstaben war, so daß nach dem Ausschleifen die verbindenden Stege in ihrem unteren Teil entfärbt, im oberen bunt stehen blieben. Das aber war völlig undenkbar, wenn das Glas für sich geblasen und das vorher für sich ausgeschliffene Netz danach vermittle der Stege „angelötet“ worden wäre.

Es entsteht nun die Frage, ob auch diejenigen Diatreta, die statt eines Netzes Ornamente oder Figuren aufweisen, in der gleichen Weise hergestellt sind. Von den Vertretern dieser Gruppe kenne ich nur das Bruchstück im Vatikan, nicht aber den Lykurgos-²⁰ und Cagnola-Becher²¹ aus Autopsie; jenes ist zweifellos ausgeschliffen. Wir wollen uns deshalb der Betrachtung derjenigen Stücke zuwenden, die beides — Netz und Figuren — zugleich aufweisen. Das trifft für die beiden Stücke in Budapest und den Eimer von San Marco in Venedig zu.

Bei den Stücken in Budapest sehen wir am oberen Rande wiederum den schwach erhöhten Steg als Rest der Abdrehung. Darunter folgt die Inschrift, die hier sehr hoch herausgeschliffen ist, sodaß die Buchstaben auf hohen dünnen Stegen sitzen. Unterhalb der Inschrift folgt ein etwa halbrunder nach unten gebogener Kragen²², der durch zahlreiche Einschnitte reich gegliedert ist. Am Boden sieht man je drei Schnecken und schwimmende Fische, von denen die letzteren als Standreif des Gefäßes dienen. Sie erinnern unmittelbar an die bekannten Conchylien-Becher von Köln, Trier und dem Vatikan. Während aber die Conchylien in diesen Fällen für sich geblasen und dann an die Gefäßwandung angesetzt wurden, sind sie bei dem Budapester Diatret aus der Wan-

dung heraus- und sogar im Innern hohl geschliffen. Bei den drei Fischen der Standfläche ist auch die Schwanzflosse unterschliffen. Sie wird mittelst eines Steges — ganz so wie beim Netz der übrigen Diatreta — mit der Wandung verbunden. Im übrigen zeigt die Herstellung auch hier alle eingangs genannten Eigentümlichkeiten der beiden Kölner Diatreta. Das Gleiche gilt auch für das Bruchstück des Budapester Museums (Nr. 96, 1898³), das zu einem gleichen Stück wie das vollständig erhaltene gehört haben dürfte (Kisa, Abb. 230). Danach ist nicht daran zu zweifeln, daß auch die Budapester Diatreta aus der dicken massiven Glasglocke herausgeschliffen wurden.

Von besonderem Interesse ist der berühmte Eimer im Domschatz von Venedig (Kisa II, Abb. 226/227). Wie schon gesagt, habe ich ihn noch nicht an Ort und Stelle studieren können; doch glaube ich auf Grund bestimmter Beobachtungen ~~dennoch~~ zu einem ganz eindeutigen Ergebnis gekommen zu sein. Das Glas ist abgebildet in einem Aufsatz von Carlo Albizzati, *Quattro vasi romani nel tesoro di San Marco a Venezia*, in *Memorie I, 1 Atti della Pontificia Accademia Romana di archeologia*, Roma 1923, Taf. 2²³. Daß der Eimer in der gleichen Weise wie die bisher betrachteten Diatreta hergestellt wurde, geht m. E. mit aller Deutlichkeit aus den Abbildungen seiner vier Seiten²⁴ in dem genannten Buch hervor, obwohl diese sonst nicht restlos befriedigen. Dort sieht man nämlich schwache Rechtecke, die unter denen des Netzmusters nicht ganz bis aufs letzte entfernt wurden. Es sind eben auch bei diesem Stück mehr oder weniger starke Höhenrücken stehengeblieben, die sich gerade auf den genannten Abbildungen (in der Durchsicht des Glases) recht deutlich zu erkennen geben und zu Rechtecken zusammenschließen. Natürlich sind diese Spuren da am deutlichsten zu erkennen, wo das Netz selbst weggebrochen ist. Außerdem fällt auch hier — wie schon bei dem Hohensülzener Diatret erwähnt — auf, daß sich die Ansatzstellen der Stege mit sehr großer Regelmäßigkeit wiederholen. Das spricht dafür, daß auch hier das Netzmuster vor dem Beginn der Schleifarbeit sehr genau aufgezeichnet und das Ausschleifen selbst ganz systematisch von gewissen Punkten aus vorgenommen wurde. Wäre das Netz für sich gearbeitet und dann mittelst der Stege „angelötet“ worden, so wäre das nicht gut möglich.

Ist aber der untere Teil des Eimers mit seinem Netzwerk aus dem Vollen gearbeitet, so dürfte kaum noch ein Zweifel möglich sein, daß dies ebenso auch für den oberen Teil mit seiner figürlichen Darstellung zutrifft, zumal dieser unmittelbar an das Netz anschließt, beides aber durchaus einheitlichen Charakter trägt. Für den ersten Augenblick mag diese Behauptung vielleicht überraschen; sie wird aber schon leichter verständlich, wenn man

neben dem Eimer von San Marco das Diatret von Budapest betrachtet: Hier aus dem Vollen heraus gearbeitete Conchylien, die teilweise noch unmittelbar aus der Gefäßwandung herauswachsen und nur zum Teil durch Stege mit der Wandung verbunden sind; dort ganze Figuren, vollkommen freistehend und nur von den Stegen gehalten. Indessen bezeichnen auch diese noch nicht die höchste Stufe in der Technik der Diatreta. Es sind vielmehr die beiden Exemplare, die überhaupt kein Netz, sondern nur ornamentalen bzw. figürlichen Schmuck aufweisen: Der Becher der Sammlung Cagnola in Mailand und der sog. Lykurgos-Becher in London. Wie schon gesagt, kenne ich diese beiden Stücke zu meinem Leidwesen noch nicht aus Autopsie; ich glaube aber, daß nach den gemachten Ausführungen kein ernstlicher Zweifel mehr bestehen kann, daß wir es auch bei diesen mit richtigen Diatreten zu tun haben, d. h. mit Arbeiten, die aus einer massiv-dicken Glasglocke mittelst Bohrer und Schleifrad herausgearbeitet wurden²⁵.

Bisher wurde immer wieder die Meinung vertreten, daß zum mindesten ein Teil der Diatreta durch Anlöten des Netzes an vorher für sich auf eine geblasene Glocke aufgesetzte Stege entstanden sei. Ich möchte behaupten, daß gerade ein solches Verfahren nahezu unmöglich ist. Es dürfte kaum möglich sein, die richtigen Stellen für das Anbringen der dünnen Stege ausfindig zu machen, zumal sie stets nur an einer ganz kleinen Stelle des Netzes Halt fanden; wichen sie auch nur ein klein wenig ab, so trafen sie nicht das Netz, sondern ragten ins Leere. Und noch ein zweites gibt zu denken. Nehmen wir trotzdem einmal die Möglichkeit des Anlötens an, so konnte das Netz nur dann Halt finden, wenn die Berührungsstellen von Netz und Stegen mittelst der Plattzange zusammengedrückt wurden; das aber hätte — selbst bei nachträglicher Überarbeitung — erkennbare Spuren hinterlassen müssen.

Die Diatreta sind die Spitzenleistungen der antiken Schliffkunst. Was in künstlerischer Hinsicht die Überfanggläser vom Stile der Portland-²⁶ und der Pompejaner-Vase²⁷ bedeuten, das sind die Diatreta in technischer: Höchstleistungen im besten Sinne des Wortes, die einfach nicht mehr zu überbieten sind²⁸. Schon das Altertum hat diese und ähnliche Arbeiten zu schätzen gewußt. Den besten Beweis dafür haben wir in einem dem Konstantin zugeschriebenen Edikt²⁹, in dem Glasbläser und Glasschleifer (*diatretarii*) den Künstlern gleichgestellt und von Abgaben befreit wurden.

Wann und wo sind diese Arbeiten entstanden? Soweit wir die erhaltenen Stücke datieren können³⁰, fällt ihre Entstehung in das frühe 4. Jahrh. Die meisten sind im Norden zutage gekommen, das Rheinland hat einen hervorragenden Anteil daran. Aber gerade hier — in Köln — befanden sich die großen Glashütten, deren Erzeugnisse vielfach

Höchstleistungen waren und die etwa von 200 ab eine sehr weite Verbreitung gefunden haben. Wie ich einmal an anderer Stelle³¹ ausführen werde, sind die Diatreta in Berlin und München, von Hohensülzen, Daruvar und Straßburg in Köln entstanden, ebenso wahrscheinlich die in Budapest und Mailand; inwieweit es für die übrigen zutrifft, wage ich zunächst noch nicht zu entscheiden. Neben Köln kommt der Süden (Rom) in Frage. Aber so wie z. B. die berühmten Goldgläser außer in Rom auch in Köln — und zwar gerade hier in ihren hervorragendsten Vertretern! — gefertigt wurden, so trifft es auch für die technischen Wunderwerke der Diatreta zu: Das Rheinland steht hier durchaus ebenbürtig neben dem Süden.

Anmerkungen:

¹ Über den Namen s: Archäologischer Anzeiger 1928, S. 563.

² Kisa, Das Glas im Altertum, S. 606 ff.

³ Hauptsächlichste Literatur: Carl Friedrich, Die durchbrochenen Gläser, in: Die Wartburg, Organ des Münchener Altertumsvereins IV, 1876/77, S. 1 ff. und 29 ff.; Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, IV, 1887, S. 399 ff.; Kisa, Die antiken Gläser der Frau Maria vom Rath-Köln, Bonn 1899, S. 79 ff.; Ders., Vasa diatreta, in Zeitschrift für christliche Kunst, 1900, S. 15 ff.; Daremberg-Saglio, Dictionnaire des antiquités, S. 945. „Vitrum“, Abschnitt IX; Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie „Diatreta“, Spalte 352; Kisa, Das Glas im Altertum II, 1908, S. 606 ff.; Morin-Jean, La Verrerie en Gaule sous l'empire romain, Paris 1913, S. 231 ff.; Eisen-Kouchakji, Glass, New York 1927, II, S. 455 ff.

⁴ Vergleiche die Zusammenstellung bei Kisa, S. 607 ff. Dazu kommt noch ein Exemplar in der Sammlung des Vatikan Nr. 767: Rest eines konischen Bechers auf Fuß, außen mit mehreren nach unten gerichteten Blättern, auf schmalen Stegen. Das Bruchstück entstammt wohl den Katakomben, da die eine Seite ganz mit Mörtel bedeckt ist. Lichtbild verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Morey-Princeton U. S. A.

⁵ Eine Art Vorläufer der eigentlichen Diatreta möchte ich das Bruchstück eines Bechers im Kunsthistor. Mus. Wien (Kisa, Abb. 231) nennen, bei dem an der Schulter eine Inschrift hoch erhaben ausgeschliffen, aber nicht unterschliffen ist.

Eine Nachahmung des gläsernen Netzmusters besitzen wir in Silber aus dem Schatze von Traprain in Schottland (Curle, The treasure of Traprain, Glasgow 1923, Taf. 28; Drexel in Germania IX, 1925, S. 123 und Abb. 6). — Auch ein frühfränkischer Glasbecher mit sinnloser Inschrift, aus Frankreich, im Zentral-Museum Mainz, ahmt offensichtlich ein Diatret nach (Behrens in Germania, Corr.-Bl. der R. G. K. XIII, 1929, S. 196, Abb. 2). Ein zweites gleiches Stück aus der Normandie ist bei Déville, Histoire de la verrerie dans l'antiquité, Paris 1871, Taf. 75 Nr. 3 abgebildet. Ein weiteres Exemplar aus bräunlichem Glase aus dem fränkischen Gräberfeld von Anderlech befindet sich im Musée du Cinquantenaire Brüssel. Ein kleines Stück sah ich im Museum Namur (F. O. Namur, Grande place 1921).

⁶ Hierher gehören: Die beiden Becher aus Köln in den Museen von Berlin u. München (Kisa II, Abb. 220/221; B. J. 5, S. 377 ff. und Taf. XI/XII). Sie sind im Jahre 1844 in Steinsärgen in der Benesisstr. gefunden worden, und zwar „bei der Anlage einer neuen Häuserreihe“. Meine Bemühungen, an Hand des Katasters danach noch Genaueres über die Fundstelle zu ermitteln, verliefen leider ergebnislos. Die Inschriften lauten: BIBE MVLTIS ANNIS und TIE ZHCAIC KAAQC. Ferner der Becher von Hohensülzen, von dem sich das größere Stück in Mainz, das kleinere im Provinzialmuseum Bonn befindet (Kisa, Abb. 222; B. J. 59, 1876, S. 69 ff. u. Taf. 2; Mainzer Zeitschrift XX/XXI, 1925/26, S. 77). Schließlich das Exemplar im Kunsthistorischen Museum Wien mit der Inschrift: FAVENTIB . . . (Fo. Daruvar 1795, Kisa, Abb. 223).

⁷ Zu dieser Gattung gehörte der vor dem Weißturm in Straßburg gefundene, bei der Belagerung 1870 verschwundene oder zu Grunde gegangene Becher, bei dem das Netz purpurfarben, die Inschrift AVE MAXIMIANE AVGVSTE grün gebildet war (Kisa, Abb. 225; Déville, Histoire de l'art de la verrerie dans l'antiquité, 1871, Taf. 33a; die Farben sind dort nicht richtig wiedergegeben; Schaeffer, Les verreries romaines trouvées en Alsace = La vie en Alsace, 1924, S. 135, Abb. 5, Forrer, Straßburg-Argenterate 1927, I, Abb. 249). — Ferner der sog. Becher Neros im Besitz des Marchese Trivulzio in Mailand, bei dem das Netz hellkobaltblau, die Inschrift BIBE VIVAS MVLTIS ANNIS smaragdgrün ist (Kisa, Abb. 224, Déville, Taf. 33b, die Farben sind dort unrichtig). Bei dem in B. J. 59, 1876, S. 66 erwähnten Diatret aus Arles mit der Inschrift DIVVS MAXIMIANVS AVGVSTVS in rot und grün handelt es sich, wie sich aus Kisa, S. 614 ergibt, scheinbar um eine Verwechslung mit dem Straßburger Exemplar. — Schließlich je ein Bruchstück im Österr. Museum Wien und in Berlin.

⁸ Dazu zählt der Kugelbecher der Sammlung Cagnola aus Mailand (Kisa, Abb. 228), der sog. Lykurgos-Becher im Besitz von Lord Rothschild-London (Kisa, Abb. 233) und das Bruchstück im Vatikan.

⁹ Hierzu rechne ich den bekannten Eimer im Schatze von San Marco-Venedig (Kisa, Abb. 226/27; B. J. 59, S. 68; Déville, Taf. 34/35); er zeigt im unteren Teil das reguläre Netzwerk, im oberen dagegen eine Pantherjagd. — Ferner das Exemplar im Nationalmuseum-Budapest (Kisa, Abb. 229), das im unteren Teil Conchylien, an der Schulter aber einen Kragen in Art des Netzwerkes zeigt. Die Inschrift ist wohl ΛΕΙΒΕ Ω ΠΟΙΜΕΝΙ TIE ZHCAIC zu ergänzen.

¹⁰ Kisa, Abb. 109; B. J. 71, S. 121 ff. und Taf. 6, Nr. 1356. Die Ansicht Kisas (S. 442), es handle sich um ein venezianisches Erzeugnis des 18. Jahrh. aus der Werkstatt der Briati, ist von Albizzati (Archäol. Jahrbuch 41, 1926, S. 74 ff.) widerlegt worden; in einem in Vorbereitung befindlichen Aufsätze werde ich nachweisen, daß dieses Glas einem ganz bestimmten Zusammenhang der röm. Glashütten Kölns entstammt.

¹¹ Zu diesen zählte Winckelmann, der von der Schale Trivulzios sagte: „Zuverlässig sind an dieser Schale weder die Buchstaben noch das Netz auf irgendeine Weise angelötet, sondern das Ganze ist mit dem Rade aus einer festen Masse Glases auf dieselbe Weise wie bei den Cameen gearbeitet. Die Spuren des Rades nimmt man deutlich wahr.“ (Ges. Werke, Ausgabe v. Eiselein, 1825, III, S. 114.)

¹² Die Möglichkeit einer eingehenden ungestörten Untersuchung verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Prof. Sieveking.

¹³ Für die Herstellung der Zeichnung durch Frl. Maria Seidel, Berlin-Wilmersdorf, muß ich Herrn Prof. Zahn und Neugebauer danken.

¹⁴ Zuletzt behandelt von: Behrens, Röm. Gläser aus Deutschland (Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das Röm.-Germ. Central-Museum Mainz, Heft 8), Mainz 1925, S. 25; Derselbe, Röm. Gläser aus Rheinhessen, in Mainz. Zeitschr. 20/21, 1926, S. 76; er folgt noch Kisas Ansicht.

¹⁵ Vgl. dazu B. J. 59, 1876, S. 70, Anm. 2.

¹⁶ Die Möglichkeit eingehender Untersuchung verdanke ich Herrn Prof. Lehner.

¹⁷ Das größere Stück befindet sich in Mainz, das kleinere in Bonn, nicht umgekehrt, wie Kisa sagt und ihm fast alle Späteren nachgeschrieben haben.

¹⁸ Dasselbe gilt von einem Bruchstück mit blauem Überfang im Museum Mainz, das Behrens, M. Z. XX/XXI, 1926, S. 76 erwähnt.

¹⁹ Das konnte mit mehreren Farben geschehen, wie die Stücke in Straßburg und Mailand beweisen.

²⁰ Kisa II, Abb. 233.

²¹ Kisa II, Abb. 228.

²² Ähnlich denen bei den Sig. Kragenschüsseln, vgl. Oelmann, Die Keramik des Kastells Niederbieber, 1914, Typ. 20.

²³ Die Möglichkeit der Einsicht dieses Buches verdanke ich dem Arch. Institut der Universität Köln (Prof. Rumpf).

²⁴ Besonders gut auf den Abb. links oben und links unten kenntlich.

²⁵ Kisa (S. 613) nahm auch hier an, die Figuren seien für sich geblasen und dann vermittle der Stege angesetzt.

²⁶ Kisa II, Taf. VII; Déville Taf. 86—88.

²⁷ Kisa II, Taf. VIII—IX; Déville Taf. X—XI.

²⁸ Kisa berichtet S. 619, daß eine bayer. Glashütte antike Diatreta genau kopiert habe; „Mehrere Stücke, in je etwa halbjähriger Arbeit erzeugt, wurden auf der Nürnberger Ausstellung von 1884 für je Mk. 600.— verkauft“. S.: Ausstellungszeitung der bayer. Landesausstellung zu Nürnberg, Nürnberg 1882, Nr. 71, vom 22. 7. 82. Dort heißt es, daß von der Fa. Ludw. Stangl in Spiegelau (Verwalter Anton Röck) Versuche zum Kopieren von Diatreteten unternommen wurden; u. a. sei damals (1882) ein Bierglas, das auf der Vorderseite die erhabene Inschrift „Trinke viele Jahre“ aufwies, ausgestellt gewesen. Der Deckel (ehemals ein Zoll dick) sei so mit dem Rade durchgeschliffen worden, daß zwei Platten entstanden, die nur vermittelst vier zarter Stäbchen zusammenhängen. Die obere Platte sei dann nochmals durchbrochen und daraus das Monogramm L S geformt worden. Jetzt (um 1882) sei in der Fabrik ein Becher von halbkreisförmiger Gestalt, wie die Diatreta zumeist waren, in Arbeit.

²⁹ Codex Theod. 13. 4. 2; Cod. Just. 10. 66. 1.

³⁰ Die Inschrift des verlorengegangenen Straßburger Exemplars, das 1825 zusammen mit einer Goldmünze des Constans in einem Steinsarge gefunden wurde, weist auf Kaiser Maximian hin, der nachweislich im Jahre 297 in Straßburg weilte. — Die beiden Kölner Stücke, heute in Berlin und München, stammen ebenfalls aus Steinsärgen. Dem Münchener Exemplar mit der Inschrift BIBE MVLTIS ANNIS war eine Bronzemünze Trajans, dem Berliner mit der Inschrift ΠΙΕ ΖΗΧΑΙC ΚΑΛΩC eine Bronzemünze Konstantins d. J. beigegeben (Bonner Jahrb. 5/6, S. 377).

³¹ Gelegentlich der Darstellung von Werkstattzusammenhängen der Kölner Glashütten.

BAROCKE RELIEFKERAMIK AUS TIBERIUS' ZEIT

VON AUGUST OXÉ, KREFELD

Schon unter Augustus, unter dem die arretinische Reliefkeramik ihre höchste Blüte entfaltete, setzte auch der Verfall dieses Kunsthandwerkes ein. Die verschiedenen Anzeichen dieses Niederganges sind zwar schon mehrfach beobachtet und festgestellt worden, es fehlt aber bisher an jeder genaueren Datierung für diese oder jene Stufe des Verfalles. In folgendem soll der Versuch gemacht werden, für einen ganz bestimmten Zeitabschnitt einige charakteristische Erscheinungen festzustellen.

Diese Epoche beginnt mit dem Ende der Regierung des Augustus und dem Anfang der des Tiberius, rund um 10–15 n. Chr. Die sicheren Grundlagen für den Zeitansatz liefern in erster Linie die Funde von Reliefkelchen¹ aus dem Römerlager bei Haltern a. d. Lippe, deren große Masse, wie man mit Sicherheit annehmen darf, entweder aus der Zeit der Schlacht im Teutoburger Walde oder aus den Jahren der Germanicus-Einfälle in Germanien (14–16 n. Chr.) herrühren.

Reliefgefäße in Terra sigillata sind damals hauptsächlich in drei Töpfereizentren oder von drei Töpfergruppen hergestellt worden. In Arezzo war es vor allem der Betrieb des P. Cornelius und des M. Perennius Bargathes; in Puteoli des N. Naeuius; und diesseits der Alpen die verschiedenen Ateius-Betriebe, welche von den Freigelassenen Chrestus, Euhodus, Mahes, Xanthus und Zoilus geleitet wurden. In Haltern überwiegt natürlich bei weitem die Reliefware der cisalpinen Ateiusbetriebe, ebenso am Rhein und in Gallien. Die Herkunft einiger dort gefundener Stücke aus dem arretinischen Betriebe des P. Cornelius steht fest, ziemlich glaubhaft ist auch die einiger weniger aus dem Bargathes-Betrieb. Dagegen ist ein Reliefgefäß aus der Puteolaner Töpferei bislang unter den Halterner oder rheinischen Funden nicht nachweisbar.

Eine eigentlich gallische Reliefkeramik, d. h. eine solche, die in gallisch-keltischem Geschmack gearbeitet hätte, gab es zu der Zeit, als Haltern besetzt war, noch nicht. Sie hat aber sehr bald — etwa um 25 n. Chr. — sich zu entfalten angefangen und noch unter Tiberius bereits ganz Hervorragendes geleistet. Wir ziehen daher auch diese ältesten „Gallica ornata“ heran, soweit auf ihnen die gleichen oder ähnliche Zierformen auftreten².

Die Reliefgefäße dieser Epoche tragen namentlich in einer Hinsicht unverkennbare Spuren des Verfalles. Die edle Kunst, die Schönheit des

menschlichen Körpers, sei er in ruhiger Haltung oder in lebhafter Bewegung, in prächtig modellierten, stattlichen Figuren darzustellen, ist ganz verloren gegangen: man behilft sich vielfach mit alten verschlissenen Mustern, oft unfähig, selbst diese zu einer Gruppe sinngemäß zusammenzustellen. Aber damit ist die Eigenart der damaligen Reliefkeramik nicht erschöpft. Die Reliefkunst war nicht völlig erstarben, sondern entwickelte sich weiter, wenn auch auf einem anderen Gebiet und in anderer Richtung; das Neue, das sie dabei schuf, steht freilich künstlerisch nicht so hoch, ist aber das Charakteristische. Wir greifen im folgenden drei besonders auffallende Zierformen heraus, die damals neu aufkamen: die Säule mit gewundenem Schaft, die Fischblase und die Volute (oder Locke). Sie sind alle aus demselben Geiste geboren, aus der Freude an der Drehung oder Verdrehung, aus der unverhohlenen Abneigung gegen die ruhige und natürliche Linienführung, die bisher die Komposition beherrschte: ein Stil mit unverkennbarem barocken Einschlag.

Sowohl Fischblase wie Volute (Locke) hatten im Relief schon seit Jahrhunderten Verwendung gefunden, aber gewöhnlich in der Weise, daß sie gegenständig und im Verband auftraten: der Schwung der einen Seite wurde durch den der andern aufgewogen. Das Neuartige an ihrer Verwendung zu Tiberius Zeit ist, daß diese beiden Motive als selbständige Ornamente auftreten und nur nach einer einzigen Richtung gewandt sind und ausschlagen: durch ihre Anbringung auf der Gefäßwand beherrscht die schräge oder diagonale Linie das Bildfeld (vgl. Taf. 34 A 1, 3 und 34 B 1–7), während bisher ausschließlich die senkrechte, oder vom Gefäßfuß aus betrachtet, die radiale Richtung das Bildfeld beherrschte.

Die Reliefkeramik hat natürlich diese drei Neuerungen weder erfunden noch zuerst angewandt. Die Säule mit dem schneckenhaft gewundenen Schaft hat sie zweifellos der Architektur und die beiden andern Zierformen, die Fischblase und Volute, der Toreutik entliehen, aus deren Technik die wulstige Gestalt der beiden Motive sich ganz von selbst ergab³.

Die Technik der Reliefkeramik bringt es mit sich, daß das Material, das den drei folgenden Abschnitten zu Grunde liegt, von zweierlei Art ist. Einerseits sind es Formschüsseln (Model), aus denen der verzierte Rumpf des Sigillatakelches gepreßt wurde; sie stammen von dem Platz, wo die Töpferei lag. Andererseits sind es die aus solchen

Formschüsseln gefertigten Sigillatakelche; sie sind meist nicht am Fabrikationsorte selbst gefunden.

Von den Kelchformen jener Zeit verdient eine unsere besondere Beachtung, weil auch sie erst damals



Abb. 1: Grabstein des Musius (Altert.-Mus. Mainz).

in der Keramik Aufnahme fand und ihren barocken Charakter nicht verleugnen kann. Während der verzierte Rumpf der älteren T. s.-Kelche gewöhnlich der einfachen, ruhigen Form einer Halbkugel

oder eines Eies nahe kommt, ist an der neuen Kelchform erstens die Außenwand durch einen Knick und einen wulstigen, meist rädchenverzierten Reif in zwei Bildzonen⁴ zerlegt, und zeigt zweitens die Wandung der oberen Zone eine leichte konkave Einbiegung, wodurch das Profil der ganzen Gefäßwandung fast die sanfte Schwingung eines S erhält (bei S. Loeschke Typ 19, Hähle Typ B 6, vergleiche auf unsern **Tafeln 33 D und 35, 6**). Der Unterschied zwischen der alten und neuen Kelchform ist uns am geläufigsten durch die beiden bekannten und oft abgebildeten⁵ Mainzer Kelche, den „Kranichkelch“ und den „Akanthuskelch“, deren Herkunft und Zeitstellung wir heute genauer als bisher feststellen können: jener mit dem schlichten Innenstempel ATEI ist in Italien etwa um 10 v. Chr. hergestellt, der barocke mit dem Innenstempel CN. ATEI/XANTHI (wie unten S. 305) und dem Außenstempel XANTHI ist eine provinziiale Arbeit aus der Zeit um 15 n. Chr.

Zum Teil sind die Tongefäße, auf die wir Bezug nehmen werden, bereits anderwärts veröffentlicht, und muß hier der Hinweis auf die früheren Abbildungen genügen. Zum Teil aber sind wir dank dem Entgegenkommen des Verlages und der Schriftleitung dieser Festschrift in der Lage, auch selbst einige der wichtigsten Belege in Abbildung vorlegen zu können. In erster Linie lieferte dafür die Unterlagen das Röm.-Germ. Zentral-Museum in Mainz, Unterlagen, die unter Karl Schumachers Leitung erworben wurden, wie z. B. die lehrreichen Formschüsseln aus der arretinischen Töpferei des P. Cornelius **Taf. 34 A 4, 6 und 34 B 1—7**). Mehrere in oder bei Mainz gefundene Stücke stellte das Altertummuseum der Stadt Mainz zur Verfügung, andere das Museum in Neuß (Slg. Sels), das Albertinum in Dresden, das Halterner Museum und der Louvre in Paris⁶.

Aus Mainz stammt auch das Steindenkmal, das uns in die folgenden drei Abschnitte keramischer Reliefkunst einführen mag: das bekannte Grabmal des Adlerträgers Cn. Musius von der IV. Legion⁷ (**Abb. 1**). Auf diesem Erzeugnis schlichter provinzieller Steinmetzkunst ist die Ädicula, in der der Verstorbene steht, von zwei Säulen mit z. T. gewundenem Schaft⁸ getragen und der First u. a. mit den in voller Auflösung begriffenen Voluten verziert. Auf das Architekturmotiv der „gegenständigen Doppelvolute mit Zwischenstab“, das hier auftritt, brauchen wir um so weniger hier einzugehen, als dessen Geschichte bereits von Fr. Drexel (*Germania IX*, 1925, S. 35 ff.) in den Grundzügen klargelegt worden ist⁹.

1. Die Säule mit gewundenem Schaft.

Den arretinischen Reliefkelchen aus der Zeit vor etwa 10 n. Chr. sind derartige Säulen fremd: Säulen oder Pfeiler, die auf ihnen vorkommen, haben entweder einen glatten oder senkrecht ge-

riefelten Schaft. Zahlreiche Beispiele liefern die Darstellungen gerade auf den schönsten und ältesten Kelchen der arretinischen Töpferei des M. Perennius Tigranus: z. B. in der Szene des sog. dionysischen Opfers¹⁰ stehen drei solcher Säulen zwischen den Figuren; ähnliche Säulen auch in den Szenen der weinbereitenden¹¹ und weintrinkenden Satyrn (Taf. 35, 3)¹². Taf. 33 A zeigt das Bruchstück eines herrlichen arretinischen Horen-Kelches¹³, dessen Relief Dragendorff (T. s. S. 48 ff.) eingehend besprochen und nach Riccios Zeichnung wiedergegeben hat. Eine typische Arbeit des strengen und schönen Stiles der älteren arretinischen Betriebe (um 20 v. Chr.). Die vier Jahreszeiten, stolze Frauengestalten in Gewändern mit prächtig modelliertem Faltenwurf, sind von einander getrennt durch schlichte Säulen; jede Säule trägt eine Pansmaske und ist mit der nächsten durch eine zarte Guirlande aus Strichellinien verbunden. Damals war die Darstellung lebensvoller, stattlicher Figuren die Hauptsache; Säule, Maske und Guirlande Nebensache und Beiwerk. Das schöne Bruchstück trägt den bisher meist nicht beachteten Innenstempel CN . ATEI: damit wird es als eine Arbeit des Ateius-Betriebes aus seiner ersten und besten Zeit beurkundet, als er nur in Italien arbeitete¹⁴. Um den starken Wandel und Rückgang zu ermessen, den binnen weniger Jahrzehnte die Reliefkunst auch in der Ateius-Töpferei erlebte, vergleiche man das Reliefbild des Horenkelches mit dem eines andern Ateius-Kelches im Louvre-Museum, auf den wir noch zurückkommen werden (Tafel 33 B). Wie die beiden Mainzer Ateius-Kelche, so stellen auch die beiden Louvre-Kelche zwei verschiedene Pole in der Entwicklung dieses Kunsthandwerks dar. Auf dem jüngeren Louvre-Kelche, einer provinziellen Arbeit des Freigelassenen C n. Ateius Chrestus um 10–15 n. Chr., haben die Säulen zwar dieselbe Aufgabe wie auf dem älteren: sie besorgen die vertikale Einteilung des ganzen Bildfeldes, tragen eine jede eine Maske und sind durch Guirlanden miteinander verbunden. Aber was früher Hauptsache war, ist zur Nebensache geworden, und umgekehrt: die großen, stolzen Frauengestalten sind verschwunden, und nur ein winziger Eros von der Größe und Haltung eines Insektes krabbelt auf der Guirlande, die Säule und die Guirlande sind das Hauptmotiv, und zur Belebung des Bildes ist der Säulenschaft schneckenförmig gedreht.

Die Säule mit gewundenem Schaft muß als ein Glanzstück des neuen Geschmackes gegolten haben; denn sie tritt plötzlich, wie es scheint, um 10 n. Chr., auf den Reliefkelchen aller größeren Töpfereien gleichzeitig auf.

Am bekanntesten ist sie durch Reliefgefäße der arretinischen Töpferei des P. Cornelius. Von zwei diametral gegenüberstehenden Säulen trägt öfters die eine ein Schild mit der Marke des Töpferei-

besitzers P. CORNELI, die andere die Marke des Töpfersklaven, entweder ANTIOCVS¹⁵ oder PRIMVS¹⁶. Das Röm.-Germ. Zentral-Museum besitzt zwei aus Arezzo stammende Bruchstücke von Formschüsseln (O. 5881 u. O. 5985 = Taf. 34 A 4 und 6), die zwar keine Fabrikmarke tragen, aber zweifellos aus dem Cornelius-Betrieb stammen. Von einer gedrehten Säule des P. Cornelius ist auf einem Bruchstück eines Kelches, das ebendort verwahrt ist (O. 7628 = Taf. 34 A 2), nur das Kapitäl, der Träger des Fabrikschildes „P. Corneli“, erhalten. Vollständiger ist das Bruchstück aus der Slg. Niessen-Köln (Taf. 34 A 5).

Aus dem arretinischen Betrieb des M. Perennius Bargathes, des Nachfolgers des M. Perennius Tigranus, stammt das Bruchstück einer Formschüssel (Antiquarium München 23871 = Taf. 35, 5): vermutlich etwas jünger als die vorigen Beispiele, zeigt es, in wie erschreckendem Maße auch das Motiv der gewundenen Säule unter diesem Banausen verkommen und verrohen sollte.

Ein Beispiel aus dem puteolaner Betrieb des N. Naevius bietet das Bruchstück einer Formschüssel im Berliner Antiquarium, abgebildet bei Dragendorff, T. s. Taf. V, 44.

Das am besten erhaltene Beispiel aus den cisalpinen Ateius-Betrieben ist der bereits erwähnte, fast unversehrte Kelch im Louvre zu Paris (Nr. 434, bzw. 162) mit dem Innenstempel CN . ATEI / CRESTI (am Ende jeder Zeile ein senkrechter Palmzweig)¹⁷ (Taf. 33 B). Die gewundenen Säulenschaft tragen auf einem korinthischen (?) Kapitäl eine Silensmaske und schicken nach rechts und links eine einfache Guirlande aus, über deren Mitte ein geflügelter Amor klettert; darunter hängen zwei Schellen; auf den Eierstab sind zwei verkümmerte Griffe, Agraffen in Gestalt eines bärtigen Kopfes, aufgesetzt. Amor, Guirlande und Eierstab genau wie auf einem 1928 in Haltern gefundenen Kelche des C n. Ateius Xanthus. — Nicht so gut erhalten ist der Neußer Kelch aus der Slg. Sels mit dem Innenstempel CN . ATEI / ZOELI im Doppelrahmen (Taf. 33 C)¹⁸: vier Säulen mit gewundenem Schaft teilen das ganze Bildfeld in vier Abschnitte, die mit einer mächtigen Guirlande aus allerlei Blüten und Früchten durchzogen werden; rechts und links neben den Säulen hängt je eine Binde herab, ebenso von der Mitte der Guirlande, über der ein geflügelter Amor steht, die Doppelflöte blasend; rechts und links von ihm ein Vogel. Die Verzierung des untersten Teiles des Bildfeldes ist zerstört. — Endlich begegnet genau dieselbe gewundene Säule uns auf einem dritten Ateiuskelch, der uns zugleich eine ungefähre Zeitbestimmung an die Hand gibt: auf einem kleinen Bruchstück aus Haltern, veröffentlicht von S. Loeschcke, Mitt. V, S. 159 = Taf. XVII, 2 u. 2 a. Da Säule und Kapitäl, Fruchtguirlande und Binde

vollkommen mit denen auf dem eben beschriebenen Neußer Kelch übereinstimmen, aber in Einzelheiten sich von denen auf den Cornelius-Kelchen unterscheiden, so stammt auch dieses Halterner Kelchstück aus einem cisalpinen Ateius-Betrieb und gehört sehr wahrscheinlich zu dem ebendort gefundenen Kelchfuß mit dem Stempel CN. ATEI/ZOELI im Doppelrahmen (Nr. 114).

Auf den gallischen Reliefschüsseln lassen sich drei verschiedene Typen der gewundenen Säule nachweisen. Der älteste Typus reicht noch in des Tiberius Regierungszeit hinauf und ist vertreten durch zwei signierte Schüsseln

stempel Volus(us). Josef Déchelette hat das Stück in seinem Werke „Les vases céramiques ornés“, 1904, auf Taf. I und S. 68 als Typus der frühgallischen Kelchform und Kelchverzierung abgebildet; wir wiederholen hier (Abb. 2) eine genauere Abbildung dieses Kelches, die Déchelette ein Jahr vorher in den „Annales de la fac. des Lettres de Bordeaux, XXV, S. 15, gegeben hatte. Den Außenstempel wollte Déchelette zu Volus(enus) ergänzen und darin den Namen eines Nachkommen oder Freigelassenen des arretinischen Töpfers Volusenus sehen. Das ist ein Irrtum. Mit vollem Namen heißt der Töpfer M. Valerius



Abb. 2: Kelch des gallischen Töpfers Volusus (Roanne).

der Form Drg. 29 mit den Namen Balbus und Bilicatus (Knorr, a. a. O., Taf. 14 D und „Aislingen“ III, 16). Dazu kommt noch ein kleines Bruchstück ohne Töpfermarke aus dem Altertums-Museum der Stadt Mainz (Taf. 36, 2). Auf allen drei Stücken die gleiche gedrungene Säule mit eckigem Sockel und Kapitäl, alle dienen als Träger von Bögen, unter denen ein phantastisches Blattgebilde aufgebaut ist; bei Bilicatus weist auch die senkrechte Fortsetzung der Säule, ein länglicher Fruchtkolben, ähnliche Windungen auf wie der Säulenschaft¹⁹.

Viel größere Verbreitung fand in der gallischen Reliefkeramik ein zweiter Typ der gewundenen Säule, der ebenfalls schon unter Tiberius auftaucht und zwar auf frühzeitigen Kelchen. Das älteste mir bekannte Beispiel ist ein in Roanne gefundener, fast vollständig erhaltener Kelch mit dem Außen-

Volusus, ein Töpfer, der schon in Haltern auftritt und zu den frühesten und bedeutendsten gallischen Töpfereibesitzern zählt. An dem Roanner Kelch ist die Gefäßform, der obere Abschluß des Bildfeldes mit einem Eierstab und der untere Abschluß mit einer Reihe Rosetten noch ganz nach italischem Muster gebildet, jedoch die eigentliche Reliefverzierung ist in rein provinzialem, gallischen Stil gehalten. Die 16 gewundenen Säulen tragen zwar noch, wie die italischen Vorbilder, herabhängende Guirlanden, sind aber viel schlanker und machen mehr den Eindruck hölzerner Masten.

Eine Weiterbildung dieses gallischen Säulentypus zeigt eines der ältesten Terrasigillata-Gefäße aus dem Hofheimer Lager, ein ähnlicher Kelch, abgeb. bei Ritterling, Hofheim, S. 214, Abb. 47. Die „Säulen“ sind inzwischen noch zierlicher geworden, so daß sie als „säulenartige Stäbe“ be-

zeichnet werden; an die Stelle des Kapitälts sind „gerippte Querbalken“ getreten, von denen statt der Guirlanden glatte, halbkreisförmige Bogen („profilierter Festons“) herabhängen. Dieses Motiv der schwächlichen gedrehten Säule als Träger eines herabhängenden Halbkreises ist dann immer mehr verdorrt und verknöchert, immer mehr mißverstanden und entstellt worden, wie unzählige Beispiele aus dem 1. und 2. Jahrhundert zeigen²⁰. Der Hofheimer Kelch²¹ kann, da das Lager um 39/40 n. Chr. besetzt wurde, noch aus dem Ende der tiberianischen Zeit stammen; der Kelch von Roanne mag ein Jahrzehnt älter sein.

Erst in neronischer Zeit kommt auf den gallischen Reliefschüsseln der dritte Typus auf, eine große, kräftige Säule mit gewundenem Schaft. Unsere Abbildung (Taf. 36, 1) zeigt das Ornament einer in Weisenau bei Mainz gefundenen Schüssel (Drg. 29) mit der Marke OF CRESTIO, einer Fabrik, die nach Knorr um 50–70 n. Chr. arbeitete. Nach Aufmachung und Verwendung steht dieser dritte Säulentypus dem ersten näher als dem zweiten; er kehrt dann später mehrfach auf den gallischen Reliefgefäßen der Form Drg. 37 wieder.

2. Die Fischblase.

In welcher Weise die Fischblase als selbständiges Zierstück des neuen barocken Stiles Verwendung fand, zeigen am besten die sieben Bruchstücke von Formschüsseln aus der arretinischen Töpferei des P. Cornelius, Taf. 34 B, 1–7. Die Stücke sind im Besitze des Röm.-Germ. Zentral-Museums zu Mainz und z. T. schon in der Festschrift dieses Museums 1927, S. 108, von Fr. Behn abgebildet und besprochen (O. 5949, 5964, 5963, 5913, 5900, 5961, 5966). Die Gefäßform und die Anordnung der Reliefmotive zeigen nur geringe Verschiedenheit: überall bildet die schräg gestellte Fischblase das Hauptmotiv; öfters wechselt sie mit ebenso schräg gestellten, länglichen Fruchtkolben ab, deren gewundene Schneckengänge lebhaft an die gewundenen Säulenschäfte dieser Epoche erinnern; allenthalben ist das Relief von der schrägen Linie beherrscht und die frühere Vorherrschaft der senkrechten Linienführung gebrochen. Auch von einem Kelch mit ähnlichem Ornament besitzt dasselbe Museum (O. 7682 = Taf. 34 A, 1) ein kleines Randstück mit dem Stempel RODO, dem Namen eines Arbeiters des P. Cornelius. Die Zeitbestimmung liefert uns wieder ein kleines Kelchbruchstück aus Haltern, Taf. 34 A, 3 (Mitt. d. Alt.-Komm. f. W. VI, S. 99 und 100).

Auch in dem gleichzeitigen arretinischen Betriebe des M. Perennius Bargathes fehlt diese Zierform nicht. Charakteristisch ist das Bruchstück einer Formschüssel, das im Arch. Museum zu Tübingen (Form 105) ist und von K. Hähnle, Mitt. VI, S. 92, Abb. 14, 4, veröffentlicht ist: hier ist jede Fischblase von der andern durch vier

lose Rosetten getrennt und füllt dieses lockere Ornament merkwürdigerweise die obere Bildzone eines Kelches mit geknickter Wandung, einer Kelchform, die mit Recht als Vorbild des gallischen Napfes Drg. 29 gilt. Auf einem Kelchstück aus demselben Betriebe (Mus. Tübingen, Nr. 1951 = Hähnle, a. a. O., S. 92, Abb. 14, 1) schmückt dasselbe Motiv die Bodenfläche rings um den Fuß, also die untere Bildzone: das war wohl bei einer Teilung in zwei Zonen sein ursprünglicher und gewöhnlicher Platz. Zwei weitere Kelchstücke — eins mit dem Stempel M. PEREN BARGATE — zeigen unter dem Eierstab das fortlaufende Fischblasen-Ornament: hier bestand das Relief offenbar nur aus einer Zone, ähnlich wie auf den sieben Cornelius-Formschüsseln (Slg. Zaberer-Stuttgart; abgeb. bei Knorr, Aislingen, Taf. I, 8 und 13). Eine besondere Form der Fischblase, die von Bargathes verwendet wird, werden wir am Schluß dieses Abschnittes nachweisen.

Von einer etwas anderen Gestalt ist die Fischblase auf einer Formschüssel des Puteolaners N. Naevius, einem Stück des Berliner Antiquariums, von Dragendorff (T. s. Taf. VI, 57) abgebildet: das Motiv füllt hier sachgemäß die untere Bildzone eines Reliefgefäßes mit geknickter Wandung.

Eine ganz sonderbare Umrahmung endlich hat das Fischblasen-Ornament sowohl im Bargathes-Betrieb als in der provinziellen Fabrik des Cn. Ateius Xanthus erhalten: es ist mit einem Streifen von Zacken oder kurzen Federn umsäumt, gleichsam eine „gefiederte Fischblase“. Dieses merkwürdige Motiv zierte die untere Zone eines fast vollständig erhaltenen Kelches, der in Haltern 1925 gefunden wurde²²: der Kelch hat die barocke Form der geknickten Wandung (Loeschcke Typ 19 = Hähnle Typ B 6) und trägt den bekannten Innenstempel CN · ATEI | XANTHI (mit einer Palme zwischen den beiden Zeilen) und den vertieften Außenstempel XANTHI. Diese Form der Fischblase war bisher nur von zwei Kelchstücken des Bargathes bekannt: das eine Bruchstück mit dem Stempel M. PEREN [BARGATE] befindet sich in der Slg. Zaberer-Stuttgart (abgeb. von Knorr, Aislingen, Taf. I, 9), das andere ohne Stempel im Museum zu Aquileja (abgeb. von Knorr, Südgall. T. s. von Rottweil, 1912, Taf. XXX, 2); das letztere Stück dürfte deshalb dem Bargathes-Betrieb zuzuweisen sein, weil auch hier die Fischblasen durch je vier lose Rosetten getrennt sind.

Die gallische Reliefkeramik hat die Verwendung des Fischblasenmotivs in der geschilderten Weise verschmäht. Das ist um so auffälliger, als dies Motiv sich gerade auf den italischen Vorläufern der gallischen Napfform Drg. 29 mehrfach findet und sehr wohl zur Füllung der unteren Bildzone geeignet gewesen wäre. Offenbar entsprach die schlichte Fischblase dem gallischen Geschmack weniger als die schwungvolle Volute.

3. Die Volute.

In der Tat ist das Motiv der ‚Volute‘ oder ‚Locke‘ weit lebens- und wirkungsvoller als das der Fischblase. Ursprünglich war sie kein selbständiges Element, sondern bildete nur gegenständige Teilstücke einer Palmette, die namentlich als Akroterion oder Eckakroterion²³ die Bedachnung zierte: in der Zeit der ‚Auflösung‘ hat sie sich, wie die Fischblase, selbständig gemacht und tritt allein — ohne ein gegenständiges Gegenstück — auf. Schon oben (S. 302) hatten wir den Vorgang dieser Auflösung an dem Grabmal des Adlerträgers C. n. Musius beobachtet. Aber auch auf Reliefgefäßen aus Terra sigillata, die dem 1. und 2. Jahr-

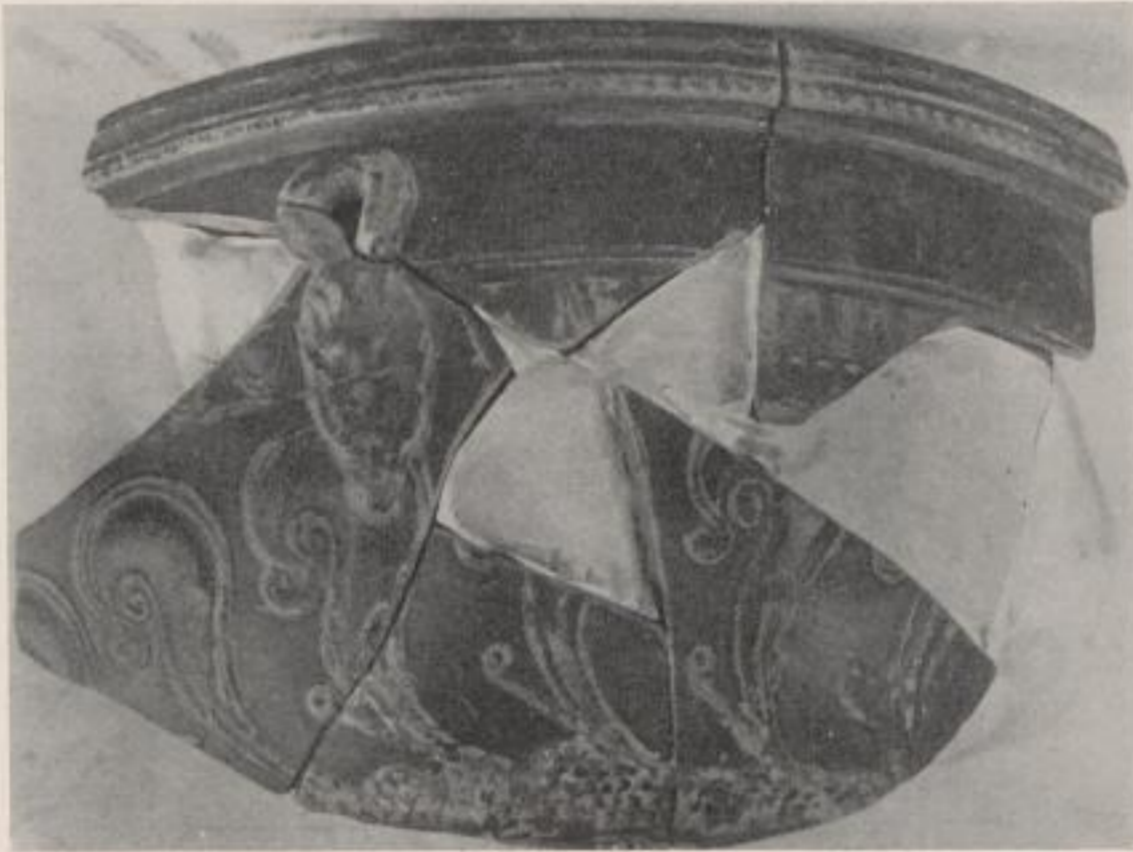


Abb. 3: Kelchstück des C. n. Ateius Xanthus (Haltern).

zehnt unserer Zeitrechnung angehören dürften, ist noch der Zusammenhang der Volute und der Palmette bemerkbar. So auf einem Kelchstück aus der arretinischen Fabrik des M. Perennius Bargathes, das wir auf Taf. 35, 1 wiedergeben²⁴: hier hängt die Volute, obwohl viel größer und nur einseitig gestaltet, mit ihrem Fuß noch mit der Palmette zusammen, als wollte sie im nächsten Augenblick sich ganz davon ablösen und befreien. Der Wirrwarr, der in der Komposition dieses Bildfeldes herrscht, kennzeichnet die ‚Zeit der Auflösung‘ und die Hilflosigkeit der neuen Mode, die mit Gewalt und Unverstand an die Stelle der alten, strengen Stilformen etwas Neues setzen wollte. Ruhiger, aber auch dürriger ist das Reliefbild auf einem andern Kelchstück desselben Betriebes des M. Perennius Bargathes, Taf. 35, 2 (ebenfalls aus dem Dresdener Albertinum, SS. 679, 116)²⁵: hier ist die Volute in derselben Weise verwendet, wie die Fischblase auf den oben besprochenen

sieben Formschüsseln des P. Cornelius. Taf. 35, 4 gibt das kleine Bruchstück einer Formschüssel des Bargathes aus Arezzo wieder, das im Besitz des Röm.-Germ. Zentral-Museums zu Mainz ist (O. 3549). Wie diese Stücke zeigen, verwandte Bargathes zwei verschiedene Voluten, eine große und eine kleine: sie unterscheiden sich von allen andern Voluten-Typen dadurch, daß ihr Kopf nach rechts gewandt ist (im Negativ der Formschüssel nach links).

Wie für das Motiv der Fischblase, so hatte der Puteolauer Töpfer Naevius auch für das der Volute oder Locke seine eigene Form; wir kennen sie von dem Bruchstück einer Formschüssel, das bei Dragendorff (T. s. Taf. VI, 75) abgebildet ist: die nach links gerichtete Volute ist viel schwülstiger als bei allen anderen Töpfern gebildet. Ihre Verwendung erinnert stark an die der Fischblase: denn auch sie ist stets von drei oder vier lose dazwischen geworfenen Rosetten begleitet. Ein anderes Bruchstück einer Puteolauer Formschüssel (Dragendorff, T. s. Taf. V, 61) ist lehrreich für die Entstehung der selbständigen Volute oder Locke: hier besteht die Palmette des Akroterions nur noch aus der Mittelrippe und zwei Voluten: sie macht den Eindruck, als hätte man ihr die übrigen Voluten, wie einem Vogel die Federn, ausgerupft, um sie selbständig zu verwenden.

Die schönste Form und sinnigste Verwendung fand das Volutenmotiv in der provinzialen Töpferei des C. n. Ateius Xanthus. Die Linien, die den plastischen Körper der Volute umsäumen, vereinigen sich nicht unter ihrem Kopf, sondern laufen eine jede in eine Spirale aus und erhöhen so den Eindruck der Locke; zugleich sprießt neben dem Fuß einer jeden Locke ein ähnlicher Schößling hervor, der den freien Raum zwischen je zwei Locken sinniger ausfüllt als jene drei oder vier lose dazwischen gestreuten Rosetten.

Je nach der Kelchform war die Verwendungsweise der Volute — wie die der Fischblase — eine zweifache. Auf den breiten, halbkugeligen Kelchen, die nur eine Bildzone kennen, bildet sie das Hauptornament, ganz ähnlich wie die Fischblase auf den Gefäßen des P. Cornelius (Taf. 34 A 1, 3 und 34 B 1—7). So auf einem Halterner Kelchstück (Abb. 3), das 1928 zutage kam: der Boden mit der Fabrikmarke fehlt zwar, aber die Formen des Eierstabes und der Volute sowie die Wellenlinie, die das untere Bildfeld abschließt, erweisen das Stück als ein Erzeugnis eines provinzialen Ateius-Be-

triebes, und zwar höchst wahrscheinlich des C n. Ateius Xanthus (vgl. Taf. 35, 6 und 6 a).

Die andere Art der Verwendung ist die auf der barocken Kelchform, deren Außenwand durch den Knick und den darübergelegten gestrichelten oder glatten Reifen in zwei Bildzonen zerlegt wird. Hier füllt sie höchst wirkungsvoll das untere Bildfeld. Und da hier das barocke Ziermotiv und die barocke Kelchform vereint sind, so gehören diese Reliefgefäße zu den charakteristischsten und schönsten Vertretern dieses Stiles. Auch in Haltern fand sich ein Kelch dieser Art und ist von S. Loeschke (Mitt. V, Taf. XVII, 6 = S. 160; Stempel Nr. 110) veröffentlicht. Ein anderes Beispiel dieses Typus ist in Neuß (Slg. Sels) gefunden: die erhaltenen Bruchstücke sind auf unserer Abbildung (Taf. 35, 6) zur vollen Form ergänzt²⁰. Ein dritter Vertreter ist der bekannte, in Foxton in England gefundene Kelch (jetzt im Museum Cambridge)²⁷, der vermutlich zur Zeit der Germanicus-Feldzüge mit seinem Besitzer nach England verschlagen wurde²⁸ (Taf. 33 D). Alle drei Kelche tragen den Innenstempel CN · ATEI | XANTHI (ein Palmzweig zwischen den Zeilen); auf dem Foxtoner Stück ist auch noch der Außenstempel XANTHI (in vertiefter Schrift) erhalten. Der Innenstempel genau in derselben Abfassung und Umrahmung ist uns schon oben (S. 302) auf einem Mainzer und auf einem anderen Halterner Kelche begegnet: er kommt nur auf dem Boden verzierter Kelche vor und wurde bisher gefunden in Corseul, Lyon (Trion), Autun, Genf, Windisch, Metz, Mainz, Neuß, Vechten, Haltern (3 Ex.), Ampurias (2 Ex.) und Foxton, im ganzen 15 Stück, einer der vielen Beweise für die rege Tätigkeit dieses provinzialen Ateius-Betriebes.

Aus der arretinischen Töpferei des P. Cornelius ist mir bisher kein Beispiel für die Verwendung der Volute bekannt geworden.

Einer desto größeren Beliebtheit erfreute sich das Voluten-Ornament in der ältesten südgallischen Reliefkeramik. Hier diente es sinngemäß zur Verzierung der unteren Bildzone der Nöpfe Drg. 29, einer Gefäßform, die ja auch sonst in Form und Zierweise sich mehr oder weniger eng an jene barocke italische Kelchform anlehnt. Das Ornament hat jedoch unter gallischem Einfluß eine Weiterbildung erfahren: sein Fuß entspringt einem kurzen Stiel mit zwei Knospenblättchen, und der einfache Seitenschöbling, den C n. Ateius Xanthus ansetzte, ist durch einen gedrehten Stiel ersetzt, der in eine Eichel, einen Mohnkopf oder ein Blatt endet. Die beste Zusammenstellung jetzt bei Knorr (a. a. O., S. 21, Textabb. 10; Aislingen, I, 1 und 4. VII, 1; und 'Germania' XIII, 1929, S. 9); er weist das Motiv nach mit den Töpfermarken Albinus, of. Aquitani, of. Canti, Darrafe, Licinus, of. Primi, Stabilio, Volus(us), Urvoedi, die in der Zeit des Tiberius bis Claudius arbeiteten. Des Beispiels halber

geben wir in **Tafel 36**, 3—10 charakteristische Stücke aus dem Altertums-Museum der Stadt Mainz. Das älteste von ihnen trägt die Marke Urvoedi: der schmale Rand, die Art der Verzierung und die Form des Stempelrahmens  weisen es mit Sicherheit der Zeit des Tiberius zu.

Anmerkungen:

¹ Die ersten Halterner Relieffunde veröffentlichte S. Loeschke, Mitt. d. A. K. f. Westf. V, 1909, S. 156—161, Taf. XVII; die reichen Funde von 1909 K. Hähle, ebd. VI, S. 69—100, Taf. V—XI. Die ebenso reichen aus den Jahren 1925—29 werden von mir demnächst in dens. Mitt. besprochen werden.

² Am besten sind diese ersten gallischen Töpfereien behandelt von Robert Knorr, Töpfer und Fabriken verzierter T. S. des I. Jahrh., Stuttgart 1919. Auf dieses Werk wird im folg. öfters Bezug genommen werden.

³ Hähle (Mitt. VI, S. 90) verwies auf Pernice-Winter, Der Hildesheimer Silberfund, Berlin 1901, Taf. XVII, XVIII.

⁴ Die untere Zone trägt zuweilen keinen Reliefschmuck.

⁵ Vgl. u. a. Lindenschmit, Altert. u. h. Vorz. V, S. 155; Behrens, Mainz. Zeitschr. XII, S. 37 und 58; Behn, Römische Keramik, Nr. 1028 und 1034, S. 148; Hähle, Westf. Mitt. VI, S. 88; Déchelette, Vas. céram. I, S. 25 und 26; Koepf, Die Römer in Deutschl. 1912, S. 148.

⁶ All diesen Museen und ihren Leitern sei auch an dieser Stelle für ihr Entgegenkommen gedankt. Besonders dankbar gedenken wir auch der nie versagenden Beihilfe des uns leider so jäh entrissenen Direktors der Röm.-Germ. Kommission des Deutschen Arch. Institutes in Frankfurt a. M., des Herrn Prof. Dr. Friedrich Drexel.

⁷ Körber, Mainz. Zeitschr. XI, 1916, S. 54 und Taf. IX, 1; Koepf, Germania Romana III, Taf. 5, 3. — CIL XIII, 6901.

⁸ Derartige Säulen auf Grabmälern sind nicht häufig. Ein Beispiel, das in diese erste Zeit ihrer Verwendung fallen dürfte, ist der Grabstein des Freigelassenen L. Memmius aus Graz (Schöber, Die röm. Grabsteine von Noricum und Pannonien, 1923, Abb. 31; Koepf, Germania Romana III, Taf. 28, 1); viel jünger dagegen ist ein Grabstein mit ähnlichen Säulen aus Mitrovica [Wien] (Schöber, a. a. O., Abb. 147; Koepf, a. a. O., III, Taf. 30, 1).

⁹ Es sei für dieses Motiv nur noch auf zwei von Drexel nicht angeführte Belegz aus der gallischen Reliefkeramik der claudischen Zeit hingewiesen, zwei Reliefschüsseln der Form Drg. 29, aus Aislingen und Kempten, abgeb. von R. Knorr, Aisl. III, 1 und T. s. I. Jahrh., Taf. 89 E.

¹⁰ Chase, Katal. d. Slg. Loeb, Taf. I.

¹¹ Chase, ebd. Taf. II.

¹² Dragendorff, Terra sigillata, B. J. 96, 1895, Taf. IV, 13. Unsere Abbildung ist eine Zeichnung dieses Dresdener Bruchstückes.

¹³ Die Abb. verdanken wir der Vermittlung Fr. Drexels.

¹⁴ Vermutlich trug auch das vollständige Stück, das Riccio und darnach Dragendorff abbilden, denselben Stempel: es könnte der im CIL X, 8056, 50 a ver-

zeichnete = Riccio Nr. 2 sein. Nach K. Hähle (Arret. Reliefker., Diss. 1915, S. 13) ist auch in Pompeji ein gleicher Horenkelch gefunden.

¹⁵ Fabroni, Storia degli ant. vasi fittili Aretini, Taf. VII; abgeb. auch bei Oswald and Pryce, Terr. sig. Taf. XXIV, 1. — Ein anderes gutes Stück bei Walters, Katal. d. Brit. Mus. 1908, Taf. VII, 2 = L. 55.

¹⁶ Chase, Katal. d. Bost. Mus. XIX, 91; XXX, 90. Vgl. auch Chase, Slg. Loeb XIX, 536, ein stempelloses Bruchstück, das aber wegen der Form des Eierstabes dem P. Cornelius zuzuweisen ist.

¹⁷ Derselbe Stempel in Autun (CIL XIII, 10009, 44a), auch dort vermutlich auf einem Kelchboden. In Autun sind auffallender Weise noch zwei andere Reliefkelche der provinziellen Ateiusbetriebe gefunden worden mit den Stempeln CN. ATEI / EVHODI (CIL XIII, 10009, 47) und XANTHI (Déchelette, a. a. O., I, S. 25).

¹⁸ Dieselbe Stempelform kommt nur auf Böden ornamentierter Kelche vor in Neuß (II Ex.), Haltern (Nr. 114), Vechten, Narbonne.

¹⁹ Viel spätere Beispiele dieser gedrungenen Säule finden sich auf einem cylindrischen Napf (Drg. 30) aus Riegel (Fritsch, röm. Gef. aus Riegel, Taf. 3, 61) und auf einer Bilderschüssel der Form Drg. 37 aus den Blickweiler Töpfereien (Knorr und Sprater, Blickweiler, Taf. 18, 5). Letztere wird in den Anfang des 2. Jahrh. gesetzt.

²⁰ Vgl. u. a. Knorr, a. a. O., Taf. 5 A, 10 A, 17 A, 22 B, 24 B, 36 BC und 64 FG. Zuweilen ist aus der tragenden Säule ein hängendes Motiv, aus der Basis eine Quaste geworden. Knorr, Rottweil, 1912, Taf. 18, 5, 6; 19, 1, 2.

²¹ Dieselben frühgallischen „gedrehten Stäbe“ auf zwei Hofheimer cylindrischen Reliefnapfen (Drg. 30), Hofheim, Taf. 27, 3 und 23.

²² Er wird demnächst in den Mitt. d. Alt.-Komm. f. Westf. mit anderen, gleichartigen Funden veröffentlicht werden.

²³ Oswald and Pryce, Terra sigillata (Pl. XXXVII, 8—14) erklären die Akroterion-Palmette als ein stilisiertes Nautilus-Motiv.

²⁴ Es ist ein Stück aus dem Dresdener Albertinum (SS 79, 115).

²⁵ Abgeb. mit einem ähnlichen Stück auch bei R. Knorr, a. a. O. S. 5, Textb. 4 und Aislingen, Taf. I und II.

²⁶ Die schwierige Zeichnung hat vor Jahren Herr Dir. Svenson in Idar hergestellt, wofür ihm auch an dieser Stelle der Dank ausgesprochen sei.

²⁷ Krüger, Korr.-Bl. XXII, 1904, S. 181 ff. Haverfield, Cambridge Antiq. Soc. Comm. XX, 1917, S. 57. Oswald and Pryce, Terra sig. Taf. II, 2.

²⁸ Tac. ann. II, 24.

VERZIERTE SIGILLATA DES ERSTEN JAHRHUNDERTS MIT TÖPFERNAMEN

VON ROBERT KNORR, STUTT GART

Jedes neugefundene und veröffentlichte verzierte Terrasigillata-Gefäß mit Töpferstempel trägt dazu bei, die Sigillaten noch etwas besser als bisher nach Zeit und Herkunft bestimmen zu können, und den Wert der Sigillatascherben als Leitfunde für die Chronologie zu vergrößern. Ein nahe liegendes Beispiel zeigt diese Verwertung solcher Scherben als Mittel der römisch-germanischen Forschung zur Aufhellung der Frühgeschichte; ich meine die Arbeit von K. Schumacher: „Zur römischen Keramik und Geschichte Südwestdeutschlands“, Neue Heidelberger Jahrbücher VIII, 1898. Ein anderes, neueres Beispiel, das sehr schön zeigt, wie in Schwaben gewonnene Forschungsergebnisse gewertet werden und daß sie nicht nur für Süddeutschland nützlich sind, sondern auch mitbenutzt werden können bei der Aufhellung der römischen Zeit nichtdeutscher Fundorte, ist die sehr instruktive Arbeit von T. Davies Pryce und Felix Oswald „Roman London: Its initial occupation as evidenced by early types of Terra Sigillata“, in *Archaeologia* Vol. 78, Oxford 1928. Natürlich geben die durch Untersuchung der in London gefundenen Sigillaten gewonnenen neuen Ergebnisse wiederum Anhaltspunkte zur besseren Auswertung in Deutschland gefundener Scherben, und es ist sehr interessant, zu sehen, wie die süd-gallischen Sigillatätöpfer, die in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach England exportierten, durch ganz gleichartige Sigillata, z. B. an den frühen Donaukastellen Hüfingen, Emerkingen, Risstissen, Unterkirchberg, Finningen und Aisligen vertreten sind; es lassen sich bedeutende politische und militärische Unternehmungen dieser Zeit gleichsam ablesen an den charakteristischen Sigillatafundmassen jenseits des Kanals und am Rhein und an der Donau. Von der ungemein starken Produktion der Töpfereien in Südgallien gibt ein klares Bild die Arbeit von August Oxé: Die Töpferrechnungen von der Graufesenque, in *Bonner Jahrbücher* 130, Bonn 1926, die im Anschluß an Hermets Buch: *Les Graffites de la Graufesenque* (Rodez 1923) erschienen ist. Vor zehn Jahren habe ich versucht, zur besseren Kenntnis der süd-gallischen Sigillatagefäße beizutragen durch das Buch: *Töpfer und Fabriken verzierter Terrasigillata des ersten Jahrhunderts*, Stuttgart 1919; dort ist auch die hier in Betracht kommende Literatur genau angegeben, weshalb die folgende Beschreibung einiger neugefundener Sigillaten kurz sein kann; gerade auch die mit bisher nicht bekann-

ten Gefäßen vertretenen Töpfer Aquitanus, Masclus, Meddillus, Memor, Niger, Sabinus, Scottius und Volus sind in der genannten Publikation z. T. recht ausführlich besprochen unter Beigabe vieler Abbildungen signierter Gefäße. Auch der Weg, der dazu geführt hat, diese Scherben zeitlich zu bestimmen, ist dort angegeben. Auf die hier mitgeteilten Gefäßreste wurde ich von Freunden der Sigillataforschung aufmerksam gemacht, und ich danke für wertvolle Mitteilungen und manche Mühe und Hilfe den Herren Prof. Dr. Oxé in Krefeld, J. Breuer in Brüssel, Stadtarchivar Daniëls in Nijmegen, Direktor Dr. h. c. Jacobi in Homburg, Direktor Dr. Sprater in Speyer, Konservator Hild in Bregenz und Konservator Dr. Paret in Stuttgart; auch bin ich zu Dank verpflichtet den Museumsverwaltungen in Brugg i. Aargau, Bregenz, Brüssel, Nijmegen, Speyer und auf der Saalburg. (Die Abbildungen der drei Textbilder geben die Dekoration und die Stempel in halber wirklicher Größe.)

Fig. 1. Fundort und Museum Vindonissa. Die Abbildung ist nach einem Papierabdruck gezeichnet, den ich der Freundlichkeit von Herrn Prof. Oxé verdanke. In der unteren Zone dieser Schüssel der Form Dragendorff 29 ist zwischen dem Volutenornament die Töpfersignatur VOLVS, Abdruck von im Model eingedrückter Schrift. Der Töpfer hat wohl schon in der Zeit des Tiberius und noch in der Mitte des ersten Jahrhunderts gearbeitet. Reste eines Gefäßes mit ähnlicher Dekoration fanden Michahelles und Veeck 1928 bei ihrer Ausgrabung eines Kastells claudischer Zeit in Württemberg; s. Veeck, *Das Donau-Jllerkastell Unterkirchberg*, und Knorr, *Terrasigillata von Unterkirchberg-Viana*; beide Mitteilungen in „*Germania*“ 13, 1929, S. 1—10; auch enthalten in „*Ulm-Oberschwaben*“, *Mitt. d. V. f. Kunst und Altertum* in Ulm 26, 1929.

Fig. 2. Fundort Wiesbaden. Saalburgmuseum. Herr Direktor Jacobi hat mich auf diese Schüssel mit dem Bodenstempel SCOTTIVS aufmerksam gemacht; die Abbildung ist nach von Jacobi gefertigten Papierabdrücken gezeichnet. Nach der Schuppendekoration des Gefäßes zu schließen, ist diese Arbeit des Scottius in der Mitte des ersten Jahrhunderts, in der Zeit des Claudius entstanden, und bildet eine hübsche Ergänzung zu den in *Töpfer und Fabriken*, 1919, Taf. 70—73 mitgeteilten Arbeiten dieses Töpfers. — In den neueren Teilen von Paulys *Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft* bringt K e u n e gerade auch

über die südgallischen Töpfer außerordentlich sorgfältige und wertvolle Mitteilungen; sehr fördernd sind z. B. dort Keunes Darlegungen über Scotinus und Scottius.

Fig. 3. Fundort Knittelsheim. Museum Speyer. Teile einer großen Schüssel Dr. 29 mit Boden-

frühesten Arbeiten scheinen schon in der Zeit Neros gemacht zu sein.

Fig. 5. Fundort Ostia. Sammlung Paret, Stuttgart. Bodenstück einer kleinen Schüssel der Form Dr. 29 mit teilweise erhaltenem Stempel MEMORI[S M. Gefäße dieses südgallischen

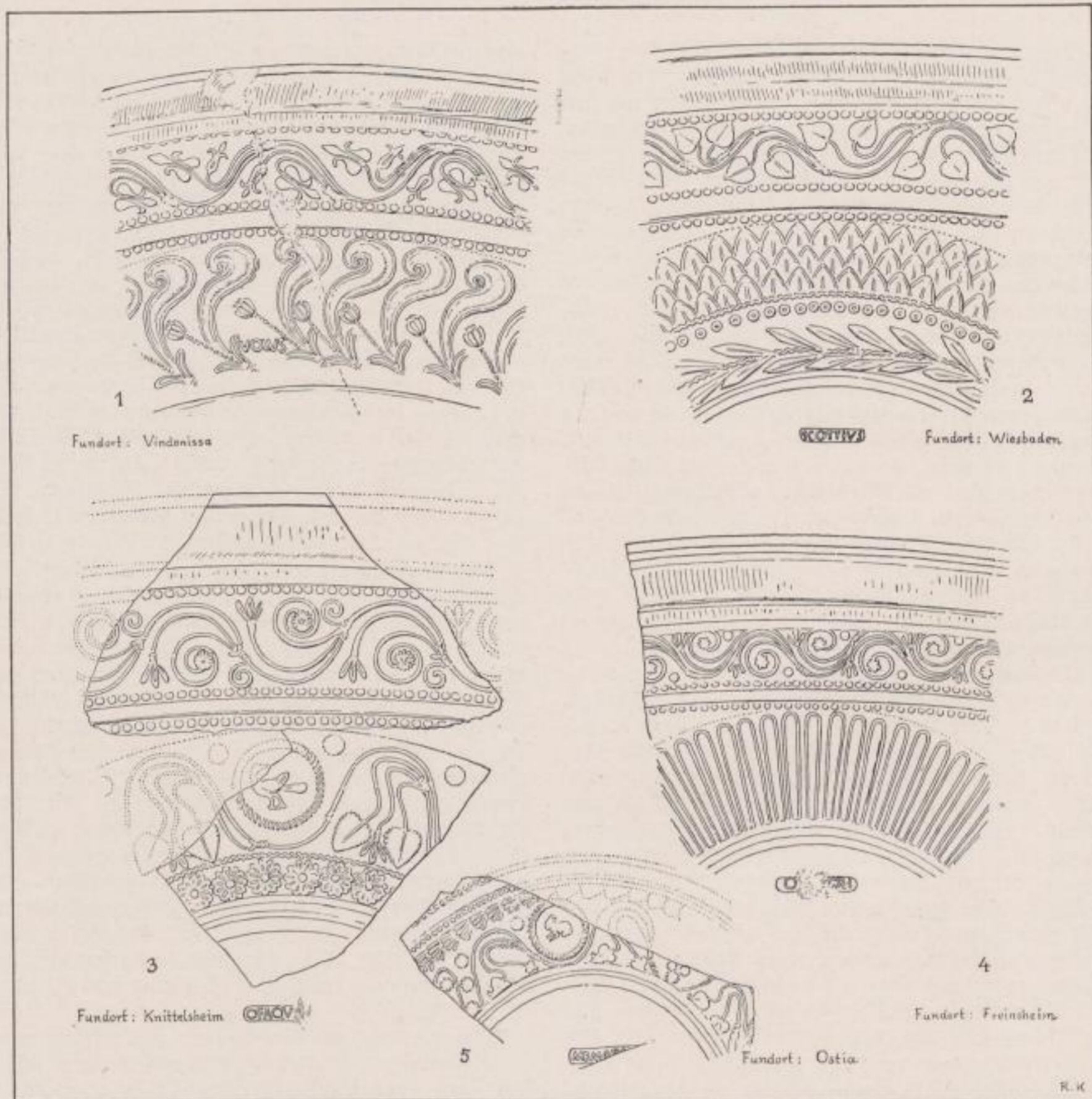


Abb. 1.

stempel OF AQVITANI. Der Töpfer hat hauptsächlich in der Zeit des Claudius gearbeitet.

Fig. 4. Fundort Freinsheim. Museum Speyer. Gefäß Dr. 29 mit z. T. verwisstem Bodenstempel OF NIGRI. Bei den meisten der verzierten Gefäße dieses Töpfers ist der mittlere Teil des Stempels schlecht ausgedrückt oder verwischt. Der Töpfer hat in der Zeit Vespasians gearbeitet; nur seine

Töpfers sind auch nach Pompeji gelangt; er hat also schon vor der Verschüttung Pompejis durch den Vesuv im Jahre 79 gearbeitet. Atkinson hat gezeigt, daß diese Pompejisigillaten nur ganz kurz vor dem Ausbruch des Vesuv nach Pompeji gelangt sein können. Es sind zwei Gefäße der Form Dr. 37, die unter dem Ornament als Abdruck von in den Model geschriebenen Buchstaben MEMORIS in

Spiegelschrift haben. Mit dem gleichen Stempel, mit dem der Töpfer sein in Ostia gefundenes, verziertes Gefäß (Fig. 5) gestempelt hat, hat er auch einen in Rottweil gefundenen Teller der Form Dr. 18 signiert; dieses Rottweiler Stück zeigt den vollständigen Stempel MEMORIS M und wird im

Fig. 6. Fundort Nijmegen. Im städtischen Museum Nijmegen (nicht zu verwechseln mit der ehemaligen Sammlung Kam, die jetzt „Reichsmuseum“ G. M. Kam heißt). Bodenstück einer Terrasigillata-Reliefschüssel Drg. 29 mit Bodenstempel MEOILLV; außer diesem Stempel hat

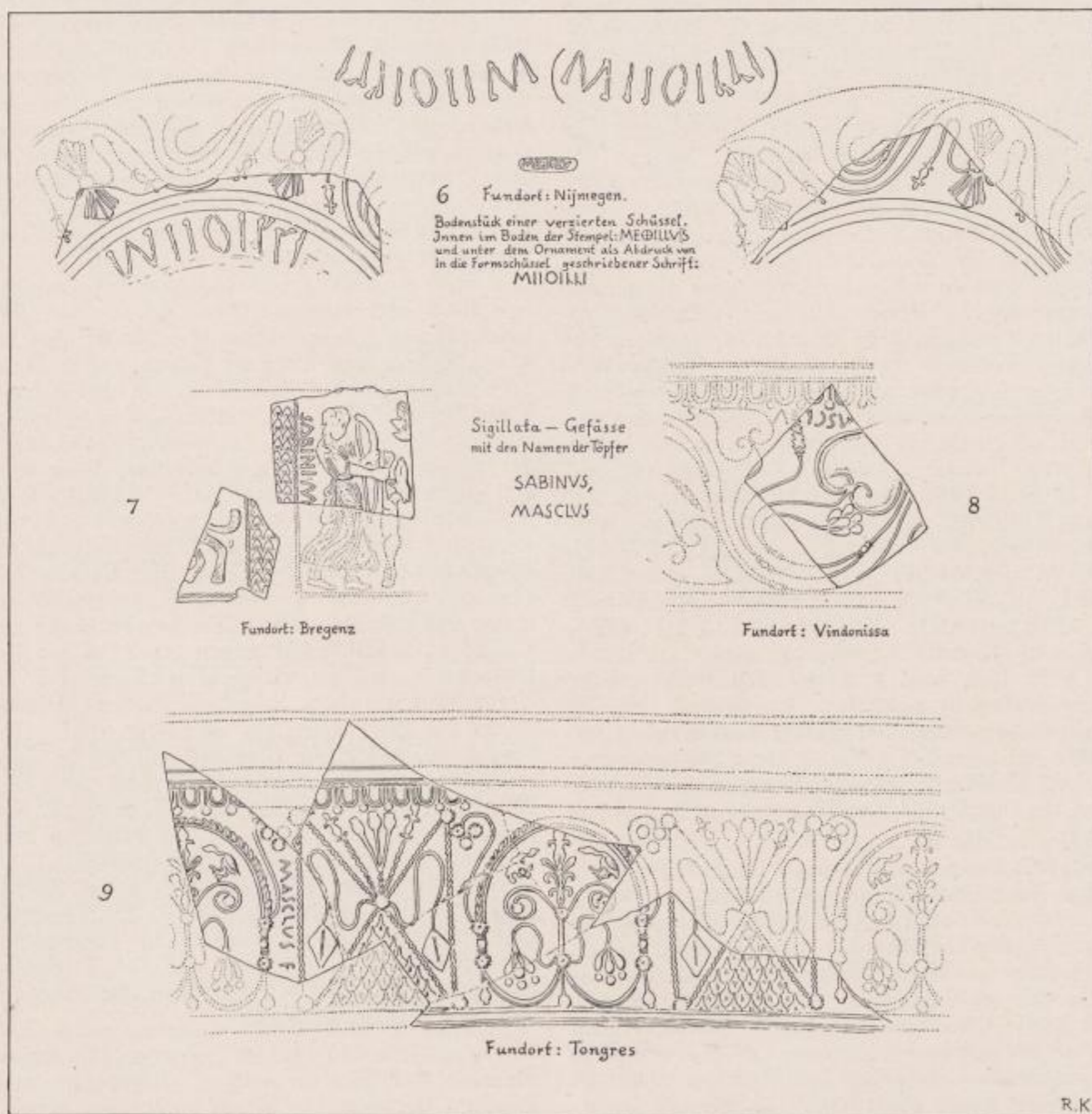


Abb. 2.

Jahr 74 nach Rottweil gelangt sein, durch die Unternehmungen des Cn. Pinarius Cornelius Clemens. Allem nach hat Memor in der Zeit Vespasians gearbeitet. Siehe Donald Atkinson, A Hoard of Samian Ware from Pompeji. Journal of Roman Studies, London 1914. — Knorr, Die verzierten Terrasigillata-Gefäße von Rottweil, 1907, Taf. 31, Fig. 249 und S. 63.

das gleiche Gefäß unterhalb des Ornaments als Abdruck von in den noch weichen Ton der Formschüssel geschriebenen Buchstaben den Namen MIOILLI in Spiegelschrift. Herr Stadtarchivar M. Daniëls in Nijmegen hatte die Güte, mich auf dieses interessante Fundstück aufmerksam zu machen; ihm verdanke ich auch gute Papierabdrücke zur Herstellung von Zeichnungen der beiden

Signaturen und der Ornamentreste des Gefäßes. Das Stück bestätigt wiederum, daß bei diesen süd-gallischen Töpfern der Hersteller des Modells und der Ausformer des Gefäßes in der Regel der gleiche Töpfer ist.

In „Germania“ XIII, 1929, S. 47, hat O. E. Mayer ein in Aachen gefundenes Gefäß Dr. 29 veröffentlicht, das im Boden den Stempel OF MVRRA und außerdem im Ornament zweimal den Stempel OF MVRrani (ligiert) hat. Weitere derartige Gefäße mit Signaturen im Boden und im Ornament oder unter dem Ornament sind bekannt von den Töpfern Mommo und Frontinus. Nähere Angaben finden sich in meiner Mitteilung in „Germania“ XIII, 1929, S. 50. Vielleicht bringt F. Hermets zu erhoffende (oder inzwischen erschienene) Publikation der Modelle und Gefäße von der Graufesenque weitere solche Beispiele, oder auch Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Meddillus ist namentlich auch in dem im Jahr 74 besetzten römischen Rottweil durch verzierte Gefäße vertreten; er hat etwa zwischen den Jahren 60 und 80 n. Chr. gearbeitet. F. Hermet in seiner Schrift: *Les graffites de la Graufesenque, près Millau (Aveyron), Rodez 1923*, erwähnt Seite 162 und 163 folgende Fälle von verschiedenen Namen auf je zwei Gefäßen Dr. 29 mit gleicher Dekoration: ALBI M und MELAINIMA (oder MELAINVA?), ALBI M und MACRI MAN, OF ALBI und GERMANI, MACRI MAN und GERMANI, OF LUCCEI und SAL (ari) APTI, MEDILLVS und OF VITA. Man muß Hermets Abbildungen dieser Gefäße in der hoffentlich bald erscheinenden Beschreibung seiner Sammlung abwarten. Es handelt sich bei diesen Schüsseln nach Hermets Angabe nicht um Gefäße mit zwei Stempeln, sondern beispielsweise um zwei Gefäße mit gleicher Dekoration, von welchen das eine Gefäß Meddillus signiert ist und das andere of. Vita.

Fig. 7. Fundort und Museum Bregenz. Splitter mit Abdruck von in den weichen Ton des Modells geschriebener Schrift SABINI . M. Vielleicht von einem Becher Dr. 30; oder, wie mir scheint, von einem jener großen Prachtgefäße der Art des Sabinus, von welchen unten Beispiele genannt sind. Herr Konservator Hild hatte die Freundlichkeit, auf dieses 1929 gefundene, signierte Gefäß des Sabinus aufmerksam zu machen, und Hild verdanke ich auch einen guten Papierabklatsch, der die zuverlässige Grundlage der Zeichnung der Bruchstücke bildet. In dem Buch von F. Oswald und T. D. Pryce „An introduction to the Study of Terra sigillata, treated from a chronological standpoint“, London 1920, sind auf Taf. 85, Fig. 2, Teile eines großen in Hartlip gefundenen Prachtgefäßes abgebildet, das neben anderen recht merkwürdigen Darstellungen gerade auch die Figur der Diana des Stückes von Bregenz hat, und die gleiche Signatur: SABINI . M. (Einen Teil

des Gefäßes von Hartlip habe ich nach Phot. von Atkinson mitgeteilt in *Töpfer und Fabriken*, 1919, Taf. 100, Fig. A). Es gibt noch ein weiteres Exemplar dieses seltenen Gefäßtypus; es ist bei Brugg im Aargau gefunden und im Vindonissa-Museum in Brugg aufbewahrt. Eine Zeichnung habe ich veröffentlicht in „Die Sigillatagefäße von Aislingen“, *Jahrb. des Hist. Vereins Dillingen* 25, 1912 (Dillingen a. d. Donau 1913) Textbild 5. An diesem in der Schweiz gefundenen Stück haben sich oben rechts erhalten die Buchstaben SA, die ich früher nicht deuten konnte, die aber jetzt nach Bekanntwerden des Bregenzer und des Hartlip-Gefäßes ergänzt werden können zu SA[BINI] . M. Auf dem Bregenzer Bruchstück, Fig. 7 links, sind der Schwanz und die Hinterbeine des an einen Weinstock sich schmiegenden Panthers erhalten, den man manchmal auf süd-gallischen Scherben der Mitte und zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts sehen kann; dieser Panther ist aber hier etwas kleiner und nicht so hübsch wie z. B. auf dem älteren Becher von Wien, mit der Signatur MASCLVS . F, den ich veröffentlicht habe in *Sigillata von Rottweil* (1907), Taf. 13, Fig. 2. Die Zeit, in der dieser Töpfer Sabinus arbeitete, kann ziemlich genau erschlossen werden. Déchelette (1904, I, S. 297) hat zwei in Pompeji gefundene Schüsseln Dr. 29 mit Signatur SABINVS F publiziert, die also jedenfalls vor dem Jahr 79, vor der Verschüttung Pompejis durch die Asche des Vesuv, dorthin gelangt sein müssen. Die oben besprochenen drei Gefäße mit SABINI . M zeigen durch die Art ihrer Dekoration, daß sie vielleicht noch in die Zeit Neros zurückreichen, jedenfalls aber nicht später als in die Zeit Vespasians zu setzen sind. Dazu kommt der glückliche Umstand, daß ich in Cannstatt, dessen älteres Erdkastell nicht vor dem Jahre 90 n. Chr. von den Römern angelegt wurde, eine Schüssel späterer Form (Dr. 37) gefunden habe, welche im Ornament die Schrift SABIN hat, und offensichtlich eine schlechte Arbeit der Spätzeit dieses Sabinus ist, die schon in die Zeit Domitians fällt; diese Schüssel ist mitgeteilt in: *Fundberichte aus Schwaben* 17, 1909, S. 26 und Taf. 3. Sabinus hat demnach in der Zeit zwischen den Jahren 65 und 90 n. Chr. gearbeitet.

Fig. 8. Gefunden 1929 in Vindonissa. Vindonissa-Museum in Brugg im Aargau. Bruchstück eines Bechers der Form Dr. 30 mit Resten der Signatur MASCLVS . F im Ornament. Die Zeichnung ist nach einem Papierabdruck gemacht, den ich der Freundlichkeit von Herrn Prof. Dr. Oxé verdanke; Oxé hat mich auf dieses Fundstück aufmerksam gemacht, das besonders bemerkenswert ist, weil es aus der gleichen Formschüssel geformt ist, wie der vollständig erhaltene in Asberg gefundene Becher des Masclus in Crefeld, über den Siebourg Mitteilung gemacht hat in *Bonner Jahrbücher*, Heft 96—97 (1895),

Seite 262 und Tafel X, 3. In Terrasigillata von Rottweil (1907), Seite 33, Taf. 13, Fig. 2 habe ich einen vollständigen Becher Dr. 30 mit Signatur MASCLVS . F und mit anderer Dekoration beschrieben; er ist in Wien gefunden und dort im Kunsthistorischen Museum. Dieser Wiener Becher ist aus dem gleichen Model ausgeformt wie ein in London gefundenes Stück; Déchelette (1904) erwähnt den in England gefundenen Becher in seinem Inventaire Seite 286; er ist auch abgebildet in Walters Catalogue of the Roman pottery in the departments of antiquities, British Museum, 1908, Seite 114, M 406. Masclus hat in der Zeit des Claudius und Nero gearbeitet; späte, weniger

bestimmte in den Model geschriebene Namen des Sabinus und des Masclus, sondern es sind für den Käufer bestimmte und diesen zum Kauf lockende Signaturen.

Fig. 10. Fundort und Museum Bregenz. Erst kürzlich — Mai 1930 — gefundene Schüssel der Form Dr. 29 mit Stempel OF · MVRRANI innen im Boden; außen ist unter dem Ornament die Signatur MVRANI als Abdruck des in den Model vor dem Brande geschriebenen Namens. Etwa Zeit Neros. Erläuternde Bemerkungen über solche doppelt signierte Gefäße und Literaturangaben enthält der Text zum Gefäß des Meddillus Fig. 6, Textbild 2. Herr Konservator Hild in Bregenz hatte die Güte,

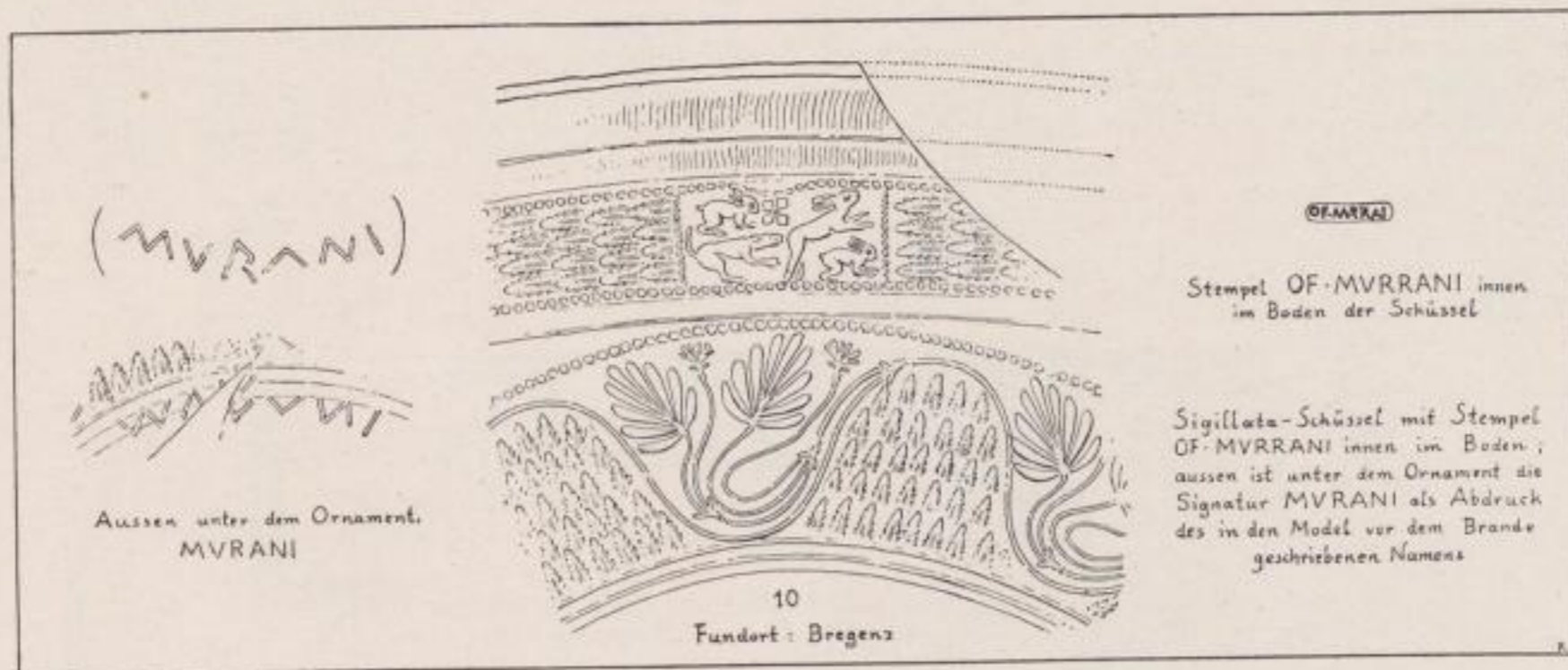


Abb. 3.

schöne Arbeiten von ihm scheinen noch in der Frühzeit Vespasians exportiert worden zu sein.

Fig. 9. Fundort Tongern. Museum Brüssel. Teile eines Bechers Drag. 30 mit sehr schöner Signatur MASCLVS . F im Ornament. Der Becher ist eingehend beschrieben und mit Abbildung veröffentlicht von J. Breuer in seinem Aufsatz: „Goblet Gallo-romaine en terre sigillée“, im Bulletin des Musées d'Art et d'Histoire, Bruxelles 1929, Seite 3—5. Ich verdanke der Freundlichkeit von Herrn Jacques Breuer, Attaché des Musées Royaux du Cinquantenaire in Brüssel einen guten Papierabdruck der Dekoration und Signatur des Bechers. Meine Zeichnung sucht die fehlenden Teile der Dekoration durch punktierte Linien zu ergänzen. — Die Schrift auf der Meddillusschüssel von Nijmegen, **Abb. 2, Fig. 6**, ist von links nach rechts in den Model geschrieben und erscheint natürlich auf der ausgeformten Schüssel in Spiegelschrift. Dagegen sind die Signaturen des Sabinus (**Fig. 7**) und des Masclus (**Fig. 8 und 9**) sorgfältig in Spiegelschrift in den Model geschrieben und erscheinen auf den ausgeformten Gefäßen in richtiger Buchstabenfolge von links nach rechts. Es sind also nicht nur für den Werkstattbetrieb

mich auf dieses Murranus-Gefäß aufmerksam zu machen; meine Abbildung ist nach guten Papierabdrucken gezeichnet, die ich Hild verdanke.

Gewiß besteht in jeder Beziehung ein großer Unterschied zwischen diesen bescheidenen kunstgewerblichen Arbeiten provincialrömischer Töpfer und etwa einem Höchstes gebenden Kunstwerk der Blütezeit griechischer Kunst, wie z. B. jener antiken Tonform, deren Bedeutung Rodenwaldt geklärt hat durch seine Untersuchung: „Ein toreutisches Meisterwerk“, im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 41, 1926, Seite 191—204. Aber in den späten, entarteten Arbeiten der gallo-römischen Töpfer ist doch nicht alles Feingefühl und noch nicht alle Gewissenhaftigkeit der Kunsthandwerker der klassischen Zeit verschwunden; auch wird die künstlerische Belanglosigkeit dieser gallischen Arbeiten glücklicherweise z. T. ersetzt und gutgemacht durch die wertvolle Eigenschaft, die diese kleinen Sachen als geschichtliche Urkunden, als Leitfossilien zur Klärung großer oder weithin wirkender Ereignisse haben, die das Leben und Kämpfen germanischer Volksstämme bestimmten und die bis in die Gegenwart nachwirken.

RÖMISCHES DOLIUM MIT BIERMAISCHE AUS ALZEY

VON WILHELM UNVERZAGT, BERLIN

Bei den Grabungen des Jahres 1911 im Kastell zu Alzey (Rheinhausen) wurde im Kastellinnern auf dem damals Kornschen, jetzt städtischen Acker, unter dem Kastellhorizont ein Gebäude angeschnitten, das durch zwölf über seine verschiedenen Teile verstreute Münzen aus der Zeit Constantinus I. und seiner Söhne genau datiert werden konnte¹ (s. Abb. 1). Der Befund ergab, daß auch dieser Bauteil der großen Brandkatastrophe zum Opfer gefallen war, die bei Gelegenheit des Alemanneneinfalls um 353 n. Chr. zur Vernichtung des ganzen damals bestehenden Vicus Altiensium führte. In einer Dicke von über einem halben Meter lagen die Brandmassen und zu-

entwickelten Hitze einen gewissen Härtegrad erreicht hatte. Dieser Belag wurde nun entfernt. Es zeigte sich an den Abdrücken und geringen organischen Resten, daß das Dolium mit einem Holzpropfen fest verschlossen gewesen sein mußte. Nach diesem Befund waren wir keineswegs überrascht, in dem Gefäß noch seinen Inhalt vorzufinden, der zwar eingetrocknet war, aber immerhin noch gut zwei Drittel des Innern ausfüllte. Er bestand aus einer leichten dunkelbraunen Masse von schaumig poröser Struktur mit Abdrücken von Gerstenkörnern dazwischen. Verschiedene Sachverständige, die wir damals zu Rate zogen, um aus diesen Resten den ursprünglichen Inhalt zu er-

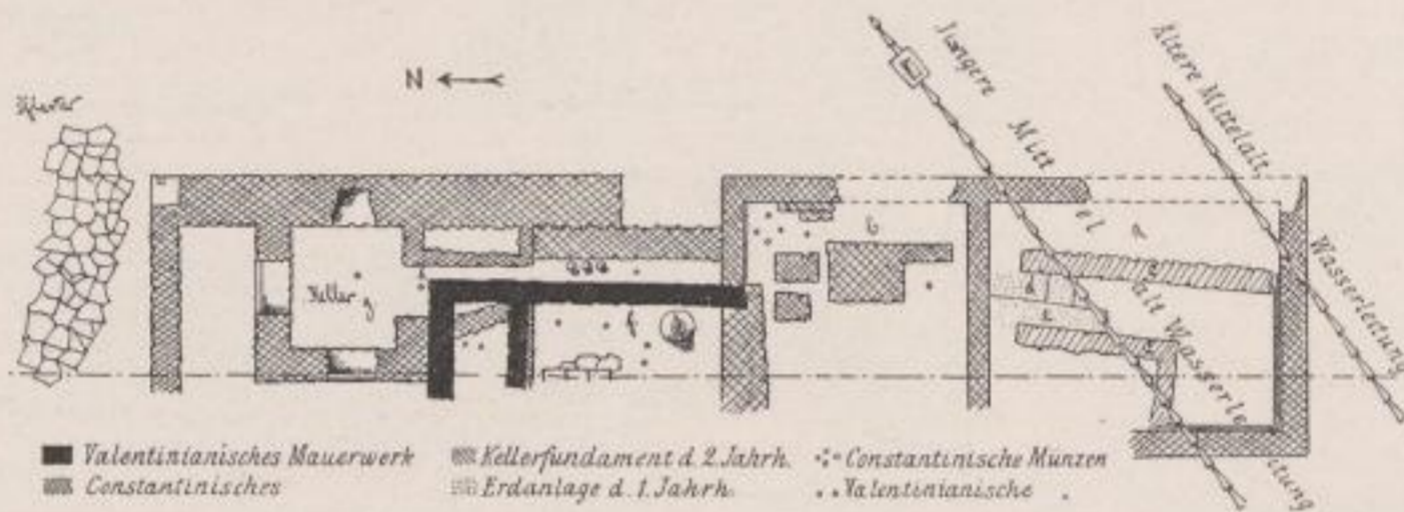


Abb. 1: Römisches Gebäude im Kastell Alzey.

sammengestürzten, mit Freskomalereien reich verzierten Fachwerkwände über den Grundmauern des Gebäudes. Nach Entfernung dieses Schuttes zeigte sich in der Mitte des Hauses zwischen dem Keller (Abb. 1 g) und den Baderäumen (Abb. 1 a und b) ein kleiner Vorplatz mit einem Boden aus hartgestampftem Lehm, der den Zugang zu dem Keller vermittelte. Vor der Kellertreppe standen in einer Reihe drei kleine konische Sigillatassen der Form Drag. 33, dazwischen lagen einige beinerne Haarnadeln. Von ganz besonderer Bedeutung aber war ein doppelhenkliges Gefäß, das völlig unversehrt im südlichen Teil des Vorplatzes angetroffen wurde. Es handelte sich um ein kleines bauchiges Dolium aus rötlichgelbem Ton mit ganz kurzem Standzapfen, dünnen dreigeteilten Henkeln und scharfkantigem, oben glatt abgeschnittenen Rand² (Abb. 2). Seine Höhe betrug 38 cm, sein größter Durchmesser 33 cm. Auf der Schulter hatte man nach dem Brand des Gefäßes die Zahl LXIII als Maßangabe des Inhalts eingeritzt. Der ganze Hals mit dem größten Teil der Henkel war bei der Auffindung unter einem dicken Lettenbelag verborgen, der offenbar unter der Einwirkung der bei dem erwähnten Brande

schließen, konnten uns keinen Aufschluß geben. Da fügte es vor kurzem der Zufall, daß Herr Prof. Dr. Grüb aus Friedrichshagen bei Berlin, der aus der Untersuchung der Reste an den Wänden altägyptischer Gefäße wichtige Aufschlüsse über den einstigen Inhalt gewonnen hatte, zu mir ins Museum kam, um unsere germanischen Trinkhörner einer ähnlichen Prüfung auf die früher daraus genossenen Getränke zu unterziehen. Ich sprach ihm bei dieser Gelegenheit von dem Inhalt des Alzeyer Doliums und er erklärte sich in dankenswerter Weise bereit, Proben davon zu untersuchen. Das Ergebnis seiner Untersuchung teilte er mir mit nachstehendem Gutachten wie folgt mit (vgl. Abb. 3):

„Die schwarzbraune Masse ist eine eingetrocknete Schwarzbiermaische, hergestellt aus Caramel-Gerstenmalz. Die Struktur ist porös-schaumig. Da sich in jedem Blasenraum Hefen befinden, hatte vor dem Eintrocknen eine starke Gärung stattgefunden.

Das Gärmaterial war ein stark karamelisiertes Gerstenmalz. Selten fanden sich noch darin einige Stärkekörner (St), die noch die blauviolette Jodreaktion ergaben; andere bestanden aus Erythro-

dextrin, die übrigen waren tief gebräunt oder fast kohlig. Mit vielen dieser Stärkekörner waren Hefezellen (H) verklebt, welche wahrscheinlich die damalige Kulturhefe darstellten. Die Masse enthält noch einen kleinen Rest von Maltose, zirka 0,1 Prozent, und war aus Gerstenmehl oder Gerstenmalz bereitet worden, das man durch Erhitzen karamalisierte.

Dieses Gärmaterial stand dann, noch während die Gärung im Gange war, unter dem Einfluß einer höheren Temperatur.

Daß ein Gerstenprodukt vorliegt, wird zweifellos durch Zellen mit geschlängelter Wandung aus einer Gerstenspelze und ähnliche aus einer Gerstengranne bezeugt (G und Sp).

Die zur Gärung verwendete Kulturhefe (H) ist ein Gemenge von verschiedenen Hefearten und anderen Gärungserregern. Diese ließen sich dadurch isolieren, daß die durchscheinende Karamel-

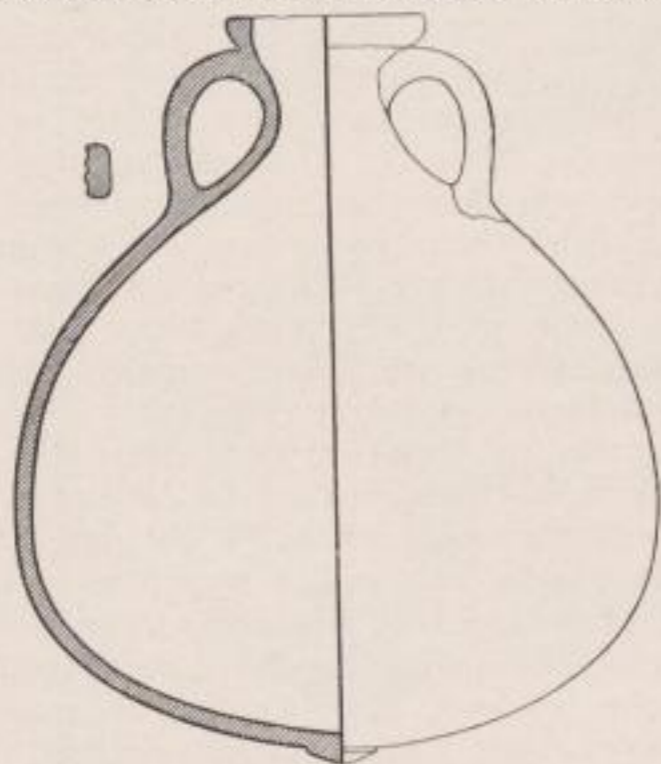


Abb. 2: Römisches Dolium aus dem konstantinischen Gebäude.

masse mit verdünnter Kalilauge gelöst wurde. In dem unlöslichen Rest fanden sich außer der Kulturhefe *Saccharomyces anomalous* (An) und eine *Apiculatushefe* (Ap); außerdem Zellen und Hyphen von *Penicillium radiatum* (Pr), Perithezien von *Aspergillus glaucus* (P) und *Mucorsporangien* (M). Ein paar *Diatomeenschalen* (D) konnten nur aus dem verwendeten Wasser herrühren. Die Gärung verlief also wohl einige Tage und danach trat eine Änderung ein: Das erzählen uns einige Kohlestäubchen, die aus verbranntem Tannenholz (T) bestehen. Infolge der hohen Temperatur bei dem Brande wurde die Maische stark eingedampft, wodurch der porös schaumige Rest im Krug zurückblieb.

Wäre die Masse langsam mit der Zeit eingetrocknet, dann würde die Struktur eine andere gewesen sein, und es hätten sich mehr Schimmelpilze gefunden.“

Aus diesem Befunde wie aus der Lage der oben erwähnten drei Sigillatatassen ergibt sich zunächst für die Geschichte des römischen Alzey, daß der Alemanneneinfall völlig überraschend gekommen sein muß. Die Masse in dem tönernen Maischkessel befand sich in voller Gärung. Man hatte, um die Kohlensäure am Entweichen und Herausdrängen des Holzpfropfens zu verhindern, den oberen Teil des Gefäßes mit feuchtem Letten umgeben. Da trat die Brandkatastrophe ein und verhinderte die Besitzer, in den Genuß des geschätzten Gerstensaftes zu kommen. Das Städtische Museum in Alzey aber, an dessen Entstehung auch Karl Schumacher

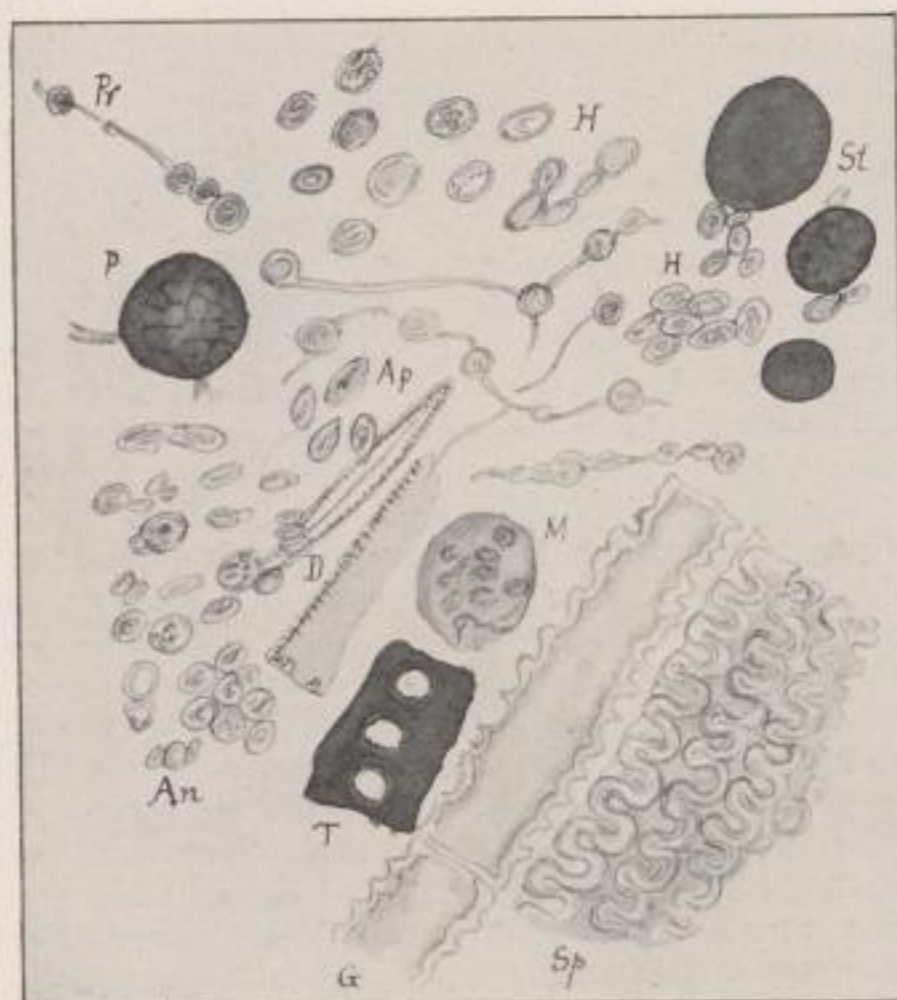


Abb. 3: Biermaische aus römischer Zeit, in starker Vergrößerung, nach Prof. Dr. Grüß.

- H = Kulturhefe
- St = Stärke, durch Jod blau gefärbt
- G = Zellen der Granne Gerste
- Sp = Zellen der Spelze
- Pr = *Penicillium radiatum*
- P = Perithecium von *Aspergillus glaucus*
- Ap = *Apiculatushefe*
- An = *Anomaloushefe*
- M = Sporangium von *Mucor*
- D = *Diatomeenschalen*
- T = verbranntes Tannenholz

entscheidenden Anteil hat, darf sich nunmehr freuen, die ältesten, durch die Fundumstände genau und sicher datierten Bierreste auf deutschem Boden zu besitzen, zweifellos ein kostbares Gut, vergleichbar dem Römerwein des Weinmuseums zu Speyer.

Anmerkungen:

¹ E. Anthes und W. Unverzagt, Das Kastell Alzei, Bonn. Jahrb. 122 (1912), S. 162.

² W. Unverzagt, Die Keramik des Kastells Alzei, Mat. z. röm.-germ. Keramik II, Taf. II, Nr. 22.

EINE RÖMISCHE KASSEROLLE AUS DEM UNTEREN WESERGEBIET

VON GUSTAV SCHWANTES, KIEL.

Im Museum für Hamburgische Geschichte befindet sich eine Kasserolle, die unter der Angabe, sie sei bei Neumühlen aus der Elbe gebaggert, dorthin gekommen ist. Durch gütige Vermittlung von Herrn Direktor Professor Dr. Lauffer erfuhr ich den Namen des Finders, Theodorus Johannes Burghout, und konnte nun durch dessen Tochter, Frau Anna Michael in Hamburg, feststellen, daß jene Fundangabe irrtümlich und das Gerät in der Nähe oder Umgegend der Stadt Bremen in der Zeit 1884—1888 gefunden worden sei. Ihr jetzt verstorbener Vater, Schmied von Beruf, fand die Kelle gemeinsam mit einem Arbeitskollegen beim Baggern. Sie war bis zum Rande mit Münzen gefüllt, mit Blech überspannt und fest mit Draht verschnürt. Die Münzen behielt der Arbeitskollege, dessen Name sich leider nicht mehr ermitteln ließ, während die Kelle von Frau Burghout 30 Jahre hindurch als Kochtopf, besonders zum Einkochen von Früchten, benutzt worden ist, im übrigen wegen ihrer wunderschönen Form von allen im Hause sehr geliebt wurde. Die Münzen sind leider verschollen. Da sie auch für die Chronologie der Kasserolle von großer Bedeutung wären, teile ich im Interesse weiteren Nachforschens noch mit, daß Familie Burghout 1884—1886 in Raplinghausen bei Bremen, 1886—1888 in Walle bei Bremen wohnte. Vor allem wäre erforderlich, den Namen des Arbeitskollegen von Herrn Burghout zu ermitteln, was mir bisher nicht gelang, da ich in der Bremer Gegend keine Nachforschungen anstellen konnte. Sollte dort oder an einer anderen benachbarten Stelle Nordwestdeutschlands zu jener Zeit ein größerer Fund römischer Münzen aufgetaucht sein, so wird sich dieser vielleicht einmal mit dem Funde unserer Kasserolle (**Taf. 37** und **Abb. 1**) in Beziehung bringen lassen.

Beschreibung: Durchmesser der Mündung 20,75 cm, Durchmesser der Standfläche 13 cm, Höhe 10,5 cm, Grifflänge 17 cm. Das Innere weist noch Reste von Verzinnung auf. Die Bodenfläche ist mit eingedrehten konzentrischen Kreisen, 2 Ringen von 3,5 und 2 cm Durchmesser aus je 3 Kreisfurchen, mit zentraler Vertiefung vom Reitnagel verziert. Die Standfläche weist 3 durch ebenfalls je 3 eingedrehte Furchen erzeugte, konzentrische Kreisornamente mit Reitnagelvertiefung auf (Durchmesser der Kreisgruppen 13, 9, 3,2 cm). Boden ohne Füßchen oder Lötspuren. Rand scharf schräg nach außen gewandt, 2 mm dick, oben mit 2 eingedrehten Kreisen verziert. Unterhalb des

Randes sind an der Außenwand des Gefäßes 4 Rillen eingedreht. Der Griff geht in einen Bügel aus, der jederseits in Schwanenköpfe endet. Der breite Griffteil schließt mit einem Eierstab, der nach außen von einer Perlschnur begrenzt wird, ab. Dieser Eierstab stößt jederseits an ein den abschließenden Teil des Griffes begrenzendes Ornament, das aus einer leicht geschwungenen, tief eingravierten, mit 6 Erweiterungen versehenen Rille besteht, von der je 5 Bogenlinien nach außen verlaufen, die zwischen den Erweiterungen an die Rille stoßen. In der Mitte des Griffes verläuft ein Thyrsos mit zwei Pinienzapfen, von dessen Ende je 2 in Voluten geschwungene Bänder ausgehen; auch von der Mitte des Thyrsos verlaufen 2 Bänderpaare, von denen jedenfalls das eine in anmutigen Schnörkeln gewunden ist, während das andere infolge starker Abreibung die ursprüngliche Gestalt nicht mehr erkennen läßt. Die beiden Pinienzapfen sind mit Kupfer eingelegt, über das eine Metallfolie (vielleicht Silberfolie) gelegt war, die aber bis auf Reste an dem einen der Zapfen abgerieben ist. Die Thyrsosbänder sind ebenfalls stark verrieben und besonders um den mittleren Teil des Stabes nur noch schwach zu erkennen.

Einen Fabrikstempel finden wir nicht, wohl aber auf der Rückseite des Griffes eine einpunktete lateinische Inschrift, über die der ausgezeichnete Sachkenner, Herr Professor Oxé, Krefeld, freundlicherweise folgendes mitteilt: „Auf der Rückseite des Griffes steht zweimal in punktierten Buchstaben der Name des römischen Besitzers. Der Anfang beider Zeilen ist gut leserlich, das Ende abgeschabt und unleserlich: a. Q.LVSSI.TERTI.... b. Q.LVSSI..... Der Besitzer scheint *Quintus Lussius Tertius* geheiß zu haben; doch ist die Lesung des Cognomens *Tertius* nicht ganz sicher. Merkwürdig ist an der Inschrift, daß der Name *Lussius* mit doppeltem „S“ in der Mitte geschrieben ist und daß der Name des Besitzers zweimal einpunktet ist. Letztere Merkwürdigkeit zeigt auch der Kassenschlüssel eines römischen Fahnenträgers, gefunden im Neußer Legionslager (CIL XIII, 10027, 217).“

Was unseren Kasserollenfund von allen anderen bisher im Norden gehobenen auszeichnet, sind die eigenartigen Fundumstände und das Vorhandensein der Besitzerinschrift.

Im übrigen ist der Typ der Kasserolle wohl bekannt und schon von Willers in seinem bekannten Werke (Neue Untersuchungen über die römische

Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien, Hannover 1907, S. 73) als „Kasserollen mit Schwanenkopfbügel am Griffende“ behandelt. Nach Willers ist diese Kellenform zunächst von den Werkstätten der Trebellier (Trebellius Crescens und Tr. Romanus) und der Papirier (Papirius

Doppelfirma des Tiberius Robilius Sita und des C. Atilius Hanno herausgebracht. Unser Exemplar gehört zu den größten Stücken der ältesten Gruppe und ist innerhalb dieser vielleicht das schönste. Am ähnlichsten ist ihm die größere der beiden Kasserollen, die 1900 bei Weisenau aus dem Rhein

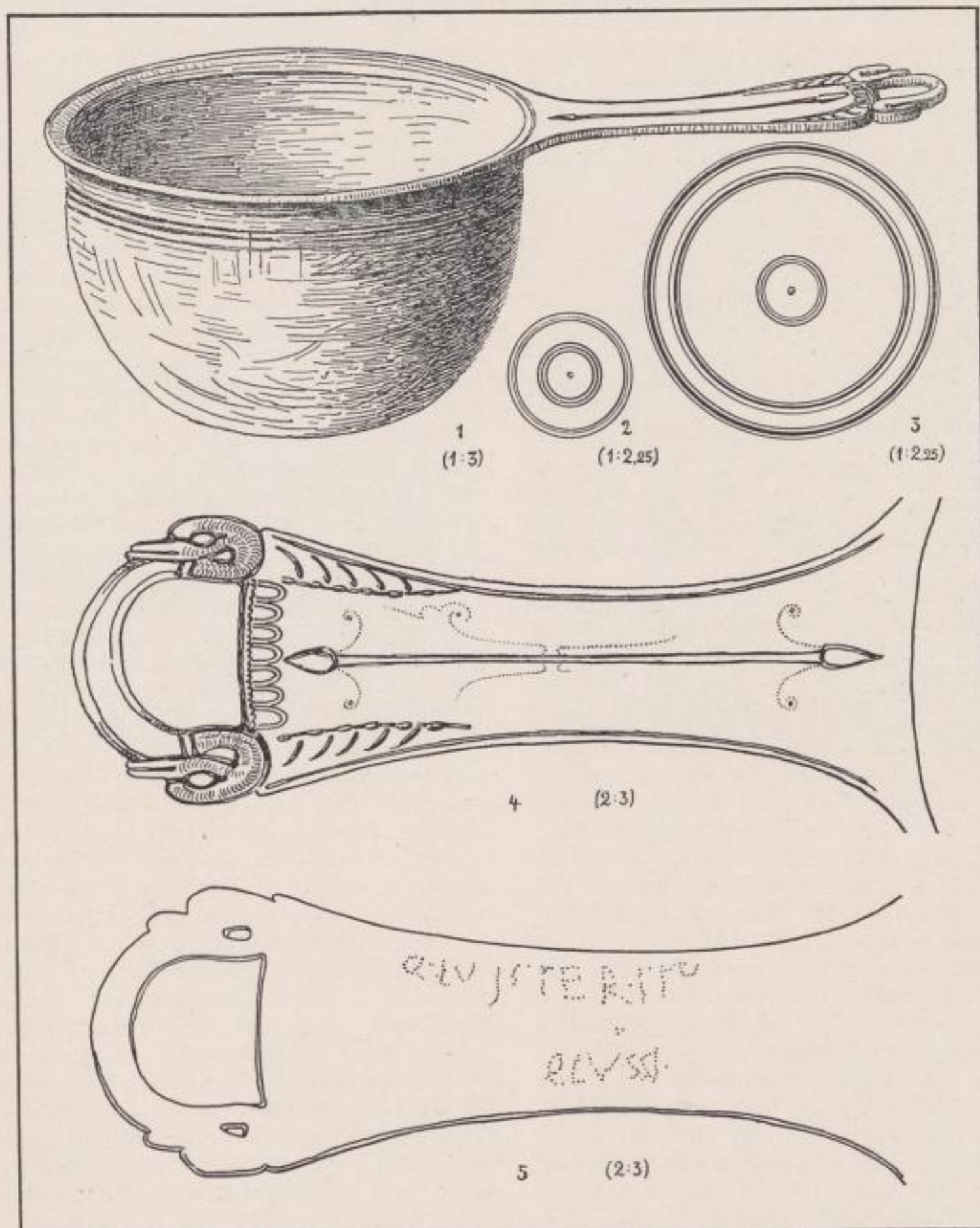


Abb. 1: Römische Kasserolle in Hamburg.

Libertus und P. Felix) herausgebracht und auch wohl in einer dieser Gießereien entworfen worden. Später ist sie dann auch von anderen, den Cocceiern, dem Epilius Romanus, Norbanus, Phileros und Philocalus übernommen worden, und verspätete Nachzüglerformen sind auch noch von der

gebaggert wurden; sie stammt aus der Fabrik des Trebellius Romanus (Willers, a. O., Taf. VI, Abb. 3). In Form und Größe stimmt sie mit unserer Kasserolle fast überein, nur fehlt auf dem Exemplar von Weisenau das ansprechende Ornament jederseits des Randes am Griffende gleich unterhalb der

Schwanenköpfe. Dieses findet sich, soweit ich sehe, nur an der hier behandelten Kasserolle und verleiht ihr das Gepräge besonderen, dekorativen Reichtums. Da bei den jüngeren Kasserollen dieses Typs die anfangs reiche Verzierung des Griffes im großen und ganzen ständig degeneriert, der Thyrsos des Hamburger Exemplars in der Mitte auch noch die eigenartige Verschnörkelung des flatternden Bandes zeigt, wie sie nur den ältesten Formen eigen zu sein scheint, bin ich geneigt, das hier veröffentlichte Gefäß ganz an den Anfang der Entwicklungsreihe zu stellen. Es offenbart wie keines der anderen Züge der Originalität, die auf die eben vollzogene künstlerische Tat des Entwurfs dieses wunderschönen Gerättypus hindeuten. Wegen der weitgehenden Übereinstimmung mit den Fabrikaten der Trebellier könnte auch diese Kasserolle am ehesten wohl einer ihrer Fabriken entstammen.

In Böhmen sind in den ältesten Gräbern der römischen Kaiserzeit mehrfach Kasserollen dieses Typus, aber nie die in Pompei häufigen der Cipier und Ansier gefunden, woraus Willers schließt, daß die ganze Serie dieser Gefäße während der Regierung Marbods ins Land gekommen sei und der augusteischen Zeit angehöre. Später ist die Form mit Schwanenköpfen am Bügel nur noch vereinzelt in künstlerisch viel schwächeren Stücken gegossen worden.

Zeitlich gehört der Schwanenkopf-Typ mit den frühen Kasserollen mit bohnenförmigem Loch in der Scheibe des Griffendes und, wie der Fund von Hoby auf Lolland lehrt, mit den frühesten der bekannten Kasserollen mit kreisrundem Loch in der Griffscheibe zusammen, wie sie auch nach dem

Tode des Augustus von den Fabriken der Cipier und Ansier in Massen hergestellt wurden (K. Friis-Johansen, Hoby-Fundet, Nordiske Fortidsminder, Bd. II, Heft 3, S. 140). Die Kasserolle von Hoby, die älteste bekannte ihres Formenkreises und dessen schönste, ist ebenfalls in der Fabrik des Cn. Trebellius Romanus hergestellt. Sie hat wegen des das Aufhängeloch umgebenden Blattkreises Beziehungen zu den gleichförmigen Kasserollen mit bohnenförmigem Griffloch (Willers, a. O., Taf. VI, Abb. 6), die durch den Thyrsos wiederum mit den Schwanenkopfkasserollen in Beziehung stehen. Die Kasserolle von Hoby wird sowohl durch die künstlerische Behandlung als auch durch den Gesamtcharakter der Begleitfunde in den frühen Teil des 1. Jahrhunderts n. Chr. datiert.

Meines Wissens ist unsere Kasserolle das einzige römische Metallgefäß aus dem freien Germanien, das eine Eigentumsbezeichnung trägt. Als einziges Gegenstück aus dem übrigen Norden wüßte ich nur die beiden herrlichen Silberbecher des erwähnten Fundes von Hoby zu nennen, die beide auf der Standfläche in eingeritzten Buchstaben den Namen Silius tragen. Wenn man zu dieser Eigentümlichkeit unserer Kasserolle die recht seltsamen Fundumstände fügt, so möchte man die Versenkung des Gefäßes mit seinem Geldschatze in das Gewässer wohl eher auf einen Römer als auf einen Germanen zurückführen, wobei jener entweder gelegentlich eines Kriegszuges vorübergehend ins Land gekommen sein mag oder auch einer der ständigen Besatzungen angehört haben könnte, die nach Tacitus bis zum Jahre 14 n. Chr. im Gebiete der Chauken stationiert waren.

MITTELDEUTSCH-SÜDWESTDEUTSCHE BEZIEHUNGEN IN DER SPÄTRÖMISCHEN GERMANENKULTUR

VON WALTHER SCHULZ, HALLE/SAALE

Als Gruß aus Mitteldeutschland an den Meister rheinländischer Forschung stelle ich hier einige mitteldeutsche Funde des 4. Jahrhunderts n. Chr. zusammen, die die Verbindung südwestdeutscher Germanenkultur mit Mitteldeutschland erkennen lassen. Es handelt sich meist zugleich um Kulturgut ostgermanischen und nordgermanischen Einflusses, für das Mitteldeutschland ein Sammelbecken bildete¹.

Die Germanen, deren Kulturhinterlassenschaften wir im folgenden behandeln, sind uns vor allem aus ihren Grabfunden bekannt; die Sitte der Körperbeerdigung und der reichlicheren Ausstattung mit Beigaben, insbesondere Schmucksachen und Tongefäßen, begünstigt unsere Kenntnis des germanischen Schmuck- und Töpfergewerbes jener Zeit. In Mitteldeutschland treten die Skelettgräber der spätrömischen Zeit als geschlossener Gruppe auf²; in dem Gebiete des westlichen und besonders des südwestlichen Deutschland nehmen sie dagegen, in Gruppen verteilt oder verstreut, einen weiteren Raum ein, wobei wahrscheinlich verschiedene Germanenstämme an dieser Sitte Anteil haben³.

Die Gräber Mitteldeutschlands, die mit dem Ende des 3. Jahrhunderts einsetzen, zeichnen sich öfters durch reiche Ausstattung mit Metallgeschirr rheinisch-provinzialer Herkunft aus, das wohl meist auf dem alten Verkehrswege vom Mittelrhein nach Thüringen gelangte. Daneben wurde Glasgeschirr und Tonware, wie Terra sigillata, eingeführt; auch provinzialrömische Schmuckstücke wurden, allerdings bei der Höhe des heimischen Schmuckgewerbes seltener, getragen. Die Handelsverbindungen mögen den Ausgang gebildet haben für die Beziehungen in entgegengesetzter Richtung, seitdem sich die Germanen in dem einst vom Limes abgeschlossenen Gebiete niederließen.

Für die Bedeutung Mitteldeutschlands als Durchgangsland für germanische Schmuckarbeiten oder als Vermittler der Ausschmückungstechnik oder Formgebung dieser Arbeiten sprechen eine Anzahl Funde. Die in den Trümmern einer römischen Villa gefundene Scheibenbroche vom Stockbronner Hof (abgebildet: Wagner, Fundstätten und Funde im Großh. Baden II, Abb. 312 und Bilderatlas Germania Romana, Taf. 82, 14) hat ihr Gegenstück in zwei Broschen aus dem reich ausgestatteten Frauengrab von Dienststedt, Kr. Arnstadt (Taf. 38 C)⁴. In Aufbau und Ausschmückung gleichen diese Broschen der von Almgren, Nordeuropäische Fibel-

formen, Taf. X, 224 abgebildeten aus Ortbrook, Kr. Syke, Hannover⁵, ferner nordischen Zierstücken wie Engelhardt, Thorsbjerg Mosefund, Taf. IV, 7 und Gustafson, Norges Oldtid, Fig. 339. Den mit Perldrahtgeschlingen verzierten zwei Haarnadeln aus dem Grabe von Spielberg bei Erlbach, abgebildet Jahrbuch des hist. Vereins Dillingen XXIV, 1911, Taf. IX, 2 und 3 entsprechen zwei Haarnadeln des „Fürstingrabes“ von Haßleben (abgebildet in der Bearbeitung dieser Funde) und die noch reicheren der dänischen Inseln, wie Sophus Müller, Ordning af Danmarks Oldsager II, Jernalderen, Taf. XVI, Abb. 267, 268. Der Reihe der Metallarbeiten mit gestanzten Blechen und Glasflußbelag, die Åberg, a. a. O., Abb. 34 bis 37, aus Mitteldeutschland — Böhmen und aus West- und Südwestdeutschland anführt: Dolinek in Böhmen — Bischleben bei Erfurt in Thüringen — Spielberg in Bayern — Köln, ist noch ein weiteres Stück aus Mitteldeutschland zuzufügen⁶, das als Einzelfund aus einer Kiesgrube von Bornitz im Kreise Zeitz im Museum Zeitz eingeliefert worden ist (Taf. 38 B)⁷. Das gestanzte vergoldete Blech ist auf ein offenbar als Beschlag dienendes Silberblech aufgenietet, zu vergleichen dem Beschlage aus Sackrau in Schlesien (Grempler, Der I. Fund von Sackrau, Taf. V, 12 b). Vermutlich hat auch unser Beschlagstück ursprünglich Glasflußauflage getragen. Die Fibel mit dreieckigem Fuß (Åberg, Abb. 10—13) ist einerseits aus dem nördlichen Deutschland und dem Ostseegebiet, andererseits im Westen aus dem Grabe von Salem, Amt Überlingen in Baden (Åberg, Abb. 38; Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, Taf. 5, 83) bekannt⁸. Zwischen den Fundgebieten vermittelt eine schon in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thüringischen Länder I, Taf. XXI veröffentlichte Fibel aus den reichen Skelettgräbern von Groß-Örner im Mansfelder Gebkr., die aus Silberbronze besteht und ursprünglich oben und unten am Bügel, ferner auf der Fußfläche einen jetzt verlorenen Blechbelag trug (Abb. 1, 1). Bis in die Einzelheiten der Ausschmückung durch liegende Kreuze am Bügelkopf und oberhalb des Fußansatzes stimmt die Bronzefibel elbländischer Form von Niederursel (Abb.: Altertümer unserer heidn. Vorzeit V, Taf. 4, 75) mit einer Fibel von Haßleben (Abb. 1, 2) überein, worauf übrigens auch schon Herr Prof. Schumacher, Siedlungs- u. Kulturgeschichte d. Rheinlande III, 1925, S. 30 hingewiesen

hat. Die Sonderform germanischer Ösenhalsringe mit scheiben- oder ringförmiger Öse, die aus dem ostgermanischen Kulturgebiet (Kossinna, Zeitschrift f. Ethnologie 37, 1905, S. 400; Typus I b), wie aus dem Südwesten (Behrens, Mainzer Zeitschrift XVII/XIX, 1921/24, S. 70, Typus 3) bekannt ist, fehlt auch in Mitteldeutschland nicht. In einem Skelettgrab bei Freyburg, Kr. Querfurt, wurde ein gedrehter Bronzehalsring und ein zu zwei Armringen verarbeiteter glatter Bronzehalsring von diesem Typ gefunden (Taf. 38 A) (Mus. Halle 13 : 2732—36).

Neben diesen Metallarbeiten und einigen anderen Beigaben, wie Kämmen (vgl. Åberg, a. a. O., S. 36 u. 37) und Perlen, zeigt besonders das keramische Material die Beziehungen der südwestdeutschen Germanenkultur zu Mitteldeutschland. Daß Näpfe, wie die Abbildungen, Altertümer unserer heidn. Vorzeit V, Taf. 4, Abb. 82;

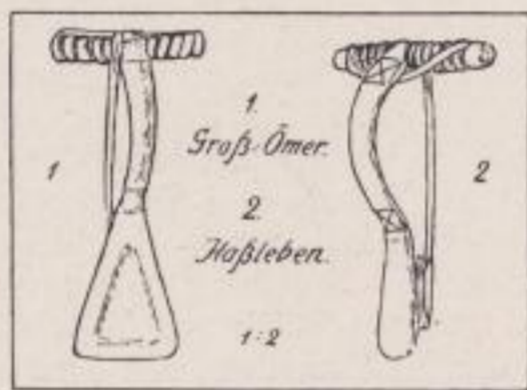


Abb. 1.

Taf. 5, Abb. 87 und 90 auch in mitteldeutschen Skelettgräbern auftreten, mag bei diesen einfachen und groben Gefäßen nicht so auffallend erscheinen. Aber auch Fußschalen, wie die von Neuenheim (Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, Taf. 5, Abb. 95) und von Frankfurt, Intzestraße (Schriften des hist. Museums Frankfurt a. M., 1926, S. 90 ff., Abb. 23), die Woelcke aus dem ostgermanischen Gebiet ableitet, sind vor allem aus mitteldeutschen Gräbern bekannt (Taf. 38 E, d von Leuna), wobei Haßleben mit mehreren derartigen Gefäßen an erster Stelle steht. Ebenso zeigt der Becher von Niederursel, Altert. unserer heidn. Vorzeit V, Taf. 4, Abb. 79, den Lindenschmit mit einem Gefäße von Wießen in Böhmen vergleicht, wohl nähere Beziehung zu einer Bechergruppe von Haßleben (wie Taf. 38 D), die Herr Prof. Schumacher, Siedlungs- u. Kulturgeschichte III, S. 30, bereits bemerkt hat. Aber besonders hervorzuheben sind die gedrehten Schalen, von der Form, wie sie in den Altertümern unserer heidn. Vorzeit, Bd. V, Taf. 4, Abb. 66, 80, 81; Taf. 5, Abb. 91—94 aus verschiedenen Grabfunden abgebildet sind; weitere derartige Schalen sind in dem schon genannten Grabe aus Frankfurt, Intzestraße, ferner in einem Grab bei Rußheim (Badische Fundberichte I, 1925, S. 13 ff.) gefunden worden. Mitteldeutschland kennt eine in der Form entsprechende Keramik (Taf. 38 E, a von Leuna, Abb. 2

Wansleben). Nach der Tonbehandlung und auch der Gesamtform steht sie mit der Keramik in Verbindung, die im östlichen Provinzialgebiet heimisch ist und auch in den Germanengräberfeldern Südrußlands und Siebenbürgens auftritt (z. B. Gräberfeld Maroszentanna, Siebenbürgen, Dolgozatok III, 1912, S. 250 ff.; danach Brenner, VII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, S. 267 ff., Abb. 5 ff.)⁹. Die Schalen haben in Mitteldeutschland ein eigenes Gepräge durch schärfere Ausbildung von Einzelheiten in der Profilierung erhalten. Nun aber finden sich Schalen, die sich in der Profilierung der mitteldeutschen Gruppe anschließen; nicht nur in den Germanengräbern Südwestdeutschlands, sondern auch westlich vom Rhein tritt eine in der Form vollkommen gleiche Keramik besonders stark in der Gegend von Worms und Speyer in Erscheinung, die Unverzagt eingehender behandelt hat¹⁰. Diese rottonige, braun überzogene Nigraware unterscheidet sich indes in der Tonbehandlung von der grautonigen, grau oder schwarzpolierten Mitteldeutschlands. Die Gefäße aus den Germanengräbern Südwestdeutschlands schließen sich, soweit ich sehe, z. T. den mitteldeutschen, z. T. aber auch den linksrheinischen an¹¹. Wenn nun die linksrheinische Tonware in der Formgebung von der germanischen abhängig ist, so würde die von Unverzagt angenommene Herleitung der westrheinischen Keramik aus der frühromischen Terranigraware des Westens hinfällig; hier scheinen mir auch die Ausführungen Unverzagts, der auf Übergangsformen hinweist, nicht zu genügen. Unverzagt hält dazu S. 27 wenigstens für die gebrochene Profilierung der Schalen germanischen Einfluß nicht für ausgeschlossen¹². Auch Brenner hat schon in den Römisch-Germanischen Forschungen VII, 1912, S. 259, in Anschluß an Lindenschmit (Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, S. 15) die germanische Einwirkung auf die südwestdeutsche Keramik hervorgehoben und auch die Verwandtschaft mit der Keramik von Maroszentanna gesehen; er konnte aber noch nicht zu einer gefestigten Anschauung über die Herkunft gelangen, da die mitteldeutsche vermittelnde Keramik damals noch zu wenig bekannt war. Und im Jahre 1906 hatte bereits P. Reinecke auf die östlichen Beziehungen der mitteldeutschen Drehscheibenkeramik kurz hingewiesen, wobei er Gefäße der Merowingerzeit und die hier behandelten spätrömischer Zeit zusammenfaßt¹³. Die Funde von Haßleben und Leuna haben erst so reichliches Material geliefert, daß die Bedeutung der mitteldeutschen spätrömischen Keramik als verbindendes Glied zwischen der provinzialrömisch-ostgermanischen Keramik des Südostens und der germanischen und provinzialen Keramik des Westens klarer erkannt werden kann. Das Auftreten der Keramikgruppe auf der linken Rheinseite in provin-

zialrömischer Umgebung bildet somit einen Teil der Germanisierung des rheinländischen Gewerbes in spätrömischer Zeit.

Bei den Übereinstimmungen in den Kulturhinterlassenschaften der Germanen Mitteldeutschlands und Südwestdeutschlands ist zu fragen, ob und wie weit auch der Bestattungsbrauch eine Beziehung erkennen läßt. Es herrscht in beiden Gebieten die Körperbeerdigung. Nach Mitteldeutschland gelangte diese am Ende des 3. Jahrhunderts vom ostgermanischen Kulturgebiet aus, wie ich in der Bearbeitung von Haßleben ausführen werde. In Südwestdeutschland kommen Beerdigungsgräber schon früher vor, und zwar, wie ich Georg Wolff entnehme, „innerhalb der rechtsrheinischen Provinz Germanien, in der Zeit, in der sie noch im Besitz der Römer und der sie schützende Limes noch von römischen Truppen besetzt war“¹⁴. Doch gerade ihre Ärmlichkeit unterscheidet sie von unseren mitteldeutschen Bestattungen und auch von den Germanengräbern Südwestdeutschlands aus dem 4. Jahrh., die an Beigabenreichtum nicht an die wahrhaft üppig ausgestatteten Gräber Mitteldeutschlands von Haßleben und Leuna heranreichen, aber sich den Bestattungen anschließen, die auch in Mitteldeutschland vorherrschen. Reichlicheres Tongeschirr finden wir hier wie dort (vgl. **Taf. 38 E**). Auffallend ist dagegen das Zurücktreten des Bronzegefäßes in Südwestdeutschland gegenüber Mitteldeutschland; hier scheint es sich aber mehr um einen durch die Zeitstellung bedingten Unterschied zu handeln, da die in Betracht kommenden mitteldeutschen Gräber anscheinend älter sind. Die Mitgabe von Waffen, wie Schwertern und Äxten in einigen südwestdeutschen Gräbern, ist dagegen Mitteldeutschland fremd; sie finden sich hier erst in Gräbern seit dem 5. Jahrhundert. Als Grab, das wesentlich mit mitteldeutschen Verhältnissen übereinstimmt, nenne ich das von Frankfurt, Intzestraße, das außer den Beziehungen in der Keramik die in Mitteldeutschland vorherrschende Nord-Südrichtung hat. Auch das im Verlaufe der Arbeit schon wiederholt erwähnte Grab von Salem, A. O. Überlingen, steht — trotz seiner räumlichen Entfernung — in Ausstattung und wiederum in der Grabrichtung den mitteldeutschen Bestattungen besonders nahe.

Schließlich erfordert das zeitliche Verhältnis der mitteldeutschen Gräber zu den ihnen nahestehenden aus Südwestdeutschland Beachtung. Die Blüte der mitteldeutschen Gruppe fällt in die Zeit um 300 und den Beginn des 4. Jahrhunderts; dann tritt in dem thüringischen Anteil der Gruppe eine starke Fundabnahme und, nach der Grabausstattung zu schließen, Kulturverarmung ein, während sich dagegen im Gebiete östlich von der Saale eine weniger reich ausgestattete Sonder-

gruppe noch bis in die Zeit um 400 fortsetzt. Die südwestdeutschen Gräber mit mitteldeutschen Beziehungen lassen in ihren Beigaben z. T. noch keinen zeitlichen Unterschied gegenüber der thüringischen Gruppe erkennen, füllen aber das ganze 4. Jahrhundert und leiten zu Gräbern des 5. Jahrhunderts über¹⁵. Man darf daraufhin annehmen, daß nicht nur Kulturverbindungen nach Südwestdeutschland von Mitteldeutschland aus liefen, sondern daß sich auch Thüringer Germanen, und wahrscheinlich gerade vornehmere Familien, an der Besitznahme des Landes zwischen Rhein und Donau beteiligten. Die Forschung teilt im allgemeinen die südwestdeutschen Germanengräber unter die Burgunden und Alamannen auf¹⁶, es könnten sich aber auch unter diese Stämme noch andere Volksteile eingemischt haben; vielleicht sind die Thüringer Germanen, deren Stammeszugehörigkeit nicht mit Sicherheit feststeht¹⁷, vor allen in den alamannischen Niederlassungen mit enthalten.



Wonsleben

Abb. 2 (1:4).

Anmerkungen:

¹ N. Åberg, Die Franken und die Westgoten in der Völkerwanderungszeit, S. 31 ff.

² Zusammenstellungen von W. Schulz, *Mannus* Nr. 22, 1922, S. 95 ff. (25 Jahre Siedlungsarchäologie); *Mannus* XVI, 1924, S. 99 ff.; *Mannus* XVIII, 1926, S. 286. — In der Bearbeitung der Funde von Haßleben, Kr. Weimar, Römisch-Germanische Forschungen, herausgegeben von der Röm.-Germ. Kommission des archäol. Instituts Frankfurt a. M. wird eine Zusammenfassung nach dem heutigen Stande der Forschung gegeben.

³ Einige Literaturangaben: *Altertümer unserer heidn. Vorzeit* V, Taf. 4—6, dazu Text S. 12 ff. (Lindenschmit); Taf. 23, dazu Text S. 123 ff. (Lindenschmit); Taf. 72, dazu Text S. 422 ff. (Brenner). *Römisch-Germanische Forschungen* VII, 1912, S. 258 ff. (Brenner). *Mainzer Zeitschrift* XIV, 1919, S. 1 ff. (Behrens); XVII/XIX, 1921/24, S. 69 ff. (Behrens). K. Schumacher, *Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande* III, 1925, S. 21 ff., besonders auch Angaben Anmerkung 3 und 4. *Germania* V, 1921, S. 126 (Wahle). *Prähistorische Zeitschrift* XVIII, 1927, S. 282 ff. (Fremersdorf).

⁴ Fundveröffentlichung in der *Zeitschrift für Ethnologie* 1908, S. 902 ff.

⁵ Dazu Almgren, S. 101, 102, Anmerkung 2.

⁶ Ich sehe hierbei von den häufiger vorkommenden Fibeln mit gestanztem Blechbelag ab.

⁷ Aus Bornitz stammen ferner eine Tonschale mit Wulsten an der Schulter und ein Bruchstück einer ähnlichen Schale mit Schrägwulsten (Mus. Zeitz). Ein Zusammenhang zwischen diesen Gefäßen und dem Beschlagstück könnte bestehen.

⁸ Dazu aus dem Stadtgebiet von Köln verwandte Fibel: Fremersdorf, *Prähistorische Zeitschrift* XVIII, 1927, S. 285, Abb. 27, 17.

⁹ Über diese Beziehungen in der Keramik siehe auch *Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächsisch-thür. Länder* XVII, 1929, 58 ff. (Schulz).

¹⁰ Die Keramik des Kastells Alzei, S. 26. *Materialien zur röm.-germ. Keramik II*, Frankfurt a. M. 1916.

¹¹ Nach Wahle ist die profilierte Tonschale von Rußheim (Farbe hell bis schwarzbraun, Bruch innen rot) ein Erzeugnis spätrömischer Werkstätten des linken Rhein-

ufers. Die in den *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V*, Taf. 4 und 5 abgebildeten und beschriebenen Gefäße scheinen mir dagegen die mitteldeutsche Tonbehandlung zu besitzen.

¹² Siehe auch Unverzagt, *Germania I*, 1917, S. 100, wo Unverzagt gleichfalls germanische Einflüsse erwägt.

¹³ *Mainzer Zeitschrift I*, 1906, S. 46 und Anmerkung 26.

¹⁴ *Germania VI*, S. 58. 59.

¹⁵ Wenn Unverzagt, *Keramik Alzei*, S. 29, diese Gräber durchweg dem 5. Jahrhundert zuweist, so setzt er sie zweifellos zu spät an.

¹⁶ Zum Beispiel Schumacher, *Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III*, S. 21 ff.

¹⁷ Hermunduren, Angeln und Warnen, Thüringer, auch Ostgermanen (Burgunder) sind genannt worden.

VIER NEUE RÖMISCHE FUNDE IN POMMERN

VON OTTO KUNKEL, STETTIN

Das verderbliche, aber nun einmal forschungsgeschichtlich begründete Neben- und Gegeneinander der „nordischen“ und der „römisch-germanischen“ Archäologie scheint endlich dem Streben nach vernünftigem Zusammenwirken Platz zu machen. Nicht geringen Anteil an dieser erfreulichen Entwicklung haben Männer wie Karl Schumacher, der sich vom unfruchtbaren Gelehrtengezänk fernhielt, stets wirkliche Verdienste in allen Lagern vorurteilslos anerkannte und unserer Wissenschaft auf eigenen Wegen eine reiche Ernte zuführt. In der Stille, doch deutlich genug hat seine siedelungsgeschichtliche Arbeitsweise auch außerhalb der römischen Grenzpfähle Nachfolge gefunden. Vor allem jedoch ist das Zentralmuseum, dem er seine amtliche Lebensarbeit gewidmet hat, selber für jeden, der sehen will, ein zwingender Beweis für die Notwendigkeit, unsere vor- und frühgeschichtliche Altertumsforschung auf deutschem Boden grundsätzlich als eine Einheit zu betrachten.

Zu den empfindlichsten Folgen des bisherigen Zustandes scheint mir die Tatsache zu gehören, daß die Masse römischen Einfuhrsgutes im freien Germanien noch keine umfassende Behandlung erfahren hat und daher weder für die nordischen noch für die südlichen Forschungszusammenhänge erschöpfend ausgenutzt ist.

Als neues Material zu einer solchen Arbeit seien hier vier Funde des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer in Stettin bekannt gemacht. Möge Karl Schumacher freundliche Nachsicht üben und den infolge äußerer Umstände allzu bescheiden ausgefallenen Beitrag zu seiner Festschrift nicht als Maßstab des Dankes nehmen, mit dem ich ihm für vielfältige unverdrossene Förderung und lebenswürdig aufmunternde persönliche Teilnahme in herzlicher Verehrung verbunden bin.

1. Eine bronzene Bacchusstatuette aus der Nähe von Greifenhagen. Taf. 39 A.

Als älteste in Pommern gefundene Bronzestatue ist das von Kleinzastrów bei Greifswald stammende 13,6 cm hohe weibliche Figürchen der Greifswalder Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer zu nennen¹. Es gehört natürlich zu jener geläufigen Gruppe nordischen Bildwerks, die als Folgeerscheinung der damals im griechisch-etruskischen Bereich blühenden Kleinplastik zu betrachten ist. Von dieser selbst wird nun, wie einleitungsweise mitgeteilt sei, für unsere Provinz ebenfalls ein Beispiel ziemlich sicher bezeugt: Es

war in Privatbesitz versteckt und stellt in der straffen Frontalhaltung des bekannten Athletentyps einen Jüngling dar, der mit einem Schurz bekleidet ist, die Linke vor den Leib hält und den rechten Unterarm gerade nach vorn hebt. Die Statuette ist 1856, wie der vom selben Jahr datierte Begleitbrief eines Dr. Thienemann bestimmt versichert, in Pommern und angeblich als Grabbeigabe entdeckt worden, doch ließ sich bisher über den Ort und die näheren Umstände nichts ermitteln². So hätten wir denn in den beiden genannten Stücken ein nicht unwesentliches pommersches Zeugnis für den gelegentlichen Import früher Bronzefigürchen aus dem Süden und für die Auswirkung dieses Vorganges. Im Gegensatz hierzu ließ sich ja, wie es scheint, das einheimische Schaffen später durch die Übermittlung römischer Statuetten nicht mehr zu ähnlichen Arbeiten anregen.

Bislang waren aus Pommern vier Funde römischer Bronzestatuetten sicher bezeugt³. Nur zwei davon sind im Original erhalten; von den beiden verschollenen Figürchen ist das eine wenigstens in Abgüssen auf uns gekommen:

1. Eine 33,5 cm hohe silberplattierte Statuette des Dionysos; gefunden 1865 beim Ausräumen eines Morastes unweit der Liebenower Mühle am Grabesdorfer Weg bei Bahn Kr. Greifenhagen. Original im Antiquarium Berlin; getreue Nachbildung im Provinzialmuseum Stettin⁴.

2. Ein 4 cm hohes Figürchen eines laufenden Knaben mit erhobener Rechten und vorgestrecktem (jetzt fehlendem) linken Unterarm; gefunden bei Natzewitz auf Rügen. Original im Museum Stralsund⁵.

3. Eine 15 bis 16 cm hohe, „übersilbert gewesene“ Bronzestatue, „anscheinend eine heidnische Gottheit“; gefunden zu Anfang des 19. Jahrhunderts in den Torfgruben bei Schivelbein. Original in Privatbesitz verschollen⁶.

4. Eine 23,5 cm hohe Bronzefigur eines Genius des Juppiter Dolichenus⁷ oder des Mars⁸; gefunden 1811 in einer Mergelschicht bei Wopersnow Kr. Schivelbein. Original in Privatbesitz verschollen; Abgüsse im Antiquarium Berlin.

Nebenbei wären in diesem Zusammenhang zwei Köpfchen von weiblichen Terrakottenfigürchen zu nennen; gefunden beim Pflügen in der Nähe von Kreitzig Kr. Schivelbein. Originale in Privatbesitz; Abgüsse im Provinzialmuseum Stettin⁹. Über die angeblichen Terrakottenfunde bei Altfähr auf Rügen¹⁰ konnte trotz aller Bemühungen nichts Gewisses in Erfahrung gebracht werden. Wenigstens

hingewiesen sei endlich noch auf eine in Fachkreisen offenbar fast unbekannt schöne Bronzenvase, deren Wandung von je zwei weinumrankten männlichen und weiblichen Gesichtern gebildet wird; als Fundort darf am ehesten Vorland bei Grimmen gelten, wenngleich in späteren Erwähnungen meist Neuhof bei Ückermünde genannt wird. Original im Museum Stralsund; Abguß im Provinzialmuseum Stettin¹¹. Das hervorragende Stück verdient eine würdige Bearbeitung ebenso wie die u. a. mit figürlichen Reliefs verzierten Trümmer eines Silbergefäßes von Hohendorf bei Greifswald, die in der Greifswalder Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer liegen¹².

Nach unserer Übersicht ist die hier zu veröffentlichende kleine Bacchusfigur schon als die fünfte römische Bronzestatue Pommerns zu bezeichnen. Sonach entfällt ein recht hoher Prozentsatz der nordostdeutschen Funde dieser Art auf unsere Provinz. Das steht aber durchaus im Einklang mit der Menge des sonstigen Einfuhrgutes an Geschirr, Gerät und Münzen.

Das in **Taf. 39 A** wiedergegebene Bacchusfigürchen war längere Zeit im Besitz eines Privatliebhabers verborgen und ist erst neuerdings in das Provinzialmuseum Stettin gelangt. Weder persönliche noch sachliche Gründe lassen an der Herkunftsbezeichnung „Nähe von Greifenhagen“ zweifeln. Dies umso weniger, als die bräunlich zernarbte Oberfläche des Metalls, die wohl den ursprünglichen Zustand für unsere Augen noch etwas vergrößert, deutlich für einen Moor- oder Flußfund aus dem Oder-Regnitz-Gebiet spricht, das uns schon so viele Altertümer geschenkt hat.

Mit ihren eigenen künstlerischen und technischen Qualitäten hebt sich die knapp 12 cm hohe Statuette aus der landläufigen Ware kaum sonderlich vorteilhaft heraus. Die Gesamthaltung des Figürchens scheint zwar dafür zu sprechen, daß wir in ihm die handwerkliche Replik eines recht guten älteren Vorbildes besitzen. Doch die Einzelheiten, wie namentlich die rohe Ausführung von Händen und Füßen und die schematisch-flaue Haar- und Stoffbehandlung, erwecken den Eindruck des üblichen Massenerzeugnisses nach verbrauchtem Modell und aus flüchtig gefertigter Form. Auch von liebevoller Nacharbeitung des Gußwerks ist nichts zu merken. Zwischen dem linken Unterschenkel der Figur und ihrem Stab ist sogar eine größere Menge überschüssiger Bronze einfach stehen geblieben. Die Statuette ist reliefartig ganz auf Vorderansicht berechnet, die Rückseite hohl, die unregelmäßige Standplatte sehr dünn. Spuren, die auf eine besondere Verwendung hindeuten, fehlen.

Das Figürchen gibt sich ohne weiteres als Bacchusdarstellung zu erkennen. Es handelt sich ja um einen lange üblichen Typ, der allerdings unter den bronzenen Kleinplastiken, wenn mich die

hier verfügbare Literatur nicht täuscht, doch nur verhältnismäßig seltener vorkommt als etwa auf der Rückseite von Kontorniaten. Der als nackter Jüngling gebildete Gott stützt sich mit seiner erhobenen Linken auf den gedrehten Thyrsusstab und hält in seiner zwanglos herabhängenden Rechten den Kantharus, dessen einer Henkel bei unserer Statuette abgebrochen ist. Ein über die Schultern gelegtes Tuch, es ist offenbar kein Fell gemeint, fällt links weit herab und endet in einem über den Oberschenkel des Spielbeines geschwungenen Zipfel. Das volle Gesicht ist vom gescheitelten Haar strahlenartig umgeben. An den Seiten des Kopfes glaubt man Teile des Efeukranzes mit auf die Schultern flatternden Bändern zu bemerken. Rechts zu Füßen des Gottes sitzt nach außen gewandt der weinleckende Panther, dessen ehemals zum Kantharus hochgereckter Kopf ebenso wie das erhobene rechte Vorderbein jetzt fehlt.

Mit dem bei solchen provinziellen oder allgemein bloß handwerklichen Nachgüssen gebotenen Vorbehalt möchte ich unsere Greifenhagener Bacchusstatuette am ehesten dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert zuschreiben. Erörterungen über den etwaigen Sinn dieser Figürchen im Barbarenland dürften wohl immer noch als müßig gelten.

2. Zwei Bronzeschalen aus einem Skelettgrab bei Grumsdorf-Abbau Kr. Bublitz. Abbildung 1—3.

Die beiden sehr bemerkenswerten Gefäße sind aus dem Besitz des jetzigen Landgerichtsdirektors Dr. Kaemmerer in das Provinzialmuseum Stettin gelangt. Herr Kaemmerer hatte sie während seiner Amtszeit in Bublitz vom Finder, einem Bauernhofsbesitzer in Grumsdorf-Abbau, erworben und sogleich auch Nachforschungen über die näheren Umstände des Fundes angestellt. Danach sind die Bronzeschalen, für deren Zusammengehörigkeit übrigens auch ihre gleichartige Patinierung spricht, beim Sandgraben an einer Höhe in der Nähe von Grumsdorf-Abbau etwa 1 m tief herausgekommen. Steine sind nicht bemerkt worden. Dagegen berichtete man von Menschenknochen, darunter von Zähnen und Schädelteilen. Es dürfte also eine Skelettbestattung ohne jede Geröllpackung gewesen sein. An sonstigen Beigaben werden nicht aufgehobene eiserne „Degenreste“ genannt, sowie verschiedene Perlen, die aber bereits anderweit in Privathand geraten und verschollen waren.

Die größere der beiden Bronzeschalen ist, wie die **Abbildung 1** zeigt, an mehreren Stellen der Wandung stark beschädigt. Auch fehlt der nach sicherer Spur angelötet gewesene Standring. Am senkrechten Hals erkennt man einige ornamental wirkende Drehrillen; der Boden weist innen den üblichen von Rillen umgebenen Drehnabel auf. Henkel und Griffe waren nicht vorhanden. Die Außenseite des Halses hat noch jetzt einen fast un-

versehrten Silberüberzug, das Innere hat wenigstens Spuren davon bewahrt.

Ungleich wichtiger ist das kleinere Schälchen (**Abbildung 2**): es fällt schon durch seine tadellose Erhaltung, die wundervoll glasurartige Oberfläche und die noch vollständig versilberte Innenseite angenehm auf. Die Wandung ist ziemlich dick und mit feinen Drehrillen bedeckt. Auch die scharfe Profilierung des fast horizontal ausladenden Randes scheint oben und unten im wesentlichen auf der Drehbank erfolgt zu sein. Die Bodenfläche innerhalb des Standringes ist rings um den tiefen Drehnabel mit Einritzungen versehen (**Abbildung 3**): Deutlich zu lesen ist das Wort PRIMVS; im übrigen handelt es sich offenbar nur um schnörkelhafte Kritzeleien^{12a}. Daß die „Inscription“ alt ist, wird schon durch die Patina erwiesen; auch die Buchstabenformen selber sind durchaus „richtig“, doch nicht „bedenklich“ richtig. Bei der einwandfreien Herkunft des Fundes sei das bloß zur Sicherheit betont. Das ja leider so wenig ausgiebige „PRIMVS“ wird man wohl als Namen und zwar am ehesten als den eines römischen Vorbesitzers der Schale auffassen müssen.

Die genaue Form beider Gefäße habe ich in Bronze nirgends wieder gefunden: Zum größeren sind die besten Parallelen unter den Gläsern zu suchen; zum kleineren gibt es ebenfalls gläserne Beispiele, die treffendsten aber im Bereich der frühen terra sigillata-Ware (das wirkliche Vorbild mag aus Silber gewesen sein). Immer entstammen die vergleichbaren Stücke dieser Art den östlichen Bezirken der römischen Kultur¹³. Als Entstehungszeit unserer Schalen möchte ich spätestens die Wende vom ersten zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert annehmen.

3. Mäanderkanne und Bronzekessel aus einem Brandgrab in Rützow Kr. Schivelbein. Taf. 39 C und 40 B.

Die Rützower Feldmark hat bereits 1923 einige kaiserzeitliche Funde geliefert: In Privatbesitz haben sich aus keramiklosen Brandgrubengräbern etliche Bernstein-, Ton- und Glasperlen erhalten, und aus zwei Skelettbestattungen kennen wir drei der üblichen Gefäße vom älteren Typ (**Taf. 40 A**)¹⁴.

Im Jahre 1929 entdeckte nun der Eigentümer Karl Thurow auf der Wurt neben seinem Gehöft in Rützow bei Anlage von Kartoffelmieten eine kistenartige Steinpackung. Sie barg eine leider zertrümmerte Tonkanne (**Taf. 39 C**) und einen mit Knochenasche gefüllten, somit als Urne benutzten unbeschädigten Bronzekessel (**Taf. 40 B**). Um die Rettung der Fundstücke und ihre Überführung in das Provinzialmuseum Stettin haben sich die Herren Amtsvorsteher Dallmann in Rützow und Rektor Kortlepel in Schivelbein erfolgreich bemüht.

Die Einzelheiten der Form, sowie das von Schach- und Hakenkreuzmustern gebildete Zierband des glänzenschwarzen Tongefäßes wird man aus der Abbildung genügend deutlich ersehen.



Abb. 1: Die größere der beiden Bronzeschalen aus dem Skelettgrab bei Grumsdorf-Abbau, Kr. Bublitz. Randdurchmesser 19,5 cm. — Prov.-Mus. Stettin (P S 386).



Abb. 2: Die kleinere der beiden Bronzeschalen von Grumsdorf-Abbau, Kr. Bublitz. Randdurchmesser 12,8 cm. Prov.-Mus. Stettin (P S 387).

Der Schnitt zeigt, daß es sich um eine Kanne mit Röhrenhenkel handelt. Sie ist der dritte pommersche Vertreter dieses merkwürdigen Typs: Eine lederfarbene Kanne mit gedrehter Wulstleiste

am Hals und mit Vertikalfurchen stand in einem kleinen Hügel mit Brandbestattung bei Neulobitz Kr. Dramburg auf einer umgestülpten Terrine, neben der zwei Bronzesporne lagen. Der Fund ist im Provinzialmuseum Stettin¹⁵. Die zweite pommersche Röhrenhenkelkanne, die aber mit Rädchenmäander geschmückt ist, stammt aus einem sehr reich auch mit kostbaren Schmucksachen und Bronzegefäßen ausgestatteten Brandgrab am Dornbusch auf Hiddensee, dessen Keramik im Museum Stralsund aufbewahrt wird, während die übrigen Sachen in die Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald gelangt sind¹⁶.



Abb. 3: Unterseite der kleineren Bronzeschale von Grumsdorf-Abbau, Kr. Bublitz, mit Kritzelei. Durchm. des Standrings 4,5 cm. — Prov.-Mus. Stettin (P S 387).

Besondere technologische Erörterungen über die Entstehung und den Zweck des Röhrenhenkels erneut anzustellen, erübrigt sich hier¹⁷, da unsere Kanne keinen Beobachtungszuwachs in dieser Richtung bringt. Immerhin ist der Rützower Fund eine weitere Stütze für die Annahme, daß die völkerwanderungszeitlichen Henkelgußgefäße des sächsischen Kulturbereiches typologisch im ostgermanischen Gebiete wurzeln.

Der Bronzekessel des Brandgrabes von Rützow (Taf. 40 B) ist innen dick mit Knochenasche verkrustet. Doch kann man, glaube ich, mit Bestimmtheit feststellen, daß Weißsud nicht vorhanden war. Gegen solch vornehmere Ausstattung spricht auch die insgesamt recht derbe Haltung des Gefäßes, das keinerlei Zierat aufweist. Nur auf der Schulter sind einige leichte Drehrillen erkennbar. Der Körper ist gegossen, im einzelnen aber noch durch Hämmern in Form gebracht; das gilt namentlich auch für die wenig exakt gearbeitete Mündungskrempe. Die beiden Henkelösen bestehen aus halbkreisförmig gebogenen Bronzedrähten,

deren breitgeschlagene Enden mit rohen Bronzenieten außen am Gefäßrand befestigt sind. Der Henkel selber ist ebenfalls aus gehämmelter Bronze und hat an den Haken rundlichen, gegen die Mitte hin)- bzw. bandförmigen Querschnitt. Der Kesseltyp ist im Ostseegebiet sehr häufig. Aus Pommern kenne ich mindestens drei Gegenstücke allerdings ganz verschiedener Größe: Bei Pustamin Kr. Schlawe kam aus einem ziemlich reichen Grab ein 30 cm hoher Kessel in Gesellschaft von Schmucksachen, einer Kasserolle und einem Sieb, sowie Spiegelresten zutage¹⁸, Schwedt bei Kolberg lieferte ein 20 cm messendes Gefäß dieser Art zusammen mit Stuhlspornen und zerschmolzenen Perlen¹⁹, und endlich enthielt auch eines der bekannten Gräber von Lübsow Kr. Greifenberg ein kleines Beispiel für die gleiche Kesselform²⁰. Der Henkel fehlt sonst meist, weil er aus Eisen war. Eine verlässliche Fundstatistik zur Erkenntnis des genauen Verbreitungsgebietes unseres Gefäßtyps kann ich leider nicht geben. Sie würde aber schwerlich ausschließen, daß solche Kessel, die man früher uneingeschränkt für römischen Import hielt und die gewiß auf südliche Formen zurückgehen, ebensogut in nordischen Werkstätten hergestellt werden konnten wie die kunstvolleren gewellten Eimer, für die man das ja kaum noch bezweifeln kann²¹.

4. Grabfund mit einem römischen Glasbecher bei Kowalk Kr. Belgard, Taf. 39 B.

Aus Pommern kannten wir bisher zwei römische Glasbecher des jüngeren Typs: gelblich-grünliche Masse mit eingeschliffenen Kreisen oder Ovalen und Rillensaum unter der Mündung. Der eine stammt von dem Skelettgräberfeld bei Borkenhagen Kr. Köslin, das sehr reiche Funde enthielt²², der andere von einem Friedhof bei Vietkow Kr. Stolp, dessen Beigaben leider nicht mehr nach Bestattungen zu sondern sind und über den auch sonst nur sehr unzulängliche Berichte vorliegen²³. Ein drittes nach Material und Verzierung hierher gehöriges Glas, das aber die Gestalt einer halbkugeligen Schale hat, befindet sich in Privatbesitz²⁴. Die übrigen Ostseeländer haben bereits gegen vierzig Vertreter dieser Bechergruppe geliefert²⁵.

Nun ist 1929 dicht östlich von Kowalk Kr. Belgard beim Kiesgraben auf dem Acker des Stellmachers Knabe ein Grab, offenbar Skelettbestattung, herausgekommen, dessen Inhalt (Taf. 39 B) die Herren Amtsvorsteher von Glasenapp in Schmenzin und Zeichenlehrer Krampe in Greifenhagen für das Provinzialmuseum gerettet haben.

Dadurch besitzen wir jetzt das vierte pommersche Glas der oben genannten Art, wieder in Becherform, wie die Abbildung zeigt.

Es ist uns im Zusammenhang mit den Begleitfunden besonders wertvoll: Sie bestehen aus einem

dreilagigen Kamm mit verziertem runden Nackenteil (a), einem von zwei Schälchen gebildeten und durch Niet an einem vierkantigen Ring befestigten linsenförmigen Schmuckstück (b—d) und einem dunkelfarbenen Tongefäß mit Schulterriefen (e). Ähnliche Kämmen sind ja überaus häufig²⁶. Seltenere ist der Bronzegerat. Am wichtigsten dürfte der kleine Kumpf sein: er zählt zu einer Gefäßgruppe, für die sich in Pommern die Belege mehr und mehr häufen. Sie begegnete beispielsweise mit etwas roherem Gepräge bei einem Glasschälchen und einem Silberring in Gräbern von Wedderwill Kr. Regenwalde²⁷, abgewandelt ferner als Behältnis des Denarschatzes von Regenwalde-Ausbau²⁸, und auch das einzigartige Töpfchen von Schruptow Kr. Greifenberg, das durch seine eingestempelten Kamm-bildchen merkwürdig ist²⁹, entstammt der gleichen Familie.

Der Kowalker Grabfund gehört dem Beginn des vierten Jahrhunderts an und wäre nach der Kosinna-Schule als „rugisch“ zu bezeichnen.

Kostbare Importstücke mögen theoretisch als unzuverlässige Zeitmesser gelten. Tatsächlich sind mir aber noch keine römischen Gegenstände begegnet, die innerhalb eines pommerschen Fundes der einheimischen Ware gegenüber als „Antiquität“ erschienen. So wäre es gewiß ratsam, mit ihrer Hilfe die Ordnung unserer gleichzeitigen germanischen Denkmäler zu überprüfen, die noch längst nicht so sicher herausgearbeitet ist, wie man oft glaubt. Auch über die Kulturwege und über die Beziehungen der deutlich erkennbaren landschaftlichen Zentren besonderer Wohlhabenheit könnten uns die Kenner der römischen Erzeugnisse endlich genauer belehren. Im Anschluß an diesen Bericht über Neufunde soll nur als Vermutung geäußert werden, was freilich nicht bloß in der Luft hängt, daß nämlich östlich der Rega sich verschiedentlich schon die Fernverbindungen ahnen lassen, die später in den orientalischen Bestandteilen der Hacksilberschätze klarer erkennbar werden, während allgemein die „rheinische“ Ware überwiegt, deren Weg ebenfalls noch nicht erforscht ist. Vielleicht folgte er aber den gleichen natürlichen Bedingungen, denen Pommern Jahrhunderte später so viele westfälische Einschläge verdankt, die sich historisch, kunstgeschichtlich und volkskundlich bemerkbar machen³⁰. (Mai 1930.)

Anmerkungen:

¹ M. Weigel, Archiv für Anthropologie XXI, 1892/1893, S. 67 f.

² Die Kenntnis davon wird J. Baum verdankt, der dem Provinzialmuseum Stettin auch eine Aufnahme des Figürchens überließ.

³ C. Friedrich, Die in Ostdeutschland gefundenen römischen Bronzestatuetten, Schulprogramm Cüstrin 1912,

S. 4 f. und S. 11 ff., mit 2 Abb.; E. Jungklaus, Römische Funde in Pommern, Greifswald 1924, S. 9 ff. und S. 58 ff.

⁴ Friedrich, a. a. O., S. 4 und Abb. 3 auf Taf. 1; Jungklaus, a. a. O., S. 9 und S. 58 ff.

⁵ Jungklaus, a. a. O., S. 10 und 65.

⁶ Jungklaus, a. a. O., S. 10.

⁷ Friedrich, a. a. O., S. 5 und 11 ff. mit Abb. 1 auf Taf. 1.

⁸ Jungklaus, a. a. O., S. 10 f. und 60 ff.

⁹ Jungklaus, a. a. O., S. 11 und 65.

¹⁰ Jungklaus, a. a. O., S. 11.

¹¹ Jungklaus, a. a. O., S. 13 und 16.

¹² Jungklaus, a. a. O., S. 12 und 66. — Bei Jungklaus ist jeweils auch das ältere Schrifttum vermerkt.

^{12a} Das glaube ich vor dem Original auch von jener Liniengruppe behaupten zu dürfen, die sich auf unserer Abbildung 3 etwas übertrieben vordrängt und ein SVLO herauslesen lassen könnte.

¹³ E. Zahn hat mich freundlichst zu den entsprechenden Beständen des Berliner Antiquariums geführt.

¹⁴ Bericht und Aufnahmen verdanke ich Herrn Rektor Kortlepel in Schivelbein als dem für den Kreis zuständigen Pfleger.

¹⁵ A. S. von Wangenheim, Monatsblätter VIII, 1894, S. 39—42 mit Abb., doch ohne Erwähnung der Henkelröhre.

¹⁶ W. Petzsch, Prähistor. Zeitschrift XVII, 1926, S. 233—235 mit Abb., und Mitt. aus der Sammlung vaterländischer Altertümer Greifswald IV, 1930, S. 53—64, mit 4 Textabb. und Taf. III—V.

¹⁷ Vgl. darüber W. Petzsch, a. a. O., und F. Roeder, Mannus, Erg.-Bd. VI, 1928, S. 197 ff.

¹⁸ E. Walter, Monatsblätter XXXII, 1918, S. 33 f.

¹⁹ Vgl. E. Jungklaus, Römische Funde in Pommern, Greifswald 1924, S. 17 u. ö.

²⁰ O. Kunkel, Mannus, Erg.-Bd. V, 1927, S. 121, Grab 2.

²¹ W. Petzsch, Prähistor. Zeitschrift XVII, 1926, S. 241 Anm., und Greifswalder Mitt. IV, 1930, S. 57, ausführlicher E. Sprockhoff, Mainzer Zeitschrift XXIII, 1928, S. 38 ff.

²² H. Schumann, Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1893, S. 575—580 mit Abb., und 1894, S. 595—601 mit Abb.

²³ Monatsblätter XXI, 1907, S. 138; die Angabe bei A. Kisa, Das Glas im Altertum, Leipzig 1908, S. 254, ist irrig.

²⁴ Es ist bestimmt in Pommern gefunden; der Eigentümer nannte aber unterm Einfluß seiner ängstlichen Damen weder den Herkunftsort, noch stellte er das Stück für die Veröffentlichung zur Verfügung.

²⁵ Vgl. O. Almgren bei A. Kisa, a. a. O., S. 905 bis 907.

²⁶ Vgl. E. Blume, Die germanischen Stämme II, Würzburg 1915, S. 113 f.

²⁷ O. Kunkel, Mannus, Erg.-Bd. V, 1927, S. 124 f. mit Abb. 3 auf Taf. XVII.

²⁸ A. a. O., S. 126 ff. mit Abb. 6 auf Taf. XVIII.

²⁹ A. Stubenrauch, Monatsblätter XXIV, 1910, S. 168—174 mit Abb.

³⁰ Korrekturzusatz (August 1930): Eine neuerdings vorgenommene Überprüfung des südlichen Einfuhrortes in Pommern hat die obigen Andeutungen größtenteils bestätigt und darüber hinaus einige bemerkenswerte topographische Zusammenhänge aufgezeigt: die 125 sicheren Fundplätze römischer Bildwerke, Geräte, Perlen und Münzen konzentrieren sich (mit geringen leicht erklärlichen Streuungen) nicht ohne Beziehung zum Alter und zur Heimat der Gegenstände auf einzelne bevorzugte Landschaften (Westrügen und Stralsund, Oderlauf nebst fruchtbarem östlichen Hinterland, Rega-Drage, Persante-

Radue, Küstenstrich Rügenwalde-Leba). Hiermit deckt sich überraschend die Verteilung der 75 wendischen Schatzfunde (übrigens auch vieler Burgwälle) und schon der 20 Stellen jungbronze-früheisenzeitlicher Importsachen. Sogar die wenigen „bandkeramischen“ Stein-geräte, die in größerer Entfernung vom natürlichen Einfallsbereich ihrer Kultur als sicheres Handelsgut auftreten (vgl. O. Kunkel, Brandenburgia XXXIX, 1930, S. 37 ff., und B. v. Richthofen, Blätter f. Vorg. VII 1930 S. 18 ff.), treffen wir in den gleichen Landschaften. — An anderer Stelle soll demnächst auf Grund einer Fundkarte über den vor- und frühgeschichtlichen Import Pommerns genauer berichtet werden.

SPÄTANTIKE UND FRÜHMITTELALTERLICHE ELFENBEINARBEITEN AUS DEM RHEINLAND UND IHRE BEZIEHUNGEN ZU ÄGYPTEN

VON WOLFGANG FRITZ VOLBACH, BERLIN

In den letzten Jahren wurde wiederholt der Versuch gemacht, die christlichen Funde der Völkerwanderungszeit in den Rheinlanden nach ihren Entstehungsgebieten zu ordnen und es ist K. Schumacher, nicht zum geringsten durch die Einschaltung der Parallelabteilungen innerhalb der germanischen Sammlungen im Zentralmuseum zu danken, daß man heute die Verbindung der nordischen und Mittelmeer-Kulturen klar erkennt. Wir sehen, wie die einheimischen Schulen die hellenistische Tradition überwinden und beginnen die Importstücke nach ihren Entstehungsorten zu gruppieren. Eigenartig ist bei letzteren, daß es sich im Rheinland weniger um römischen, wie um östlichen Import handelt. Syrien, Palästina und das von Syrien abhängige Ägypten sind die gebenden Länder. Besonders ist dies bei den Stoffen und den Werken der christlichen Kleinkunst der Fall. Daneben mehren sich auch die Stimmen der Forscher, die von den im Rheinland gefundenen christlichen Denkmälern einen Teil als einheimische Arbeit betrachten und annehmen, daß nicht nur in Italien und dem nahen Orient, sondern auch in den Städten Galliens und des Rheinlandes sich Schulen bildeten. Bei dem hohen Kulturniveau dieser Städte in Südfrankreich und am Rhein ist es eine Selbstverständlichkeit, daß der große Bedarf nicht allein durch Import gedeckt werden konnte. So versucht E. B. Smith (*Early christian iconographie and the school of Provence* 1918) eine ganze Gruppe von Elfenbeinarbeiten nach Südfrankreich zu lokalisieren. Soweit, wie bei dem Diptychon von Rouen (a. O., Fig. 161), starke Beziehungen zu den gallischen Sarkophagen stilistisch und iconographisch vorhanden sind, scheint mir die Hypothese berechtigt. Bei den meisten anderen Arbeiten vermag ich Smith bei seiner Lokalisierung nicht zu folgen. Wie weit die rheinischen Städte, vor allem Mainz, Köln und Trier selbständige Schulen besitzen, oder wie weit aus Syrien und Ägypten eingewanderte Künstler die Arbeiten ausführten (Ficker, *Altchristl. Denkm. und Anf. des Christentums im Rheingebiet*, 1914, S. 38), läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Doch lokalisieren viele Forscher, sicher mit Recht, einen Teil der hier gefundenen Arbeiten, wie die Kölner Goldgläser, Bronzebeschläge, Knochen- und Elfenbeinschnitzereien (Poppelreuter, *Z. f. chr. Kunst* 1908, S. 74, dagegen

Neuß, ebenda 1915, S. 110) nach Trier und Köln. Waren die meisten Arbeiten, wie die Seidenstoffe (Falke, *Seidenweberei* I), wohl importiert oder von ausländischen Künstlern gearbeitet, so schließen sich an diese andere von einheimischen Künstlern an. Verschiedene Forscher, wie Forrer, Dalton u. a., wiesen auf die Beziehungen der rheinischen Funde mit dem Osten hin. Man denke nur an die Verwandtschaft der germanischen Bandgeflechtornamentik mit syrischen und koptischen Werken (Wulff, *Monatsh. f. Kw.* X, S. 151), ein Bronzegefäß, wie das in Walluf gefundene des britischen Museums (Lindenschmit, *Altert. unserer heidn. Vorz.* IV, Taf. 8, 6) findet eine direkte Parallele in einer koptischen Schüssel in Berlin, K. F.-Museum (Wulff, *Beschr.* III, 1, Nr. 1014), und zu den rheinischen Grabsteinen kann man in der koptischen Kunst Anklänge finden. Auch die wenigen Reste der Architektur weisen auf östliche Vorbilder, so die Trierer Thermen oder, wenn die Hypothese von der Trikonchenanlage unter dem Westchor des Mainzer Domes sich bewahrheiten sollte, auch die frühchristlichen Mainzer Bauten.

Bei den Elfenbeinarbeiten lag es schon wegen des Materiales nahe, an östlichen Import zu denken. So lokalisierte Strzygowski (*Der Dom zu Aachen und Bull. de la soc. arch. d'Alexandrie* 1902) die Reliefs der Aachener Kanzel nach Ägypten. Ferner stellte Baum (*Frühchristlicher Bischofsstuhl in Trier, Pantheon* 1929, S. 374) eine ganze Apostelserie zusammen, von denen einzelne Stücke aus Trier stammen, die dieser Forscher als ägyptischen Import ansieht. Es sind dies die Tafeln in Brüssel, Tongern, Cambridge und ein etwas derberes Stück in amerikanischem Privatbesitz aus Mettlach (Volbach, *Elfenbeinarbeiten*, *Kat. d. Röm.-Germ. Central-Museums* VII, Nr. 75). Der Stil dieser Tafeln untereinander ist sehr ähnlich.

Auch unter den im Rheinland befindlichen und von dort stammenden Elfenbeinpyxiden finden wir diese starken Beziehungen zum Osten, vor allem zu Ägypten. Besonders ist es eine Gruppe von späten Pyxiden, die mit den oben erwähnten Apostelplatten und koptischen Arbeiten zusammengehen.

Die erhaltenen Pyxiden des Rheinlandes verteilen sich ungefähr auf das 4. bis 7. Jahrhundert. Zu den frühesten dieser Arbeiten gehört die große

Pyxis aus einem Dorf bei Trier in Berlin, K. F.-Museum (Volbach, Elfenbeinbildw., Berlin 1923, S. 1, Inv. 563), die kleinere, aber verwandte aus der Arena in Trier (Volbach, E. A., Nr. 50. **Taf. 41 A**) und die Pyxis aus der Kölner Sammlung Garthe in London, Br. Museum (Volbach, E. A., Nr. 51). Sie werden noch im 4. Jahrhundert entstanden sein. Einer etwas späteren Epoche gehört die Wiesbadener Pyxis (**Taf. 41 E, F**) aus Trier (Volbach, E. A., Nr. 43 und Nass. Heimatbl. 1916, S. 45, Abb.) an, die mit der Menaspyxis in London, Br. Museum (Volbach, E. A., Nr. 49) zusammen-

ferner sind Beziehungen zu anderen östlichen Arbeiten wie der Abrahamsszene des Etschmiadsin Evangeliar deutlich erkennbar. Die Danielszene der Trierer Pyxis steht andererseits wiederum der auf der Londoner Pyxis der Sammlung Garthe nahe, die Poppelreuter als rheinische Arbeit ansprach. Da nun die Trierer und Berliner Pyxis aus derselben Gegend stammen und sich so nahe stehen, ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß eine mit Ägypten in enger Beziehung stehende Schule in Trier selbst vielleicht die Arbeit ausführte.



Abb. 1. Paris, Louvre.



Abb. 2. Privatbesitz.

gehört. Von ihnen scheidet sich eine dritte Gruppe von einigen derber gearbeiteten Pyxiden, die später anzusetzen sind: in Paris, Louvre (**Abb. 1**) und Clunymuseum (Nr. 1034. **Taf. 41 C**), in Keele Hall aus Aachen, sowie Bruchstücke in Bonn (Volbach, E. A., Nr. 54) und Berlin, K. F.-Museum (Volbach, E. B., Inv. 1963. **Taf. 41 D**). Ihrem derben Stil nach gehören die Pyxiden teilweise dem 6. Jahrhundert an. Eine Pyxis im Britischen Museum (Goldschmidt, Elfenbeinarb. I, S. 11, Nr. 6) führt diesen Stil in Deutschland sogar bis in das 9. Jahrhundert weiter.

Die Parallelen, die diese drei Pyxidengruppen vor allem mit ägyptischen Arbeiten verbinden, sind zahlreich. Schon das Abrahamsopfer der großen Berliner und Trierer Pyxis (**Taf. 41 A**) ist eng mit einem koptischen Beinrelief in Berlin, K. F.-Museum (Wulff, Beschr., Nr. 428) verwandt (**Taf. 41 B**),

Noch offensichtlicher ist die Beziehung zu Ägypten bei der Wiesbadener Pyxis, die möglicherweise aus dem Trierer Domschatz stammt. Schon das Thema — ein Isisfest auf dem Nil — mit der Darstellung eines Krokodils (**Taf. 41 E**) und Lotosblüten deutet auf eine Entstehung in Ägypten. Auch die anderen der Wiesbadener Pyxis nahestehenden Elfenbeinschnitzereien, wie die Josephszenen der ravennatischen Kathedra, oder die Menaspyxis weisen nach Ägypten. Ebenso ist das Bruchstück in Trier mit Abraham und den 7 Krieger (Volbach, E. A., Nr. 74) sowohl mit der Wiesbadener Pyxis, wie mit den Apostelplatten verwandt.

Die dritte Gruppe der Pyxiden steht vor allem in der Darstellung der Apostel den obengenannten Apostelplatten, vor allem aber der Platte aus Mettlach nahe. Außer der Verwandtschaft mit den

Apostelplatten ist für die Einordnung dieser Pyxidengruppe in den östlichen Kunstkreis auch die Verwandtschaft mit den fünfteiligen Diptychen von Paris und Etschmiadsin (Volbach, E. A., Nr. 34 und 35) von Bedeutung. Die Pyxiden zeigen dieselbe schwere Faltenbildung, die großen bärtigen Köpfe und das unsichere Schreiten mit seitwärts gestellten Füßen wie die fünfteiligen Tafeln. Berührungspunkte mit sicher koptischen Arbeiten lassen sich zahlreiche finden. Die Apostel auf dem Holzrelief der Muallaqqakirche in Altkairo, Koptisches Museum (Wulff, Handb. I, Taf. X, 2) zeigen eine deutliche Verwandtschaft. Noch näher steht den Aposteln der Pyxiden vor allem in Bonn, Berlin und Paris ein Pyxidenbruchstück, das zusammen mit koptischen Knochenschnitzereien aus den Schutthügeln bei Kairo stammen soll (**Abb. 2**). Es stellt einen nach links schreitenden Christus mit einer Rolle in der Hand dar, ein Typus, den wir auch auf anderen Pyxiden mit Apostel- und Wunderszenen finden. Man vergleiche nur den Christus einer Pyxis in Paris, Cluny (Nr. 1033) mit dem Kairoer Bruchstück. Da aber bei dem Christusfragment die koptische Herkunft sicher zu sein scheint, so ist auch für die Bonner und die mit ihr verwandten Pyxidengruppe eine weitere Beziehung zu Ägypten gegeben. Ebenso zeigen die von Poglayen-Neurwall (Monatsh. f. Kw. 1919, S. 81) zusammengestellten koptischen Elfenbeinpyxiden eine stilistische Verwandtschaft.

Die eigenartige Übereinstimmung der Trierer Damhirschschaufel (**Taf. 42**) mit einem Berliner Stück (Wulff-Volbach, Ergänzungsbl. S. 18, Inv. 6698), das aus Ägypten stammt, habe ich schon an einer anderen Stelle (M. Z. 1929, S. 41) erwähnt. Zu ihnen gehört noch ein kleineres aber ähnlich ornamentiertes Stück im Hildesheimer Domschatz. Das eigenartige Kreispunktmuster findet sich auf dem Trierer und Berliner Stück in gleicher Weise, ebenso die eigenartige Form mit den beiden vorne abgewetzten und dem seitlichen Zinken. Die Bruchstelle an der Wurzelseite scheint darauf hinzuweisen, daß hier vielleicht mit einem Scharnier ein anderes Stück befestigt war, das zum Aufstellen als Lesepult oder für einen ähnlichen Zweck benützt wurde. Das Kreispunktornament, das so charakteristisch für die koptischen Arbeiten ist, zeigt auch der heutige Boden der Wiesbadener Pyxis (**Taf. 41 F**), der ehemals wohl als Deckel diente. Es scheint also auch bei dieser Gruppe, daß die drei Damhirschschaufeln aus Ägypten stammen, jedoch ist damit eine Entstehung im Norden, vielleicht in Trier in einer dort ansässigen Schule orientalisch geschulter Künstler ins Auge zu fassen. Neue Funde werden sicher diese Fragen klären. Vor allem können Arbeiten über die Ornamentik der völkerwanderungszeitlichen Kleinkunst, wie sie Fetich, Rostovzev u. a. lieferten, die Beziehungen der nordischen mit den östlichen Kulturen aufhellen.

ZUR GESCHICHTE DER KRIMGOTEN

VON LUDWIG SCHMIDT, DRESDEN

In vorchristlicher Zeit reichte das von Germanen bewohnte Land östlich weit über die Weichsel hinaus. Die um die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. begonnene Abwanderung der Goten aus dem Weichselmündungsgebiet, wo sie seit der Zeit um Christi Geburt ansässig waren und wo sie zuerst den Römern bekannt wurden, bezeichnet den Anfang einer folgenschweren Entwicklung. Denn sie gab den Anstoß, daß alle rechtseibischen Germanenstämme ihre Sitze ebenfalls zum größten Teile aufgaben und den langsam nachrückenden Slawen freiwillig überließen. Die Germanen, die in die weite Ferne zogen, wo sie neue Reiche gründeten, haben, des Zuzuges stammesgleicher Kräfte entbehrend, ihre Nationalität durch Verwelschung eingebüßt. Es ist daher eine geschichtliche Merkwürdigkeit, daß von den damals aus ihrer Heimat ausgewanderten Ostgermanen dennoch einzelne Teile in der Fremde bis fast zur Gegenwart ihre völkische Eigenart und Sprache bewahrt haben.

Es handelt sich hierbei wesentlich um die Germanenreste am Schwarzen Meere, deren Schicksale die Forschung seit langem mit ganz besonderer Liebe verfolgt hat. Grundlegend ist das Werk von R. Löwe, *Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere*, Halle 1896 (I), nebst desselben Verfassers Aufsatz: *Die Krimgotenfrage*, in den *Indogermanischen Forschungen* 13 (1902/03), S. 1 ff. (II), wodurch die älteren Schriften von W. Tomaschek, *Die Goten in Taurien*, Wien 1881 (I) und F. Braun, *Die letzten Schicksale der Krimgoten*, Petersburg 1890, zum großen Teile überholt sind. Ergänzungen und Berichtigungen brachten die Rezensenten Löwes: Tomaschek im *Anzeiger für deutsches Altertum* 23 (1897), S. 121 ff. (II) und R. Much im *Anzeiger für indog. Sprach- u. Altertumskunde* 9 (1898), S. 193 ff. Mußten aber in diesen Arbeiten, die sich nur auf die literarische Überlieferung stützten, manche Fragen unbeantwortet bleiben, so brachten neues Licht die besonders von russischen Gelehrten ausgeführten Ausgrabungen, über die deutscherseits von E. Brenner in: *7. Bericht der Röm.-Germ. Kommission* (1912), S. 269 ff., 280 ff.; A. Götze in: *Amtliche Berichte a. d. Preuß. Kunstsammlungen* 29 (1907), S. 39 ff., 58 ff., und: *Kgl. Museen zu Berlin, Frühgermanische Kunst. Sonderausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum, Katalog*, 2. Aufl., Berlin 1915; Kauffmann, *Deutsche Altertumskunde* 2 (1923), S. 586 ff., C. Schuchhardt, *Vorgeschichte von Deutschland* (1928), S. 276 ff.; zuletzt W. J. Raudonikas, *Doros-Feodoro, Die Hauptstadt der Goten*, in der Zeitschrift „Die Umschau“ 33 (1929),

S. 435 ff., berichtet worden ist. Ein neues umfassendes Werk über die Krimgoten liegt vor von A. A. Vasilev, *Goty y Krimu* I, II, 1921—27 (Russ. Akad.), das mir nur durch die ausführliche Inhaltsangabe in der *Byzantinischen Zeitschrift* 25 (1925), S. 448 f.; 28 (1928), S. 198 ff. bekannt ist, dessen Ergebnisse mir aber nicht allenthalben einwandfrei zu sein scheinen.

In der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts hatten die Goten das Land zu beiden Seiten des unteren Dnjepr erreicht. Um 255 fielen auch die griechischen Küstenstädte Olbia und Tyras in ihre Gewalt: 248 war Olbia noch in römischem Besitz, da in diesem Jahre zwei römische Soldaten dort einen Merkuraltar stifteten¹. Ein dort gemachter Grabfund enthielt noch Münzen von Valerian² (253 bis 260). Zu derselben Zeit ließen sich in der Nachbarschaft der Goten die aus Skandinavien stammenden Heruler nieder. Und ebenso scheinen damals die Germanen sich in der Krim niedergelassen zu haben, von wo sie später eine Kolonie nach der Halbinsel von Kertsch und weiterhin nach der dieser gegenüberliegenden Halbinsel von Taman entsandten; nur von der Krim können die Goten, die mit den Bosporanern auf bosporanischen Schiffen den ersten großen Seezug im Jahre 256³ unternahmen, ausgegangen sein. Diese Germanen werden in den Quellen regelmäßig als Goten bezeichnet und es ist daher naheliegend, sie als solche anzusprechen, nicht, wie Löwe will, als Heruler, auf die allerdings häufig der Gotenname übertragen worden ist⁴. Daß sie wirkliche Goten waren, wird schon durch Prokop de aedif. 3, 7 wahrscheinlich, wo angedeutet ist, daß auch an sie der Ruf Theoderichs d. Gr., sich an dem Zuge nach Italien zu beteiligen, ergangen war. Frühzeitig hat bei ihnen das Christentum Eingang gefunden. Im Jahre 325 wird ein orthodoxer Bischof von Gothien, Γοθίας, unter den Unterzeichnern des Konzils von Nicaea aufgeführt. An das Bistum von Tomis (wie z. B. Vasilev will) ist nicht zu denken, da Goten in diesem damals in größerer Zahl nicht gesessen haben. Auch das Gotenland links der Donau (so jetzt wieder C. Patsch⁵) kommt schwerlich in Frage, da von einer einheitlichen kirchlichen Organisation des Christentums unter einem einzigen Bischof mit allen Einrichtungen einer Diözesanverwaltung dort keine Rede sein kann⁶. Der Umstand, daß dieses Land in Quellen des 4. Jahrhunderts als Gothia bezeichnet wird, kann nicht entscheidend sein. Es ist vielmehr die ebenfalls unter dem Namen Gothia bekannte Diözese in der Krim gemeint, wie auch aus der Zusammenstellung der-

selben in den Listen der Konzilsteilnehmer mit dem Bistum des kimmerischen Bosphorus wahrscheinlich wird⁷. Die Angabe des Socrates II, 41, daß Wulfila der Nachfolger des Theophilus als Westgotenbischof gewesen sei, fällt gegenüber dem Zeugnisse des Philostorgius II, 5, das jenen als ersten arianischen Gotenbischof bezeichnet, nicht ins Gewicht⁸.

Die Goten von Taman werden von Prokop, b. G. 4, 4, 5, nach der gewöhnlichen, auch von dem neuesten Herausgeber Haury eingesetzten Lesart als Τετραζίται bezeichnet, wofür einige gute Handschriften Τραπεζίται bieten. Die Erklärung der ersteren Form stößt auf große Schwierigkeiten. Für die Ableitung von τετραζός vierteilig, in

herbeigerufen worden. Sicher war Taman in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. in den Händen der Goten; denn dort stießen diese mit den nach dem Sturze des Reiches Attilas zurückflutenden hunnischen Utiguren zusammen⁹. Die Trapeziten standen fortan unter der Oberherrschaft der Utiguren, denen sie Kriegsdienste zu leisten hatten: sie stellten ihnen einmal 2000 Mann (Prok., b. G. 4, 18). Sonst aber erfreuten sie sich einer ziemlichen Selbständigkeit: sie waren nicht gehindert, mit Justinian in Verkehr zu treten, dessen Interessen sie gegen die heidnischen Hunnenstämme zu fördern suchten und von dem sie sich einen Bischof erbaten (Prok. 4, 4). Ob sie aber jemals politisch von Byzanz abhängig geworden sind, ist zweifel-



Abb. 1: Das Haupttor in Eski-Kermen.

(Aus „Die Umschau“ XXXIII, 437.)

vier Gemeinden zerfallend, könnte die Angabe Prokops, daß das Volk im Jahre 548 vier Gesandte an Justinian schickte, als Stütze dienen. Dennoch ist der anderen Lesart mit Vasilev der Vorzug zu geben: sie bezeichnet die Herkunft der Kolonisten von dem früher Τραπεζούς (Strabo 7, 4, 3), jetzt Dschatyrdagh genannten Gebirge der Krim, an dessen Ostabhänge die Straße von Alushta in das Quellgebiet des Salgyr und weiter nach Simferopol führt (Tomaschek I, 73). Wann die Besiedelung der Gegenden von Kertsch und Taman erfolgte, wird sich kaum sicher feststellen lassen; möglicherweise fällt sie erst in die Zeit nach dem Hunneneinbruch in Europa (um 370), der zum Teil den Weg über den kimmerischen Bosphorus nahm, da von einem Widerstand, den die Hunnen gefunden, keine Rede ist. Vielleicht waren die Goten von den Bosporanern zum Schutze ihres Gebietes

haft. Die kaiserliche Herrschaft am kimmerischen Bosphorus war im 6. Jahrhundert auf das Gebiet von Panticapaeum (Kertsch) beschränkt¹⁰. Die gegenüberliegenden Städte Kepos und Phanagoria waren zu Prokops Zeit „von den anwohnenden Barbaren eingenommen und zerstört worden“. Die weiteren Schicksale der Trapeziten sind dunkel. Die Zeugnisse für ihren Fortbestand auch unter der folgenden tscherkessischen und türkischen Herrschaft sind unsicher. Die Ansicht Löwes, daß sie ihre Nationalität bis ins 18. Jahrh. hinein bewahrt hätten, hat Tomaschek II, 128 mit guten Gründen bekämpft. Über ihre hochstehende Kultur geben die reichen Funde aus den Gegenden von Kertsch und Taman Auskunft, vorausgesetzt, daß es sich dabei nicht um Erzeugnisse der einheimischen Bevölkerung handelt. Es sind zahlreiche Gräber aufgedeckt worden, darunter mehrere Katakomben,

besonders aus dem 4.—5. Jahrhundert, mit Beigaben an Schmucksachen, Waffen und dergleichen in dem bekannten südrussisch-gotischen Stile (Almandintechnik) oder in Übergangsformen; besonders bemerkenswert ist eine in Kertsch gefundene, jetzt in Berlin aufbewahrte, dreiteilige mit Almandinen und grünen Einlagen besetzte goldene Krone, aus deren Mittelteile ein Paar stilisierter Adlerköpfe emporragt (Götze, II, S. 10).

Grenznachbarn der Trapeziten waren die Eudusianer, die dem um 480 verfaßten Periplus eines Anonymus zufolge an der kaukasischen Küste zwischen den Häfen Pagrai (jetzt Gelendzik) und Sindike (jetzt Anapa) saßen und sich neben der „Taurischen“, d. i. alanischen Sprache auch der „gotischen“ bedienten. Ihr Land heißt bei Prokop,

ihrer Abwehr, wenn in der Zeit zwischen 383 und 393 die Stadt Chersonesus Taurica (Cherson, jetzt Sebastopol) unter der Leitung eines tribunus Fl. Bito mit Mauern umgeben wurde, wie wir aus einer m. W. wenig beachteten Inschrift bei Latyschev, *Inscriptiones orae sept. Ponti Euxini* 4 (1901), S. 306, Nr. 464 erfahren. Diese Befestigungen wurden hundert Jahre später unter Kaiser Zeno unter Leitung eines comes Diogenes erneuert (C. I. Graec. 4, Nr. 8621). Sicher begegnen uns Hunnen in der Krim im 6. Jahrhundert: Prokop, b. Pers. I, 12 bemerkt, daß das zwischen Cherson und Bosporus gelegene Land von Hunnen besetzt sei, und Jordanes, *Get.* 37 sagt, daß iuxta Chersonam die (hunnischen) Altziagiren wohnten. Es herrschten also damals schon ungefähr dieselben ethno-



Abb. 2: Ruinen einer Höhlenkirche.

(Aus „Die Umschau“ XXXIII, 437.)

b. G. 4, 4, 7 Εὐλυσία, was aus Εὐδυσία verdorben sein wird. Auch sie hält Löwe für Heruler, ohne Grund; es waren ohne Zweifel Abkömmlinge der schon von Cäsar erwähnten Sedusii (lies Eudusii), der von Tacitus und Ptolemäus in der kimbrischen Halbinsel angesetzten Eudoses bzw. Φουνδούσιοι der späteren Euten, Jüten, die mit den Herulern gar nichts zu tun haben.

Von den eigentlichen Krimgoten hören wir wieder durch einen Brief des Johannes Chrysostomus vom Jahre 404 (ep. 14), daß ihr „König“ (ρῆξ) sich einen neuen Bischof anstatt des kürzlich verstorbenen Unila erbat. Mit Unrecht behauptet Löwe I, 70, daß an dieser Stelle von den Kaukasusgermanen die Rede sei. Ob und in wieweit die Hunnenherrschaft sich über ihr Gebiet erstreckt hat, ist schwer zu sagen; daß Hunnen schon frühzeitig in das Innere der Halbinsel vorgedrungen sind, ist sehr wahrscheinlich. Es geschah wohl zu

graphischen Verhältnisse, wie sie uns in der von de Boor, *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 12 (1891), S. 531, herausgegebenen kirchlichen Liste aus dem 8. Jahrhundert entgegneten, wonach zur ἐπαρχία Γοτθίας mit der μετρόπολις Δόρος auch hunnische Gemeinden gehörten. Justinian hat dann vor allem der Sicherung der Küstenplätze seine Sorgfalt gewidmet, wie wir des Näheren aus Prokop de aedif. 3, 7 erfahren; es wurden von ihm wiederum Cherson befestigt, Kastelle in Alushta und Gursuff angelegt. Im Zusammenhang damit wird von Prokop auch über die Krimgoten berichtet, die erste genauere Nachricht, die wir von diesen besitzen: es heißt, daß sie einen hochgelegenen, sehr fruchtbaren Küstenstrich namens Dory bewohnten, daß sie intensiven Ackerbau trieben, zugleich aber auch durch kriegerische Tüchtigkeit sich auszeichneten und zu dem kaiserlichen Heere 3000 Mann stellten; da sie sich nicht in Städten einschließen lassen

wollten, habe Justinian sich damit begnügt, die Zugänge zu ihrem Lande durch lange Mauern zu sichern. Ganz genau ist diese Angabe insofern nicht, als spätere Quellen und die Ausgrabungen erkennen lassen, daß die Hauptstadt Doros befestigt war. Seit Ende des 6. Jahrhunderts standen die Krimgoten unter der Herrschaft der Chazaren; an deren Stelle trat zu Anfang des 10. Jahrhunderts wieder das byzantinische Reich, dem sie, mit der kurzen Unterbrechung durch ein russisches Protek-



Abb. 3: In die Felsen gehauene Stufen, zur unterirdischen Stadt.

(Aus „Die Umschau“ XXXIII, 438.)

torat, bis zum Ende des 12. Jahrhunderts angehörten. 1204 nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer kamen sie zum Kaisertum Trapezunt, um die Mitte des 13. Jahrhunderts unter die Oberherrschaft der Tataren. Ihre politische Selbständigkeit und Verfassung hatten sie bis dahin nie ganz eingebüßt; sie erscheinen unter Behörden eigenen Stammes, Dorfältesten, an deren Spitze ein Toparch oder Kyrios stand. Diesen Verhältnissen machte die Eroberung ihres Landes durch die Türken ein jähes Ende; 1475 ward ihre damalige Hauptstadt Mankup nach längerer Belagerung erobert. Aber wie der Name „Gotien“ als Bezeichnung eines kirchlichen Bezirks noch lange in Gebrauch geblieben ist, so haben auch die Einwohner an ihrer Sprache noch geraume Zeit festgehalten. Das wichtigste, oft behandelte Zeugnis hierfür hat

uns bekanntlich der flandrische Edelmann von Busbecq überliefert, der zwischen 1560—62 als kaiserlicher Gesandter in Konstantinopel weilte, und dort Gelegenheit hatte, mit zwei Männern aus der Krim zu sprechen¹¹. Und so sind die Nachrichten, die ein Fortleben der krimgotischen Sprache bis ins 18. Jahrhundert hinein bezeugen, durchaus glaubhaft. Daß dies möglich war, lag in der geographischen Abgeschlossenheit der Wohnsitze der Goten, vor allem aber in dem niedrigeren Kulturzustand ihrer Nachbarn, der Hunnen und Tataren. Dagegen vermochte die im Laufe der Zeit verkümmerte gotische Kultur der mit der türkischen Herrschaft



Abb. 4: Die Stadtmauer von Eski-Kermen, nach der Ausgrabung.

(Aus „Die Umschau“ XXXIII, 436.)

vordringenden osmanischen keinen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen und mußte dieser schließlich erliegen. Wie die noch bestehenden autonomen staatlichen Einrichtungen der türkischen Verwaltung zum Opfer fielen, so mußte auch das germanische Idiom der türkischen Staatssprache gegenüber immer mehr zurückweichen.

Eines der vielen wichtigen Ergebnisse der in der Krim vorgenommenen Ausgrabungen ist die genaue Feststellung des von den Goten bewohnten Gebietes. Dasselbe ist auf das Bergland im Süden der Halbinsel zwischen Sebastopol und Alushta abzugrenzen. Reiche Funde aus dem 6./7. Jahrhundert wurden hier zu Anfang des 20. Jahrhunderts gemacht in Suuk-Su und Balgota in der Umgebung von Gursuff: Halsketten, Ohringe, Gürtelschnallen mit Beschlagplatte, Fibeln und

sonstige Schmucksachen in der Technik des Zellenmosaiks. Hauptmotive der Ornamentik sind Band- und Flechtwerk sowie Darstellungen von Pflanzen und Tieren (Adlerköpfe und dergleichen). Ferner Glasgefäße, Nadeln, eiserne Waffen (Schwerter, Lanzen, Pfeilspitzen). Der Weltkrieg und die Umwälzungen haben die Ausgrabungen empfindlich gestört, die wohl kürzlich wieder aufgenommen werden konnten. Über die bedeutsamen Entdeckungen, die 1928 der russische Gelehrte Repnikoff gemacht hat, berichtet Raudonikas in dem oben angeführten Aufsatz. Die Naturverhältnisse der Krim bieten geeignete Stellen für die Anlage befestigter Siedlungsplätze: Die zahlreich vorhandenen unzugänglichen Bergspitzen, erhöhten Plateaus, steilen Felsen wurden hierzu gewählt, mit Mauern und Gräben befestigt und boten so der ländlichen Bevölkerung in Zeiten der Gefahr wirksamen Schutz. Der vorherrschende Kalkstein war nicht nur für Bauten auf der Erdoberfläche, sondern auch für die Einrichtung unterirdischer Wohnstätten geeignet, von denen jetzt zahlreiche aufgedeckt worden sind, während die oberirdischen Bauwerke zum größten Teile in Trümmern liegen. Zu den Höhlenstädten gehört auch die Hauptstadt Doros, deren Lage erst jetzt festgestellt werden konnte: 20 km östlich von Sebastopol, auf einer inselähnlichen Höhe, von der einheimischen Bevölkerung jetzt Eski-Kermen, d. i. Alte Festung genannt. (Der Name Doros, Dory [so auch Priscian, Inst. Gramm. 4, 1], Doras u. ä., der zugleich das Land bezeichnet, ist natürlich nur Abkürzung von Theodoro(s) [vgl. Tomaschek I, 51 ff.; Löwe I, 125, 220, 223]; aus dem gotischen [so Tomaschek I, 15] oder gar aus dem Keltischen [so Vasilev] ist er nicht abzuleiten.) Von Süden führt zum Plateau ein gewundener, in den Felsen eingehauener Weg zum Stadttor (**Abb. 1**), wo die Hauptstraße anfängt. An ihr liegen von Felsblöcken und Hügeln umgeben die Reste der Stadtbauten, die über der Erde standen; unter ihnen wurden zahlreiche Höhlen entdeckt, bis jetzt nicht weniger als 456. Interessant sind sechs unterirdische Kirchen (vgl. **Abb. 2**), von denen drei mit Fresken bemalt sind, eine große Zisterne, Steintreppen, die zum Wasser führen (vgl. **Abb. 3**), Wohnräume, Viehställe, Keller und Speicher. An den offen liegenden Seiten war Eski-Kermen von einer Mauer umgeben, die der Zeit Justinians angehört (**Abb. 4**). In einer der Höhlenkirchen wurde ein merkwürdiges Freskenbild einer gotischen Fürstenfamilie in National-

tracht entdeckt, ferner eine griechische Inschrift, die von den Einwohnern zur Erinnerung an einen siegreichen Kampf gegen die „Barbaren“ angebracht worden ist. Es handelt sich um einen Kampf gegen die Chazaren im Herbst 962, bei dem die Hauptstadt zerstört wurde, der aber mit dem Rückzuge der Feinde endete. Wie wir aus anderer Quelle wissen, entschloß sich damals der Toparch, die Hauptstadt nach dem in der Nähe neu erbauten Mankup zu verlegen. Doros bestand als Ansiedlung weiter fort, war aber nicht mehr Festung. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert sind noch Höhlen und Kirchen mit Malereien vorhanden. Im Laufe des 16. Jahrhunderts verödete die Stadt vollständig. Mankup hatte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts noch eine gewisse Bedeutung als Mittelpunkt eines Verwaltungsbezirkes und als Festung, wurde dann aber von den Einwohnern verlassen. Ruinen sind noch jetzt vorhanden: Befestigungsmauern, Reste eines Palastes, einer christlichen Kirche.

Anmerkungen:

¹ Revue arch. 1904, II, 446, Nr. 164. Vgl. Baynes, The Goths in South Russia: The antiquaries journal IV (1924), S. 216 ff.

² Ebert, Südrußland im Altertum (1921), S. 228.

³ Rappaport, Die Einfälle der Goten in das römische Reich (1899), S. 55. Ein mindestens seit dem 2. Jahrhundert bestehendes römisches Kastell auf dem Kap Ai-Todor südlich von Jalta ist wahrscheinlich damals den Goten zum Opfer gefallen, vgl. Rostowzew, in Klio 2 (1902), S. 95.

⁴ Löwe II, 50 ff.; Rappaport, S. 48.

⁵ Beiträge zur Völkerkunde von Südosteuropa III, 1 (Wiener Sitzungsberichte 208, 2; 1928, S. 25 ff.).

⁶ Vgl. Pfeilschifter in: Veröffentlichungen a. d. kirchen-hist. Seminar München, Reihe III, 1 (1907), S. 198 ff.

⁷ Gelzer, Patrum Nicaenorum nomina (1898), S. LXIV, 56 ff. Der Name des Bischofs von Bosphorus ist aus den verschiedenen Lesarten als Kadmos herzustellen.

⁸ Vgl. auch meine Bemerkungen Hist. Zeitschr. 140 (1929), S. 662 f.

⁹ Vgl. über den sehr verwirrten Bericht Prokops Löwe I, 25 f.

¹⁰ Prok. b. Pers. 1, 12; b. G. 4, 4; de aed. 3, 7. Nach de aed. stand die Stadt Bosphorus vorher unter hunnischer Herrschaft, nach b. Pers. war sie unabhängig.

¹¹ Vgl. darüber zuletzt Jellinek, Geschichte der gotischen Sprache (1926), S. 17 f.

ZWEI LANGOBARDISCHE GRÄBER VON DRESDEN-NICKERN

VON GEORG BIERBAUM, DRESDEN

Die Völkerwanderungszeit gehört im Freistaat Sachsen zu den Abschnitten der Vorgeschichte, die bis heute am wenigsten Fundmaterial geliefert haben. Dem entspricht durchaus die bisherige literarische Behandlung. G. Dutschmann¹ erwähnt nur drei Literaturangaben mit den Fundorten Nickern und Pegau. G. Wilke² nennt außer diesen Fundstellen nur noch „Eula“³ und ein Gefäß aus dem „Pleibetal“⁴. A. Mirtschin⁵ hat dazu die Fundorte Riesa (Felgenhauerstraße) und Riesa-Gröba (Oststraße) gefügt. Ich selbst habe die Fundliste um Mannschätz, Ah. Oschatz, Nasseböhl, Ah. Großenhain⁶ und Bornitz, Ah. Oschatz⁷ vermehrt, wozu als bisher unerwähnt noch Glaubitz, Ah. Großenhain tritt⁸. Die Angabe, daß die Flur Gautzsch bei Leipzig „Urnen aus der Völkerwanderungszeit“⁹ geliefert habe, scheint auf einem Irrtum zu beruhen. Jedenfalls sind sie bei J. Richter¹⁰ nicht erwähnt. Dasselbe gilt offenbar für zwei Gefäße der Völkerwanderungszeit, welche sich mit der Fundortsangabe „Leipzig-Marienhöhe“ im Städtischen Museum für Völkerkunde in Leipzig befinden¹¹. Sie fehlen in der Zusammenstellung J. Richters¹². Der Vollständigkeit halber sei hier noch der Einzelfund (?) einer Franziska, von der Flur Rehnsdorf, Ah. Kamenz, erwähnt¹³.

Soweit ich das Material übersehe, gehören die Funde vorwiegend in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts. Sie stammen aus Brand-¹⁴ und Skelettgräbern¹⁵, welche den Sachsen und Warnen zugeschrieben werden¹⁶. In das 6. Jahrhundert gehören nur die Funde von Pegau¹⁷ und Dresden-Nickern. Da die beiden Skelettgräber von Dresden-Nickern bisher die einzigen im Lande sind, welche den Langobarden angehören, sollen ihnen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Fundbericht¹⁸:

(Vgl. den Lageplan Abb. I.)

„Ende Mai 1897 legte mir Sanitätsrat Dr. Bamberg in Lockwitz einige Bronzebruchstücke vor, die beim Lehmstechen in Mittags Ziegelei in Nickern bei Dresden gefunden worden waren. Beim Präparieren der kleinen Stückchen ergaben sich mehrere größere Bruchstücke einer Fibel der Merowingerzeit — Funde, wie sie aus Sachsen bis dahin nicht bekannt waren. Andere Stücke — Bruchstücke einer gleichen, zweiten Fibel, eine Bronzeschnalle, ein bronzener Riemenbeschlag, eine Glas- und eine Tonperle —, die Dr. Bamberg von den Arbeitern erhalten hatte, stellte er ebenfalls zur Verfügung. Bei einem sofortigen Besuch

der Fundstelle übergab mir Ziegeleibesitzer Mittag noch zwei eiserne Lanzen, zwei eiserne Messer und eine Eisenschnalle, sowie einige Skelettreste aus einem zweiten Grabe und teilte mir folgendes mit: „Beim Abstechen von Lehm waren die Arbeiter auf ein Skelett gestoßen, das von ihnen achtlos zerstört wurde“¹⁹. Von den dabei gefundenen Gegenständen wurden einige Bruchstückchen zufällig aufgehoben (die von Dr. Bamberg aufgesammelt), andere gelangten in den Lehmschneider und wanderten dann in den Ziegelofen. Durch die Funde aufmerksam gemacht, veranlaßte Mittag die Arbeiter, auf weitere Funde zu achten. Kurze Zeit nachher wurde in unmittelbarer Nähe des ersten ein zweiter Grabfund gemacht. Das Skelett soll stark zersetzt gewesen sein. Es gelang mir, ein Schädel- und ein Knochenstück zu retten, das andere wurde durch das Ungeschick der Arbeiter wieder vernichtet. Bei diesem Skelett haben nur Eisenreste gelegen. Die Spitzen der einen Lanze und des einen Messers sind beim Abstechen des Lehms abgehackt und verloren gegangen.“ — Über die Lage der Skelette und Beigaben konnte ich nichts erfahren²⁰.

Eine Besichtigung der Fundstelle ergab folgendes: In der Lehmwand war noch der Querschnitt des zweiten Grabes sichtbar, in Form einer 2,75 m tiefen und 1,1 m breiten Grube, die sich nach oben nur äußerst wenig erweiterte, die Wände waren fast senkrecht, der Boden horizontal. Der Querschnitt grenzte von dem umgebenden, gleichmäßig gelben Lehm deutlich ab, weil der Inhalt der Grube durch den in dem Lehm flockenweise verteilten dunklen Humusboden dunkler gefärbt war. Ich ließ die Grube weiter in die Wand hinein abstechen, aber nach wenig mehr als 20 cm war die Grube zu Ende, ohne daß etwas gefunden wurde. Die Schmalwand war auch hier nahezu senkrecht. Nach dem Befunde zu urteilen, lag die Längsrichtung der Grube ungefähr von Westen nach Osten. Die Lage der Grube wurde bestimmt zu 70 Schritt von der Mitte des Ringofens nach Südwesten und 33 Schritt senkrecht dazu nach Südosten.

Nach den Angaben Mittags sind also zwei Skelettgräber vorhanden gewesen; in dem einen lagen bei dem Skelett zwei Fibeln, eine Schnalle, ein Riemenbeschlag, eine Glas- und eine Tonperle, in dem anderen zwei eiserne Lanzen, zwei eiserne Messer und eine eiserne Schnalle. Letzteres war demnach ein Männer-, ersteres ein Frauengrab.

Weitere Funde aus der Merowingerzeit sind, trotzdem die Lehmgrube in späteren Jahren nach Osten und Süden weiter abgebaut wurde,

nicht gemacht worden. Dagegen wurde beim Abbau nach Süden zu eine Herdgrube der jüngeren Steinzeit durchschnitten, die noch 1908 nach dem Eingehen der Ziegelei in der Lehmwand zu sehen war.

Nach der Untersuchung der Reste im Museum sind die Fibeln aus schlechtem Silber hergestellt; der reiche Kupfergehalt wird durch die grüne Patina bezeugt. Die Spiralverzierungen des Bügels sind mit schmalen, dünnen Goldblechstreifen ausgelegt, auch ist feiner Goldbelag noch an einzelnen Perlen des äußeren Kranzes am Kopfe der Fibel zu sehen. Der Riemenbeschlag ist aus Bronze,

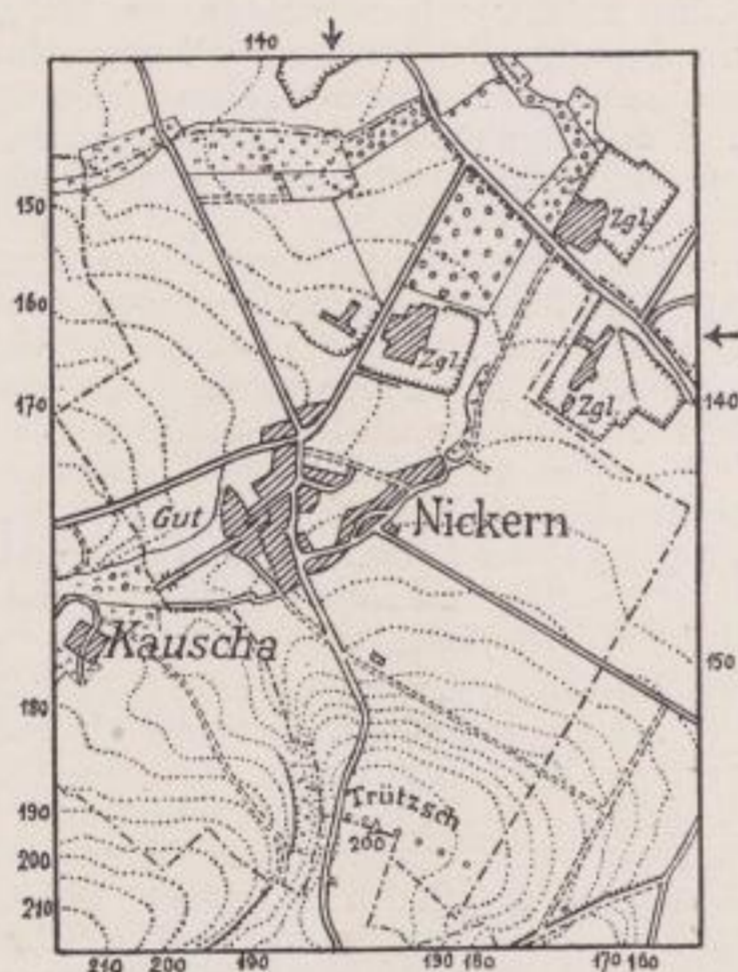


Abb. 1: Lageplan.

die Schnalle anscheinend aus Silber hergestellt. Die Tonperle trägt eine eingeritzte Verzierung; die Eisengegenstände wurden vergeblich auf Silbertauschierung untersucht.“

Der schöne Fund wurde in der 2. Sitzung der Sektion für prähistorische Forschungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden am 17. November 1898 erstmalig der Öffentlichkeit vorgelegt²¹. Bereits 1899 brachte eine neue Erwähnung²². Die eine Fibel und der bronzene Riemenbeschlag wurden 1900 abgebildet²³. 1902 schrieb der im Fundbericht genannte Sanitätsrat Dr. Bamberg über den Fund und bildete die Fibel ab²⁴. Ziemlich genaue Angaben über die aufgefundenen Altsachen machte J. V. Deichmüller 1907²⁵. Auch die nächsten Jahre brachten verschiedentlich Erwähnungen²⁶. Der langobardische Charakter der Funde wurde seit 1927 betont²⁷.

Beschreibung der einzelnen Fundstücke:

A. Das Frauengrab:

1. Bügelfibel aus Bronze, Schauseite goldplattiert (Taf. 43 A, 1). Kopfplatte halbkreisförmig. Auf den nach rückwärts kastenartig verlängerten Halbkreisbogen sind 7 massive Doppelrollen mit Kugelköpfen durch Stifte aufgesteckt. Die einzelnen Rollenpaare schließen einen hohen Steg ein, der mit dem Rande der Kopfplatte parallel läuft. Der gebogene Bügel besteht aus einer quergewölbten Platte; desgleichen der schlanke Fuß. Dieser endigt in einen Tierkopf. Kopfplatte, Bügel und Fuß sind mit Spiralranken in Kerbschnittmanier und dazwischen geschalteten punktierten Bändern reich verziert. Von der eisernen Federkonstruktion ist nur eine verrostete Querachse erhalten, welche die ganze Breite der Kopfplatte durchläuft. Die Nadelrast besteht aus einer hohen Bronzembran mit ungebogenem Rande, welche in der Mittelachse des Fußes steht.

Länge: 9 cm; größte Breite: 5,7 cm; größte Höhe: 2,1 cm; Breite (Bügel): 1,6 cm; Länge (Fuß): 3,3 cm. Gewicht: 73 g.

Das Stück ist aus vielen Teilen zusammengesetzt. Im Ornamentfeld der Kopfplatte zwei ungeschickte Niete.

2. Fragmente von Kopf und Körper einer gleichartigen Bügelfibel (Taf. 43 A, 2). Gewicht: 3,25 g (der losen Kopfstücke); 19,0 g Gesamtgewicht (also auch des Bügelteiles, wobei zu berücksichtigen ist, daß dieser hinterklebt ist; im Gewicht steckt auch der Gips!).

Der Bügel ist aus sechs Teilen zusammengesetzt.

Die Suche nach Parallelen ist nicht gerade erfolgreich gewesen. Am ehesten wäre hier noch das Stück des Maximiliansmuseums zu Augsburg aus den Reihengräbern von Nordendorf, Bayern, zu nennen (Abb. 2), das allerdings eine Neunknopffibel ist²⁸. Åberg setzt diese Fibeln mit schmalen Tierkopffuß und halbrunder Kopfplatte in die Mitte oder zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Chr. und rechnet sie den Langobarden zu²⁹. — In den Augen des Tierkopfes haben wahrscheinlich Granaten gegessen, entsprechend dem Stück von Nordendorf, bei dem noch der des linken Auges erhalten ist.

3. Kleine zierliche Schnalle mit ovalem Bügel und angegossener dreieckiger Platte aus Bronze (Tafel 43 A, 3). Der Dorn hängt in einem rechteckigen Ausschnitt zwischen Bügel und Platte. Er ist fast vollständig zerstört. Der Querschnitt des Bügels ist sechseckig. Die Platte endet in eine kleine Scheibe, durch deren Zentrum ein Niet geht. Ein zweiter sitzt inmitten der Platte. Diese ist auf der Oberseite mit einem gezähnten Dreieck verziert, an der Unterseite zur Aufnahme eines Riemen auf halbe Stärke reduziert. Das ganze Stück war silberplattiert. Oberfläche: silber-schwarz bis grün.

Größte Länge: 3,5 cm; größte Breite: 2 cm; größte Stärke: 0,4 cm. Gewicht: 3,75 g³⁰.

4. Kleine Bronzeplatte mit pferdekopfigem Umriß (Taf. 43 A, 4). An einem Ende ein Schlitz, in dem ein Riemen mit einem Bronzeniet befestigt war, am anderen Ende zwei kleine Nietlöcher. Die Unterseite des Stückes ist flach. Nur um die beiden Nietlöcher herum ist die rechteckige Spur eines abgefallenen Ansatzes erkennbar. Die Oberseite ist in drei Abschnitte gegliedert: eine rechteckige Nietplatte mit halbrunder

Abschluß, ein quer zur Hauptachse aufgebogenes Mittelstück und ein rechteckiges drittes Stück mit leicht eingezogenen Langseiten. Die Nietplatte ist unverziert. Das Mittelstück zeigt zwischen zwei gebogenen Querriefen (oben) und einer einfachen (unten) eine ebenfalls gebogene Grube, die wohl ursprünglich eine Einlage enthielt. Der dritte Abschnitt ist mit einem ährenartigen Motiv in Kerbschnittmanier verziert. Patina: dunkelgrün, fest.

Größte Länge: 3,1 cm; größte Breite: 1,4 cm; größte Stärke 0,5 cm. Gewicht: 4,4 g.

Parallelen zu 3 und 4 habe ich in der mir bekannten Literatur nicht feststellen können^{30a}.

5. Doppelkonischer Spinnwirtel mit abgeplattetem Umbruch und konkaver Oberseite aus Ton (Tafel 43 A, 5). Oberfläche graugelb, glatt; Brand: fest. Auf der Unterseite wirre Einritzungen. Sie stellen den mißlungenen Versuch dar, um das Schaftloch herum ein Zinnenornament anzubringen.

Größte Höhe: 1,5 cm; größte Breite: 3,15 cm; Durchmesser (Loch): 0,5 cm bzw. 0,7 cm. Gewicht: 13,3 g.

6. Rosettenförmiger Spinnwirtel mit hochgewölbter Oberseite und abgeplatteter Unterseite aus wasserhellem olivbraunem Glas (Tafel 43 A, 6). Das Stück ist um einen Stab gezogen und siebenmal eingekerbt.

Größte Breite: 2,8 cm; größte Höhe: 1,7 cm; Durchmesser (Loch): 0,6 cm. Gewicht: 14,5 g.

Als Parallele soll der Glaswirtel aus dem Frauengrab VI von Obermöllern genannt sein³¹.

B. Das Kriegergrab:

1. Kleine, ovale, eiserne Schnalle mit beweglichem Dorn (sogenannte Ovalschnalle), zersprungen, Dornspitze überhängend (Tafel 43 B, 1).

Größte Länge: 2,6 cm; größte Breite: 2 cm; Stärke (Ring): 0,4×0,5 cm. Gewicht: 2,55 g³².

2. Fragment der eisernen Spitze einer großen Stoßlanze mit weidenblattförmiger, flacher Klinge und ziemlich langer, vierkantiger(?) Tülle (Tafel 43 B, 2). Die Tülle ist am Rande ausgebrochen, von der Klinge fehlt der größte Teil. Das Stück ist stark mit Rost überwuchert.

Länge noch 20,6 cm; Länge (Tülle): 13 cm; Hohlraum (Tülle): 8,9 cm; Durchmesser (Tülle): 2 cm; Taille: 1,5 cm; größte Breite (Klinge): noch 3,1 cm; größte Stärke (Klinge): noch 0,7 cm. Gewicht: 180 g³³.

3. Fragment der eisernen Spitze einer Stoßlanze mit breiter, flacher Klinge und Tülle (Tafel 43 B, 3). Die Klinge ist mehrfach beschädigt, die Tülle zum größten Teil abgebrochen. Der Rest enthält Holzfasern vom Schaft und ein Niet.

Länge: noch 17,7 cm; Länge (Blatt): noch 13 cm; größte Breite (Blatt): noch 4 cm; größte Stärke (Blatt): 0,8 cm; Taille: 1,5 cm; Länge (Höhhlung): noch 4,3 cm. Gewicht 126 g³⁴. Im linken Tüllenrande der **Abbildung 3** auf **Tafel 43 B** erkennt man das Niet.

4. Kurzes Eisenmesser mit dickem, leicht gebogenem Rücken und spitz zulaufender Griffzunge (Tafel 43 B, 4). Im Roste der Griffzunge ist der Abdruck eines hölzernen Heftes mit rechtwinkligem Abschluß erhalten. An der Griffzunge ein Rostklumpen.

Länge: 13,5 cm; Länge (Klinge): 8,7 cm; größte Breite: 2,3 cm; größte Stärke: 1 cm. Gewicht 34 g.

5. Fragment eines kurzen, breiten Eisenmessers mit dickem Rücken und sich verjüngender Griffzunge (Tafel 43 B, 5). Griffzunge und Klinge sind zum größten Teil abgebrochen. Im Roste des Griffzungenstumpfes ist der Abdruck eines Heftes mit rechtwinkligem Abschluß erhalten.

Länge: noch 9,2 cm; davon Klinge: 7,3 cm; größte Breite: 3,2 cm; größte Stärke: 1,2 cm. Gewicht: 36,1 g.

Zu dem Kriegergrab gehören wahrscheinlich auch trotz der entgegenstehenden Angaben im Fundbericht (vgl. Anmerkung 20 nach den Mitteilungen Bamberg vom 16. Mai 1897) die erhaltenen kümmerlichen Knochenreste: distales Ende des rechten Humerus; vom Schädel: das linke Parietale, ein Fragment des rechten Parietale und das ebenfalls fragmentarische Occipitale. Wenigstens neigt Herr Kollege Struck, dem ich für seine diesbezügliche Mitteilung vom 18. Februar 1930 auch an dieser Stelle vielmals danke, bei aller Unsicherheit über das Geschlecht eher dazu, die Reste dem männlichen als dem weiblichen Skelett zuzusprechen.



Abb. 2: Fibel von Nordendorf.

Fundbedeutung:

Welche Bedeutung haben nun diese beiden Gräber im Rahmen der sächsischen Vorgeschichte? Die Langobarden waren etwa um 525 n. Chr., nach ihrer teilweisen Auswanderung aus ihren Sitzen am linken Ufer der Unterelbe, in der Nähe der Mündung, über die Mark Brandenburg, Schlesien, Niederösterreich und Mähren nach Pannonien übergetreten, das von den Goten aufgegeben worden war. Unter ihrem König Wacho († bald nach 540) wurde ihr Reich links der Donau bis nach Böhmen ausgedehnt. Nicht nur die Historiker³⁵, sondern auch die archäologischen Funde³⁶ bezeugen, daß die Langobarden in Böhmen gesessen haben. Im Jahre 568 sind sie dann unter ihrem König Alboin nach Italien gezogen. Nach dem Bericht des Paulus Diaconus (II, 6, 7) hat Alboin

vor seinem Zuge nach Italien „zu seinen alten Freunden, den Sachsen“, um Hilfe gesandt, „um in größerer Anzahl von dem ausgedehnten Land Besitz zu nehmen. Es stießen also mehr als 20 000 sächsische Männer mit Weib und Kind zu ihm“³⁷. Sie kamen aus dem von Bode, Harz, Wipper und Saale umgrenzten, späteren karolingischen Gau Suevon³⁸. Bei diesem Sachverhalt werden wir in Verbindung mit der archäologisch gewonnenen Datierung der Funde nach den beiden Fibeln folgendes annehmen dürfen: unsere beiden Gräber von Dresden-Nickern müssen entweder mit der Gesandtschaft in Verbindung gebracht werden, die Alboin zu den Sachsen um Hilfe geschickt hat, die also von Böhmen über Sachsen nach der Gegend am Harz zog; oder aber: es handelt sich bei den beiden Toten um Rückwanderer nach der alten Langobarden-Heimat an der Unterelbe, zu welcher die Beziehungen wohl niemals vollkommen gelöst worden sind³⁹, umsoweniger als wir wissen, daß seiner Zeit nur ein Drittel der Bevölkerung, durchs Los bestimmt, ausgewandert sein soll⁴⁰.

Interessant ist der Fundort Dresden-Nickern. Etwa 10 km von dort nach Südosten, also elbaufwärts, treffen wir bei Pirna auf die Einmündung der Gottleuba. Von da geht der Weg flußaufwärts ins Gebirge, um dieses auf dem Paß zwischen Nollendorf und Kulm zu überschreiten. Auf diesem Wege mögen die Langobarden, wenn auch natürlich in umgekehrter Richtung, gewandert sein. Es ist derselbe Weg, der vielleicht bereits zu Zeiten der Bandkeramik benutzt worden sein mag, der aber sicher für die La-Tène-Zeit (Pirna — Bodenbach) und für die frühe römische Kaiserzeit belegt ist⁴¹.

Anmerkungen:

¹ Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens, Mannus-Bibl., Nr. 27, Leipzig 1921, S. 23.

² Die Vorgeschichtsforschung in Sachsen von 1900 bis 1925, in: Mannus, Bd. XVIII, 1926, S. 96 f.

³ Eula ist nach dem „Verzeichnis sämtlicher Ortschaften etc. im Königreich Sachsen, II. Aufl., Verlag Bruno Troitzsch, Chemnitz 1898“ eine ältere, ungebräuchliche Namensform für die heute übliche Form Eula u. Meines Wissens ist auch bisher von allen Autoren, die sich mit diesem Gräberfeld beschäftigt haben, stets Eula u geschrieben worden. Daß diese Ortsangabe zu Unrecht besteht, habe ich bereits im Nbl. f. d. Vorzeit, III. Jahrg., 1927, S. 60, betont. Die Funde gehören einwandfrei auf die Flur Elstertrebnitz.

⁴ Wilke, G., a. a. O., S. 96. — Mit den Funden aus dem „Pleißetal“ hat sich auch A. Mahr beschäftigt (Die spätesten Reste vorhistorischen Germanentums in Böhmen, in: MAGW, Bd. LVII, 1927, S. [71 ff.]). In Ergänzung seiner Ausführungen auf S. [77] möchte ich auf Grund weiterer Untersuchungen in dieser Angelegenheit mitteilen, daß die Funde mit der Herkunftsbezeichnung „Pleißetal“ vom Jahre 1841, welche sich im Besitz des Staatlichen Museums für Vorgeschichte in Dresden befinden, offenbar im Knau'schen Holze bei Alten-

burg, Thüringen, am Hange eines Seitentales des Gerstenbachtals an der Pleiße gemacht worden sind. Die Funde sind laut Mitteilungen des Sächs. Altertumsverein, H. 2, 1842, S. 9, ein Geschenk „vom Herrn Wasserbaudirektor Major Kunze“ (vgl. Acta, Geschenke für das Museum des Königl. Sächsischen Altertumsvereins betr., 1825 ff., Vol. II, Nr. 69 im Hauptstaatsarchiv Dresden unter der Katalog-Nr. 7905; Bericht vom Jahre 1842 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft, Leipzig, S. 74: die Sammlung der Deutschen Gesellschaft besitzt durch die Vermittelung des Oberingenieurs „der Bahn, Herrn Major von Kunz... eine größere und eine kleinere Urne, letztere mit Bruchstücken eines ganz oxydierten Ringes, erstere mit Knochenüberresten“ aus dem Knau'schen Holze, mir bisher leider wegen vollkommener Unzugänglichkeit der Sammlung der Deutschen Gesellschaft unbekannt; Mitteilungen d. Sächs. Altertumsvereins, H. 6, 1852, S. 107). Ich möchte glauben, daß die Person des Major Kunze mit der des Major von Kunz identisch ist. — Zu berichtigen sind dementsprechend außer Wilke, a. a. O., S. 96 und Mahr, a. a. O., S. [77] auch Kossinna, G., Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, 4. Aufl., 1925, Tafel 61, Abb. 510. — Zum Fundort Knau vgl. übrigens E. Amende, Mitt. d. Gesch. und Altertumforsch. Gesellschaft des Osterlandes, Bd. XIII, H. 3, 1924, S. 253 ff. sowie R. Stimming, Präh. Z., Bd. XVIII, 1927, S. 253. — Diese Funde bleiben als thüringisch im folgenden außerhalb der Betrachtung.

⁵ Mannus, Bd. XXI, 1929, S. 164—172: Grabfunde der Merowingerzeit in Riesa (Freistaat Sachsen).

⁶ Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz, Bd. XVIII, 1929, S. 207: Zur Vorgeschichte der Stadt Meißen und ihrer Umgebung.

⁷ Berichte über die Verwaltung der Staatlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft auf das Jahr 1928, Dresden 1929, S. 27; vgl. auch Radig, W., Der Burgberg Meißen und der Slawengau Daleminzien, Führer zur Urgeschichte, Bd. 8, Augsburg 1929, S. 59 und Tafel XXII a.

⁸ Der Fund stammt vom Jahre 1906 und ist ein Kumpf. Feststellung W. Radigs im Museum Großenhain, Nr. 72.

⁹ Bernhardt, J., Sagen aus der Leipziger Pflege, in: Jahrb. d. Städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 3, 1908/09, Leipzig 1910, S. 63.

¹⁰ Der Leipziger Kreis im Rahmen der Vorgeschichte, in: Reumuth, Heimatgeschichte für Leipzig, 1927, S. 38 f.

¹¹ Illustrierter Führer durch die Praeh. Abt. d. Städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig, 1910, S. 25.

¹² A. a. O., S. 38 f.; vgl. dazu auch Richter, J., Illustrierter Führer durch die Praeh. Abt. d. Städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig, 1922, S. 51—53 und 64.

¹³ Geinitz, H. B., Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden, 1887, S. 14.

¹⁴ Riesa (Felgenhauerstraße) und Riesa-Gröba (Oststraße).

¹⁵ Elstertrebnitz (vgl. Anmerkung 3), Riesa (Felgenhauerstraße) und Riesa-Gröba (Oststraße).

¹⁶ Bis auf die zunächst Einzelstücke darstellenden Funde von Manschatz (Spinnwirtel; Staatl. Mus. f. Vorgesch., Dresden), Nasseböbla (1 Kumpf; 1 verziertes kleines Gefäß in Drehscheibenarbeit; Staatl. Mus. f. Vorgesch., Dresden), Bornitz (1 Kumpf; Museum

Oschatz, Nr. 460 — nach Angabe W. Radigs befinden sich in der Privatsammlung des Justizrates Schmorl noch einige Gefäße von hier) und Glaubitz (vgl. Anmerkung 8).

¹⁷ Wilke, a. a. O., S. 96; Mötefindt, H., Zeitschrift f. Ethn., 49. Jahrg., 1917, S. (130) mit Abb. S. (129); Richter, J., Der Leipziger Kreis (vgl. Anmerkung 10), S. 39, „wohl . . . aus einem Skelettgrab“, vermutlich warnisch.

¹⁸ Nach J. V. Deichmüllers Niederschrift in den Akten des Archivs urgeschichtlicher Funde aus Sachsen von 1913. Das Frauengrab ist von polnischen Arbeitern in ca. 3 m Tiefe am 10. Mai 1897 gefunden worden. Vgl. die Briefe von A. Teetzmann-Marburg und Dr. Bamberg-Lockwitz vom 16. Mai 1897 und die Notiz in den Dresdner Neuesten Nachrichten, 5. Jahrg., Nr. 144 vom 25. Mai 1897, S. 3.

¹⁹ Bamberg schreibt in seinem Brief: die Arbeiter „haben dieselben leider mit dem Spaten absichtlich zerkleinert, damit der Lehm die Knetmaschine, in welche er sofort befördert wurde, nicht beschädige!!!“

²⁰ Bamberg schreibt aber in seinem erwähnten Brief betr. des am 10. Mai 1897 gefundenen Frauengraves: „Alles was noch gesammelt werden konnte, lag in unmittelbarer Nähe eines menschlichen Schädels, von welchem nur noch das zertrümmerte Schädeldach erhalten ist, dessen zugehöriges, übriges Skelett noch in einer, in der nächsten Zeit abzutragenden Lehmwand ruht. Ich lege jedoch einen noch nachträglich durch seitliches Nachgraben bloßgelegten Oberarmknochen, welcher entweder von einem jugendlichen männlichen oder kleinen weiblichen Individuum stammt, bei, um Ihnen ein Urteil über das etwaige Alter desselben zu ermöglichen.“

²¹ Deichmüller, J. V., Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden, 1898, S. 21.

²² Berichte aus den Königl. Sammlungen, 1898, S. 11; Bericht über die Verwaltung und Vermehrung der Königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden während der Jahre 1898 und 1899, S. 38; vgl. dazu Dresdner Anzeiger, 169. Jahrg., Nr. 101 vom 12. April 1899, S. 30 f.

²³ Deichmüller, J. V.: Sachsens vorgeschichtliche Zeit, in: R. Wuttke, Sächsische Volkskunde, Dresden 1900, S. 49 mit Fig. 120–121; wiederholt in: R. Wuttke, Sächsische Volkskunde, 2. Auflage, Dresden 1901, S. 50 f. mit Fig. 120–121; doch ohne Fundortsangabe.

²⁴ Zwei seltene Bronzefunde aus dem Vereinsgebiet, in: „Über Berg und Tal“, 25. Jahrg. Nr. 3 vom 15. März 1902, S. 24 f. mit einer unmöglichen Abbildung der Fibel in natürlicher Größe. Der hier gegebene Bericht über die Fundumstände weicht erheblich von den brieflichen Angaben ab. Als Fundjahr wird 1899 angegeben; auch ist nur von einem „Einzelgrab“ die Rede.

²⁵ Die Gegend von Dresden in vorgeschichtlicher Zeit, in: Dresdner Anzeiger, Sonntagsbeilage, Nr. 38 vom 22. September 1907, S. 155.

²⁶ Brenner, E., VII. Ber. d. Röm.-Germ. Kommission 1912, Frankfurt a. M. 1915, S. 333 unter „Dresdner Gegend“; Hennig, A., Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen, Leipzig 1912, S. 97; Trautmann, O.,

Zur Geschichte der Besiedelung der Dresdner Gegend, in: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte Dresdens, H. 22, 1912, S. 83; Döring, F. H., Die vorgeschichtliche Besiedelung der Wilsdruffer Gegend, in: Unsere Heimat, Wochenbeilage zum Wilsdruffer Tageblatt, 9. Jahrg., Nr. 8 vom 28. Februar 1920, S. 30; Richter, J., Illustrierter Führer durch die Praeh. Abt. d. Städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig, 1922, S. 52; hier ist unter den Fundgegenständen irrtümlich eine „Zange“ angegeben; Bierbaum, G., Slawische Totenbestattung, in: Bautzener Geschichtshefte, Bd. III, H. 6, 1926, S. 244; Wilke, G., a. a. O., S. 96, 98 — die auf S. 98 erwähnten slawischen „Skelettgräber von Nickern bei Dresden“ stammen von Sobrigau (vgl. J. Deichmüller, in: Wuttke, R., Sächsische Volkskunde, 1900, S. 49 bzw. 1901, 2. Auflage, S. 51, aber nicht wie bei Wilke: „ . . . in Wuttke², S. 49“).

²⁷ Bierbaum, G., Die Vorgeschichte des Plauenschen Grundes, in: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz, Bd. XVI, 1927, S. 140; Mahr, A., a. a. O., vgl. Anmerkung 4, S. [79 f.]; Schulz, W., Hermunduren-Thüringer und die Bevölkerung der frühgeschichtlichen Zeit in Böhmen, in: Mannus, Bd. XX, 1928, S. 201; Bierbaum, G., Zur Vorgeschichte der Stadt Meißen und ihrer Umgebung, in: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz, Bd. XVIII, 1929, S. 207. — Merkwürdigerweise fehlt der Fund in der Zusammenstellung von H. Preidel, Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde, Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, Vorgeschichtliche Abteilung, H. 3, Reichenberg (1926), S. 62–65. — Etwas eigenartig berührt es daher, daß W. Frenzel diesen auch für die ostdeutsche Altertumsforschung so wichtigen Fund nicht kennt. In seinem Aufsatz: „Ein Brandgrab der awarisch-slawischen Kultur“, in: Bautzener Geschichtshefte, Bd. VII, H. 4, 1929, S. 171, heißt es: „ . . . so fehlt eigentlich nur noch der Nachweis der Langobarden im mitteldeutschen Gebiet, die ja auch seit 566 an der Donau mit den Awaren in engste Fühlung kamen, um das Bild der Völkerverwirrung auf mitteldeutschem Boden um 600 durch Altertümer zu beleben, welches uns die chronikalischen Quellen erschließen lassen.“

²⁸ Åberg, N., Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit, Uppsala, Leipzig, Paris 1922, S. 108, Abb. 150; vgl. Lindenschmit, L., Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. III, H. 8, 1881, Taf. 6 : 3.

²⁹ A. a. O., S. 108: „In Zonen eingeteilte Knöpfe sind . . . besonders charakteristisch für die Langobardenfibeln aus der Mitte oder zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts.“ — Vgl. indessen Zeiß, H., Germania, Jahrg. XIV, 1930, S. 11 ff., bes. S. 18–20 und 24.

³⁰ Zur Form vgl. Åberg, N., Die Goten und Langobarden in Italien, Uppsala 1923, S. 97, Abb. 154, 4; langobardischer Schildbuckelbeschlag von San Bartolomeo, Prov. Brescia (Mus. Brescia).

^{30a} Zu 4 vgl. jedoch Hampel, Jos., Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn, Bd. I, Braunschweig 1905, S. 580 ff.

³¹ Holter, Fr., Das Gräberfeld bei Obermöllern aus der Zeit des alten Thüringens, in: Sächs. Jahresschr., Bd. XII, 1925, S. 57 und Tafel X; vgl. dazu auch Preidel, H., Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger, I, 1930, S. 317 f. mit Abb. 367 c.

³² Vgl. Holter, Fr., a. a. O., Frauengrab III, S. 45 f. und Tafel IX; Preidel, H., Die germanischen Kulturen . . . (vgl. Anmerkung 31), S. 209 f. mit Abb. 233; Götze, A., Die althüringischen Funde von Weimar (5.—7. Jahrh. n. Chr.), Berlin 1912, Taf. XI, 9 (Einzelfund).

³³ Zur Form vgl. Götze, A., a. a. O., Tafel IV, 1 und 3 (aus Grab 9 und 31).

³⁴ Zur Form vgl. Götze, A., a. a. O., Tafel IV, 4 (Einzelfund).

³⁵ Schmidt, L., Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, in: Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgeg. von v. Below und Meinecke, II, München, Berlin 1909, S. 77 ff.; derselbe: Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, Berlin 1904—1918, I. Abteilung, S. 427 ff.; derselbe: Die germanischen Reiche der Völkerwanderung, in: Wissenschaft und Bildung (Quelle und Mayer, Leipzig) Nr. 120, Leipzig 1913, S. 92 ff.; derselbe: Geschichte der germanischen Frühzeit, Bonn 1925, S. 269 f.

³⁶ Preidel, H., Germanen in Böhmen . . . (vgl. Anmerkung 27), S. 64 ff., bes. S. 68, Anm. 35; Mahr, A., a. a. O., S. [78 ff.].

³⁷ Mahr, A., a. a. O., S. [80]; Bühler, Joh., Die Germanen in der Völkerwanderung, Inselverlag, Leipzig 1922, S. 347; Schneider, Alois, Herkunft und Geschichte der panonischen Langobarden, Verlag: Museums-Gesellschaft in Teplitz-Schönau, o. J. (1926?), S. 31.

³⁸ Mahr, A., a. a. O., S. [80, Anm. 2: nach Schulz, W., Sächs. Jahresschr., Bd. XII, H. 2, 1925, S. 81, Abb. 1 und S. 86 f.]; vgl. auch Bühler, J., a. a. O., S. 354 und 419, Anm. 26.

³⁹ Mahr, A., a. a. O., S. [80].

⁴⁰ Schmidt, L., Geschichte der germanischen Frühzeit, Bonn 1925, S. 269 f.

⁴¹ Schmidt, L., Einige Bemerkungen über das sächs.-böhm. Grenzgebirge in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in: „Über Berg und Tal“, 41. Jahrg., 1918, Nr. 6, S. 62 f. — Danach sind bei Kulm römische Münzen (Vespasian und Antoninus Pius) gefunden worden. Von Pirna aber stammt ein Silberdenar des Kaisers Trajan (vgl. Bierbaum, G., Münzfunde der vor- und frühgeschichtlichen Zeit aus dem Freistaat Sachsen, in: Mannus, Bd. XVI, 1924, S. 290 f. und Karte auf S. 293).

DIE FIBELN MIT AUSGEZACKTER KOPFPLATTE (THÜRINGISCHER TYP)

VON HERBERT KÜHN, KÖLN

Es gibt eine Gruppe von Fibeln der Völkerwanderungszeit, die sich in die üblichen typologischen Reihen, wie sie besonders Åberg¹ herausgearbeitet hat, nicht einordnen lassen. Diese Gruppe, die ich die Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte (Åberg sagte: lappiger Kopfplatte) nennen möchte, gehört weder zu den gotischen Silberblechfibeln, noch zu den Fibeln mit gleichmäßig breitem, mit ovalem oder mit rhombischem Fuß, oder zu denen von skandinavischem oder kentischem Typ. Diese Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte haben manchmal einen ovalen, manchmal aber auch einen gleichmäßig breiten Fuß, mit oder ohne Tierkopffendigung, — in der Fußplatte also sind sie nicht gleichartig, aber sie haben eines gemeinsam, was sie wieder von allen anderen Fibeln unterscheidet: sie haben eine besonders ausgebildete Kopfplatte, der die Knöpfe fehlen, eine Kopfplatte, die weder halbkreisförmig noch viereckig ist, die entweder zackenartige Verlängerungen oder vogelkopffartige Ansätze zeigt. Es liegt hier eine Sonderentwicklung vor, die in ihrer Eigenwilligkeit besondere Beachtung verdient.

Wegen ihrer großen Verbreitung in Thüringen, eine Tatsache, auf die Brenner² und Preidel³ hinwiesen, ist dieser Typ auch von Walter Schulz⁴ als Thüringer Fibeltyp bezeichnet worden.

Die Auszackungen rechts und links von der Kopfplatte sind bisher immer als stilisierte Vögelköpfe angesehen worden, so schon von Åberg⁵ und dann von den anderen Forschern⁶, die diese Frage berührten. Damit hatten alle diese Fibeln einen einheitlichen Ursprung und als Ausgangspunkt die ostgotischen Vogelköpfe, die letztthin skythischer Herkunft sind. Aus diesem Grunde hat Götze⁷ diese Stücke als Importware angesehen, die bei der engen Beziehung zwischen den Ostgoten und Thüringern von den Goten nach dem Hof der Thüringer gebracht sind, also Einfuhrware darstellen. Diese Beziehung ist ja auch historisch bekannt, Theoderich forderte die Könige der Heruler, Warner und Thüringer auf, sich zusammenschließen zu einem größeren Schlag gegen den Frankenkönig Chlodowich zugunsten der Westgoten⁸ (um 501). Auch Procop⁹ spricht davon, daß die Thüringer ein Bündnis mit den Goten eingingen, Theoderich gab schließlich seine Tochter Amalaberga dem König der Thüringer Hermanfried zur Gattin (um 510). Die Beziehungen der Goten zu den Thüringern sind also enge, trotzdem wendet sich Brenner¹⁰ gegen die Auffassung

Götzes, diese Fibeln als Importware anzusehen. Die Fundliste gibt Brenner recht, der Schwerpunkt der Verbreitung liegt in Thüringen, wohl haben gotische Formen als Ausgangspunkt gedient, jedoch die Stücke selbst sind nicht eingeführt. Im gotischen Gebiet selbst kommen diese Fibeln nicht vor (vgl. Verbreitungskarte **Abb. 1**).

Im Gegensatz zu der bisherigen Betrachtung, die die Form dieser Fibeln von den gotischen Vogelköpfen ableitet, glaube ich feststellen zu können, daß nicht ein einheitlicher Ursprung, sondern zwei große Ströme anzunehmen sind, die gleichzeitig nebeneinander herlaufen, die aber verschiedene Wurzeln haben. Diese beiden Typenreihen kann man bezeichnen einmal als Typen mit Vogelköpfen und zweitens als Typen mit Zangenform. Die Typen mit den Vogelköpfen zeigen nun eine kontinuierliche Reihe, in der nur ganz geringe, allmähliche Veränderungen erkennbar sind. Die Typen mit Zangenform stellen ebenfalls eine kontinuierliche Reihe dar, die nur eine entfernte Ähnlichkeit mit der ersten hat. Das Wesentliche ist, daß Übergänge zwischen beiden Reihen nicht vorhanden sind.

Die Reihe der mit Vogelköpfen gezierten Fibeln ist ganz klar und eindeutig. Das älteste Stück ist **Taf. 44, 1**¹¹, ein Fibelpaar aus Weimar. Durch einen glücklichen Zufall, dadurch, daß eine Münze zusammen mit den Fibeln gefunden wurde, sind sie gut datierbar. Die Münze stammt vom Kaiser Zeno, der von 474 bis 491 regierte, die Fibel gehört also der Jahrhundertwende oder der Zeit kurz vorher an.

Diese Fibeln zeigen nun deutlich die ostgotische Herkunft, einmal in den Almandineinlagen, dann in den auf der Kopfplatte erkennbaren Vogelköpfen, drittens in der Tierkopffendigung des Fußes. Jedoch sind sie nicht rein gotisch. Die ovale Fußbildung kommt bei ostgotischen und auch bei westgotischen Fibeln nicht vor, sie ist in Mitteldeutschland und im Rheingebiet entstanden, die Fibeln weisen also neben überwiegend gotischen Elementen auch rein mitteldeutsche Formen auf. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, eine rein gotische Fibel mit Almandineinlage und Vogelköpfen an der Kopfplatte daneben zu stellen (**Abb 2**)¹². Dieses Stück aus Fano, Prov. Pesaro, im Museum Turin, gehört noch zu den gotischen Silberblechfibeln, die ihren Höhepunkt um 400 haben. Åberg¹³ hat nachgewiesen, daß die gotischen Silberblechfibeln bis 400 die größte Fußbreite unterhalb der Mitte des Fußes haben, die jüngeren nach 400 jedoch oberhalb der

Mitte. Diese Fibel gehört zu der jüngeren Form, die nach 400 entsteht, da sie aber nicht wie die anderen frühen Formen glatt ist oder Palmettenornament trägt, sondern Almandineinlagen hat, gehört sie innerhalb der jüngeren Gruppe zu dem letzten Typ, sie dürfte um 450 entstanden sein. Sie ist also eine Vorform der Fibeln aus Weimar, jedoch nicht die einzige; die Unterschiede sind so

hauptsächlich nicht mehr vor. An seine Stelle ist der gleichmäßig breite Fuß getreten, der Tierkopf-Endigung hat. Die Fibeln mit gleichmäßig breitem Fuß haben ihre größte Verbreitung im fränkischen Gebiet, am Rhein und in Nordfrankreich, die kulturellen Verbindungen Thüringens mit dem Frankenreich sind also stärker als die mit dem Gotenreich.

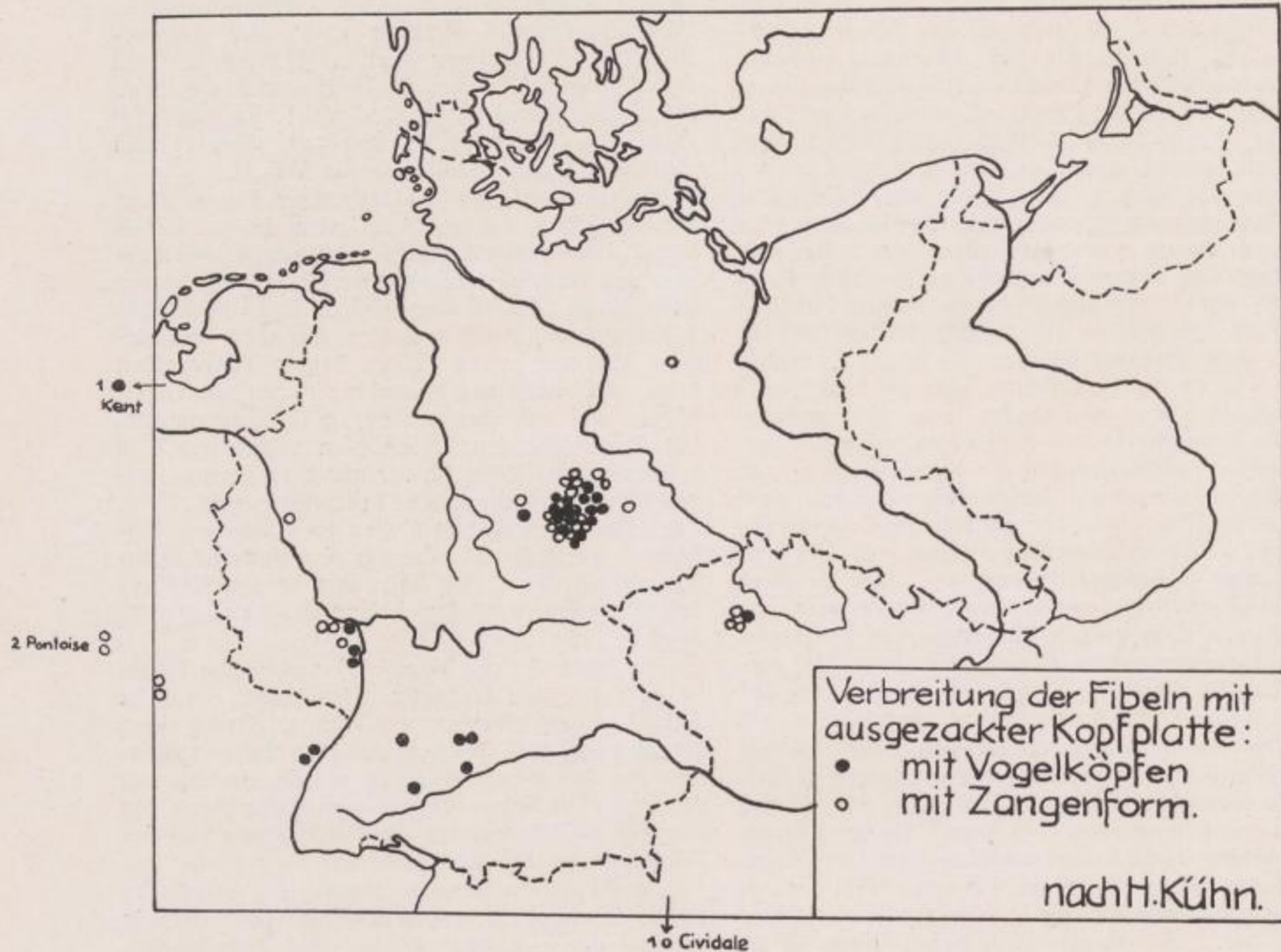


Abb. 1.

stark, daß man mit voller Sicherheit sagen kann, die Weimarer Fibeln tragen gotische Elemente, sie sind jedoch nicht gotische Arbeit, sondern im Lande selbst hergestellt.

Es ist nun interessant zu sehen, wie dieser Typus abgewandelt wird. Schon bei den Weimarer Fibeln sind mitteldeutsche Elemente erkennbar, die neben den gotischen stehen, im Fortgang jedoch werden die nordgermanischen Beziehungen stärker, die gotischen treten zurück.

Die Almandineinlagen erscheinen nicht mehr so häufig, sie werden fast nur noch für das Auge des Vogelkopfes verwandt; die typische Form der gotischen Fibeln, der rhombische Fuß, kommt über-

Dem entspricht auch genau die historische Überlieferung. Nach dem Siege über die Westgoten im Jahre 507 hatte Chlodowich erst das Ripuarierreich und dann auch die Chatten besiegt. Die Thüringer waren also in die Nachbarschaft der Franken gekommen. Dazu kommt, daß ein zweites Thüringerreich in den Niederlanden, in direkter Nachbarschaft der Franken bestand. Dieses Reich war im 4. Jahrhundert gegründet worden, der fränkische König Chlodio hatte den niederländischen Thüringern 425 einen Teil ihres Gebietes abgenommen, die Thüringer wären bald ganz unter fränkische Herrschaft gekommen, hätte sie nicht der Westgotenkönig Eurich geschützt.

So standen beim Beginn des 6. Jahrhunderts die Thüringer teils in Nachbarschaft und kultureller Beziehung zu den Franken, teils in Gegensätzlichkeit, die aus dem Expansionstrieb der Franken erwuchs. Es ist verständlich, daß Theoderich, der große Gegenspieler der Franken, Bundesgenossen suchte gegen die Franken, verständlich auch, daß er sich gerade an die Thüringer wandte.

Cassiodor hat einen Brief des großen Königs an die Könige der Heruler, Warner und Thüringer überliefert, in dem es heißt: „Der Stolze, dem es gelungen ist, in einem verabscheuungswürdigen Kampfe zu siegen, glaubt, ihm müsse nun alles weichen. Sendet deshalb Ihr, denen das Bewußtsein Euerer Tapferkeit einen aufrechten Sinn verleiht und die Ihr über die abscheuliche Anmaßung so erbittert seid, Eure Boten zugleich mit den unseren und denen unseres Bruders, des Königs Gundobad, an den Frankenkönig Ludoin, damit er auf Billigkeit Rücksicht nehmen lernt und so vom Kampfe auf die Westgoten absteht und das Völkerrecht achtet. Will er dies nicht, so soll er wissen, daß er mit dem Angriffe aller zu rechnen hat, nachdem er wähnt, er brauche sich um das Urteil der übrigen Welt nicht zu kümmern.“ Fernerhin: „Erinnert Euch doch an die freundliche Gesinnung des alten Eurich, und wie er immer so hilfsbereit gegen Euch gewesen ist, wie oft er Euch vor Kriegen, mit denen Euch die umliegenden Völker bedrohten, bewahrte! Erweist also jetzt seinem Sohn einen Gefallen, der zudem Euch selbst Nutzen bringen wird. Denn sollte Ludoin über einen so mächtigen König die Oberhand gewinnen, so wird er sich hernach ohne Bedenken gegen Euch wenden“¹⁴. Aus diesem Brief wird die gesamte politische Situation klar: die Gefahr für die Thüringer, die gefährliche Nachbarschaft der Franken, ihr Einfluß und ihre Wirkung auf die benachbarten Völker, und der Versuch Theoderichs, die Thüringer in seine Interessensphäre einzubeziehen.

Alles, was nachher geschah, ergibt sich zwangsläufig aus dieser Lage, die Heirat der Amalberga mit Hermanafried kurz nach dem Brief um 510, dann der Krieg der Franken gegen die Thüringer. Er entstand durch die Feindschaft der Söhne des alten Thüringerkönigs Basin: Hermanafried und Baderich. Hermanafried suchte Hilfe gegen seinen Bruder Baderich, und es ist entscheidend, daß er, der Schwiegersohn des Theoderich, sich an die Franken um Hilfe wandte. Mit Theoderich, dem Frankenkönig, schloß er ein Bündnis und Baderich wurde 516 besiegt und getötet. Sehr schnell kommt es nun zum Konflikt zwischen Hermanafried und Theoderich, denn Hermanafried will das Land des Baderich nicht — wie Theoderich es wünschte — den Franken überlassen. Es wäre sicher sofort zur Entscheidung gekommen, wären nicht die Beziehungen Hermanafrieds zu Theoderich so eng gewesen. Als Theoderich dann 526

gestorben war, rüstete Theoderich zum Angriff. Er vereinigte sich mit Chlothachar und den Sachsen gegen die Thüringer. Vernichtend wurden die Thüringer 531 geschlagen, ihres Reiches Herrlichkeit war dahin¹⁵.



Abb. 2: Fano, Prov. Pesaro (nat. Gr.).

„O du trauriges Los des Krieges, du neidisches Schicksal!
In wie plötzlichem Sturz sinken doch Reiche dahin!
Lange gesicherte Stätten des Glückes, hochragende Giebel
Liegen, vom Sieger verbrannt, kläglich in Trümmern und Schutt
Und das Gehöft des Palastes, das einst von Leben erfüllt war,
Ist von Gebäuden nicht mehr, nein, nur von Asche bedeckt.“

So heißt es in dem Gedicht der Königstochter Radegundis, einem Lied, das Venantius Fortunatus aufgezeichnet hat.

Das Reich steht nun unter fränkischer Herrschaft und die Beziehungen zwischen den beiden Ländern sind damit noch engere geworden. Jedoch der Einfluß der Franken ist nicht so stark, daß er das einheimische Element ganz vernichtet hätte. Das läßt sich vor allem daran erkennen.

daß das Grabfeld von Weimar bis ins 7. Jahrhundert hin fortbestand, es zeigt keine Störung in seinem Grundcharakter, hier und da erscheint ein fränkisches Waffenstück, das ist alles¹⁶.

Den historischen Gegebenheiten entspricht nun auf das Genaueste das prähistorische Ergebnis. Die Fibeln Thüringens haben nur eine geringe, durch den Ursprung festgelegte Beziehung zu den Goten, sonst weist alles zu den Franken, einmal formal, zweitens in der Verbreitung.

Die prähistorischen Tatsachen erlauben aber in manchen Fragen noch klarer zu sehen als die historische Überlieferung. Die Untersuchung der Entwicklungsreihen zeigt den Weg.

Es gibt eine Fibel aus Mainz, von St. Alban, die scharf ausgebildete, gegeneinanderbeißende Vogelköpfe hat (Taf. 44, 2)¹⁷. Die Almandineinlagen fehlen jetzt, die Schnäbel aber haben ganz die alte Form, diese Fibel muß also noch früh in der Reihenfolge sein, darauf weist auch der Doppelvogelkopf hin — eine singuläre Erscheinung — die tiefe Gravierung des Kerbschnittes deutet an, daß die Fibel im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts entstanden sein muß. Eine ganz ähnliche Fibel stammt aus Ditzingen in Württemberg¹⁸.

Aus Obermöllern im Kreise Naumburg stammt eine Fibel (Taf. 44, 3)¹⁹, die sich stilistisch genau an die älteste Fibel dieses Typs, die von Weimar, Grab 84, anschließt. Sie hat die Vogelköpfe in der gleichen Anordnung, nach der Mitte zu beißend, die gleichen zwei Durchbruchstellen der Kopfplatte, ein Ornament mit gleicher Linienführung. Unterschiede liegen darin, daß jetzt nur noch zwei Almandinen für die Augen der Köpfe angebracht sind und daß die Fibel die fränkische Form des gleichmäßig breiten Fußes aufweist.

Sehr auffällig ist es, daß ein zweites Stück dieser Fibel in Gammertingen im Lande Hohenzollern vorkommt (Taf. 44, 4)²⁰. Beide Stücke sind so gleich, daß es sich nur um engste Beeinflussung handeln kann. Ein anderes ganz ähnliches Stück stammt aus Simmel bei Eischleben, Kreis Gotha, es wird jetzt im Museum Erfurt aufbewahrt (Taf. 44, 5)²¹. Noch unveröffentlicht ist ein viertes, ganz kleines Stück aus dem südlichen Rheinhessen, das neuerdings in das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz gekommen ist.

Ein sehr ähnliches Stück stammt aus Bifrons (Kent) in England (Taf. 44, 6)²², und ein fast gleiches Fibelpaar aus dem Elsaß. Es wird im Prähistorischen Museum in Straßburg (ohne Nummer) aufbewahrt. Die Beziehungen Thüringens reichten also in den ersten Jahrzehnten des 6. Jahrh., der Zeit, der diese Stücke angehören, weit nach Norden und auch nach Süd- und Westdeutschland.

Eine leichte stilistische Abweichung zeigt ein Fibelpaar aus Stößen (Kreis Weißenfels), im Mu-

seum Halle (Taf. 44, 7)²³. Die Kopfplatte hat ihre Durchbruchstellen verloren, die Vogelköpfe sind kaum noch erkennbar, das Auge jedoch hat seine Almandineinlage behalten. In der Mitte des Bügels ist ebenfalls ein Almandin angebracht.

Eine sehr ähnliche Fibel stammt aus Weimar, Grab 16, Friesstraße 21 (Taf. 44, 8)²⁴, wo die Residenz der Thüringischen Könige war, wie man mit Götze²⁵ entsprechend den reichen Funden in Weimar annehmen kann. Die Fibel ist leider nicht vollständig erhalten, man kann aber doch das Auge des Vogelkopfes erkennen. Entfernt ähnlich ist ein anderes Fibelpaar aus Weimar, Grab 55, das in Berlin in der Vorgeschichtl. Abt. der Staatl. Museen unter Inv.-Nr. II b 3107 a, b aufbewahrt wird. Es sind auf der Kopfplatte die zwei nach unten beißenden Vogelköpfe erkennbar, deren Augen Almandineinlagen tragen, der langgezogene Bügel hat Kerbschnittverzierung, der Fuß endigt in einem Tierkopf, über dem wieder ein Almandin sitzt (Abb. 3). Ein ganz gleiches Fibelpaar ist neuerdings (1930) in Nieder-Roßla bei Apolda, Grab VII gefunden worden, es wird im Urgeschichtlichen Museum in Weimar aufbewahrt (Abb. 4).

Etwas stilisierter ist der Vogelkopf der Fibel von Podbaba in Böhmen, einem Stück aus dem Landesmuseum in Prag (Taf. 44, 9)²⁶. Der Hals der Vogelköpfe ist eckig geworden, der Schnabel jedoch hat seine Form behalten.

Ein Weimarer Fibelpaar aus Grab 1 (Taf. 44, 10)²⁷ hat wieder die ovale Fußplatte, die Vogelköpfe sind erkennbar, zwischen ihnen aber erscheint ein menschliches Gesicht, eine eigentümliche und seltene Fibelform.

Bei einem Stück aus Mörstadt (Kr. Worms) (Taf. 44, 11)²⁸ sind einige Änderungen zu bemerken. Die Vogelköpfe sind nicht mehr verstanden, sie sind nach oben aufgerichtet, die Augen haben ihre Funktion verloren. Ein palmettenartiges Gebilde ist entstanden, das nicht begreiflich sein könnte, wenn nicht die Vorformen erhalten wären. Diese Fibel gehört nach Ausweis des schon ganz verschobenen Kerbschnittes, der fast Flechtwerk geworden ist, in die Zeit um 550, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen zu haben glaube²⁹.

Aus dieser Fibelform nun ist eine andere entstanden, bei der die Herkunft aus dem Vogelkopf überhaupt nicht mehr erkennbar ist: die Kopfplatte ist viereckig geworden, entsprechend den skandinavischen Typen, aber an den drei Seiten sitzt das palmettenartige Gebilde auf, das sonst nie vorkommt und nur über die Zwischenform von Mörstadt verständlich ist. Die Fußplatte zeigt den gleichen Aufsatz. Die Fibel stammt aus Weimar, aus Grab 72 (Taf. 44, 12)³⁰, sie ist wieder als Paar gefunden worden. Nach Ausweis des Flechtbandornaments in der Kopfplatte muß sie schon nach 550 liegen, sie dürfte der Zeit um 560 angehören.

Eine Seitenlinie der Vogelkopffibeln mit ausgezacktem Rand gibt es, sie ist bezeichnet durch **Taf. 44, 13–17**. Diese Fibeln schließen sich einmal an die Vogelkopffibeln stilistisch an, zweitens aber auch an diejenigen Fibeln mit gleichmäßig breitem Fuß, die in der Kopfplatte zwei eingerollte Spiralen haben, wie etwa eine Fibel aus Lieben in Böhmen (**Taf. 44, 13**)³¹, als drittes Element tritt der mitteldeutsche ovale Fuß hinzu, die Fibeln fallen also in eine Zeit, in der der fränkische Einfluß nachläßt, die Beziehungen zu anderen germanischen Stämmen dafür stärker werden. Die Wege weisen zu den Bajuwaren, die um 500 aus ihrer alten Heimat, dem Lande Baja, Bajaheim, lat. Bojohemum (Böhmen), wo sie sich Markomannen nannten, nach Bayern gezogen waren³², auch sie hatten sich 535 den Franken unterworfen.

Zwei vollkommen gleiche Stücke, offenbar ein Fibelpaar, stammen aus Schretzheim (**Taf. 44, 14**)³³ und aus Obermöllern (**Taf. 44, 15**)³⁴. In Obermöllern ist ebenfalls ein Fibelpaar gefunden worden, so daß drei ganz gleiche Stücke bekannt sind. Sie gehören nach Ausweis des Ornaments der Zeit zwischen 550 und 560 an, das Auge des Vogelkopfes ist als Almandin eingelegt, der Schnabel ist nach innen eingerollt, das Ganze aber ist einbezogen in die Spiralen, wie sie etwa auf der Liebener Fibel vorkommen.

Aus den Stücken von Schretzheim und Obermöllern erwuchs offenbar eine andere süddeutsche Fibel, das Stück aus Schretzheim (**Taf. 44, 16**)³⁵ als Fibelpaar gefunden, das entsprechend den Ornamentformen nach 550 eine Verwirrung und Verschlingung zeigt. Auch auf der Fußplatte ist das ursprünglich sehr gleichförmige Kerbschnittornament zum Flechtband geworden. Diese Fibel wird zwischen 570 und 580 entstanden sein. Der Beweis für diese Datierung liegt in der verwandten Fibel aus Cividale (San Giovanni) (**Taf. 44, 17**)³⁶, die eine ganz ähnliche Kopfplatte hat, jedoch der gotischen Tradition in Italien gemäß wieder reichere Almandin-Einlage zeigt. Da das Stück aber außer diesem einen Punkt nicht ein einziges gotisches Formelement aufweist, kann es erst aus der Zeit nach dem Langobardeneinfall, also nach 568 stammen, es ist jedoch auch nicht langobardisch, sondern eine gerade Fortentwicklung der Schretzheimer Fibeln. Das Stück zeigt, ebenso wie andere Funde in Italien, deutlich, daß die Langobarden noch längere Zeit die Beziehungen über die Alpen aufrecht erhielten.

So reichen diese Fibeln zeitlich von 480 bis 580, räumlich haben sie ihren Schwerpunkt in Thüringen, sie strahlen in der älteren Zeit, bis 530 etwa, besonders aus nach dem fränkischen Gebiet, danach haben sie Beziehungen zu Bayern.

Neben dieser Reihe der Vogelkopffibeln mit ausgezacktem Rand steht eine zweite, gänzlich unabhängige Reihe, die Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte in Zangenform. Von ihnen ist ebenfalls die

Mehrzahl in Thüringen gefunden worden, auch bei ihnen sind die Ausstrahlungen sehr interessant.

Das älteste Stück scheint eine glatte Fibel aus Podbaba in Böhmen, Bez. Smichow, zu sein (**Taf. 45, 18**)³⁷. Sie ist nicht durch Münzfunde, sondern nur durch Analogie zu datieren. Preidel stellt sie in seiner neueren Arbeit³⁸ in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts, eine andere glatte Fibel aus Mörstadt (**Taf. 45, 19**)³⁹ ebenfalls mit ausgezackter Kopfplatte datiert auch Behrens⁴⁰ in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts.

Entgegen Walter Schulz⁴¹ möchte ich diese Fibel, auch die aus Mörstadt, für eine der ältesten der Gruppe halten, nicht nur deshalb, weil die



Abb. 3:
Weimar, Grab 55.

Abb. 4:
Nieder-Roßla bei Apolda.

Nadelkonstruktion der Fibel von Podbaba besonders altertümlich ist, sondern auch, weil die Auszackung bei beiden Fibeln noch einfacher ist als bei denen der folgenden Zeit.

An diese Fibeln schließt sich nun die ganze Gruppe der Fibeln mit Zangenform an, die sämtlich nach Ausweis der Ornamentik nicht in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts⁴², sondern in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts gehören.

Als erstes Stück ist eine andere Fibel aus Podbaba zu nennen mit ovalem Fuß und Kerbschnittornament (**Taf. 45, 20**)⁴³. Diese Fibel liegt schon in der Zeit um 530, sie hat ein sehr entwickeltes Ornament, so wie es in der Mitte der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vorkommt. Eine sehr ähnliche Fibel, nur mit Tierkopffindung, angeblich aus Pontoise, nordwestlich von Paris, befindet sich jetzt im British Museum in London. Auch diese Fibel ist als Paar gefunden⁴⁴.

Ihr ganz verwandt, fast gleich, ist ein Fibelpaar aus Osendorf (Saalekreis) (**Taf. 45, 21**)⁴⁵. Es ist nun höchst bedeutungsvoll, daß das dritte ganz ähnliche Stück, eine Fibel aus Obermöllern (Kr. Naumburg) auch als Fibelpaar gefunden (**Taf. 45, 22**)⁴⁶, das Kerbschnittornament schon in Flechtbandornament

verändert hat. Da das Flechtbandornament erst nach 550 beginnt, ist diese Fibel also nach Analogie zu datieren, sie muß der Zeit kurz nach 550 bis 570 angehören. Alle folgenden Fibeln gehören in die gleiche Zeit. So die Weimarer Fibel aus Grab 33, allerdings schlecht erhalten, auch in zwei Exemplaren gefunden (Taf. 45, 23)⁴⁷, dann ein neuerer Fund aus dem Jahre 1927 aus Weimar, Cranachstraße, Neuer Friedhof. Wieder ist ein Fibelpaar gefunden worden, dessen Fußplatte in einem Tierkopf endigt. Das Ornament ist jetzt reines Flechtband, die Kopfplatte ähnelt mehr dem Fibelpaar von Osendorf als der Fibel von Obermöllern (Abb. 5). In dieselbe Zeit gehört ein anderes Fibelpaar aus Weimar, aus Grab 67, mit Vogelkopfabluß der Fußplatte (Taf. 45, 24)⁴⁸. Zwei Vogelköpfe als Fußabschluß zeigt ein Fibel-



Abb. 5: Weimar, Cranachstraße (2/3 nat. Gr.).

paar aus Lavoye (Dept. Meuse), das sonst sehr ähnlich den übrigen Stücken dieser Reihe ist (Taf. 45, 25)⁴⁹. Nur Rundeln mit Almandinen trägt eine Fibel aus Obermöllern (Taf. 45, 26)⁵⁰. Ihr aufs nächste verwandt, fast gleich, ist eine schon 1891 publizierte Fibel aus Rosenthal bei Berlin (Taf. 45, 27)⁵¹, ferner eine Fibel aus Weimar, Cranachstraße, die herzförmigen Fußabschluß hat (Taf. 45, 28)⁵². Den gleichen Fußabschluß zeigt ein Stück aus Podbaba- (Taf. 45, 29)⁵³. Aus Schwarzrheindorf bei Bonn stammt ein verwandtes Stück, jedoch mit Tierkopfindigung und ovaler Fußplatte (Taf. 45, 30)⁵⁴. Aus Kreuznach, vielleicht Bretzenheim a. d. Nahe — der Fundort ist nicht ganz sicher — eine doppelt gezackte Form mit Flechtband (Taf. 45, 31)⁵⁵. Zu dieser Fibel gibt es eine fast gleiche aus Mühlhausen (Thüringen) (Taf. 45, 32)⁵⁶. Andere Stücke der Gruppe stammen aus Eula bei Pegau, A.-H. Borna (Freistaat Sachsen) in Berlin, Prähist. Abt. der Staatl. Museen, Inv.-Nr. II b, 2940 c, dann ein Fibelpaar im Privatbesitz des Grafen Schulenburg aus Vitzenburg a. d. Unstrut, worauf Preidel hinweist⁵⁷.

Bei keinem Stück der zweiten Gruppe nun ist eine Affinität zu den Stücken der ersten Gruppe zu erkennen. Beide stehen in den wesentlichen Punk-

ten unbeeinflusst nebeneinander. Vor allem — und das scheint mir ein deutliches Ergebnis der Untersuchung — kommen die Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte in Zangenform nicht von denen mit Vogelköpfen her, wie man bisher angenommen hat, sie haben vielmehr eine eigene Entwicklung.

So ergeben sich insgesamt 30 Fundstücke der ersten Gruppe und 27 Fundstücke der zweiten Gruppe, zusammen also 57 Stück, gegenüber der bisherigen Statistik von 24 Stück bei Preidel. Dabei entfallen 16 Stück von den 57 auf Weimar selbst, es ergibt sich daraus ganz offensichtlich, daß Weimar der Mittelpunkt des Thüringer Reiches war (vgl. Verbreitungskarte). Die Karte erklärt die gesamte Lage. Es folgt aus ihr, daß tatsächlich die Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte ihren Schwerpunkt in Thüringen haben und daß sie mit Recht auch Thüringische Fibeln genannt werden. Aus der Untersuchung wurde deutlich, daß sie in Thüringen, dessen Hauptstadt Weimar war, ihren Ursprung haben und daß sie nicht eingeführt worden sind. Alle übrigen Funde außerhalb Thüringens sind also Streufunde, sie deuten die Beziehungen der Thüringer zu den übrigen Ländern an⁵⁸. Beide Gruppen leben vom Ende des 5. Jahrhunderts, also 480, bis etwa 580 parallel nebeneinander. Die erste Reihe hatte ihre Wurzeln in den gotischen Elementen, die zweite Reihe in böhmischen, markomannischen. Die Beziehungen der Thüringer zu Böhmen sind historisch nicht faßbar, prähistorisch sind sie ganz deutlich⁵⁹. Wir wissen, daß die Thüringer 480 Passau plünderten und Lorch bedrohten⁶⁰. Gerade aus dieser Zeit stammen die ältesten thüringischen Fibeln im böhmischen Gebiet. Die fränkischen Fibeln mit gleichmäßig breitem Fuß kommen in dieser zweiten Gruppe der Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte in Zangenform ohne Vogelköpfe gar nicht vor, dagegen herrscht von Anfang an der mitteldeutsche Stil der ovalen Fußplatte, einige Stücke der Zeit zwischen 530 und 560 führen in das fränkische Gebiet, die spätesten wieder nach Süddeutschland. Mit 550 läßt der Einfluß der Franken auf die mitteldeutschen Stämme nach, die fränkische Expansion hört auf, das merowingische Reich löst sich auf, die Entgermanisierung Galliens beginnt. Der Zug der Langobarden wendet ganz den Blick nach Süden, thüringische Fibeln gehen bis nach Italien. So sprechen die prähistorischen Fundstücke eine deutliche Sprache, manchmal deutlicher als die schriftliche Überlieferung, sie melden nicht Namen, aber Kraftströme, Völkerbeziehungen, Verbindungen und Zusammenhänge, die wir oft überhaupt erst auf diesem Wege zu erkennen vermögen.

Anmerkungen:

¹ Åberg: Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit. Uppsala 1919. Ders.: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. Uppsala, Leipzig, Paris 1922. Ders.: Die Goten und Langobarden in Italien. Uppsala,

- Leipzig 1923. Ders.: *The Anglo-Saxons in England*. Uppsala, Cambridge 1925.
- ² E. Brenner: *Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit*. VII. Ber. d. Röm.-germ. Komm. 1912, 1915, S. 253—350 (S. 330).
- ³ Helmut Preidel: *Germanen in Böhmen*. Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, Heft 3, Reichenberg 1926, S. 61.
- ⁴ Walter Schulz: *Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland*. IPEK 1928, S. 57—63 (S. 60).
- ⁵ Åberg: *Die Franken und Westgoten*. 1922, S. 123 und S. 126.
- ⁶ Behrens: *Aus der frühen Völkerwanderungszeit des Mittelrheingebiets*. Mainz. Zeitschr. XVII—XIX, 1921—24, S. 78. Walter Schulz: *Zur Merowingerzeit Mitteldeutschlands*. Mannus 1926, S. 296.
- ⁷ A. Götze: *Die altthüringischen Funde von Weimar*. Berlin 1912.
- ⁸ Dobenecker: *Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae* Bd. I, S. 1. Ferner Cassiodor: *Var.* III, 3, IV, 1.
- ⁹ Procop: *Gotenkrieg* I, 12.
- ¹⁰ Brenner: a. O. S. 330.
- ¹¹ Götze: *Die altthüringischen Funde von Weimar*. Berlin 1912, S. 3. Brenner: *Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit*. VII. Ber. d. röm.-germ. Komm. 1912, S. 329. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 174. Herbert Kühn: *Die Entstehung der germanischen Flechtbandornamentik*. Mannus 6, Erg. Bd. Kossinna-Festschrift 1928, S. 368—375 (S. 371, Abb. 10). Walter Schulz: *Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit*. IPEK 1928, Taf. 3, 28.
- ¹² Götze: *Gotische Schnallen*, o. J., Fig. 3, S. 4. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, S. 15, Abb. 26.
- ¹³ Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, S. 42 und 55.
- ¹⁴ Johannes Bühler: *Die Germanen in der Völkerwanderungszeit*. Leipzig 1922, S. 282—283.
- ¹⁵ Könecke: *Das alte thüring. Königreich und sein Untergang*. 1893. Größler: *Der Sturz des thüringischen Königreiches*. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte. 1911.
- ¹⁶ Fr. K. R. Holter: *Das Gräberfeld bei Obermöllern aus der Zeit des alten Thüringen*. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Halle 1925, S. 15.
- ¹⁷ Behrens: *Merowingische Grabfunde von St. Alban in Mainz*. Mainz. Zeitschr. 1920—21, S. 74, Abb. 8.
- ¹⁸ Paret: *Urgeschichte Württembergs*. 1921, Abb. 40, 3.
- ¹⁹ Walter Schulz: *Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland*. IPEK 1928, Taf. 3, Abb. 29.
- ²⁰ Gröbbels: *Das Reihengräberfeld von Gammeringen*. München 1905, Taf. XI/12. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 155.
- ²¹ W. Schulz: *Zur Merowingerzeit Mitteldeutschlands. Neue Funde und Forschungen*. Mannus 1926, Taf. XVIII, 1.
- ²² Baldwin Brown: *The arts in early England*. London 1915, Bd. III, Taf. 35, Abb. 2. Åberg: *The Anglo-Saxons in England*. 1926, Abb. 155.
- ²³ Reuß: *Fundbericht aus dem Provinzialmuseum*. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder. 1910, Taf. X, Abb. 3. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 156. W. Schulz: *Edelmetallschmuck*. IPEK 1928, Taf. 3, Abb. 32.
- ²⁴ Götze: *Die altthüringischen Funde von Weimar*. 1912, Taf. VI, Abb. 13.
- ²⁵ Götze, a. O. S. 2.
- ²⁶ J. L. Pič *Starožitnosti země České*. Prag 1909, Bd. III, Taf. V, Abb. 2. Alois Riegl: *Spätromische Kunstindustrie II*, 1923, Taf. IV, Abb. 6.
- ²⁷ Götze, a. O. Abb. 20. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 175. W. Schulz: *Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit*. IPEK 1928, Taf. 3, Abb. 30.
- ²⁸ Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 182.
- ²⁹ Herbert Kühn: *Das Jahr 550 als Wendepunkt in der Kultur der Völkerwanderungszeit*. Mannus 7, Erg. Bd., 1929, S. 170—178. Ders.: *Das Kunstgewerbe der Völkerwanderungszeit*. In Bossert: *Geschichte des Kunstgewerbes I*, 1928, S. 69—100.
- ³⁰ Götze: *die altthüringischen Funde von Weimar*. 1912, Abb. 3 b. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 188.
- ³¹ Alois Riegl, *Spätromische Kunstindustrie*, II. Teil. Wien 1923. Taf. IV, Abb. 7.
- ³² E. Schwarz: *Sudetenländer*. S. 105 ff. Ludwig Schmidt: *Geschichte der germanischen Frühzeit*. 1925, S. 281.
- ³³ Ebenda, Taf. IV, Abb. 1. Harbauer, *Katalog der merowingischen Altertümer von Schretzheim*. Programm des Gymnasiums zu Dillingen für 1900/01, I, Abb. 14.
- ³⁴ Holter: *Das Gräberfeld bei Obermöllern*. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder. 1925, S. 105. W. Schulz: *Zur Merowingerzeit Mitteldeutschlands*. Mannus XVIII, 1926, Taf. 18, Abb. 16. W. Schulz: *Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit*. IPEK 1928, Taf. 3, Abb. 34.
- ³⁵ Harbauer, *Katalog Schretzheim a. a. O. I*, Abb. 1. Alois Riegl: *Spätrom. Kunstindustrie*. 1923, II. Teil, Taf. 4, Abb. 3. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 181. Herbert Kühn: *Kunstgewerbe der Völkerwanderungszeit*. In Bossert, *Gesch. d. Kunstgewerbes*. 1928, S. 78, Abb. 2.
- ³⁶ Åberg: *Die Goten und Langobarden in Italien*. 1923, Abb. 71.
- ³⁷ Pič: *Cechy za Doby Knížecí*. Prag 1909, Taf. XVIII. De Baye: *Bulletin monumental*, 1894. Åberg: *Franken und Westgoten*. 1922, Abb. 170. Preidel: *Germanen in Böhmen*. 1926, S. 60, Abb. 64. Ders.: *Die germanischen Kulturen in Böhmen*. 1930, S. 61, Abb. 64.
- ³⁸ Preidel: *Die germanischen Kulturen in Böhmen*. 1930, S. 61.
- ³⁹ Behrens: *Aus der frühen Völkerwanderungszeit des Mittelrheingebiets*. Mainz. Zeitschr. 1921—24, S. 77, Abb. 5, 8. Alois Riegl: *Spätromische Kunstindustrie*. 1923, II, Taf. IV, Abb. 4.
- ⁴⁰ Behrens: a. O. S. 78.
- ⁴¹ Walter Schulz: *Hermunduren-Thüringer und die Bevölkerung der frühgeschichtlichen Zeit in Böhmen*. Mannus 1928, S. 197—201 (S. 200).
- ⁴² Vgl. Behrens: a. O. S. 78.
- ⁴³ *Verhandlungen der Berl. Anthr. Ges.* 1884, Taf. IX und S. 207. De Baye: *Bulletin monumental*, 1894. Pič: *Cechy za Doby Knížecí*. Prag 1909, Taf. XVIII. Pa-

mátky archeologický a mistopisné, Bd. XV, Taf. 51—53. Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 177. Preidel: Die germanischen Kulturen. 1930, S. 62, Abb. 67.

⁴⁴ Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Dr. Zeiß.

⁴⁵ Reuß: Fundberichte aus dem Provinzialmuseum Halle a. S. Jahresschrift f. d. Vorgesch. der sächs.-thür. Länder 1909, S. 227, Abb. Taf. XXII, 151 a und b. Jakob: Zur Prähistorie Nordwestsachsens. Halle 1911, Taf. 34. Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 179.

⁴⁶ Holter: Das Gräberfeld bei Obermöllern. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder. 1925, S. 55, Abb. 28. W. Schulz: Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit. IPEK 1928, Taf. 1, Abb. 10.

⁴⁷ Götze: Die althüringischen Funde. 1922, Taf. VI, Abb. 16.

⁴⁸ Götze: a. O. Abb. 3 d, S. 10. Åberg: Franken und Westgoten, 1922, Abb. 178.

⁴⁹ S. Reinach: Catalogue illustré du Musée des antiquités nationales (St. Germain) Paris, Tom. II, 1921, S. 302, Fig. 170. Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 184.

⁵⁰ W. Schulz: Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit. IPEK 1928, Taf. 1, Abb. 11.

⁵¹ Friedel: Germanischer Goldbrakteat und Silberfibula von Rosenthal bei Berlin. Zeitschr. f. Ethnologie, 1891, S. 519, Fig. 2.

⁵² Götze: Die althüringischen Funde. 1922, Taf. XVII, Abb. 7. Götze, Höfer, Zschische: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. Würzburg 1909, S. 228.

⁵³ Pič: Starožitnosti země České. Bd. III, Prag 1909, Taf. V, Abb. 1. Riegl: Spätromische Kunstindustrie. II, 1923, Taf. IV, Abb. 11. Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 183. Preidel: Germanen in Böhmen. 1926, Abb. 65, S. 60. Ders.: Die germanischen Kulturen in Böhmen. 1930, S. 65, Abb. 73.

⁵⁴ Behrens: Aus der frühen Völkerwanderungszeit des Mittelrheingebiets. Mainz. Zeitschr., 1921—24, S. 77, Abb. 5, 4.

⁵⁵ Behrens: a. O. S. 78 (ohne Abbildung). Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 180.

⁵⁶ Walter Schulz: Edelmetallschmuck der Völkerwanderungszeit. IPEK 1928, Taf. 3, Abb. 35.

⁵⁷ Preidel: Germanen in Böhmen. 1926, S. 61.

⁵⁸ Die Statistik der mir bekannt gewordenen Stücke (1930) ist also die folgende: Gruppe mit Vogelköpfen: 2 Weimar (Grab 84), 1 Mainz (St. Alban), 1 Ditzingen, 1 Obermöllern, 1 Gammertingen, 1 Simmel, 1 südl. Rheinhessen, 1 Bifrons, 2 Elsaß, 2 Stössen, 1 Weimar (Grab 16), 2 Weimar (Grab 55), 2 Nieder-Roßla, 1 Podbaba, 2 Weimar (Grab 1), 1 Mörstadt, 2 Weimar (Grab 72), 1 Schretzheim, 2 Obermöllern, 2 Schretzheim, 1 Cividale. Gruppe mit Zangenform: 1 Podbaba, 1 Mörstadt, 1 Podbaba, 2 Pontoise, 2 Osendorf, 2 Obermöllern, 2 Weimar, Cranachstraße, Neuer Friedhof, 2 Weimar (Grab 33), 2 Weimar (Grab 67), 2 Lavoye, 1 Obermöllern, 1 Rosenthal, 1 Weimar (Cranachstraße), 1 Podbaba, 1 Schwarzhemdorf, 1 Nähe von Kreuznach, 1 Mühlhausen, 1 Eula, 2 Vitzenburg. Insgesamt also 57 Stück, 30 der ersten Gruppe, 27 der zweiten. Von diesen 57 Stück entfallen 16 auf Weimar.

⁵⁹ H. Dopsch: Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters. Ges. Aufs. Wien, S. 235 ff.

⁶⁰ L. Schmidt: Geschichte der germanischen Frühzeit. 1925, S. 283.

Fundorte der auf den Tafeln 44 und 45 abgebildeten Fibeln:

Tafel 44: 1. Weimar, Grab 84 (Fibelpaar). 2. Mainz, St. Alban. 3. Obermöllern, Kr. Naumburg. 4. Gammertingen, Hohenzollern. 5. Simmel, Kr. Gotha. 6. Bifrons, Kent. 7. Stößen, Kr. Weißenfels (Fibelpaar). 8. Weimar, Grab 16. 9. Podbaba, Böhmen. 10. Weimar, Grab 1 (Fibelpaar). 11. Mörstadt, Kr. Worms. 12. Weimar, Grab 72 (Fibelpaar). 13. Lieben, Böhmen (Vergleichsstück). 14. Schretzheim, Württemberg. 15. Obermöllern, Kr. Naumburg (Fibelpaar). 16. Schretzheim, Württemberg (Fibelpaar). 17. Cividale, San Giovanni.

Tafel 45: 18. Podbaba, Böhmen. 19. Mörstadt, Kr. Worms. 20. Podbaba, Böhmen. 21. Osendorf, Saalekreis (Fibelpaar). 22. Obermöllern, Kr. Naumburg (Fibelpaar). 23. Weimar, Grab 33, Meyerstraße (Fibelpaar). 24. Weimar, Grab 67 (Fibelpaar). 25. Lavoye, Dept. Meuse (Fibelpaar). 26. Obermöllern, Kr. Naumburg. 27. Rosenthal bei Berlin. 28. Weimar, Cranachstraße. 29. Podbaba, Böhmen. 30. Schwarzhemdorf bei Bonn. 31. Nähe von Kreuznach, Rheinprovinz. 32. Mühlhausen, Thüringen.

ZU DEN HORNHAUSER STEINEN

VON JULIUS BAUM, ULM

Seitdem Schumacher in den „Altertümern unserer heidnischen Vorzeit“ als einer der ersten Forscher auf die Bedeutung germanischer Steindenkmale hingewiesen hat, ist die Untersuchung dieser in Deutschland so vereinzelt Bildsteine nicht mehr zur Ruhe gekommen. So mag der folgende bescheidene Beitrag zur weiteren Bestimmung der Hornhauser Steine nicht unwillkommen sein.

Hahne¹ hat dem Hornhauser Fund in der Manusbibliothek 1922 eine ausführliche Darstellung gewidmet. Es wurden sechs Steine gefunden. Der wichtigste Stein, 78 cm hoch, 66 cm breit, zeigt einen bärtigen, langhaarigen Krieger, unbehelmt mit rundem Schild, Schwert und langem Speer, auf einem Hengst mit Zügel, Zaumzeug und Schabracke reitend. Zu seinen Füßen eine mäanderartige Schlange mit Kopf und ein verschlungenes Band mit vier Köpfen; seitlich ein Zickzackband. Ein zweiter Stein, gleich dem ersten, ist nur als Bruchstück erhalten. Der dritte Stein läßt eine Hindin, einen Hirsch und die Schnauze eines dritten Tieres erkennen, darüber wieder ein Bandgeflecht, der vierte Stein eine Art Flagge oder Tasche mit vorchristlichem Kreuzornament, der fünfte und sechste je einen Tierkopf. Nordin hat in der Montelius-Festschrift von 1903² zum erstenmal auf die verwandten Steine Gotlands hingewiesen. Lindqvist versucht in *Vendelkulturens älder och ursprung*³ eine formale Ableitung von römischen Reitergrabsteinen. Dieser Hinweis ist dankenswert, aber er überzeugt nicht völlig. Die römischen Reitergrabmäler gliedern sich, gleich den Hornhauser Reitersteinen, in einen oberen Teil, der in einer zuweilen rechteckigen Nische die Reiterdarstellung enthält, und in eine untere, für die Inschrift bestimmte Fläche. Damit ist die Ähnlichkeit erschöpft. Die römischen Denkmale zeigen zumeist Bildnisse römischer Krieger auf über einem gefallenen Germanen sich bäumendem Rosse. Der Krieger richtet in voller Bewaffnung den Speer gegen den Feind zu seinen Füßen⁴. Die Darstellung ist voll dramatischer Spannung, ganz verschieden von der ruhigen Epik des Hornhauser Schreitens. Zugleich geben die römischen Bildwerke die Körper der Menschen und Tiere in organischer Lebendigkeit; selbst die spätesten zeigen noch größere Naturnähe, als das streng stilisierte Hornhauser Bild. Daß auch die germanische Kunst solche römischen Darstellungen nachzuahmen vermochte, zeigt am deutlichsten der Runenstein des Frawaradar aus Möjbro (Uppland), den Otto von Friesen um 500 datiert⁵. Die lebendige Bewegtheit von Roß und Reiter (**Abb. 1**) ist zweifellos von römischen Kaisermünzen abhängig. Man sieht hier, wie um 500, in einer Zeit, da figürliche Schöpfungen

bei den Germanen noch selten sind, die Sicherheit und künstlerische Freiheit der Darstellung eine hohe Stufe der Vollendung erreicht. Die lebensvolle Zeichnung des Möjbrodenkmals ist in der Steinkunst zwar vereinzelt, doch keineswegs in der Metallkunst. Sie wird vielmehr durch zahlreiche Goldbrakteatenbilder bestätigt⁶. Man muß den Naturalismus dieser Krieger und Pferde wohl aus einer Art Überrumpelung erklären. Die ersten südländischen Werke, mit denen die nordgermanischen Künstler in Berührung kamen, wirkten so überraschend, daß man sie nachbildete, ohne das eigene auf stärkere Abstraktion von der Wirklichkeit gerichtete künstlerische Ideal ihnen gegenüber geltend zu machen. Damit soll nicht etwa eine allgemeine Abhängigkeit der frühesten germanischen Figurendarstellungen von südlicher Kunst behauptet werden; gerade im Berührungsgebiet gibt es Werke, die sich von römischem Einfluß in formaler Hinsicht fern halten, wie z. B. der Niederdollendorfer Stein im Bonner Museum⁷. Man kann daher nicht sagen, daß die Reiterdarstellungen von Hornhausen deshalb einer späteren Entwicklung angehören müßten als der Möjbrostein, weil sie minder naturalistisch sind.

Für die Datierung des Hornhauser Reiters bieten sich drei Möglichkeiten. „Von der siedlungsarchäologischen Behandlung der mit ihm in Verbindung stehenden Fundgruppen hat er wesentliche Aufklärung über sein Dasein zu erwarten“⁸. Dieser Versuch genauerer Datierung durch Begleitfunde ist bisher anscheinend noch nicht durchgeführt. Eine zweite Möglichkeit zeitlicher Einordnung bietet das Ornament. Lindqvist⁹ bringt das Flechtband unter dem Reiter mit Riemenzungen aus dem Vendelgrab 12 und einem Riemenbeschlag aus dem Ulmer Alamannenfriedhof in der vorg. Abt. d. Staatl. Museen zu Berlin in Verbindung. Die ältesten Vendelfunde gehen bis etwa 600 zurück. Der Ulmer Alamannenfriedhof¹⁰ wird seit etwa 300 und auf jeden Fall bis zum Ende der Heidenzeit benützt. Das breite Bandgeflecht, in das Tierköpfe ziemlich locker eingesetzt sind, läßt sich demnach zum mindesten im siebten Jahrhundert nachweisen; ob nicht auch vorher oder nachher, bleibe dahingestellt. Halten wir fest, daß das Ornament der Steine durch andere Funde im siebten Jahrhundert belegt werden kann und prüfen wir die dritte Möglichkeit, ob aus verwandten Darstellungen für den Reiter eine festere Datierung sich gewinnen läßt.

Germanische Lanzenreiterdarstellungen in Metall sind häufig; zumal das alamannische Gebiet kennt Rundscheiben mit Lanzenreitern¹¹, z. B. vom Riethof von Neftenbach im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich, aus Bräunlingen im Ba-

dischen Landesmuseum in Karlsruhe, endlich im Städtischen Museum zu Eßlingen. Ist auch Wodan nicht der Lieblingsgott der Alamannen, so wird er doch auf einer Riemenzunge aus Nordendorf eigens genannt¹². Es ist möglich, daß diese Scheiben ihn darstellen sollen. Sie stammen sämtlich aus vorchristlichen Gräbern; wie weit sie hinaufdatiert werden können, werden hoffentlich die Untersuchungen Veecks bestimmen. Verwandte, allerdings plastischer behandelte Metallscheiben, haben sich im Gokstadschiff gefunden; sie sind derzeit in Universitetets Oldsaksamling zu Oslo ausgestellt¹³. Hier hält der Reiter seinen Speer schräg abwärts;

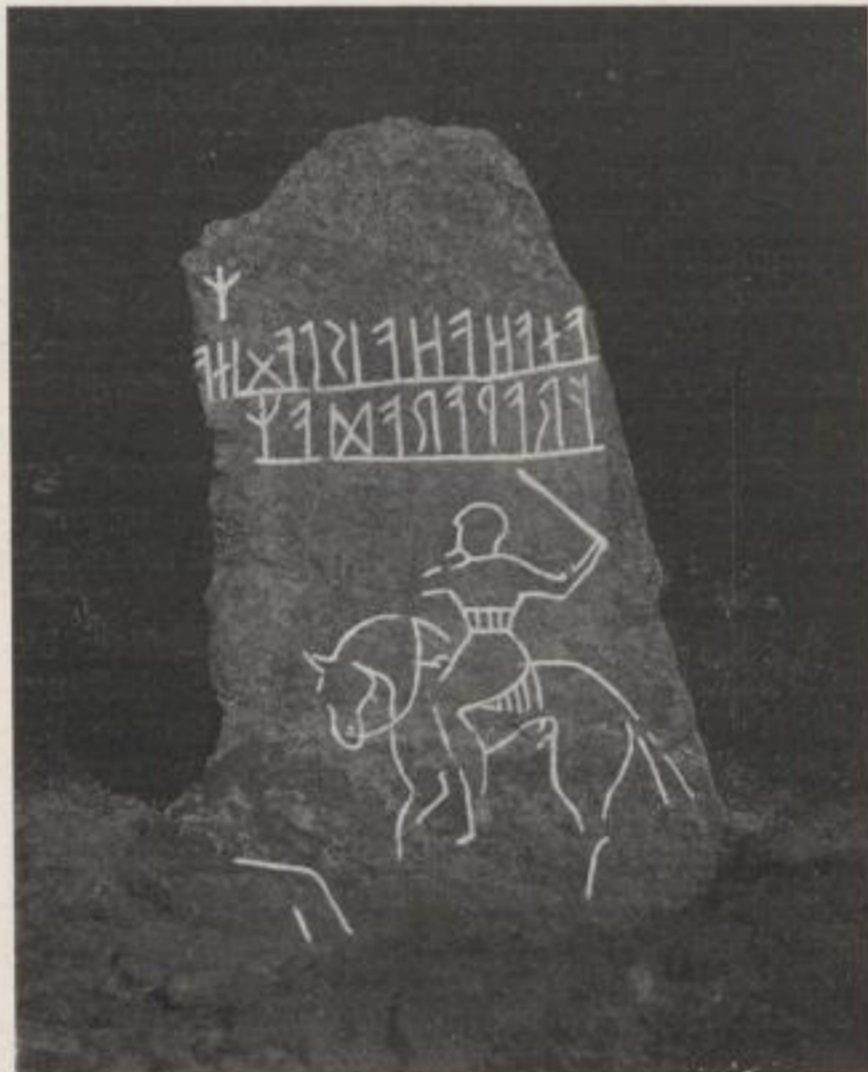


Abb. 1: Reiterstein von Möjbro.

auch schreitet das Roß nicht, sondern fällt mit den Vorderfüßen in die Knie. Die Eingrabung des Gokstadschiffes wird erst um 860 angesetzt. Der Gokstadreiter zeigt daher eine spätere Entwicklungsstufe als die alamannischen Bronzescheiben, die in der Tat eine gewisse Stilverwandtschaft mit dem Hornhauser Reiter nicht verkennen lassen. Ikonographisch nahe steht dem Hornhauser Stein ein kleines gepreßtes Metallplättchen auf einem der Helme des Vendelfundes im Stockholmer Historischen Museum, oft, doch leider niemals photographisch, reproduziert¹⁴. Hier reitet der Lanzenreiter, in der Rechten den Speer, in der Linken den Schild; sein Haupt ist mit einem Adlerhelm bedeckt. Die Raben Hugin und Tunin kennzeichnen den Reiter als Odin. Vor ihm eine Schlange, wohl

nicht die Midgardschlange, da diese von Tor, nicht von Odin bekämpft wird, eher ein Sinnbild der Erde. Die Stilisierung des gepreßten Plättchens ist realistischer als auf dem Hornhauser Stein. Vier Hartmetallstanzen für solche Bleche mit Darstellungen von stehenden Kriegern und Bären aus Torslunda auf Öland, gleichfalls im Stockholmer Museum, zeigen den nämlichen Stil, der demnach, wenn anders der Helm mit dem Odinbild zu den frühesten Vendelstücken gehört¹⁵, um 600 für ganz Schweden festzulegen wäre. Am Gammertinger Helm werden ähnlich gestanzte Zierate noch höher hinauf datiert¹⁶. Ikonographische Bedenken, den Reiter von Hornhausen für Odin zu halten und um 600 entstehen zu lassen, bestehen demnach nicht. Der einzige Grund gegen eine so frühe Ansetzung scheint in der Tatsache zu liegen, daß unter den unmittelbar verwandten Steindenkmälern keines mit Sicherheit bis in den Anfang des siebten Jahrhunderts hinauf datiert werden kann. Solche Denkmale gibt es auf Gotland und in Schottland. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben Lindqvists sein, in dem großen geplanten Werke über die schwedischen Bildsteine alle Hilfsmittel auszuschöpfen, die aus den Begleitfunden, vor allem aus Münzen, für die Datierung der gotländischen Stücke gewonnen werden können.

Unter den Hunderten von Runendenkmälern Schwedens, Norwegens und Dänemarks gibt es nicht eines, das zu den Hornhauser Steinen in Beziehung gebracht werden könnte¹⁷. Nur Gotland und Schottland bieten zu den Reitersteinen Parallelen, Schottland auch zu den Tierdarstellungen.

Wie es kommt, daß im Gegensatz zum übrigen Skandinavien gerade Gotland so reich an Bildsteinen ist, dafür gibt es bisher noch keine Erklärung. Eine Gruppe von Steinen, deren Standorte sich über die ganze Insel verteilen, z. B. Vallstena, Hablingbo (beide im Historischen Museum in Stockholm), Bjers, Bro, Sanda¹⁸, Hall (Visby, Fornsal)¹⁹, gehört mit ihrem rein linearen Spiralen- und Fischblasenornament in einen älteren Zusammenhang. Die Verwandtschaft mit Formen der späten Eisenzeit ist nicht zu übersehen. Wir geben auf **Taf. 46 A** den stattlichsten der Steine aus Vallstena in Stockholm. Smith²⁰ stellt Figur 37, 76, einer gotländischen Fibel, die ein ähnliches vierspiraliges Ornament zeigt, wie der Stein von Vallstena, eine unmittelbar verwandte Form aus Hallstatt gegenüber. Ähnliche Spiralen auf Steinen zu Kirk Onchan (Man) und aus Drainie (Elgin, Museum), bereits aus christlicher Zeit²¹. Auf südländische Einwirkung möchten auch die sehr lebendigen Darstellungen von Menschen und Tieren zurückgehen. Hingegen zeigt das untere Band des Vallstena-Steines mit seinen fischblasenartigen Wülsten jenes charakteristische keltische Ornament, das sich z. B. auf dem Stein aus Pfalzfeld in St. Goar und auf den Waldalgesheimer Stücken²², doch auch noch in der

irischen Malerei des achten Jahrhunderts findet²³. Nordin datiert diese Steine zwischen 200 und 400.

Mit den jüngeren gotländischen Bildsteinen haben die älteren nur die Eigenschaft einer nicht gleichmäßig rechteckigen Form gemein. Sie erinnern in ihrem Umriß etwa an Äxte, während die gut erhaltenen Steine der jüngeren Gruppe vom Boden aus sich verjüngen, um mit einem vorkragenden Halbkreisbogen oben abzuschließen. Vielleicht waren sie, nach Analogie christlicher Särge in den Museen von Stockholm und York, an den Schmalseiten von Steingräbern aufgestellt.

Die größeren dieser späteren Steine enthalten figurenreiche Darstellungen mit mehreren in Streifen geordneten Einzelszenen. Zur Gruppe der größten und bilderreichsten Steine gehören die unter einander eng verwandten Steine aus Ardre (**Taf. 47 A**) und Tjängvide im Historischen Museum zu Stockholm, und aus Lärbro im Museum zu Bunge auf Gotland. Auf den Steinen von Ardre und Tjängvide ist oben Odin auf dem achtfüßigen Sleipnir zu erkennen, seitlich Walhall mit schmalen Fenstern und großen Bogentüren, darunter Krieger, in Tjängvide anscheinend eine Walküre, einen Krieger nach Walhall weisend. Im Hauptfelde ein großes Totenschiff in der Art des Oseberg- und Gokstadsschiffes mit hohem spiralig endigenden Bug und Steven, Mast und großem Segel, das die im Kampfe gefallenen Helden Odins Reich zuführt. Der vollständig erhaltene Ardrestein zeigt darunter noch seltene Darstellungen, anscheinend aus dem Vorstellungskreise der *Völuspá*. Einzelne Szenen wiederum wie jene seitlich unter dem Schiffe scheinen mit Bildern auf dem Steine aus Sanda im Stockholmer Historischen Museum übereinzustimmen. Dieser hat neuerdings durch Jungner²⁴ eine befriedigende Deutung erhalten. In der unteren Reihe verlassen drei Männer einen zur Leichenverbrennung dienenden Scheiterhaufen. Sie tragen Odins Speer, Tors Hammer und Fröjs Spaten, um den Toten damit unter den Schutz dieser drei Hauptgottheiten zu stellen. Oben erscheint der Tote zwischen Odin und Frigg, um durch die Überreichung des Speeres in Odins Gefolge aufgenommen zu werden. Selten fehlt auf größeren Steinen das Totenschiff. Den schönsten Stein, mit zwei Schiffen, von denen das untere mit großem Segel die schildbewehrten Helden zeigt, birgt das Museum in Visby²⁵; er stammt aus Stenkyrka. Zwei kleine Runensteine im Museum zu Visby, aus När und Levide, zeigen einen Reiter und einen Wagenlenker²⁶.

Die nächsten Verwandten der Hornhauser Reitersteine sind zwei kleine Denkmäler aus Stenkyrka im Historischen Museum in Stockholm (**Taf. 46 B, 47 B**). Beide haben die für die jüngere Gruppe der gotländischen Denkmale bezeichnende Form mit dem oben auskragenden Halbrund. Der eine Stein zeigt im Hauptfelde unter einem Flecht-

bandfrieze wohl Tor, helmbedeckt, auf einem ähnlich wie in Ardre und Tjängvide stilisierten, doch vierbeinigen Rosse, die Linke hält den runden Schild, die erhobene Rechte den Hammer; zu Füßen Tors die drachenartig gebildete Midgardschlange. Die obere Darstellung ist leider zerstört. Auf dem Gegenstück sieht man, von breitem Flechtband umrahmt, oben einen Krieger auf vierfüßigem, im Gegensinne zur Hornhauser Darstellung ausschreitenden Rosse. Er wird durch einen großen runden Schild gedeckt, der den gleichen Drehwirbel als Zier zeigt, den wir in Hornhausen finden; darunter ein Totenschiff mit zwei in weite Gewänder gehüllten barhäuptigen Insassen, von denen der eine rudert, und großem Segel. Die beiden Steine von Stenkyrka sind im ikonographischen Sinne die nächsten Verwandten zu den Hornhauser Steinen; stilistisch gehören sie jedoch einer jüngeren Epoche an. Ein dritter verwandter Stein, aus Högbro, in Gotlands Fornsal zu Visby²⁷, zeigt oben einen langsam trabenden Reiter mit erhobenem Speere, unten ein Boot mit Schilden in der Art des Schiffes auf dem großen Stenkyrkasteine in Visby.

Zu den Jagdtieren auf den anderen Hornhauser Bruchstücken sind die verwandten Darstellungen nicht auf gotländischen, sondern auf schottischen Steinen zu suchen, die übrigens auch häufig Schildreiter darstellen²⁸. Die zur Vergleichung heranzuziehenden schottischen Denkmale gehören der christlichen Zeit an. Ihre Datierung ist gleichfalls unsicher; es läßt sich bisher nicht einmal mit völliger Sicherheit feststellen, ob die Steine in die Zeit der anglo-sächsischen oder erst der wikingischen Besiedelung gehören. Sie sind fast sämtlich doppelseitig bearbeitet und zeigen auf der einen Seite meist ein Kreuz in Verbindung mit einer Ornamentik, die sich aus irischen und germanischen Elementen zusammensetzt; die andere Seite zeigt zumeist Kampf- und Jagdszenen. Unter den zahlreichen Steinen, die zur Vergleichung mit den Hornhauser Stücken in Frage kommen, seien vor allem die Jagdbilder von Hilton of Cadboll (seit kurzem im Edinburgher Museum, Allen and Anderson, III, Fig. 59), Shandwick (Fig. 69), Nigg (Fig. 72), Grantown (Edinburgh, Museum, Fig. 131), Elgin (Fig. 137), Aberlemno (Fig. 228), Mugdrum (Fig. 386) genannt. Eine genaue Feststellung, wann die ältesten dieser schottischen Denkmäler entstanden sind, fehlt noch. Sie ist vielleicht von Brown im Verlaufe seiner weiteren Forschungen in „The arts in early England“ zu erwarten. Jedenfalls dürfte unter den von Allen und Anderson zusammengestellten christlichen schottischen Steinen keiner die Hornhauser Denkmale an Alter überragen, denen damit, als vermutlich ältesten Beispielen einer großen Reihe verwandter Denkmale in Nord- und Westeuropa, eine besondere Bedeutung zukommt.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Hahne, Der Reiterstein von Hornhausen, Mannusbibliothek, Band 22, 1922, S. 171 ff.

² Nordin, Till frågan om de gotländska bildstenarnas utvecklingsformer, Studier tillägnade O. Montelius, 1903, S. 142 f.

³ Vgl. Lindqvist, Vendelkulturens ålder och ursprung, 1926, S. 45 ff.

⁴ Vgl. Schumacher, Römische Bildwerke mit Darstellungen einer Germanin und eines Germanen, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, 1911, S. 58 ff. — Schumacher, Die Germania des Tacitus, Mainz, Zeitschr. IV, 1909, S. 3.

⁵ Vgl. v. Friesen, Runorna i Sverige, 1928, S. 19 f.

⁶ Vgl. etwa den Reiter auf dem Brakteat von Midt-Mjelde im Museum zu Bergen. Salin, die altgermanische Tierornamentik, 1904, S. 217.

⁷ Vgl. Lehner, Führer durch die antike Abteilung des Provinzialmuseums Bonn, 1915, Nr. 14189, S. 221.

⁸ Vgl. Hahne, a. a. O., S. 180.

⁹ Vgl. Lindqvist, a. a. O., S. 46 f., Abb. 47, 48. — Salin, a. a. O., S. 306.

¹⁰ Vgl. Goebler-Veeck, Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Denkmale des Museums der Stadt Ulm, 1927, S. 44.

¹¹ Vgl. Baum, Die Malerei und Plastik des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Britannien, 1930, S. 45, Abb. 50.

¹² Vgl. Henning, Die deutschen Runendenkmäler, 1889.

¹³ Vgl. Undset: Das Gokstadschiff, 1926, mit Abbildung des Reiters auf dem Umschlag.

¹⁴ Z. B. auf dem Umschlag von Lindqvists Führer durch die Samling från forntiden, Statens Historiska Museum, Stockholm, 1923.

¹⁵ Vgl. Lindqvist, Vendelhjälmarnas ursprung, Fornvännen, 1925, S. 181 ff.

¹⁶ Vgl. Gröbbels, Der Reihengräberfund von Gammerlingen, 1905.

¹⁷ Vgl. das ältere Schrifttum zu den Runendenkmälern bei Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, 1905, S. 335. — Dazu Wimmer, Die Runenschrift, 1887. — v. Friesen, Om runskriftens härkomst, 1904. — Bugge, Der Runenstein von Rök, 1910. — v. Friesen, Upplands runstenar, 1913. — Wimmer, De danske Runemindesmaerker, 1924. — Plutzar, Die Ornamentik der Runensteine, 1924. — v. Friesen, Rönstenar i Bohuslän, 1924. — v. Friesen, Runorna i Sverige, 1928.

¹⁸ Vgl. Nordin a. a. O., Abb. 1—4.

¹⁹ Vgl. Enqvist, De förhistoriska samlingarna i Gotlands Fornsal, 1930, Taf. 26, S. 67.

²⁰ Vgl. Smith, Guide to the antiquities of the early iron age, Brit. Mus., 1925.

²¹ Vgl. Allen and Anderson, The early Christian monuments of Scotland, 1903, I, S. 403, II, S. 144.

²² Vgl. Lindenschmit, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, III, Heft 1.

²³ Vgl. Baum, a. a. O., Abb. 4, 5, 6, 7, 72.

²⁴ Vgl. Jungner, Den gotländiska runbildstenen från Sanda, Fornvännen, 1930, S. 65 ff.

²⁵ Vgl. Enqvist, a. a. O., Taf. 26.

²⁶ Vgl. Enqvist, a. a. O., Taf. 25.

²⁷ Abb. bei Nordin, a. a. O., Fig. 5.

²⁸ Schildreiter z. B. auf den Steinen von Edderton, Aberlemno, Inchbrayock, Aldbar, Benvie, Kirriemuir, Menmuir, S. Madoes, Meigle, Dull (Museum Edinburgh). Vgl. Allen and Anderson, The early Christian monuments of Scotland, 1903, III, Fig. 82, 227, 235, 259, 260, 269, 273, 309, 313, 314, 315, 329.

VON DEN WÜRTTEMBERGISCHEN LANDGRÄBEN

VON PETER GOESSLER, STUTT GART

Der Name „Landgraben“ findet sich in Württemberg als Grabenbezeichnung häufig. Nicht selten ist er nur noch in älteren topographischen und in Katasterkarten oder nur noch als Flurname vorhanden, so daß wir annehmen dürfen, daß der Name häufig auch gänzlich verloren gegangen ist.

Der Name kommt zwei ganz verschiedenen Arten von Gräben zu: erstens Anlagen mit — z. T. verschwundenem — Wall und mit Graben, also stärker gesicherten oder befestigten Einrichtungen, die ein Gebiet abgrenzen, dazu immer auf längere Strecken sich hinziehend; zweitens wasserführenden Gräben von begrenzter Länge. In beiden Fällen handelt es sich um ältere Bauten von Menschenhand. Manchmal finden sich auch beide Zwecke bei einander und zwar so, daß die Grenze bald aus Wall und Graben, bald aus einem Wasserlauf besteht.

Haltaus in seinem *Glossarium germanicum mediæ aevi*, Leipzig 1758, I, 1166 definiert den Landgraben als fossa limitanea zur Sicherung des Gebietes und zitiert ein älteres Rechtsbuch, wonach Gericht und Recht so weit gehen als der Landgraben. Diese Deutung ist zu eng. Ebenso wenig kann der Name einen „zum Schutz um das Land gezogenen Graben“ bedeuten, wie Fischer, *Schwäb. Wörterbuch* IV, 958¹ erklärt. Landgraben besagt nichts anderes als das Gegenstück zu den Etterbefestigungen, zu den Gräben, die Städte und Dörfer umgeben, also Gräben, die sich durchs flache Land, somit außerhalb der Siedlungen, hinziehen. Zu einer gewissen Zeit mag noch eine andere Bedeutung darin gesteckt sein. Diese Gräben sind nämlich niemandes Eigentum; daher ist ihr Bau und ihre Unterhaltung eine Art Landesangelegenheit.

In letzterem Sinn findet die zweite der genannten Arten von Landgräben eingehende Behandlung im badischen Wasserrecht, worauf mich Prof. Friedr. Metz-Innsbruck freundlichst hingewiesen hat, indes das württembergische Wassergesetz sie nicht kennt. Diese badische Behandlung erklärt sich aus ihrer durch die natürlichen Niederungsverhältnisse gegebenen Häufigkeit in der Rheinebene. Das badische Wasserrecht, enthaltend das Wassergesetz vom 26. 6. 1899, dargestellt von K. Schenkel (2. Aufl. 1902), zählt S. 134 f. auf Grund eines Kommissionsberichtes der zweiten Kammer 22 solche Landgräben im Rheingebiet auf. Sie dienen der Entsumpfung und Entwässerung des umliegenden Gebiets und sind zum Teil unter

Eingliederung natürlicher Wasserläufe hergestellt worden, sind also im wesentlichen künstlich. Bezüglich der Unterhaltungspflicht aber, was rechtlich die Hauptsache ist, stehen sie den natürlichen Wasserläufen gleich und werden daher im genannten Wasserrecht § 2 ausdrücklich unter die natürlichen nicht öffentlichen — „öffentlich“ im Sinne des Gesetzes heißt: für den öffentlichen Verkehr benutzbar — Wasserläufe gerechnet und ihnen betreffs Räumungspflicht der Gemeinden gleichgestellt (vgl. Schenkel S. 488).

Auch Württemberg hat eine Anzahl solcher alter Wassergräben. Die Reinigung wird bis heute von Gemeindewegen² angeordnet, hat aber durch die Anlieger zu geschehen. Sie dienen nicht bloß der Entsumpfung, sondern auch der Regulierung der unregelmäßig kommenden Gewässer. Ersterem Zwecke dient z. B. der Landgraben in der Umgegend Tübingens auf M. Pfäffingen, Unterjesingen, Wurmlingen und Ammern, der sich durch das breite Wiesental in westöstlicher Richtung hinzieht. Er entspringt aus einem starken, wohl schon von den Römern ausgenützten Quelltopf an der Grenze Pfäffingen-Unterjesingen, etwa 700 m östlich jenes Ortes, und mündet nach 3 km langem Lauf in die Ammer. Da er heute zum größten Teil im Zusammenhang mit Drainierungsarbeiten verlegt ist, ist er nicht mehr identisch mit der Markungsgrenze Unterjesingen-Wurmlingen, die er früher zum Teil gebildet hat.

Schon hier zeigt sich eine Verbindung von Landgraben mit Markungsgrenze, wobei aber der letztere Zweck durchaus sekundär ist.

Aus drei Schluchtgewässern, die sich im Waldtal 1 km südlich von Weilheim, O.-A. Tübingen, vereinigen, gespeist, zieht sich ein durchschnittlich 0,80 m breiter und 1 m tiefer Wassergraben, genannt der Landgraben, über die Markungen Weilheim und Derendingen, um nach etwa 3,5 km Verlauf in den aus dem Steinlachtal kommenden Mühlbach westlich des Bahnhofs Tübingen auszumünden. Er ist mit Ausnahme des letzten Stücks, das durch Industriebauten verändert ist, gut erhalten. Besonders markant ist er in dem Stück, das sich vom Nordostende Weilheims in leicht nordnordöstlicher Richtung westlich von Derendingen erstreckt. In diesem Mittel- und Unterlauf, wo das Gefälle flach ist, lagern sich zahlreiche Sinkstoffe ab, so daß fortwährende, von Amtswegen gebotene Reinigung nötig ist. Dadurch, daß das

allemaal ausgehobene Material. Sand und auch Schilf, zu beiden Seiten des Grabens abgelagert wird, entsteht eine den Graben auf beiden Ufern einsäumende Böschung, so daß er stellenweise über 1,5 m tief eingebettet erscheint. Markungsgrenze zwischen Weilheim und Derendingen ist er nur auf eine kurze Strecke. Zum Teil läuft die Markungsgrenze in einiger Entfernung von ihm, aber ihm parallel. Der Graben dürfte hier das ältere sein gegenüber der heutigen Markungsgrenze. Der Name „Landgraben“ aber legt die Vermutung nahe, daß die Anlage von Haus aus zu mehr gedient hat, als zur bloßen Fassung und Aufnahme der von Süden kommenden Wasserläufe. Dieser weitere Zweck kann nur mit einer Grenzziehung zusammenhängen. Verwandt ist ihm der sogenannte Augraben im östlichen Teil der Markung Tübingen. Auch er läuft, gespeist aus einigen Gewässern, die vom Nordhang des Weiher- und Schindhaus kommen und sich wenig nördlich der Jettenburger Straße vereinigen, als tiefer Wassergraben, genannt der Augraben, der sich dann als einfaches Bächlein fortsetzt, bis zu seiner Ausmündung in den Neckar am Fuß des Österbergs dahin.

Ein weiterer Landgraben, heute eingeebnet, lief vom Fuß des Georgenbergs bei Pfullingen nordwärts als ehemalige Grenze zwischen Reutlingen und Pfullingen. Mit ihm hängt zusammen der breite Graben mit Wasserrinne, der von der Straßengabel Reutlingen-Pfullingen-Eningen an unmittelbar nördlich und parallel mit der Straße nach Reutlingen läuft und dann in einen Kanal der Echaz mündet. Dieser Oberlauf, der zwei Gewässer vom Südfuß der Achalm her aufnimmt, heißt allerdings nicht Landgraben. Er hat aber die gleiche Aufgabe wie das Landgraben genannte Stück und grenzt Reutlingen ab gegen Eningen, indes der Landgraben am Fuße des Georgenbergs Reutlingen gegen Pfullingen abgrenzt.

Weiter werden Wasser-Landgräben erwähnt im Oberamt Öhringen. So heißt ein Bach, der in die Brettach mündet zwischen den Dörfern Langenbeutlingen und Brettach. Die Grenze zwischen den zwei Gemarkungen läuft ihm ein Stück weit parallel. Ein anderer Landgraben findet sich im Oberamt Horb auf Markung Bildechingen. Es ist der west-östlich gerichtete Oberlauf des Talbaches, der bei Mühlen in den Neckar mündet. Er fließt in einem breiten Graben am Südhang des Waldes Abendholz; unmittelbar nördlich und parallel mit ihm läuft auf fast 1,5 km Länge eine vorgeschichtliche Verbindung von der Rheinebene über den Kniebis zum oberen Neckar. Landgraben heißt im Oberamt Böblingen auf Markung Breitenstein der Hapbach, der östlich an diesem Ort vorbei zur Aich fließt; dann im Oberamt Herrenberg auf Markung Kuppingen ein

Graben, der südlich vom Ort und westlich vom Leinenbrunnen läuft; endlich ein Graben in den Wiesen nordwestlich bei Schalkstetten, O.-A. Geislingen, aber keine Dorfbefestigung, wie die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg Donaukreis I, 812 andeuten³.

Nicht selten wird in Untergängerprotokollen der Stadt Stuttgart vom Anfang des 17. Jahrhunderts, wie ich der freundlichen Mitteilung Dr. Dölkers, des Sammlers der Flurnamen von Stuttgart, verdanke, ein Land- oder Erbgraben erwähnt, der durch Äcker oder Weinberge läuft und den Zweck hat, daß „das Wasser außer und ab der Straßen wie Landts gebreichig fordt fließen kengt“ (Untergangs-Prot. 1615) oder damit „das Wasser außer der Straßen gericht und die Straßen dieweyl sie gar steinig nit mechte sogar verrissen werden“ (1616). Ein solcher Graben ist keines Eigentum, sondern ein „gemeiner Erb- und Landt-grab“, wobei das Wort „erb“ soviel bedeutet als für alle Zeiten, beständig. (Vgl. Fischer, Schwäb. Wörterbuch II, 758, 763 und Nachträge VI, 1830.) Vorgeschrieben ist für diese Stuttgarter Landgräben eine bestimmte Breite und Tiefe.

Bohnenberger hat in den Württ. Vierteljh. für Landesgesch. XXXIII, 1927, 302 ff. auch diese Gräben berührt in seiner Abhandlung über Eschbach mit altlangem e. Er erinnert an ê-Graben = gesetzlich gebotener Graben; das ist der Ablaufgraben in den Siedlungen zwischen den Häusern. Eschbäche, im Schwäbischen Aischbäche, Aispäche, sind häufig und haben dieselbe Aufgabe von Abzugsgräben, wie die Ehgräben in den Städten. Bohnenberger hält freilich die Erklärung von Eschbach = ê-bach d. h. gebotener Bach im Esch für weniger wahrscheinlich, als die Entlehnung aus dem Romanischen esbaia, esbia = Kanal zur Ableitung von stagnierendem Wasser. Im Deutschen wäre dann -bach angefügt und e (ursprünglich das lateinische ex) volksetymologisch an ê = Gesetz angelehnt worden. Die Folge wäre dann, daß auch die Sache, also die landwirtschaftliche Einrichtung des Abzugsgrabens aus dem Westen und zwar, da die landwirtschaftlichen Lehnwörter aus dem Romanischen alt sind, frühe nach Deutschland gekommen wäre.

Landgraben heißt ferner im Bayrischen, östlich von Ulm ein ehemaliger, oberhalb des Dorfes Leibi in den Fluß dieses Namens sich ergießender Illerlauf. Aber er hatte eine große Bedeutung als Grenze, später jedenfalls als Grafschaftsgrenze, im Mittelalter als Diözesangrenze zwischen Konstanz und Augsburg, zugleich auch als Ostgrenze des Ulmer Pfarrsprengels und vielleicht dann auch als Grenze des Ulmer Stadtgebietes. Seine historische Bedeutung, vor allem auch die Frage, ob er nicht einmal wenigstens zum Teil die alamannisch-spätromische Grenze gebildet hat, wäre einer eingehenden Erforschung wert.

Kurz erwähnt ist er von M. Ernst in den Mitt. des Vereins für Kunst und Altertum in Oberschwaben 23, 1924, S. 18 und 32 samt Karte zu S. 34.

Damit kommen wir zu der anderen Art der Landgräben, den als Grenze angelegten Landgräben in Württemberg, denen unsere Darstellung gelten soll.

Der württembergische Historiker des 18. Jahrhunderts, Sattler, nennt in seiner Topogr. Geschichte des Herzogtums Württemberg S. 190 den Heidengraben — d. i. die Befestigung des keltischen Oppidums hinter dem Neuffen — ein „Überbleibsel des Landgrabens“.

Der besterhaltene und berühmteste dieser Grenz-Landgräben, dem freilich diese Bezeichnung mehr im anderen Sinn, in dem einer Schutzgrenze, zukommt, ist der obergermanische Limes, der heute noch zwischen Lorch und nördlich Jagsthausen in unserem Lande, auf weite Strecken ausgezeichnet erhalten, als Wall mit einem nach dem Feindesland, also nach Osten vorgelegten Graben schnurgerade über Berg und Tal läuft. Er ist von altersher ein Lieblingskind der Forschung, die daher frühe schon als seine Entstehungszeit das 2. bis 3. Jahrhundert n. Chr. und als seinen Zweck eine Zoll- und Schutzgrenze der Provinz Obergermanien des römischen Reiches gegen das freie Germanien festgestellt hat. Daß der Limes den Namen „Landgraben“ bei Lorch gehabt habe, wird jedoch aus dem Lorcher Lagerbuch von 1571 z. B. in O. A. B. Welzheim S. 193 mit Unrecht erschlossen, wie schon E. Herzog, Württ. Vierteljahrshefte III, 1880, S. 102 nachgewiesen hat.

Mit einer Grenze, wenn auch oft einer bescheidenen, haben es eigentlich alle Landgräben der ersten Art zu tun, also mit dem Abschluß des Gebietes und mit der Regelung des Verkehrs und der Zollverhältnisse. Nur ist das durch sie abgegrenzte Gebiet ganz verschieden, bald ein Land, bald ein kleineres Herrschaftsgebiet, bald die Markung einer kleinen Siedlung, endlich nur ein kleines Stück der Markung. Th. Knapp hat in seiner ausgezeichneten Abhandlung über Marksteine und andere Grenzbezeichnungen (Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1909, 138f.) die Landgräben in diesem Zusammenhang erwähnt⁴.

Archäologisch und archivalisch sind bis jetzt die württembergischen Landgräben aus dem Mittelalter und der neueren Zeit kaum behandelt worden. Ihre Reste verschwinden immer mehr. Eine Reihe lebt im besten Fall ohnedies nur noch in Flurnamen nach. Die Vorbereitung der Oberamtsbeschreibung Leonberg, durch welches Amt in seiner ganzen Länge ein Landgraben zieht, hat mich zu näherer Beschäftigung mit der Frage geführt.

I.

Mit den Landgräben sind eng verwandt die Landwehren. Am bekanntesten sind in Württemberg die Landwehren der Reichsstädte

Hall und Rothenburg o. T. Herolt in seiner Haller Chronik und Crusius in seinen Annales Suevici nennen die Haller Wehr einen Landgraben und Heeg oder Hegzeune. Wesentlich also ist für sie, daß zum Graben — nach innen zu — noch ein eigentliches Gebüch aus dicht verwachsenen Stangen hinzukommt. An den Wegen waren sie durch Falltore geöffnet, an den großen Straßen standen mit Geschützen versehene, mit Bedienungsmannschaft besetzte Landtürme. Letztere sind bekanntlich im Hohenlohischen mehrfach noch von den beiden Wehren erhalten. Michelbach im hinteren Oberamt Gerabronn, nahe der bayrischen Grenze, hat seinen Beinamen „an der Lücke“ von seiner Lage an einer Öffnung der Rothenburger Landwehr. Es ist bezeichnend, daß es gerade Reichsstädte sind, die im Beginn des 15. Jahrhunderts nach altgermanischer Sitte zum ersten Mal ihr Herrschafts- und Zollgebiet auf diese Weise umschlossen haben.

Ihnen haben es dann die Territorialherren, so auch der württembergische Graf, nachgemacht. Sie haben aber dabei weniger den militärischen Schutz ihres Herrschaftsgebiets als die Sicherung des Zolls und seiner Einnahmen im Auge gehabt. Dazu gehört vor allem der Landgraben im Oberamt Heilbronn. Durch die Arbeit von Dr. A. G. Kolb, Die Kraichgauer Ritterschaft unter der Regierung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz (Württ. Vierteljahrsh. 19, 1910, S. 1 ff., bes. S. 36, 40, 79, 118, 126, 134) sind wir über seine Entstehung und seine Geschichte im 15. Jahrh. gut unterrichtet, nachdem sich früher Historiker, wie Schneider und Archäologen, wie Miller (Oberamtsbeschr. Heilbronn, 2. Aufl., I, 300) und Hertlein (Albvbl. 1902, S. 391 ff.; 1903, S. 89) damit abgegeben hatten. Der Landgraben, da wo er gut erhalten ist, auffallend tief, geht als solcher nicht durch. Östlich vom Neckar, zwischen Bahnhof Nordheim und Lauffen ersetzt ihn der Neckar, östlich vom Lauffener Landturm der Erlenbach, wie ja alle Landgräben streckenweise durch Wasserläufe ersetzt werden. Die heute in einer Länge von etwa 22 Kilometer vom Fuß des Heuchelberges nach Osten bis an den Fuß der Löwensteiner Berge bei Vohenlohe führende Anlage ist nicht einheitlich. Sie ist in zwei Teilen gebaut worden. In der Zeit des württembergischen Grafen Ulrich und zwar vor 1473, welchem Jahr eine ihn erwähnende Kaiserurkunde angehört, ist der Teil östlich des Neckars gebaut worden. An ihm liegen zwei Landtürme, der Lauffener und der (Wüsten-) Hausener. Durch diese zwei Landgräben vor allem wurde der Warenverkehr gezwungen, seinen Weg zu nehmen, um in das Herrschaftsgebiet des württembergischen Grafen einzufahren. Vermutlich gab es noch kleinere Zoll-Kontrollpunkte. Wenn die Anlage auch Landwehr heißt, so darf man darauf wohl schlie-

ßen, daß mit dem Graben auch hier Buschwerk verbunden war. Dazu war noch jenseits des Grabens ein Freilandstreifen. Der Teil westlich des Neckars von Nordheim bis zum Heuchelberg, wo ein — jetzt verschwundener — Landturm lag, ist später erbaut und zwar durch den Grafen Eberhard, vermutlich im Jahre 1483, als der Heuchelberger Wartturm errichtet wurde. Dieser Landgraben wurde vom benachbarten Pfalzgrafen und von den Neippergern als Unfreundlichkeit empfunden und bekämpft. Daher scheiterte auch Eberhards Plan, diesen Grenzschutz, der zugleich Wildbann und Geleitsrecht einschloß, gegen die Pfalz bis Sternenfels fortzusetzen, an der Einsprache der Neipperger, hinter denen Philipp von der Pfalz stand. 1489 wurde der Plan wieder aufgenommen und der Weiterbau begonnen, aber wieder eingestellt. 1492 wurde sogar mit militärischem Aufgebot — wenigstens bis Stetten — gebaut. Die Angelegenheit beherrschte dann jahrelang die Debatte der hohen Herren und ihrer Räte und wurde geradezu zu einem staatsrechtlichen Streitobjekt der Landeshoheit, führte aber auch zu richtigen Grenzhändeln und Raufereien der benachbarten Württemberger und Pfälzer, bis sie dann auf dem Wormser Reichstag 1495 durch einen Kompromiß beendet wurde, der dem Grafen Eberhard das Weiterbauen des Landgrabens untersagte, aber seinen Erben hinsichtlich des Landgrabens keine Schwierigkeiten zu machen zusagte.

Im 16. Jahrhundert wird der Landgraben häufig in Urkunden erwähnt. Er dient auch öfters zu Flurbezeichnungen. Über weitere, eine Herrschaftsgrenze bezeichnende Gräben im Oberamt Heilbronn, die heute noch erhalten sind und teils Landwehr, teils Schanzgräben heißen, berichtet K. Miller, O. A. B. Heilbronn 2. Aufl., I, 299 f.

Wenig bekannt ist über den Landgraben, der in den Oberämtern *Welzheim*, *Gmünd* und *Gaildorf* in einigen getrennten, aber gewiß zu einem System gehörigen Resten noch erhalten ist, da und dort freilich auch nur noch als Flurname nachlebt. Von dieser in der Richtung SW—NO über die waldigen Höhen zwischen Rems, Lein und Kocher laufenden Linie sind auf der schmalen Hochfläche zwischen Adelstetten und Pfersbach, O.-A. Welzheim, im Anschluß an die Hochstraße südlich der Lein, zwischen Zimmerbach und Tanau, O.-A. Gmünd und zwischen Ruppertshofen und Striethof, O.-A. Gaildorf noch Stücke erhalten. Die Zeitstellung und der Zweck des Grabens sind nicht bekannt. Unmöglich ist seine Einbeziehung in ein System „römischer“ Schanzen vor und hinter dem Limes, was Paulus d. Ä. z. B. O. A. B. Gmünd S. 167 versucht hat; eher kann es sich um eine Abgrenzung des Limpurger oder Gmünder Herrschaftsgebiets handeln.

Ein Landgraben bei Gingen a. Fils ist in schwachen Spuren eines schmalen Grabens westlich

vom Nordende des Dorfes noch erhalten; oberhalb und unterhalb desselben finden sich die Flurnamen „Ob“ und „Unter dem Landgraben“, die nach Mitteilung J. Fischers urkundlich nicht früher als in Salbüchern des 16. Jahrh. vorkommen. Es handelt sich dabei lediglich um den Zweck einer geordneten Sammlung und Abführung der Gewässer, die am Fuß der Hänge, über welche eine alte Straße, die Heusteig, herabzieht, zusammenlaufen; das Gräbchen mündet nahe dem Friedhof in den Barblenbach. — Ähnlich ist gegenüber auf der rechten Seite des Tals der „Schmale Gaßgraben“, der die Gewässer aus dem Maustobel sammelt und in die Fils befördert. Mit diesem Landgraben ist von jeher, so schon in der O. A. B. Geislingen (1842) S. 200 in Zusammenhang gebracht worden ein benachbarter Graben auf der anderen, der rechten Talseite, der am Fuße des Hohensteins unter dem Steinbruch etwa in 600 m Höhe ansetzt, sich über die Jungviehweide ostwestlich herabzieht und bis zum Beginn der Maustobelschlucht läuft. Es scheint sich dabei, wie Burkhardt-Geislingen richtig vermutet, um einen ehemaligen Weidegrenzgraben zwischen den Helfensteinern und Rechbergern zu handeln. Es ist also in keiner Weise eine durchgehende, von Hang zu Hang gezogene und die Fils überquerende Linie, die die Phantasie unter Heranziehung des nahen Marrbachs auch schon den Römern zugewiesen oder für eine ostgotische Wehr gegen die Franken erklärt hat. (Caspert, Württ. Vierteljahrsh. I, 119.)

Diese kurzen Aufzählungen mögen genügen, um dazu anzuregen, daß diesen Erscheinungen, um die sich die Forschung, sowohl die archäologische im Gelände, wie die historische in den Archiven, bisher wenig gekümmert hat, mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Verfasser wäre sehr dankbar, wenn ihm das Vorkommen des Landgrabens, sei es im Gelände, sei es in Flurnamen, sei es in Urkunden, mitgeteilt würde.

II.

Was aus den Landgräben, so wie sie sich heute im Gelände darstellen, herausgelesen werden kann, wird im folgenden an einem Beispiel gezeigt. Was darüber mitgeteilt wird, beruht fast nur auf Geländebeobachtung und ist vor allem historisch in keiner Weise erschöpfend. Es ist der besterhaltene Landgraben im Lande, die in den württembergischen Oberämtern *Maulbronn*, *Leonberg* und *Calw* noch weithin erhaltene Anlage. Als Ganzes betrachtet, bietet sie freilich Rätsel, deren Klärung aber möglich ist. (S. Plan **Abb. 1.**)

An seinem Nordende hängt der Landgraben äußerlich mit einer ganz anderen und viel späteren Befestigungslinie zusammen. Auf diese ist dann fälschlicherweise — vermutlich erst in neuerer Zeit — der Name „Landgraben“ übertragen worden.

So heißt heute in dem Meßtischblatt 1:25000, Nr. 41 (Ötisheim) ein Stück südlich von Maulbronn im Wald Gehren Landgraben (oder Ulmer Schanze) und in Blatt 30 (Knittlingen) ebenso ein Stück nördlich von Maulbronn im Wald Gefäll. Diese Bezeichnung ist deshalb falsch, weil diese Linien nicht zum genannten Landgraben gehören, sondern zu den bekannten sogenannten Eppinger Linien, die in der Zeit des Reichskrieges gegen Ludwig XIV. 1695—1697 gebaut worden sind. Sie führen immer nur den Namen „Schanze“; Ulmer Schanze heißen die von Leuten der Reichsstadt Ulm gebauten Stücke.

Diese Befestigungslinie zwischen Eppingen und Niefern wurde als schwäbischer Kreisabschnitt auf Betreiben des Türkenlouis, des Markgrafen Ludwig von Baden, der nach dem bedauerlichen Verhalten des Reichsheeres seit 1693 die Führung am Oberrhein hatte, gebaut, und zwar mit dem Gesicht gegen den drohenden französischen Punkt Philippsburg. Von ihrem Beginn bei Eppingen und Sinsheim an bis zu ihrem Ende an der Würm und Nagold südlich Pforzheim ist sie heute noch weithin erhalten, selbstverständlich da am besten, wo sie aus einem Wall mit Graben bestand. Ein Teil der Linie besonders im Wald, z. B. dem Hagenschieß, war nur als Verhack gebaut. Es ist eine durchgehende Linie, durchbrochen durch Tore, Redouten aller Art, größere Werke, sogenannte Hornwerke, Chartaunen, Blockhäuser und Geschützstände. Dazu kamen hinter den Linien breite Wege und gerodete Gassen nach hinten zu wichtigen Punkten. Da und dort, so bei Sternenfels, Dürrmenz, Lomersheim und Kräheneck bei Weißenstein sind alte Burgruinen einbezogen. Die durch eingehende archivalische Studien ergänzten Forschungen des Forstmeisters Rümelin-Stuttgart, die demnächst veröffentlicht werden, ergaben, daß kein Ort der Platte zwischen Wiernsheim und Wurmberg in den Urkunden 1695—97 erwähnt wird. Auf unserem Plan Abb. 1 ist diese Linie in ihrem Verlauf von Dürrmenz bis zur Würm eingezeichnet und zwar bezeichnen Punktlinien das bloße Verhack, die durchgezogenen Linien mit Querbalken aber den Wall mit Graben.

Damit hat also gar nichts zu tun der südlich anschließende Landgraben, auf unserem Plan durch eine fortlaufende starke Linie bezeichnet. Meist unter dem Namen „Landgraben“ — bei Münklingen, O.-A. Leonberg und Möttlingen, O.-A. Calw, hört man auch „Römergraben“ — zieht sich eine durch Wall und Graben bezeichnete Linie vom Oberamt Calw ins Oberamt Leonberg, durchschneidet dieses in seiner ganzen Südnordlänge im westlichen Teil und läuft von da ins benachbarte Oberamt Maulbronn. Der Landgraben zieht über die Markungen Möttlingen, Münklingen, Hausen und Heimsheim als württembergisch-badische Landesgrenze, da-

her auch als Oberamts- und Markungsgrenze. Auf Markung Friolzheim, von wo ab er die Landesgrenze verläßt, hört er südlich vom Ort auf, beginnt dann wieder nordöstlich von Wimsheim, läuft dann ein kurzes Stück auf Markung Wurmberg im Oberamt Maulbronn, tritt wieder ins Oberamt Leonberg auf Markung Mönsheim über, bildet dann auf eine längere Strecke die Oberamtsgrenze Leonberg-



Abb. 1: Der Landgraben vom Monbach bis zur Enz samt dem SW-Strang der Eppinger Linien.

Maulbronn, um schließlich auf der Markung Wiernsheim und dann Pinache das Oberamt Maulbronn zu betreten und sich vermutlich bis zur Enz hinzu ziehen. Dies ist der allgemeine Verlauf, die Richtung ist SSW bis NNO.

Wir beginnen unseren Gang auf M. Möttlingen. Die erste, allerdings nicht sehr deutliche Spur treffen wir in den „Schanzwiesen“, im nord-

westlichen Teil dieser Markung. Der Landgraben ist hier Landesgrenze zwischen Württemberg und Baden und Markungsgrenze zwischen Möttlingen und Neuhausen. Die Landesgrenze läuft durch das tief eingeschnittene Monbachtal von dessen Einmündung in die Nagold herauf und zwar meist auf der rechten Bachseite, so daß also der Bach württembergisch ist. Wo sie heute im Bach selber läuft, scheint sie mindestens 1835 noch jenseits gelaufen zu sein. Oberhalb des Einflusses des von Unterhaugstett herkommenden Baches heißt der Monbach Maisgraben. Wie Bohnenberger a. a. O., S. 309, Anm. 12 nachweist, ist das M von der Zusammensetzung „im oder am Aißgraben“ übernommen, wie denn auch ein langer Bachlauf im



Abb. 2: Grenzsteine am Landgraben.

Oberamt Leonberg auf Markung Warmbronn und Renningen Aisgraben heißt. Das darin steckende schwäbische „ai“ ist nach Bohnenberger für mhd. ê oder ö, darin ist enthalten das mhd. ösen = entleeren. Es findet sich ja auch der Name Oeßgraben (vgl. Fischer, Schwäb. Wörterbuch VI, 1830). Darnach bedeutet Maisgraben auch nichts anderes als Abzuggraben und ist tatsächlich gleichbedeutend mit Erbgraben und Landgraben, schließlich aber auch mit Eschgraben, wiewohl letzteres ganz anders zu deuten ist (s. o. S. 356).

Außer Maisgraben heißt dieser Bach aber auch nach einem abgegangenen Ort in der Nähe, an den noch die Weileräcker auf Markung Unterhaugstett erinnern, Weilergraben. Es sind dies Namen, die verständlich sind, wenn wir an ihre Beziehung zu der seit über 300 Jahren durch diesen Graben markierten Landesgrenze denken. Eine Wanderung auf dieser Landesgrenze das Monbachtal aufwärts ist nicht bloß landschaftlich und landschaftsgeschichtlich sehr anregend, sondern lehrt auch anschaulich die Geschichte des Geschmackswandels der Grenz- und Marksteinbezeichnungen, die im Lauf der Jahrhunderte immer wieder erneuert worden sind. In den ältesten Steinen, besonders in dem

allerältesten vom Jahre 1614 (Abb. 2, rechts), zeigt sich in Form und Anordnung der Schrift, der Jahreszahl und des Wappens eine schlichte, gesunde, gleichsam urtümliche Kraft. Ausdrucksvoll sind noch die Steine vom 18. Jahrhundert, im 19. werden sie immer größer, aber auch langweiliger, gleichsam fabrikmäßiger. Diese letzte Entwicklung weisen Marksteine mit den Jahreszahlen 1824, 1841, 1854, 1869, 1888 und 1894 auf.

Wir überschreiten, das Monbachtal aufwärts gehend, die Straße Unterhaugstett-Neuhausen. Die Landesgrenze läuft hier nördlich des Maisgrabens, nahe am Neuhauser Wald Brand. Die Wiesen nördlich haben den Namen Weilergraben. Bei P. 496,5 nähert sich die Grenze wieder ganz dem Wassergraben. Die Grenzsteine stehen im Wasser. 1 km oberhalb der genannten Straße verläßt die Grenze den Wassergraben im rechten Winkel und folgt zunächst dem kleinen Wasserlauf, der von Nordosten, von dem Quellgebiet südlich des Waldes Brand bei P. 505, 3, herkommt. Wo die Grenze das in einem fast rechten Winkel von Norden kommende Bächlein verläßt, um weiter gegen Osten zu gehen, zeigt sich in den Wiesen eine 3 m breite Einsenkung, die nichts anderes sein kann, als ein eingefüllter Graben, und zugleich eine leichte, dammartige Böschung. Nach 28 m biegen Grenze und Graben in stumpfem Winkel aus der WO- in die SSW- bis NNO-Richtung um. Wir sind in den Schanzwiesen angelangt. An jener Umbiegung steht der Grenzstein Nr. 78. Wall und Graben sind in schwachen Spuren zu sehen, aber auch hier, wie schon vorher, auf württembergischem Gebiet, also östlich der Grenzsteine. Es folgen ein Grenzstein mit badischem Wappen auf der einen und württembergischem auf der andern Seite, dann der genannte Stein von 1614 mit württembergischem Wappen Nr. 80 (Abb. 2, rechts). Am Nordende der Schanzwiesen steht der Stein 82 mit Pflugschar und Jahrzahl 1788 auf der badischen Seite an der Stelle, wo die Grenze in die WO-Richtung umbiegt. Bis zum Tannwald ist sie deutlich bezeichnet durch einen Ödstreifen von 1,30 m Breite, südlich von dem ein Wassergräbchen läuft, an dessen Südrand die Grenzsteine 83 und 84 stehen. 200 m nach jener Umbiegung in die WO-Richtung tritt die Grenze in den Wald, den Tannwald, und nun setzen miteinander ein Wall und Graben, letzterer nach Westen vorgelegt und beide im Württembergischen geführt, sodaß die Grenzsteine westlich des Grabens in badischem Gebiet stehen. Es scheint, als ob von Norden her der Wall sich im Wald noch einige Meter gegen SW fortsetzt, indes der Graben bereits nach den Wiesen zu nach WSW umbiegt. Der Wall wird immer höher, der Graben immer tiefer. Wo die Linie gut erhalten ist, besteht sie aus einem Wall, der aus dem Aushub des mit spitzer Sohle angelegten Grabens aufgeschüttet ist, und einem nach

W vorgelegten Graben. Durchschnittsmaße an den best erhaltenen Stellen: Gesamtbreite von Wall und Graben 6—7, von Wall 3, von Graben 3—4 m, Wallhöhe bis zu 2 m, Grabentiefe bis zu 2 m unter dem Wallfuß. Da und dort ist der Wall stark verflacht oder auch ganz verschwunden und der Graben eingeebnet, aber beide sind noch als Feldweg oder sonst irgendwo am Bodenniveau zu erkennen. An nicht wenigen Stellen, vor allem auf M. Münklingen, ist der Landgraben vom Standpunkt der militärischen Verteidigungslinie aus unmöglich angelegt, indem er ins Tal hinunter und dann wieder hinaufsteigt und so gezogen ist, daß er von Westen, d. h. vom Feindesland her bequem eingesehen und beherrscht werden kann.

Im Tannwald M. Möttlingen ist der Landgraben zugleich Waldgrenze gegen das feuchte Gelände nordwärts. Alsdann durchschneidet er auf etwa 1400 m den Wald, dann wird er wieder Waldgrenze. Westlich P. 540,4 biegt er in fast rechtem Winkel um. Nach 500 m wendet er sich an der Stelle, wo Landesgrenze (Württemberg - Baden), Oberamtsgrenze (Calw-Leonberg) und Markungsgrenze (Möttlingen-Münklingen) sich decken, also da, wo er das O.-A. Leonberg und die M. Münklingen betritt, in stumpfem Winkel gegen NO um, eine Richtung, die er nunmehr mit einer kurzen — west-östlich gerichteten — Ausnahme (nördlich vom Jakobsbrunnen M. Münklingen) bis zur Würm beibehält. 100 m nach Verlassen des Waldes endet der Landgraben westlich auf der Höhe über Münklingen mit einem Steinriegel und ist dann abgetragen und zu Feld gemacht, aber noch kenntlich als grasiger Rain, dann als grasiger Weg, bereits hier zum Teil von W her etwas überhöht. Dann wird er richtiger Feldweg und senkt sich hinab auf die Straße Münklingen—Neuhausen, statt, was man von einer Verteidigungslinie erwarten würde, auf der Höhe zu bleiben und über den Büchelberg ins Würmtal hinabzusteigen. Nördlich dieser Straße wird sein west-östlich gerichteter Lauf auf etwa 50 m etwas unsicher, wird aber dann wieder deutlich erkennbar als Damm hoch über dem Fußweg, der nördlich der Kuppelzen zum Jakobsbrunnen herüberführt. Bei P. 499,4 unterbricht ihn ein Steinbruch samt Kalkofen, alsdann ein Weg; von da ab aber ist er, nach 300 m auf M. Hausen übertretend, ausgezeichnet als Damm mit breitem Graben auf eine weite Strecke erhalten (**Abb. 3**) und läuft in leicht schwingender Bewegung (**Abb. 4**) nach NO am Steilhang des ihn westwärts überragenden Büchelbergs hin. Hier vor allem wird klar, daß die Linie von Haus aus nicht anders denn als Landesgrenze erklärt werden kann. Der Wall ist mit Schlehen und Wacholder, z. T. auch mit richtigem Wald bestanden. Die heutige Landesgrenze läuft immer auf seiner westlichen äußeren Seite.

Unweit des P. 451,0, wo er aus dem steilgeneigten Muschelkalkgebiet (unteres Wellen-

gebirge) in den sanft abfallenden oberen Buntsandstein übertritt, hört er im Feld auf und ist in Flur „Wiesengrund“ nur noch in einem leichten Graben erhalten, wo dann 100 m südlich der Straße Hausen-Lehningen auf dem stark eingeebneten Graben ein Markstein **L**(ehningen)-**H**(ausen) 1581 sitzt (**Abb. 2**, links). Vom Damm ist nichts zu sehen, der Graben wird immer schmaler. 800 m nördlich dieser Straße sitzt am Rand dieses ganz eng gewordenen Grabens ein zweiter Markungs-Grenzstein 1581. Der Damm muß hier schon lang verschwunden sein, da an seiner Stelle ein mindestens 200 Jahre alter Birnbaum steht. Wo das Gelände wieder anfängt, sich stärker gegen N. zu senken, setzt plötzlich der breite Graben wieder ein; dort ist ein Landesgrenzstein „1866 N 2“. Er wird zum immer tieferen Graben, von den Leuten Schanzgraben genannt; bald von dichtem Buschwerk, dann von Wald bedeckt, zieht er sich über einen Steilhang bis zur Würm hinab. Der weitere Verlauf ist nicht zu sehen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß wie heute, so auch früher die Würm die Grenze gebildet, also den Landgraben ersetzt hat und zwar bis zu der Stelle, wo die Würm östlich der Frohmühle aus der SN-Richtung in die OW-Richtung umbiegt. Das geht u. a. auch daraus hervor, daß 1628 der Inhaber der Frohmühle, der Heimsheimer Bürger Dürr, über Schaden klagt, der ihm durch den Landgraben zugefügt wurde, und daß er durch einen neuen Graben die Würm wieder ihrem alten Bette zuführen will⁵. Im Zug der Landesgrenze setzt der Landgraben rechts der Würm, ostnordöstlich der Frohmühle wieder ein. Wo die alte Landesgrenze die Würm überschritten hat, ist nicht zu sagen. Der Landgraben erscheint wieder als breiter und flacher Graben und als Damm, die beide zum Teil als Weg dienen, bis dann der Graben zum Weg wird, südlich von dem der Wall als hoher Damm läuft. 330 m nach Überschreitung der — vorgeschichtlichen — Heerstraße⁶ biegt er gegenüber einem verlassenen Steinbruch fast rechtwinklig nach N um. Eine leicht erhöhte Ackergrenze ist zunächst der Rest des Walls, der dann deutlicher wird. Wall und Graben trennt eine allmählich breiter werdende Terrasse. Dort sind auf M. Heimsheim, die er nunmehr betreten hat, in Flur „Auf der Maus“ alte Grenzsteine **M**(ühlhausen)-**H**(eimsheim). Über Felder und Wiesen läuft er, wiederum einwärts der heutigen Landesgrenze, den Silberberg hinauf, auf dessen Höhe entfernt er sich von der Landesgrenze bis auf 30—40 m und winkelt dann auf ein kurzes Stück aus der Nordrichtung in die Nordostrichtung ab. Nördlich eines Feldweges, der von Heimsheim über den Silberberg nach W führt, ist der Wall besonders gut erhalten und weithin kenntlich an den Schlehenhecken und Fichtenreihen. Er senkt sich dann hinab zu einem zweiten Querweg auf der Flur „Olben“. Dann verschwindet er auf etwa 100 m

ganz und setzt dann wiederum 40 m östlich der Landesgrenze in Flur „Wädel“ ein als tiefer Graben und hohe darüber ostwärts gelegene Terrasse. Im Graben sitzt hier wiederum einer der Marksteine von 1581. Dann folgen, in den Graben eingesetzt, eine gemauerte Brunnenstube späterer Zeit, deren Wasser durch den Graben hereingeleitet wird, und wenig oberhalb 2 weitere Haufen von Steintrümmern und Ziegeln. Der Landgraben erklimmt einen Steilhang über die Terrassen hinweg und ist zunächst nur schwach als Damm und Graben zu sehen. Auf den Wiesen der Flur „Roßweide“ läuft er alsdann als Wall und Graben gut erhalten in

alten Leonberger Amtes, das sich hier seit alters gegen das Maulbronner Amt abgrenzt.

Nun nimmt die Straße nach Friolzheim eine nordnordöstliche Richtung auf; jedoch ist über den weiteren Verlauf auf M. Friolzheim und Wimsheim nichts zu sagen. Wenn er ununterbrochen weiterzog, dann kann er kaum anders gelaufen sein als im Zug der Straße nach Friolzheim, dann durch den Westteil dieses Ortes durch im Zug der Straße Friolzheim-Wimsheim, die selbst im Zug eines bereits vorgeschichtlichen Weges, des „Rheinstraße“, läuft⁷. Wenn allerdings im Jahre 1622 auf eine Klage des Markgrafen von Baden,



Abb. 3: Der Landgraben auf Markung Hausen, von NO.

einer Schwingung nach NNW, der Landesgrenze einigermaßen parallel, aber immer weiter von ihr sich entfernend, bis diese ihn dann endgültig verläßt, und zwar unweit der Markungsgrenze Heimsheim - F r i o l z h e i m. Dort bricht der Landgraben plötzlich ab, um dann kurz vor Überschreiten der Straße Heimsheim - Friolzheim als Hecke, dann nördlich dieser als Damm, der als Weg dient, sichtbar zu bleiben, bis er dann in Flur „Wanne“ da, wo er östlich P. 425,5 diese Straße wiederum erreicht, endgültig verschwindet.

Ob und wie dieses Abrücken von der Grenze mit dem Übergang von der Markung des zum alten Leonberger Amt gehörigen Heimsheim auf die Markung des zum ehemaligen Hirsauer Amt gehörigen Friolzheim zusammenhängt, wäre zu erforschen. Wimsheim, über dessen Markung er nachher läuft, gehört zum ehemaligen Amt Maulbronn; Mönshheim dagegen, über dessen Markung er sodann entlang der Grenze läuft, ist ein Teil des

der Verletzung seiner Forstrechte befürchtete, der württembergische Herzog Johann Friedrich antwortet, daß der Landgraben von Wiernsheim bis Wimsheim und Friolzheim im Leonberger Forst geführt werde⁸, so scheint dies, wie Hertlein richtig vermutet, für eine Führung östlich dieser Orte, etwa am Waldrand des Gaisbergs und Erhardberges zu sprechen. Jedoch sind keinerlei Spuren in diesen Wäldern erhalten.

Nördlich Wimsheim taucht der Landgraben in Flur „Eberhardsberg“ wieder auf und zwar in der Verlängerung eines Fuß- und dann Feldwegs, der in nord-nordöstlicher Richtung aus dem Orte hinausführt. Der Wall wird als Hecke deutlich und steigt immer höher. Weithin sind dann Damm und Graben durch Steinbrüche zerschnitten. Als dann senkt er sich ins Tal hinab und überschreitet die Oberamts-grenze und tritt auf M. W u r m b e r g. Hier geht er aus der NNO- in die NO-Richtung über, begleitet als wiederum deutlich

sichtbarer Damm den Westsaum eines kurzen Waldstückes, geht dann nochmals über ein Tal hinweg und dann hinein und hinauf in den Wald „Gödelmann“. Hier setzt er ein als hoher Damm mit einem bis zu 3 m tiefen, zum Teil in den Fels gebrochenen Graben. Bald nachdem er zu steigen anfängt, tritt er vom Oberamt Maulbronn wieder ins Oberamt Leonberg und läuft nun bis zum Schluß auf M. Mönshcim immer innerhalb der Oberamtsgrenze. Von der Straße Mönshcim-Wurmberg an ist er identisch mit der Oberamtsgrenze. Als leichter Damm läuft er durch die Felder der Flur „Hölderle“, dann als Terrasse

nun auf Markung Wiernsheim hart am Waldsaum in guter Erhaltung hinab und erreicht in Flur Raisersgrund bei P. 401,3 die Straße Wurmberg-Wiernsheim. Der Graben hört auf, noch ein kurzes Stück ist der Wall als Steinriegel erhalten. Er wird sich dann westlich vom Friedhof Wiernsheim durchs Dorf gezogen haben, wo der südwestliche Ortsteil den Namen „in der Schanz“ trägt; ebenso heißt eine Flur etwa 500 m nördlich des Ortes, direkt östlich der Straße nach Pinache, Schanz. Es folgt dieser Waldenserort Pinache, dessen Häuser sich entlang der alten Straße, die beim Abstieg zur Enz den Namen Plattensteige⁹ führt, zu beiden Sei-



Abb. 4: Der Landgraben auf Markung Hausen, von SW.

kenntlich, dann nach 300 m von der Straße an als kurzes Dammstück mit Hecken besetzt, dann als ein 10 m langer Steinlesehauften und nach 25 m wiederum als Damm (Abb. 5). Im Wald westlich P. 449 ist er wiederum sehr gut erhalten, sowohl der Damm wie der tiefe Graben am Waldsaum. In einer leichten Knickung führt er dann mitten durch dichten Wald, von Osten her überhöht, dann tritt wieder die Waldgrenze an ihn heran; er führt westlich vorbei am „Soldatenloch“, einer natürlichen Erdsenkung, die ihren Namen wohl der Lage an dem militärisch besetzten Graben verdankt, also benannt ist wohl zu einer Zeit, wo die Anlage als „Landesdefensionslinie“ gedient hat. Nach Überschreiten der Straße Mönshcim-Wiernsheim in Abteilung Schanz tritt der Wall und Graben in den Wald „Angelesbusch“, um dann nach 300 m südwestlich von P. 451,3 im rechten Winkel nach NNW umzubiegen und damit die Oberamtsgrenze und das Oberamt zu verlassen. Der Landgraben läuft

ten aufreihen. Die an die westliche Häuserreihe anschließenden Gärten zeigen fast durchweg westlich des Ortes den alten Landgraben. Nördlich der Öschelbronner Straße hört jede Spur im Feld auf. Wall und Graben setzen dann wieder ein mit Beginn des Waldes Enkertsrain und gleichzeitig der Markung Dürrmenz. Nach 500 m wird die Linie — immer Graben westwärts — geschnitten von der Querverschanzung der Eppinger Linien, welche sich von der Enz bei Lomersheim zum Kirnbach bei der Bräuningsmühle, nördlich Niefern herüberzieht. Das bald nach dieser Überschneidung folgende Hornwerk bei P. 358,7 lehnt sich mit seiner östlich vom Graben gelegenen Hälfte an unsere Befestigung an, deren Wall, zugleich als Westeinfassung des Hornwerks dienend, erhöht ist. Die Wallspuren werden immer schwächer und hören dann beim Verlassen des Waldes fast ganz auf. Im allgemeinen läuft der Wall und Graben in naher östlicher Entfernung von der genannten

Plattensteige und parallel mit ihr. Außerhalb des Waldes ist vom Wall fast nichts mehr zu sehen, sind aber die Spuren des Grabens immer wieder nachweisbar bis zu der letzten Höhe über der Enz, die er dann an der Umbiegung des Flusses aus der Ost-West- in die Süd-Nord-Richtung erreicht. Der Landgraben ging also bis zu der Enz durch. Aber, wie das Hornwerk und der Zusammenstoß mit der Eppinger Linie zeigt, ist er 1695 beim Bau dieser Anlagen in sie einbezogen und hergerichtet worden als sogenannter Lärmen- oder Bruittenweg, d. h. als Anmarschgraben von der Enz her für die Besatzung des Hornwerks. Dabei ist dann der alte Graben wesentlich vertieft worden.

Büchenbronner Höhe bis zur Enz unterhalb der Station Engelsbrand laufend, bereits im 14. Jahrh. bestand. Daran schloß sich also Anfangs des 17. Jahrh. die neue Grenze, die das Monbachtal aufwärts geht und bezeichnet ist durch den Flußlauf, dann den Wassergraben und schließlich den Landgraben. Nagold, Monbach, Maisgraben, dann Graben mit Wall bezeichnen die neue Grenze. Sie umschließt die Markungen Unterreichenbach, Dennjächt, Monakam und Unterhaugstett im ehemaligen Amt Liebenzell, heute Oberamt Calw, sodann im Oberamt Leonberg die Markungen Münklingen und Heimsheim, sowie Hausen im ehemaligen Amt Merklingen. Im Jahre 1603 hat die Abtretung stattgefunden. Noch steht



Abb. 5: Rest des Landgrabens auf Markung Mönshelm (Flur Hölderle), von N.

Was Martens, Geschichte der kriegerischen Ereignisse Württembergs S. 546 über den Landgraben als Teil der unter dem Türkenlouis angelegten Grenzdeckung von Heilbronn bis zum Schwarzwald, also als Teil der großen Landesdefensionslinie schreibt, ist nur zum geringsten Teil richtig, sofern er nur in seinem letzten Nordausläufer mit einem kleinen Stück in den Dienst dieses Werkes gestellt worden ist. Von Hause aus ist der Landgraben keine militärische Anlage gewesen, sondern eine Landesgrenze und zugleich Markungsgrenze, was er auch noch heute zu einem guten Teil ist. Die heutige Grenze zwischen Baden und Württemberg, soweit sie von der Einmündung des Monbachs bis 1 km oberhalb des Bahnhaltdepunktes Grunbach-Salmbach im Nagoldtal und zwar auf dessen rechtem Ufer verläuft, ist im Jahre 1603 geschaffen worden. Damals gab Baden an Württemberg durch Verkauf das Liebenzeller Amt ab. Dieses Amt, in das sich heute die Oberämter Calw und Neuenbürg teilen, erstreckte sich Nagoldabwärts genau bis zu dem Punkte, von dem ab die württembergisch-badische Grenze, über die

gegenüber Enzberg, am linken Ufer der Enz, der Denkstein zur Erinnerung an die durch Herzog Friedrich I. 1604 erfolgte Bereitung der Grenze (s. Metzger, Besondere Beilage des Staatsanz. 1926, S. 58 ff.; Knöllner, Unser Dürrmenz-Mühlacker S. 16, Albvereinsblätter 42, 1930, 109 f.). Die im Stuttgarter Staatsarchiv erhaltene Beschreibung des „Bezirkhs des gantzen Hertzogthums Württemberg für das vorhabendt Bereything deß Bezirkhs unseres D. H. Hertzogs“ ist leider so allgemein gehalten, daß über die Grenzziehung westlich von Dürrmenz nichts Sicheres daraus erschlossen werden kann.

Es hat einige Jahre gedauert, bis die Vermarkung der neuen Grenze durchgeführt wurde. So trägt der älteste der noch erhaltenen Grenzsteine die Jahreszahl 1614 (Abb. 2). Die an ihm angetroffenen Steine von 1581 sind alte Markungsgrenzsteine, die man da und dort stehen ließ, so die zwei genannten auf Markung Hausen (Abb. 2) und einer auf Markung Heimsheim.

Unser Landgraben wird erstmals in Urkunden der Jahre 1621/22 und 1628 — nach Mitteilung von

Prof. Ernst-Stuttgart¹⁰ — erwähnt und zwar als eine Obliegenheit des Frondienstes, von dem sich niemand, „so wegen Defension und Beschirmung des Vaterlands beschehen“, freimachen dürfe, und die bereits erwähnte Antwort des württembergischen Herzogs an den badischen Markgrafen vom Jahre 1622 weist darauf hin, daß „der Landgraben nicht kraft forstlicher, sondern landesfürstlicher Obrigkeit zur Armatur gemacht werde“; „ihn anders zu führen habe sich nicht geschickt“. Somit hat der Landgraben im 30 jährigen Kriege nicht bloß als Landesgrenze, sondern auch als Befestigung gedient, was wohl in Zusammenhang steht mit den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1621, als Württemberg infolge Besetzung der Kurpfalz durch den Spanier Spinola Kriegsschauplatz wurde und der Markgraf von Baden und sein Verbündeter, der württembergische Herzog Johann Friedrich, unglücklich gegen Tilly kämpften. Er mag dann auch in den weiteren Wirren des 30 jährigen Krieges benützt und gelegentlich ausgebaut worden sein, wie dann auch in der Zeit der Kriege gegen Ludwig XIV., wo das letzte Stück zum Lärmengraben benützt worden ist. Rätselhaft freilich bleibt noch manches, so z. B. das fehlende Mittelstück auf Markung Friolzheim und Wimsheim, wofür ich in der kurzen Beschreibung des Landgrabens in der neuen Oberamtsbeschreibung Leonberg, S. 232 ff., besonders S. 239¹¹, um Begründung mich bemüht habe, und das oben S. 364 vermutete Nordende an der Enz.

Anmerkungen:

¹ Hier sind wichtige Quellenstellen in mustergültiger Weise zusammengestellt. Diese hervorragende

Bedeutung des Schwäbischen Wörterbuches für historische Forschungen ist noch viel zu wenig bekannt und ausgenützt.

² Eine öffentliche Angelegenheit sind auch die Wassergräben, durch die Wasser aus einem größeren Gewässer in die Wiesen nach einer bestimmten Ordnung geleitet wird. Im Schwarzwald spielen sie eine besondere Rolle, sind aber auch aus dem Unterland bekannt, so z. B. aus Roigheim, O.-A. Neckarsulm (s. G. Richter, Südfränkische Heimatblätter, Beilage zur Unterländer Volkszeitung, Juli 1930).

³ Nichts ist bekannt über den als Flurnamen nachlebenden Landgraben auf M. Ingelfingen; s. Oberamtsbeschreibung Künzelsau S. 602.

⁴ Ein berühmter Landgraben ist der am Eckenbach, die alte künstliche Grenze zwischen Ober- und Unterelsaß. Dazu weist mich Friedrich Metz noch auf einen halb natürlichen, halb künstlichen Grenzgraben an der badisch-hessischen Grenze hin, der außerdem noch durch einen „Friedensdamm“ verstärkt ist.

⁵ St. Ludwigsburg 55 e (Mitteilung von V. Ernst); s. Oberamtsbeschreibung Leonberg, 1930, S. 771.

⁶ Hertlein, Fundb. aus Schwaben, N.F. II, 59, gibt Näheres über diesen Straßenzug Pforzheim-Weil der Stadt-Herrenberg.

⁷ S. Hertlein, Fundb. aus Schwaben N.F. II, 59.

⁸ St. Ludwigsburg, K. VII, 38, Nr. 31 (Mitt. von Ernst); s. Oberamtsbeschreibung Leonberg S. 279 und Anm. 76.

⁹ Vgl. Hertlein, Fundb. aus Schwaben N.F. II, 59.

¹⁰ Näheres s. bei Ernst in der September 1930 erschienenen Oberamtsbeschreibung Leonberg S. 279 und Anm. 76. — Die dort genannten Landgräben bei Merklingen (1477) und Renningen (1590) haben mit dieser Länderlinie nichts zu tun, sondern gehören zu den oben S. 355 f. behandelten Anlagen (Korrekturzusatz).

¹¹ Dasselbst auch Einzeichnung des Landgrabens in der beigegebenen archäologischen Karte.

TECHNISCHE BEOBACHTUNGEN AN DER MAINZER ADLERFIBEL

VON PETER THADDÄUS KESSLER, MAINZ

Die Mainzer Adlerfibel! „Nach Zeichnung und Farbengebung wohl das vornehmste Schmuckstück aus dem hohen Mittelalter.“ Dieses leuchtende Juwel aus einem wundervollen Schatzfund, den man im alten Mainz, in der Schustergasse, im Jahre 1880 beim Kanalbau in der Nische eines bloßgelegten Kellermäuerchens entdeckte. Er trägt heute den stolzen Namen eines Schmuckes aus dem Hausschatz der Kaiserin Gisela, der Gemahlin Konrads II. Das Kunstgew.-Museum in Berlin birgt den prächtigen Salierschatz, der auf dem Wege durch Privatsammlungen 1912 als Geschenk Kaiser Wilhelms II. dorthin gelangte. Doch ihm fehlt dort etwas, das „vornehmste Schmuckstück“, unsre Mainzer Adlerfibel. Man konnte sie damals durch einen günstigen Zufall vor der Verschleppung retten. Das Altertumsmuseum der Stadt, deren Boden diese Schätze jahrhundertlang barg, bewahrt sie auf.

Nach der künstlerischen und kunsthistorischen Seite hin hat unsere Fibel eingehende Würdigung schon gefunden. Gleich nach ihrem Fund brachte sie Prälat Friedrich Schneider den Fachgelehrten zur Kenntnis in den Bonner Jahrbüchern, Bd. 69, 1880. Bibliothekar Dr. W. Velke legte sie in der Zeitschrift des Vereins für rhein. Geschichte und Altertümer, Bd. III, einem größeren Kreise vor. Geh.-Rat Otto von Falke, der mit der Veröffentlichung des Gesamtfundes nach dessen Eintreffen im Berliner Museum betraut war, hat in dem Werke: „Der Mainzer Goldschmuck aus dem Hausschatz der Kaiserin Gisela“, Berlin 1913, unser Juwel in dem Kreis seiner mitgefundenen Schwestern, den wundervollen Goldgehängen und Ketten, den Broschen, Tasseln, Ohrringen und Fingerringen mit ihrer Fülle von Edelsteinen, Perlen, antiken Gemmen und Schmelzwerken köstliche Auferstehung feiern lassen.

In den nachfolgenden Zeilen will der Verfasser technische Beobachtungen niederlegen, die er an dem Stücke in ausgiebigstem Maße machen durfte. Im Verein mit früher schon getätigten Feststellungen mögen sie auf der Suche nach der Werkstatt Wegweiser sein und Zusammenhänge mit den übrigen bekannten Emailerzeugnissen dieser Epoche finden helfen.

Die Unterlagplatte. Als Unterlage und Rückseite der Fibel diente eine geschlagene Goldplatte von etwa $\frac{1}{5}$ mm Stärke. Ihre Oberflächen

sind nicht ebenmäßig oder gar glanzpoliert, sondern zeigen noch die Schlagspuren. Auf der Mitte der Unterseite weist ein vertiefter Fußpunkt auf Zirkelschlag hin, so daß man eine kreisrunde Scheibe als Form annehmen kann. Ihr Durchmesser war etwas größer als der des Schmuckstückes. Nur am Kopfteil reichte sie nicht aus. Hier finden wir ein kleineres Stück nachträglich angeschweißt (Abb. 1 u. Abb. 4, 3). Auf der Rückseite sind leichte Eindellungen an den Stellen erkennbar, wo auf der Vorderseite die Kasten sitzen. Sie sind wohl bei dem Auflöten der Kastenwände, durch stärkeren Druck auf diese, entstanden. Verschiedene Kritzer auf der Unterfläche haben keinerlei Bedeutung.

Auf der Vorder- oder Oberseite dieser Platte, 9,7 cm hoch und 9,3 cm breit, ist unter Zuhilfenahme einer schwach vorgerissenen Zeichnung der eigentliche Schmuck aufgebaut, der Adler und der ihn umgebende Blütenkranz. Erst nachdem alles aufgelötet war, wurde die à jour-Arbeit an der Unterlage mit messerartigem Werkzeug vorgenommen: das Ornament durchbrochen, die Silhouette des streng stilisierten Adlers freigelegt. Dabei wurde die Außenkontur der Platte neubeschnitten. Von Belang sind die kleinen Zacken, die an ihrem Rand durch kurze Messerschnitte entstanden, und die jetzt — umgebogen — mit als Haften für den um das Ganze außen umlaufenden Perldraht dienen (Abb. 1 und Abb. 4, bei 5, 6 und 7).

Adler und Schmuckkranz. Zunächst setzte der Künstler mit einem 9 mm hohen, dünnen, hochkantgestellten Goldblechband, über das oberhalb der Mittellinie ein schon vorher aufgelöteter Perldraht herlief, die Umrisse des Adlerkörpers fest. Am Schwanzende schloß dieses Band mit Überplattung (Abb. 4, 5). Beim Halsabschluß und oberhalb des ovalen Schwanzgrundes trennte je ein Bandstück als Querleiste den Adlerleib nach oben und unten ab. Zwei in den oberen Ecken des Kästchens festgelötete Perldrahtstücke festigten den Querriegel. Sie führen nur bis zum oberen Drittel der Kastenhöhe (Abb. 4, 1). Das gleiche Verfahren schuf die Flügelkasten (Abb. 4, 4). Die Höhe des Bandes zählt hier 6 mm. Es trägt ebenfalls einen vorher über der Bandmitte aufgesetzten Perldraht. Beide Flügelkasten stoßen offen unterhalb des um den Adlerkörper hinziehenden Filigrandrahtes an. Zur Verkleidung der hier auftretenden senkrechten Lotstellen hat man Gold-

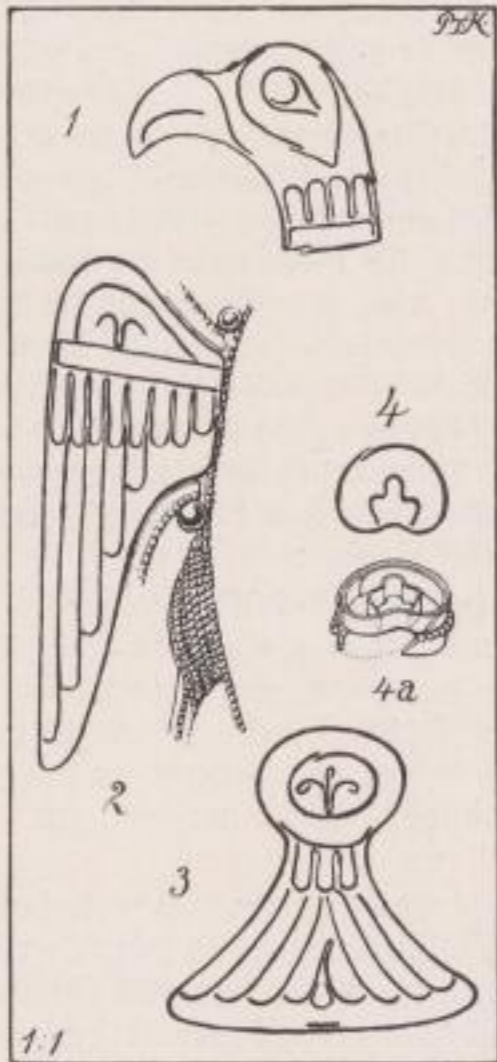


Abb. 2.



Abb. 1.

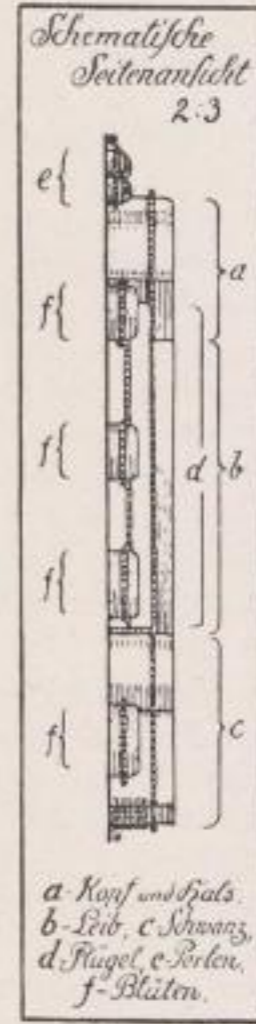


Abb. 3.

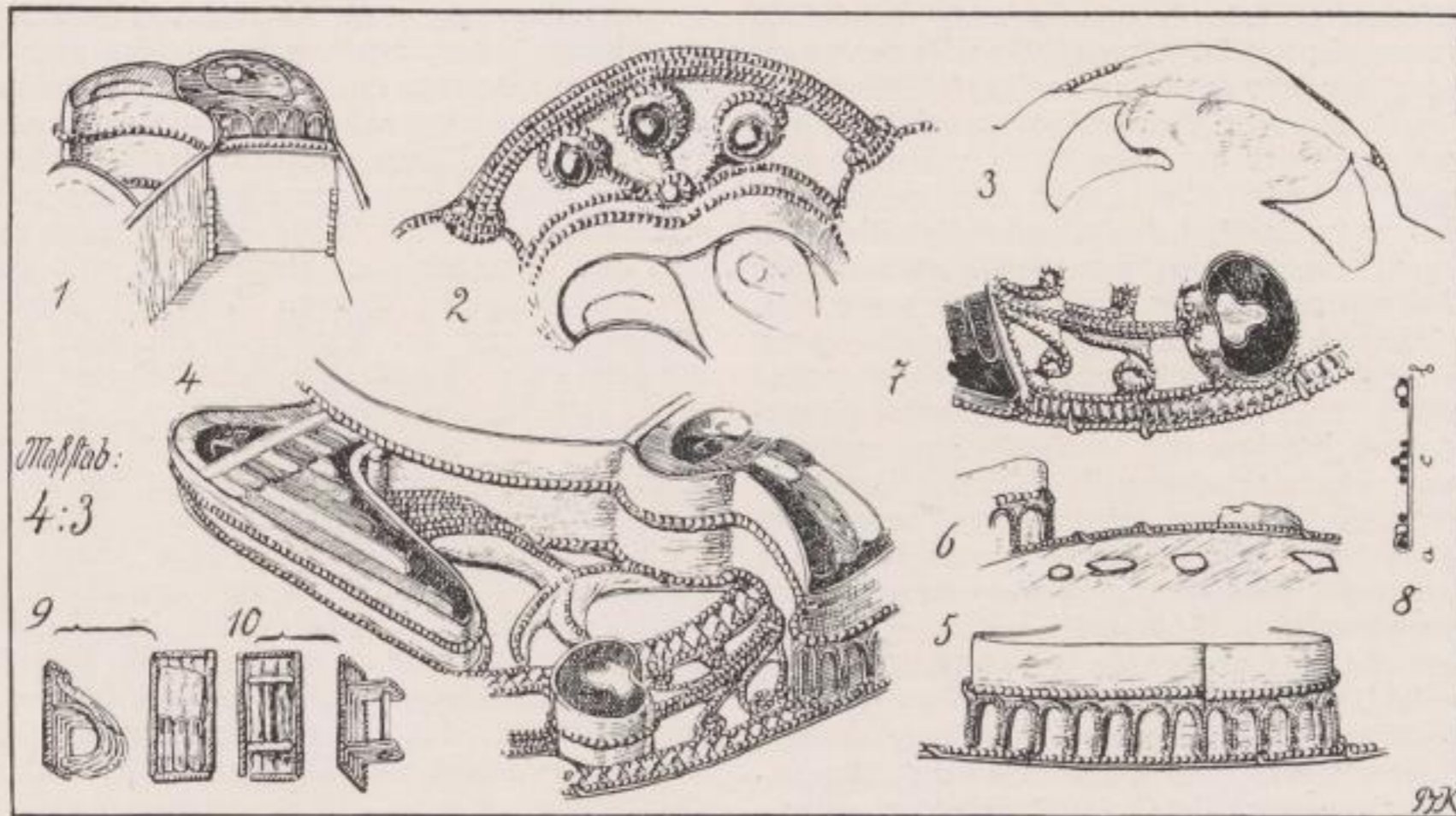


Abb. 4.

bandzylinderchen gewählt, deren obere Öffnung mit je einer kleinen Goldperle geschlossen ist (**Abb. 2, 2** und **Abb. 4, 4**).

In die so geschaffenen Kästen für Adlerkopf, Flügel und Schwanz setzen sich niedrigere Emailkästchen oder Kapseln von etwa 1,5—1,75 mm Höhe ein. Halt und Stütze finden sie etwas an einer schwachen Kante, die auf der Innenseite der Wandungen beim Auflöten des obenerwähnten Perldrahtes ein wenig heraustritt; ferner an der Kittmasse, mit der die Hohlräume unter den Kästchen ausgefüllt waren (**Abb. 2, 4 a**). Das Herausfallen der Emailkapseln wurde durch leichtes Umschlagen des Randes der Kastenwände verhütet. Über die farbenreichen Emailleinsätze, sowie über die Ausgestaltung des Adlerkörpers wird unten noch die Rede sein.

In den Winkeln zwischen Körper und Flügeln sitzen die gedrungenen Beine. Schenkel, Lauf und die drei Zehen sind aus dünnem Goldblech hohlgetrieben und auf die Unterlage festgelötet. Über die Schenkel sind 7 Filigrandrähte, gleichlaufend mit der Körperkontur, aufgesetzt. Sie stellen die Befiederung des Beines dar. Lauf und Zehen tragen zur stärkeren Linienbetonung je einen Perldrahtstreifen auf der Hochkante (**Abb. 4, 4**). Als Abschlußzierde des Fächerschwanzes liegt auf der nach unten gerichteten Kastenseite ein Wellband: hochkantstehender $\frac{3}{4}$ mm hoher Steg, dessen Oberkante in schiefer Richtung gerippt ist und dadurch wie ein Perldraht wirkt.

Um die Figur des Adlers hat der Künstler einen kreisförmigen, offenen Kranz geschaffen, auf dessen Innenrand sich die Flügel und Füße stützen und auf dem der Schwanz des Vogels aufliegt. Der Adlerkopf sitzt zwischen den beiden gerundeten Endigungen des Kranzes. Diese Stelle verlangte eine besondere künstlerische Lösung. Der in lebhafter Farbe prangende Kopf durfte nicht offen über den goldenen Kranz hinausragen, mußte vielmehr für das Auge in den ganzen Schmuck einbezogen bleiben. Der Künstler schuf daher eine Bekrönung, die den Adlerkopf noch besonders hervorhob, andererseits — über ihn hinweg — die beiden Kranzendingungen brückenartig verband. Drei gestielte Blüten wachsen aus einem Punkte über der Stirne empor. Die Unterlage ist zwischen ihnen nicht ausgeschnitten. Über sie hinweg, von Kranzende zu Kranzende, läuft ein flacher Bogen aus dreifach gelegtem Perldraht (**Abb. 4, 2**).

Der Schmuckkranz ist folgendermaßen hergestellt. Auf beiden Seiten des Adlers sitzen in regelmäßigen Abständen je vier Blüten, kleine, nierenförmige, durch einen in etwa halber Höhe umlaufenden, geperlten Golddraht etwas eingeschnürte Kästchen, die zur Aufnahme der Emailkapseln bestimmt sind. Zwischen den Blüten läuft als Mittelstab des Kranzes und zugleich als Stiel jeder Blüte ein dreifach gelegter Filigrandraht. Von ihm gehen

nach beiden Seiten hin zwischen den Blüten je zwei und zwei Perldrahtranken. In den abgerundeten Kranzendingungen löst er sich in eine ovale Schlinge und zwei seitliche Ranken auf. Beiderseits der Blüten und dieser Ranken säumt ein schmales Band den Kranz, das zwischen zwei Filigrandrähten noch ein gewelltes Goldblechstreifen von 1 mm Breite zeigt. Die Anordnung der Filigranarbeit des Kranzes zeigt das Schema **Abb. 4, 8**: bei a Schnitt durch die beiden Drähte, zwischen ihnen das Wellband (sichtbar ist hier noch eine jener von der Unterlagplatte als Hafte abgezweigten Spitzen); bei b Schnitt durch den Innensaum des Kranzes (wie bei a); bei c Schnitt durch den Mittelstab und die abzweigenden kleinen Ranken.

Nach Fertigstellung aller Auflötarbeiten wurden die Lotstellen am Fuß der sog. Kästen — bei Kopf, Leib, Flügeln und Schwanz des Adlers — mit Perldrahtstücken verdeckt. Ein Längsschnitt durch das Ganze (**Abb. 3**) bringt das Verhältnis der verschiedenen Kastenhöhen zu einander zur Anschauung.

Die Emailausstattung. Wir haben es hier mit einer Zellschmelzarbeit zu tun. Zunächst wurden die kleinen Einsatzkästchen aus Goldblech hergestellt, 1,5—1,75 mm hohe Streifen bilden die Wandung, die auf dünner Goldunterlage aufsitzt. Bei unsrer Fibel benötigte man zwölf solcher Einsätze: Kopf und Hals, Schwanz, zwei Flügel und acht Blüten. **Abb. 2, 1—4** bringt sie und ihre Einrichtung in schematischer Darstellung. Bei 1 bilden drei Stege, wie angedeutet, die Wandung, bei 2 ist die Wandung in der Mitte des Flügelansatzes geschlossen (überplattet), bei 3 in der Mitte der Unterseite (Stoßfuge mit besonderer Überplattung) und bei 4 wechselnd an verschiedenen Stellen (überplattet). Dünne, hochkantgestellte, festgelötete Goldstege teilen nun diese Einsätze in verschiedene Zellen oder bilden Schmucklinien innerhalb der Zellen, die zur Aufnahme der pulverisierten Schmelzfarben dienen. **Abb. 2, 1** zeigt die Zellenanordnung des Kopfeinsatzes. Hier finden wir neun Zellen: eine für den Schnabel, eine für den Kopf, zwei für das Auge, vier für die Halsfedern und eine für den Halsstreifen. Schmuckstege deuten hier die Schnabelöffnung und den äußeren Augenumriß an. Bei den beiden Flügeleinsätzen (2) zählt man 16 (bzw. 17) Zellen. Ein Schmucksteg zierte als kleine Blüte den oberen Flügelteil. 15 Einzelzellen bilden die zwei Teile des Schwanzstücks, den Federfächer und das ovale Zwischenstück zwischen diesem und dem Adlerkörper (3); auch hier deutet bei letzterem ein Steg das blütenförmige Ornament an. Die Kranzblüten (4) sind zweizellig.

Die Zellen wurden mit der breiähnlichen Emailfarbe gefüllt und diese geschmolzen. Schliff und Politur brachten dem Zellschmuck Feuer und Glanz. Schmelzpolitur liegt nicht vor. Die Einsätze

werden nun in die dazu bestimmten Kasten eingefügt, nachdem, wie oben gesagt, eine Kittmasse den unteren Teil derselben ausfüllt (Abb. 2, 4 a).

Von den Kopfblüten, dunkelblauen Saphiren, fehlte eine, die vordere über dem Schnabel. Heute ist sie neu ersetzt. Die mittlere ist fast schwarzblau. Die Perlen sitzen in Kapseln, deren Rand sich nach innen legt. Die Blüten selbst wachsen aus einem Punkte heraus, der durch eine filigranumfaßte Goldperle betont erscheint.

Der heraldisch nach rechts schauende Kopf des Adlers ist in durchschimmerndem Dunkelblau gehalten. Der Augapfel ist opak weiß, der Augwinkel durchsichtig smaragdgrün, der Schnabel opak gelb. Die aus türkisblauem Querband aufsteigenden Halsfedern schimmern smaragdgrün.

Schmuckes lag sie schon vor. Gerüchte, die von dem Vorhandensein einer dazugehörigen Schmelzplatte reden, haben sich jetzt als nicht zutreffend herausgestellt. Es scheint jedoch nicht ausgeschlossen, daß schon in alter Zeit hier eine Änderung vorgenommen wurde beim Verlust eines Emaileinsatzes. Die ovale Platte trägt ein sog. Schuppenmuster. Die Schuppen sind leicht punktiert und mit einem glatten Band umgeben. Die Gravierung ist freihändig, nicht mit dem Zirkel vorgenommen. Das Ganze umgibt wieder ein glatter Saum. Die Farbe des Goldes erscheint etwas gelber, wie jene des hier sonst verwandten Metalls. Es ist „Mattgold“.

Am Halsgrund liegt ein schmaler Goldsteg mit geperlter Mittellinie flach als Brücke. Er und ein



Abb. 5.

Als Flügel Farben und Töne der Schwanzfedern sind abwechselnd verwandt: opakes Weiß und Türkisblau, sowie durchsichtiges Smaragdgrün, durchscheinendes Dunkelblau und dunkleres Grün.

Die Blüten des Schmuckkranzes zeigen alle smaragdgrünen Grund um ein undurchsichtiges, weißes Herzstück.

Der Reichtum der Farben in Verbindung mit dem warmen Goldton der Stege, der Filigranarbeit und der goldenen Brustplatte, von der noch unten die Rede sein wird, machen heute einen wunderbaren Eindruck. Es ist keine Spur von Zerstörung zu entdecken. Was bei den Farben hie und da blasig und neblig erscheint, war offenbar schon beim Entstehen des Schmuckstückes vorhanden.

Anordnung und Tonwerte der Farben sind auf **Tafel 48** bestmöglichst durch Vierfarbendruck wiedergegeben¹.

Nun zum Mittelstück des Adlerkörpers! Immer wieder sind die Fragen aufgetaucht: War die, heute in der Höhe des Kastenrandes liegende, mit Gravierung gezierte Brustplatte schon ursprünglich unverhüllt der Schmuck des Adlerleibes? Lag sie ehemals tiefer, etwa in halber Höhe, und war sie mit Schmelzwerk überkleidet? Die Goldplatte ist sicher alte Arbeit. Beim Auftauchen des

Perldrahtstück über dem Ovale des Schwanzes, sowie der ganz wenig umgekannte Kastenrand schützen die Platte vor dem Herausfallen.

Vorrichtung zum Befestigen der Fibel und anderes. Auf der Rückseite der Fibel oberhalb der Mitte, über den Stellen beider Flügelansätze befinden sich die Reste der Befestigungsnadel: Federrollenhalter und Nadelöse, 16 mm von einander entfernt (Abb. 1 und Abb. 4, 9 und 10). Beide Teile sind aus gewelltem, kräftigem Band durch mehrfaches Umbiegen hergestellt. Ihre Standflächen säumen je vier kurze gedrehte Drahtteilchen. Das bei 9 besonders aufgelegte Bandstückchen dient als verstrebbende Festigung des Ösehakens. Von der Nadel selbst ist keine Spur vorhanden.

Der verwendete Perldraht zeigt deutlich zwei verschiedene Stärken. Den Durchschnitt von nicht ganz 1 mm (mit 7 Perlen auf 5 mm Länge) erreicht er bei der um den Adlerkörper laufenden Mittellinie; 0,5 mm stark (mit 9 Perlen auf 5 mm Länge) ist der an den übrigen Stellen verwandte. Hergestellt sind die Perldrähte mit einer besonderen Prägezange. Hie und da erkennt man Duplierungen; Endteile der fertigen Stücke sind durch Unachtsamkeit des Arbeiters nochmals zwischen die Zangenkliefer geraten.

Der Wellenbandstreifen des Filigrankranzes ist unregelmäßig zugeschnitten, er zeigt verschiedene Breiten. Auch die Art seiner Wellung ist nicht überall die gleiche. Kleine Verschiebungen in den Längen und der Richtung sind hier beim Auflöten entstanden.

Als **Abb. 5** sei hier der im Jahre 1904 in Mainz bei einem Neubau am Flachsmarkt, 65 m vom Fundplatz des Schatzes entfernt, zutage geförderte mondsichelförmige **O h r r i n g** gebracht. Zum ersten Male wurde das Stück durch Lindenschmit in der Museographie der Westd. Zeitschrift XXIII, 1904, S. 354 und Taf. VI, 1, 1a und 1b veröffentlicht. Es ist unter Berücksichtigung der mittelalterlichen Eigentumsverhältnisse in dem erwähnten Stadtteil anzunehmen, daß er auch zu dem „Giselaschmuck“ gehört. Otto v. Falke hat an der Hand der vorliegenden gemeinsamen Eigentümlichkeiten, der so außerordentlich feinen Filigranarbeit, der Granulation, der Steinfassungen auf diese Zusammengehörigkeit hingewiesen (siehe v. Falke, a. a. O. S. 26 und Abb. 22, sowie Rosenberg, Gesch. d. Goldschmiedekunst, Abt. Granulation, S. 141 ff. u. Abb. 252, 253).

Auch ein drittes Schmuckstück aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts, das im Mainzer Altertums-museum aufbewahrt ist, möge der Vollständigkeit halber hier genannt werden (**Abb. 6**). Es ist eine goldne **Vorsteck(?)**-Nadel mit einer gefaßten Granatschale in der Mitte und sechs (leeren) Kapseln. Gefunden wurde sie 1921 im Nordwest-Ende der Stadt, weit von vorgenannten Fundplätzen weg, in freier Erde. Woher diese Erde vor Jahren zur Auffüllung des tiefergelegenen „Gartenfeld“-Geländes gebracht worden war, konnte natürlich nicht mehr festgestellt werden (siehe auch Mainzer Zeitschr. XVII—XIX, S. 52, Abb. 22). Material und Technik sprechen für die Datierung.

Damit schließe ich die Zeilen. Mögen sie dem gedachten Zwecke dienen, aber auch dem Ge-
feierten eine kleine Freude bereiten.

Anmerkung:

¹ Die Aufnahmen für den Vierfarbendruck und den Druck der Tafel 48 besorgte das Druckhaus Karl Theyer-Mainz.

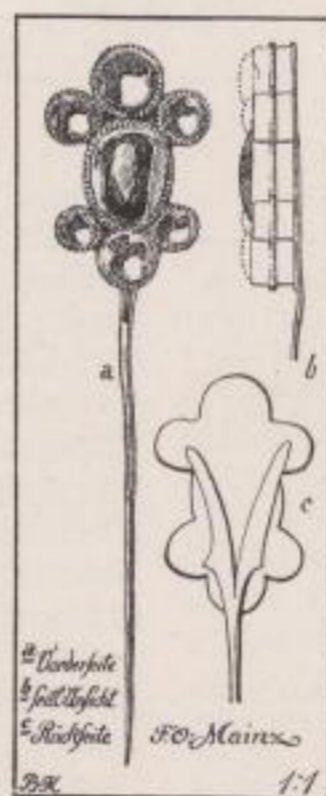


Abb. 6.

BERICHTIGUNGEN UND NACHTRÄGE

Zu Seite 77: KONRAD HÖRMANN statt KARL HÖRMANN.

Zu Seite 146 ff. (AUFSATZ GUMMEL):

Statt der als Photos eingereichten Abbildungen wurden (mit meiner Einwilligung) in Mainz Zeichnungen davon angefertigt. Dadurch stimmen — begreiflicherweise — Beschreibung und Abbildung bisweilen nicht ganz überein. Dazu folgendes: 2 hat Kerben auf dem Rande, 5 gekreuzte Linien auf dem ganzen Unterteil, bei 7 ist der Hals oben und unten deutlicher begrenzt, bei 14 ist Ausbauchung (wenn auch nur ganz schwach) angedeutet, 23 ist nicht ausgebaucht, sondern hat deutlichen Umbruch, bei 39 ist durch eine Rille auf dem Ober- teil eine „Schulter“ vorgetäuscht, bei 42 ist der „Rand“ deutlicher, bei 50 bis 54 sind die Schultern deutlicher, bei 51 der Hals schärfer, bei 54 weniger scharf, bei 58 bis 60 schärfer, bei 73 weniger scharf abgesetzt, 74 hat ziemlich scharfen Umbruch, auch bei 75 und 76 sind die Schultern etwas deutlicher, 77 hat scharfen Umbruch.

Gummel.

Zu Seite 288 (AUFSATZ BEHRENS):

Nr. 22 a. Völklingen, Saargebiet: Der Fundort heißt vielmehr Folklingen, Kr. Forbach (Lothringen) und müßte also als Nr. 14 a eingereiht werden. Die Eintragung auf der Verbreitungskarte Abb. 1 ist $\frac{1}{2}$ mm nach Süden zu rücken.

Behrens.

Zu Seite 341, Anm. 17 (AUFSATZ BIERBAUM):

Bei der Korrektur stelle ich eben an den Unterlagen im Archiv fest, daß das gedrehte Gefäß gar nicht von Pegau stammt. Es gehört auf die Flur Elstertrebnitz. Der Fundort Pegau scheidet für die Völkerwanderungszeit aus; er ist durch Elstertrebnitz zu ersetzen. Das Skelettgräberfeld von Elstertrebnitz reicht damit bis ins 6. Jahrhundert und nähert sich stark Obermöllern.

Bierbaum.

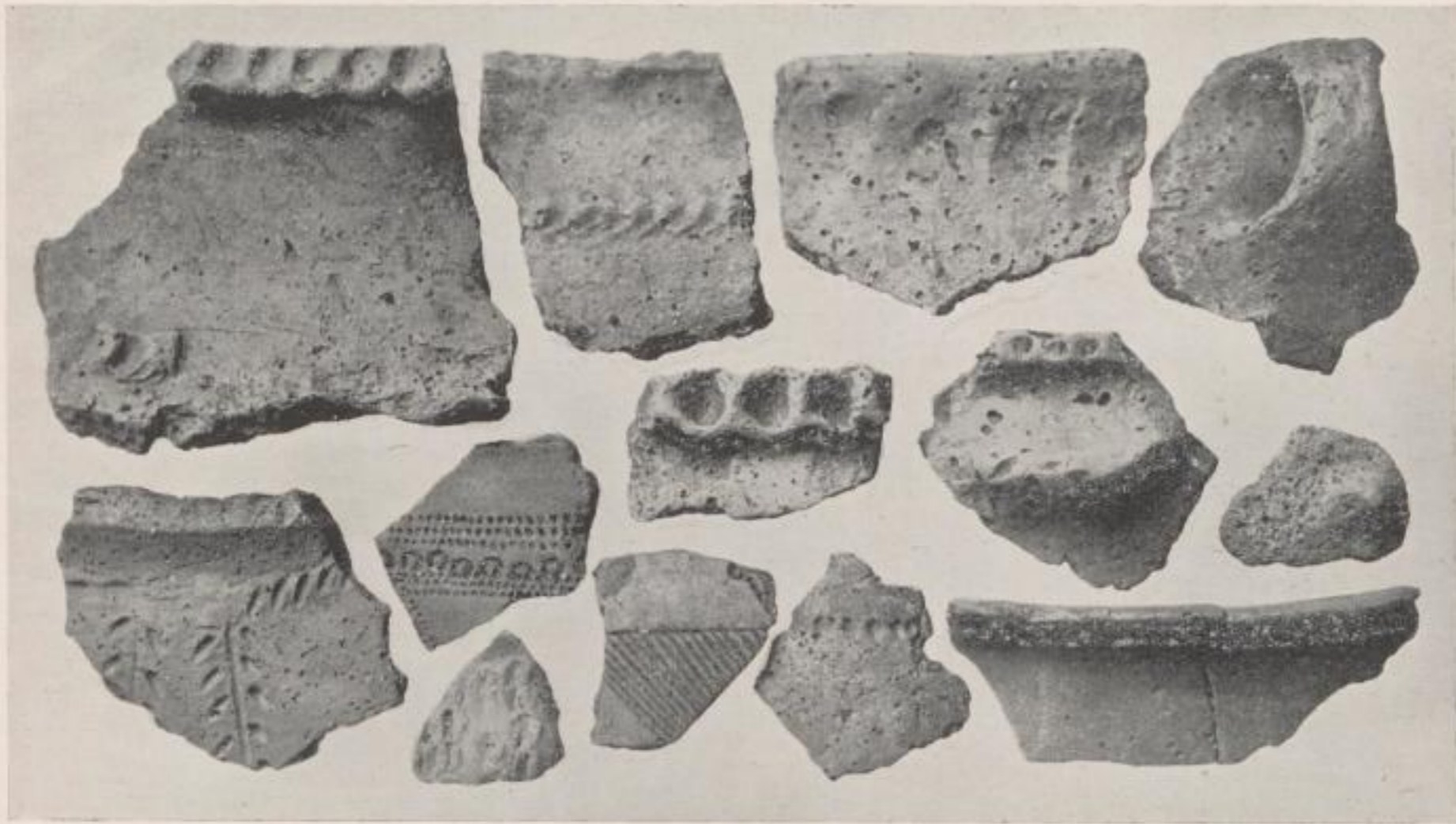
VERZEICHNIS DER MITARBEITER

	Seite		Seite
Baum-Ulm	351	Kühn-Köln	343
Behn-Mainz	178	Kunkel-Stettin	323
Behrens-Mainz	285	Kupka-Stendal	98
Bersu-Frankfurt a. M.	156	Kutsch-Wiesbaden	270
Bierbaum-Dresden	337	Lammerer-München	195
Birkner-München	96	Langewiesche-Bünde i. W.	160
Curschmann-Mainz	21	Ledroit-Mainz	1
Deecke-Freiburg i. Br.	16	Lippold-Erlangen	199
Feigel-Darmstadt	280	Loeschcke-Trier	73
Finke-Heidelberg	13	v. Merhart-Marburg/Lahn	116
Fremersdorf-Köln	295	Neugebauer-Berlin	233
Frickhinger-Nördlingen	62	Oxé-Krefeld	301
Goeßler-Stuttgart	355	Petzsch-Greifswald	56
Gündel-Frankfurt a. M.	260	Rademacher-Köln	162
Günther-Koblenz	137	Reinecke-München	107
Gummel-Osnabrück	146	Reinerth-Tübingen	91
Gutmann-Breisach	35	Schmidt-Dresden	332
Herzog-Gießen	207	Schmidtgen-Mainz	88
Hock-Würzburg	80	Schröder-Göttingen	84
Hörmann-Nürnberg	77	Schrohe-Mainz	8
Hofmann-Heidelberg	238	Schuchhardt-Berlin	184
Jacob-Friesen-Hannover	141	Schulz-Halle/Saale	319
Jacobi-Homburg v. d. H.	213	Schwantes-Kiel	316
Jacobsthal-Marburg/Lahn	189	Seeger-Breslau	3
Jahn-Breslau	282	Sprater-Speier	265
Keßler-Mainz	366	Sprockhoff-Mainz	122
Keune-Trier	254	Steiner-Trier	166
Kiekebusch-Berlin	67	Unverzagt-Berlin	314
Klenk-Mainz	210	Volbach-Berlin	329
Knorr-Stuttgart	309	Wagner-München	53
Kraft-Freiburg i. Br.	47	Zahn-Berlin	202
Krüger-Trier	249		

TAFELN 2—48

(Tafel 1 vor Seite 1)

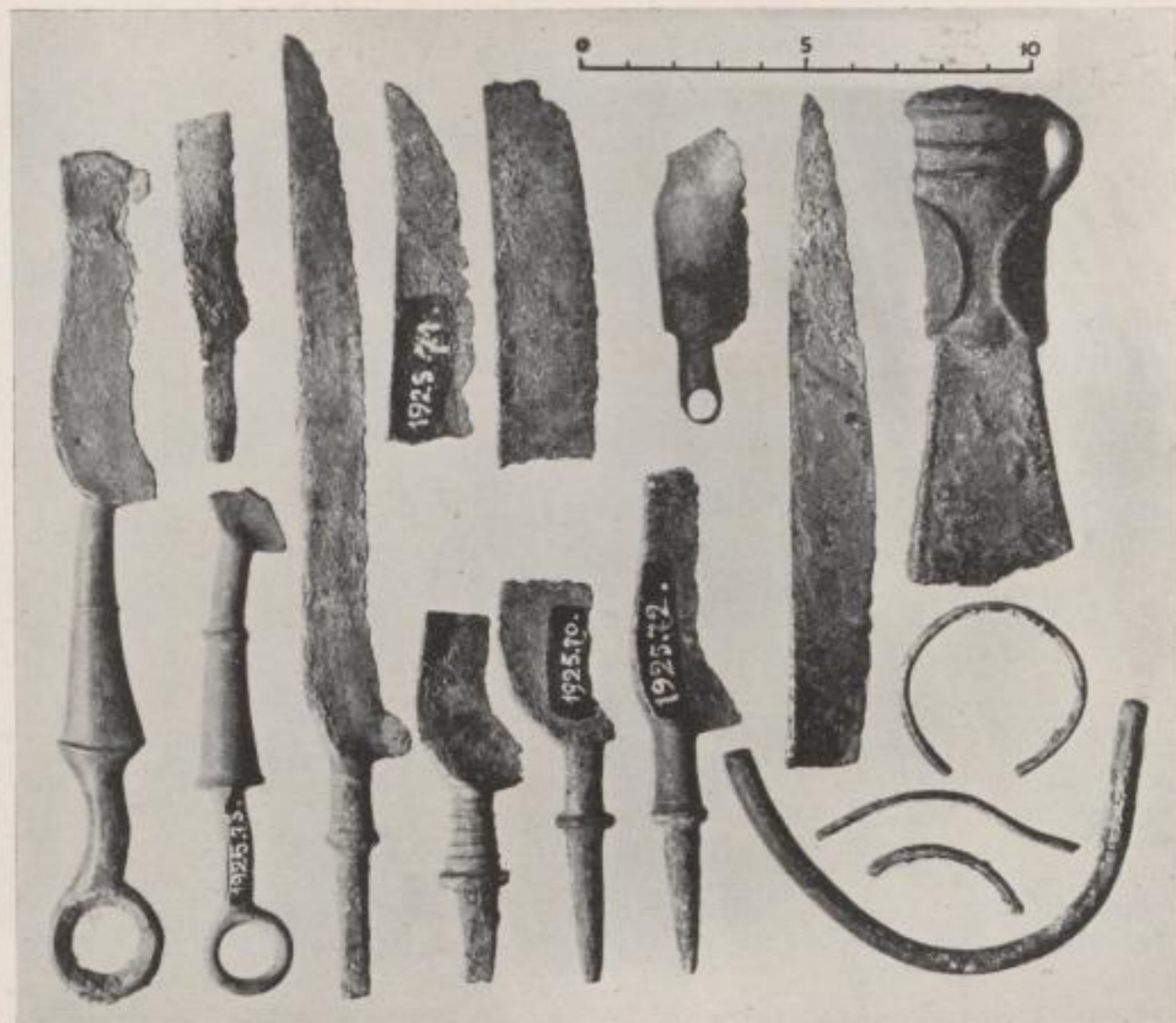




A: Gefäßscherben vom Wasserfeldbühel bei Oberaudorf.



B: Bronzebeil vom Steinberg, Gem. Roßholzen.



C: Bronzen aus Urnenbrandgräbern von Bayerisch-Gmain.





A: Bronzen aus dem Depotfund von Weidachwies.



B: Bronzen aus dem Depotfund von Weidachwies.





A: Frankenhaus (3) mit drei Herdstellen über spätrömischem Apsisbau (2) und frühromischem Tempel (1).

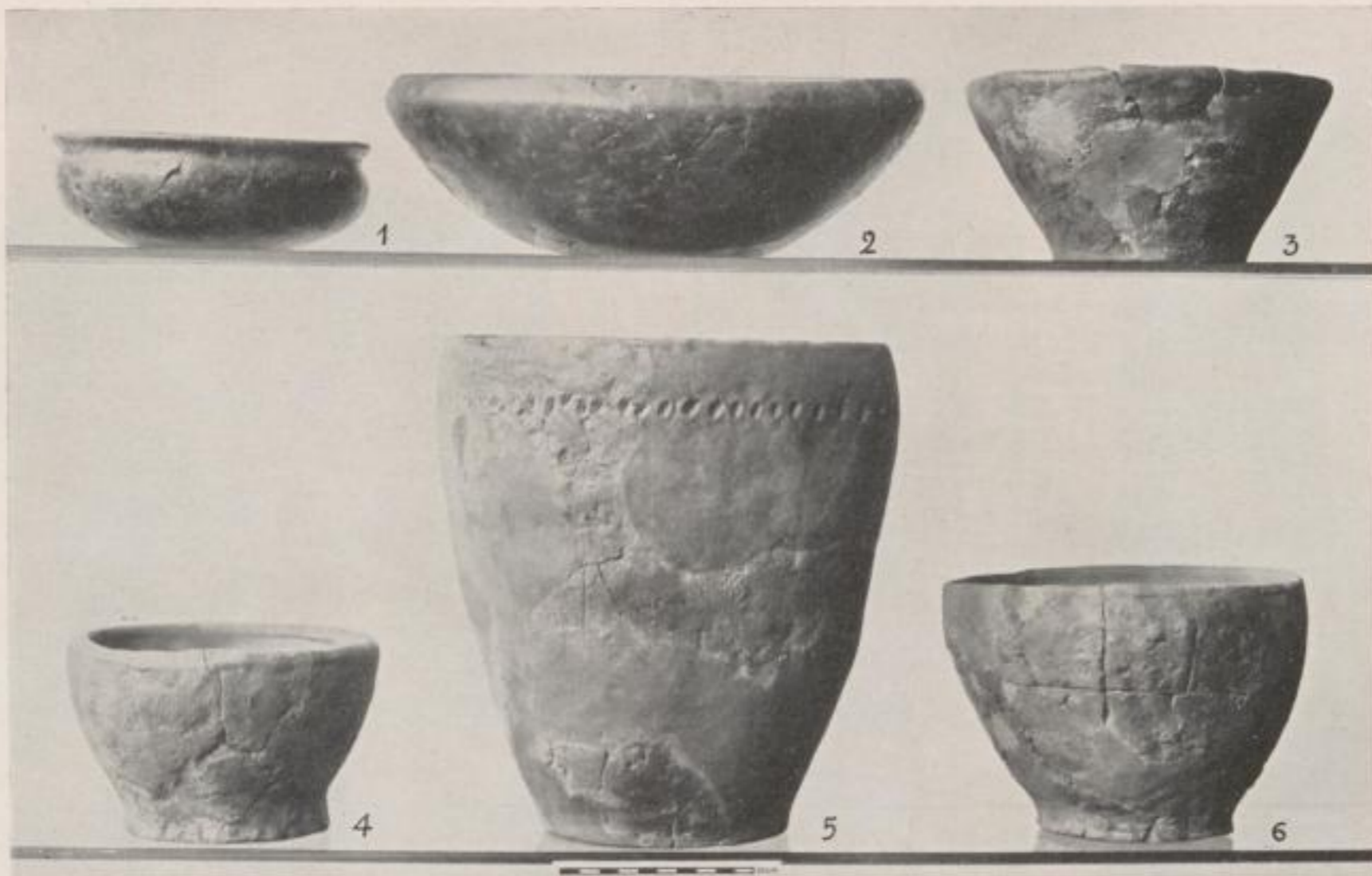


B: Vorrömische Pfostenlöcher unter der Höhe der römischen Steinkapelle



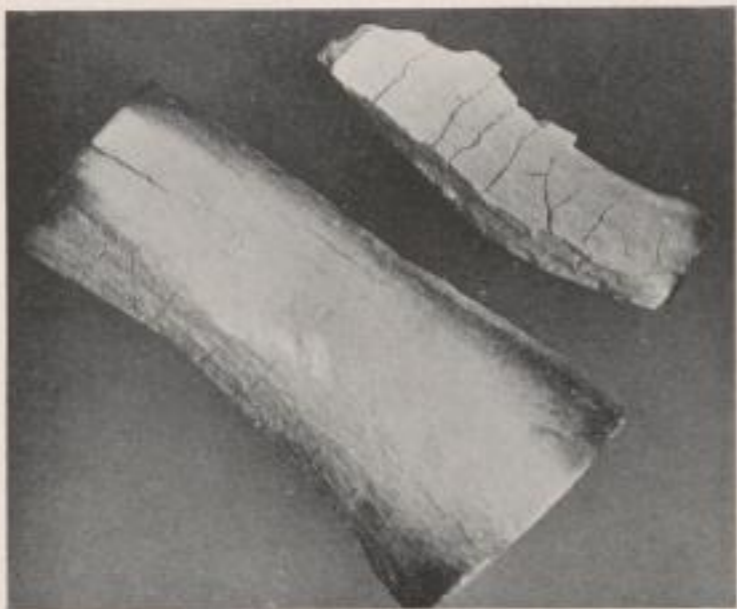


A: Pfostenlöcher von einem vorrömischen Achteckbau.

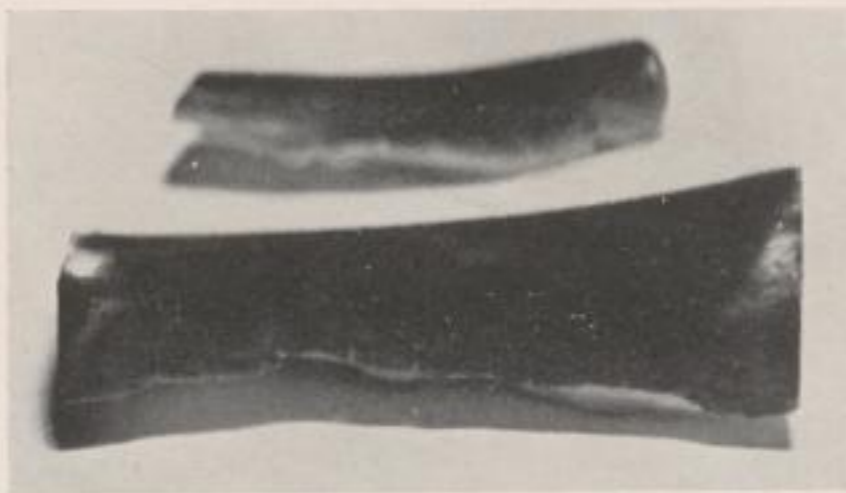


B: La-Tène-Gefäße.





A: Tageslicht-Photographie; rezente Rinderknochen, stark gebrannt.



B: Dieselben Knochen wie A unter der Quarzlampe.



C: Tageslicht-Photographie; Knochen aus dem Hallstatt D-Grab Münzinghof.



E: Tageslicht-Photographie; Knochen einer Steinzeitliche (Weimar).

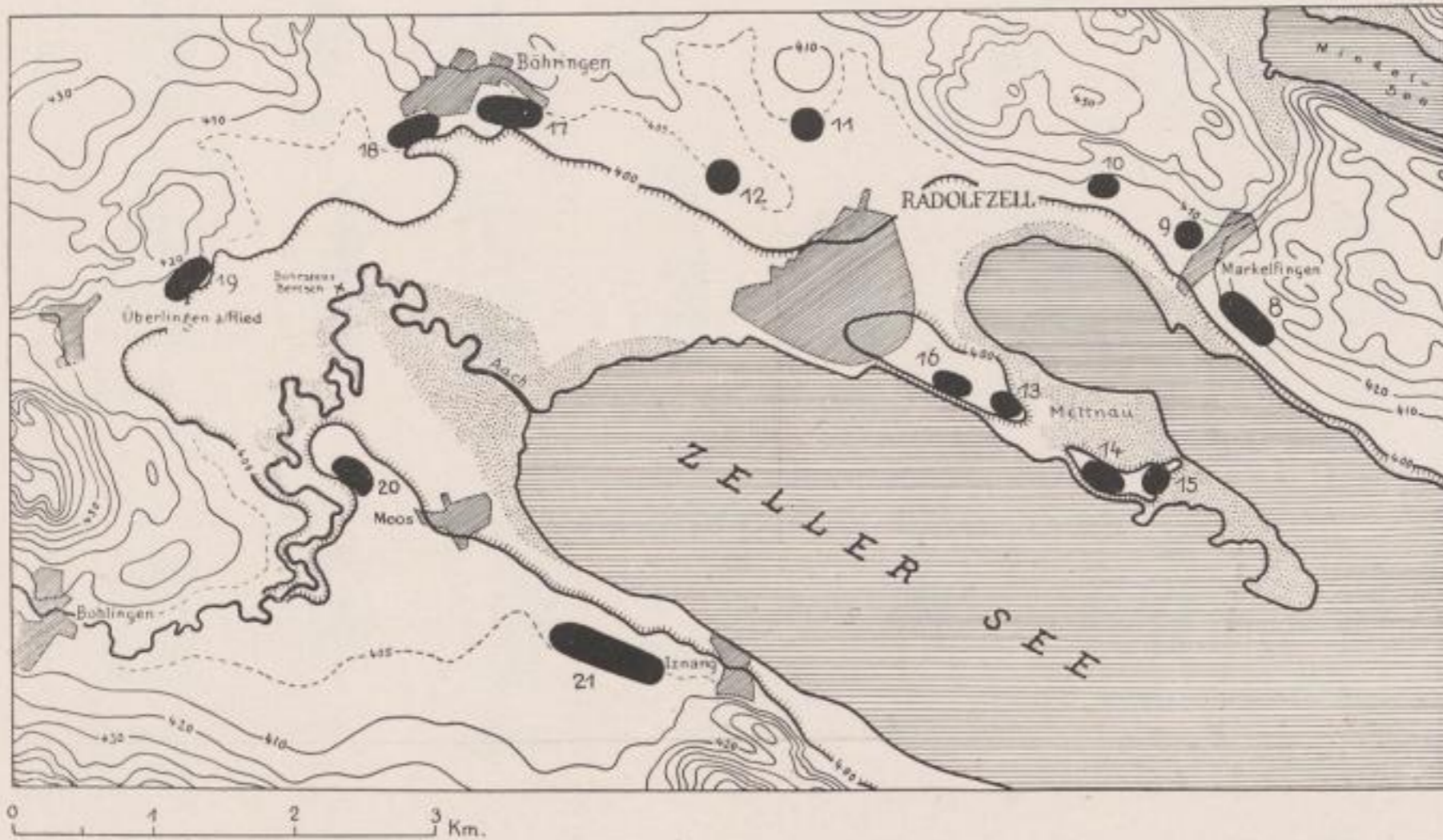


D: Derselbe Knochen wie C unter der Quarzlampe.

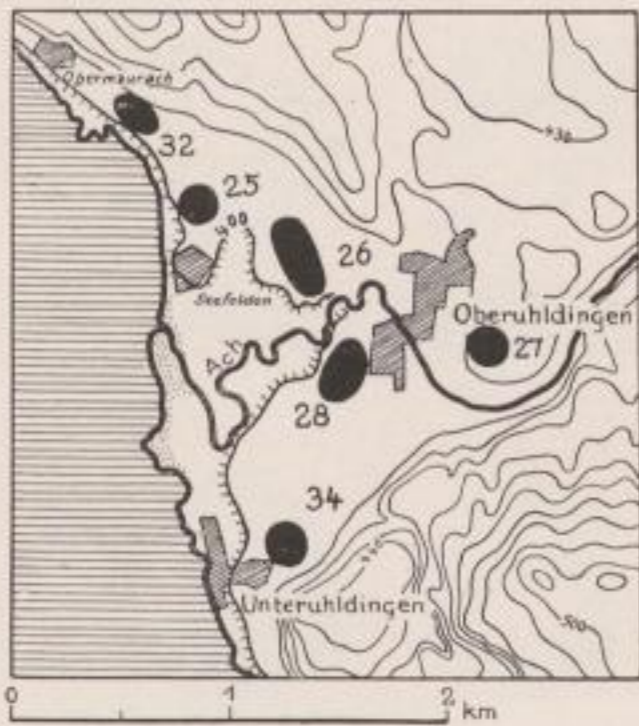


F: Derselbe Knochen wie E unter der Quarzlampe.

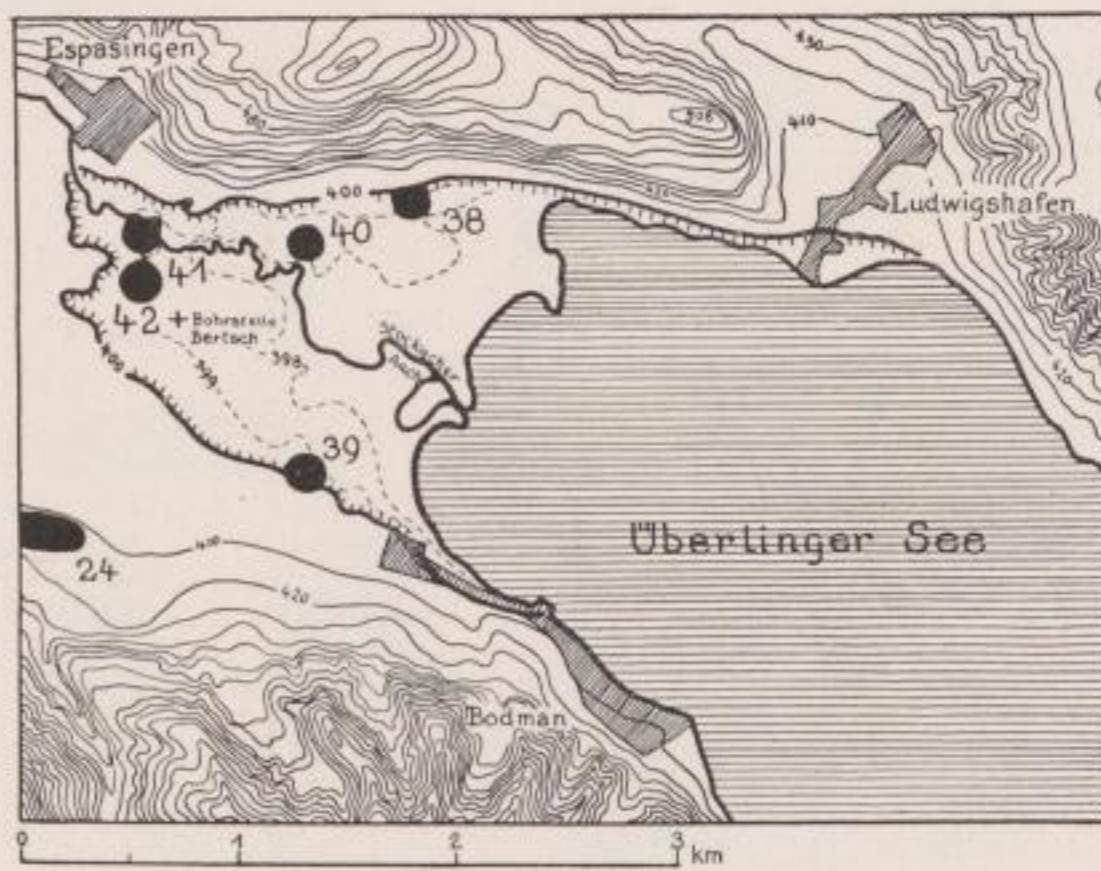




A: Wohnplätze und Uferlinie der Mittleren Steinzeit in der Radolfzeller Bucht.

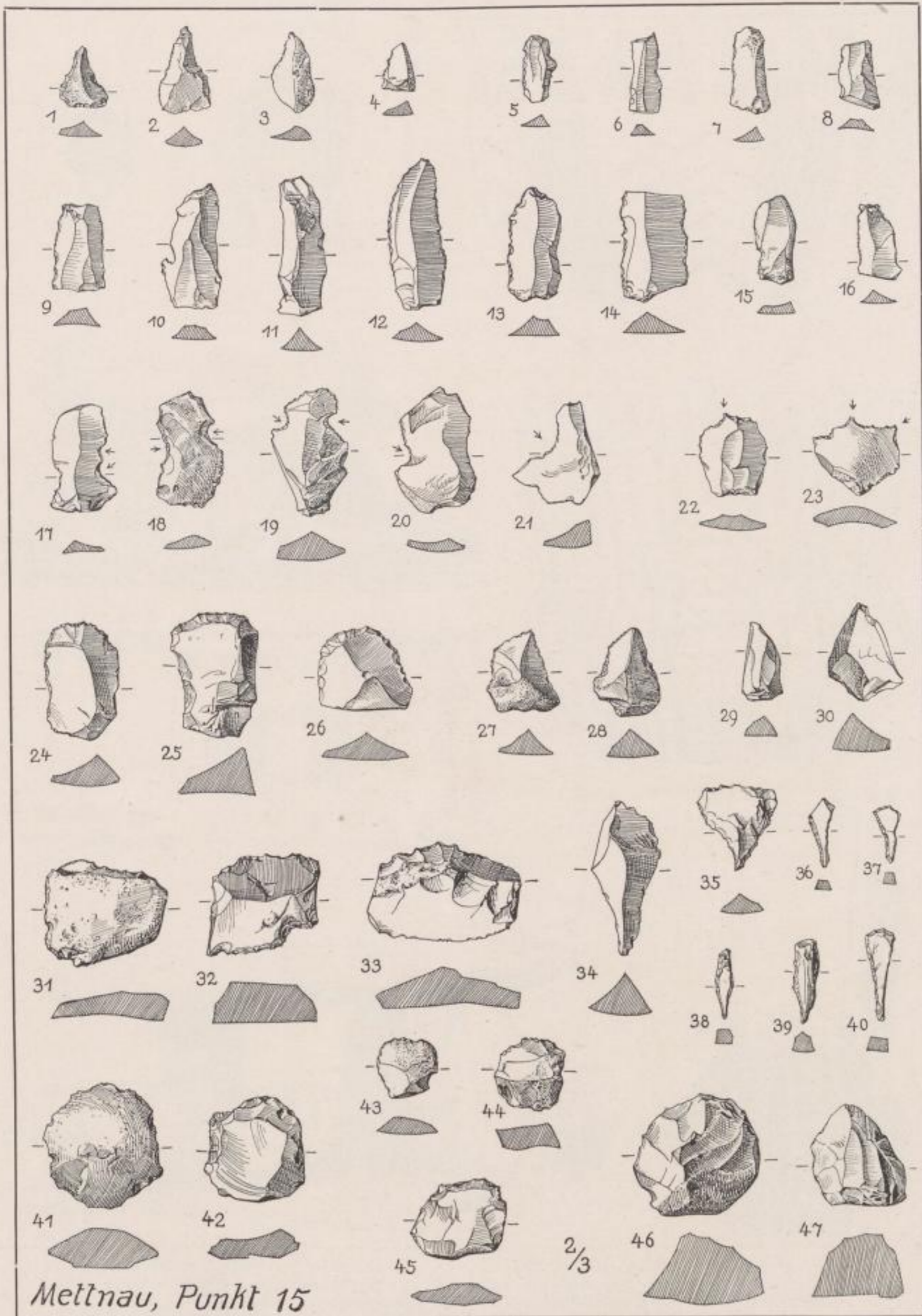


B: Die mesolithische Besiedlung der Uhdinger Bucht.



C: Wohnplätze und Uferlinie der Mittleren Steinzeit in der Bodmaner Bucht.

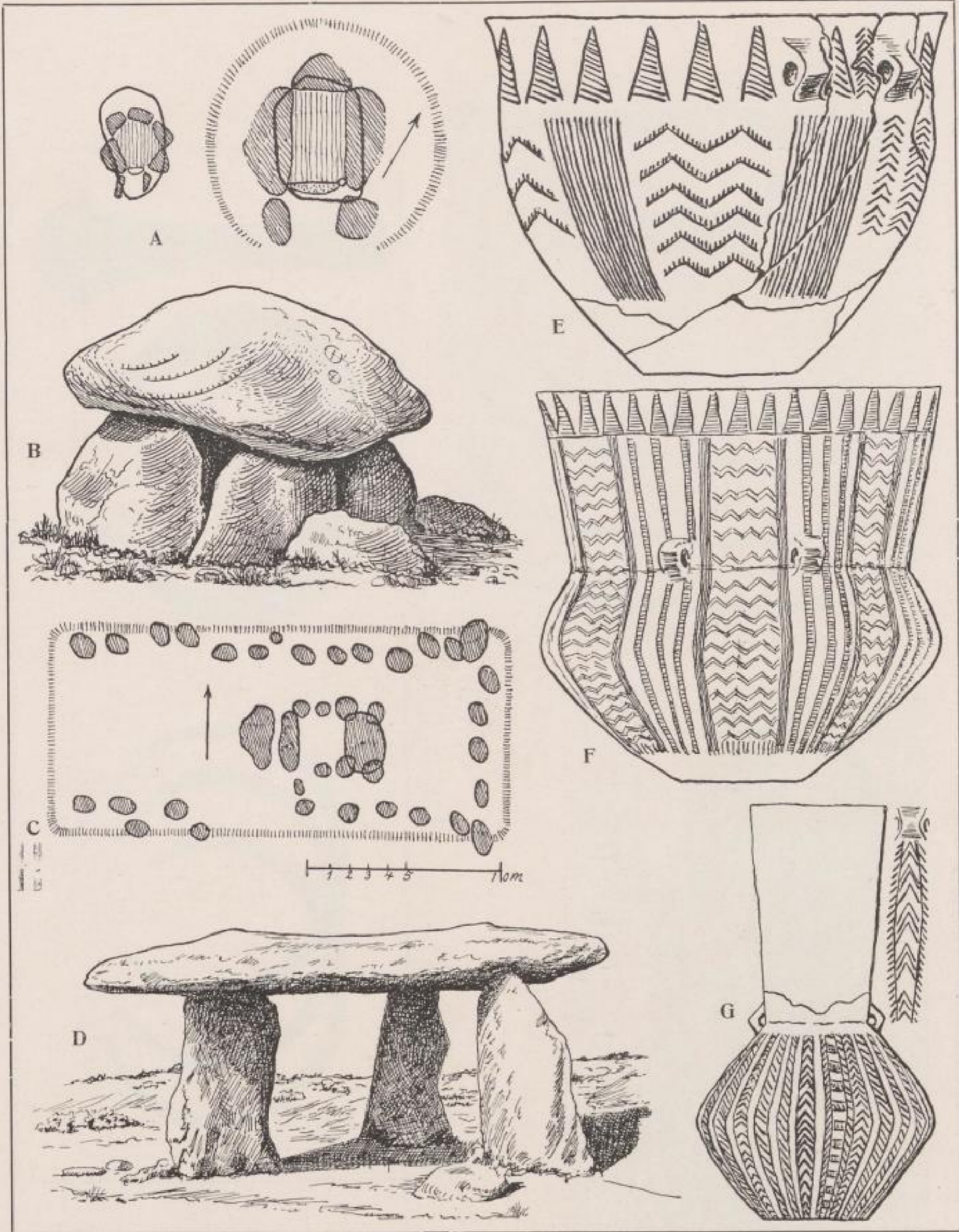




Metttau, Punkt 15

Feuersteingeräte aus dem Wohnplatz 15 auf der Mettnau bei Radolfzell.

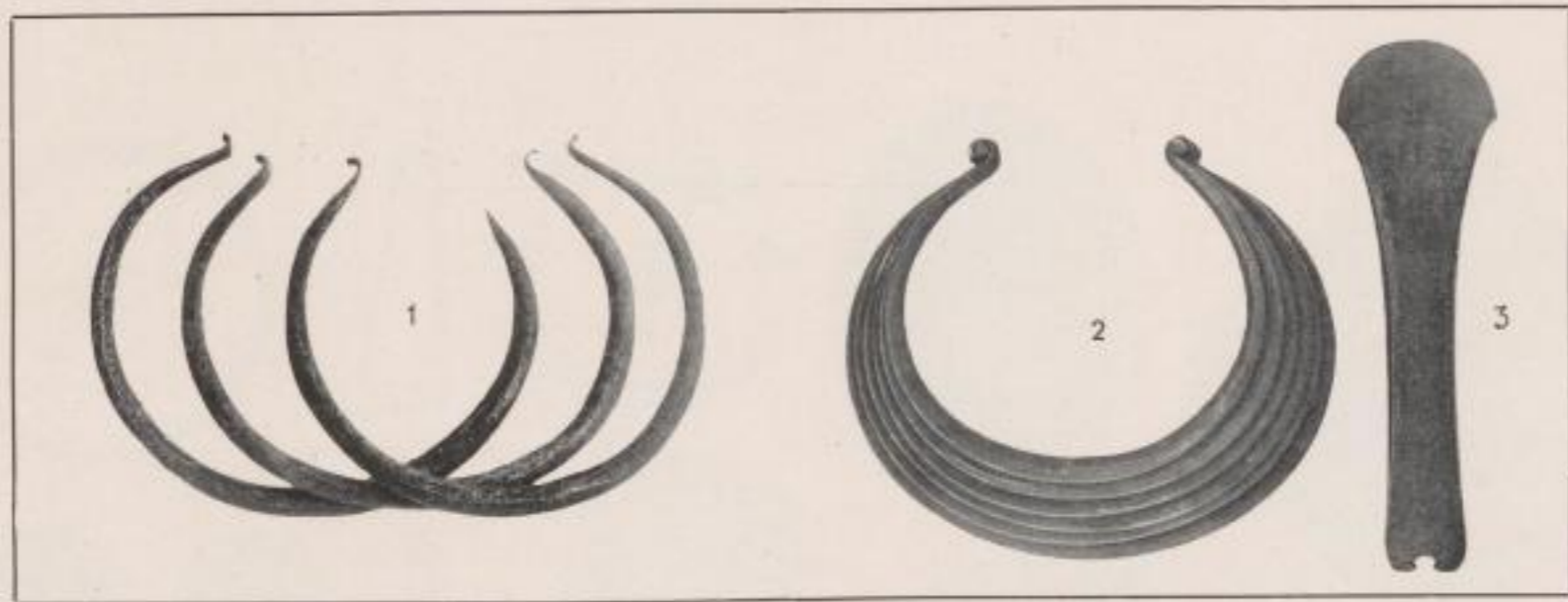




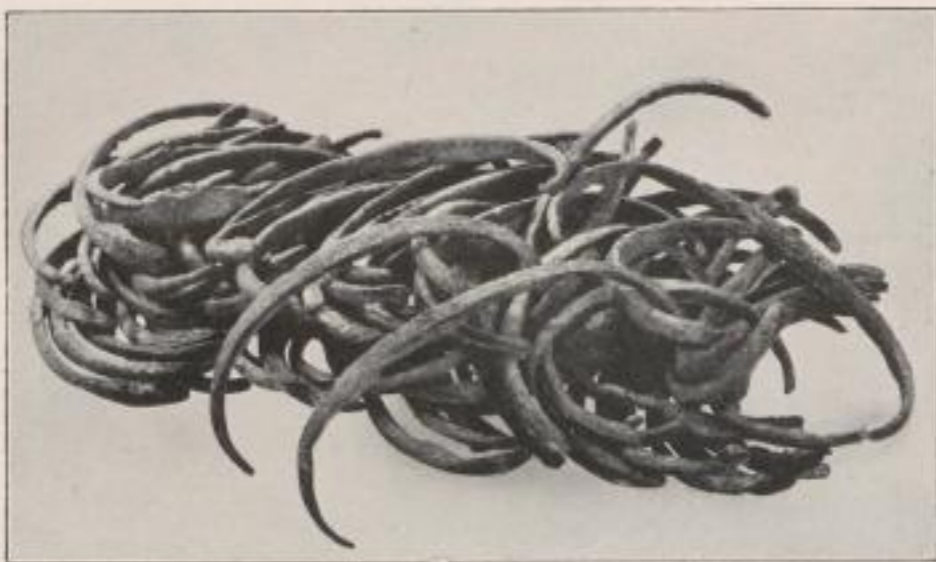
A: Grundrisse Seeländischer Dolmen.
 B: Dolmen-Steinbau von Herrestrup.
 C: Langgrab von Mellen (Westprignitz).
 D: Madron (Cornwall): „The devil with 3 legs“.

E: Wulfen (Anhalt), Rappenberg.
 F: Flötz (Kr. Jerichow I).
 G: Breitenberg (Schleswig-Holstein).

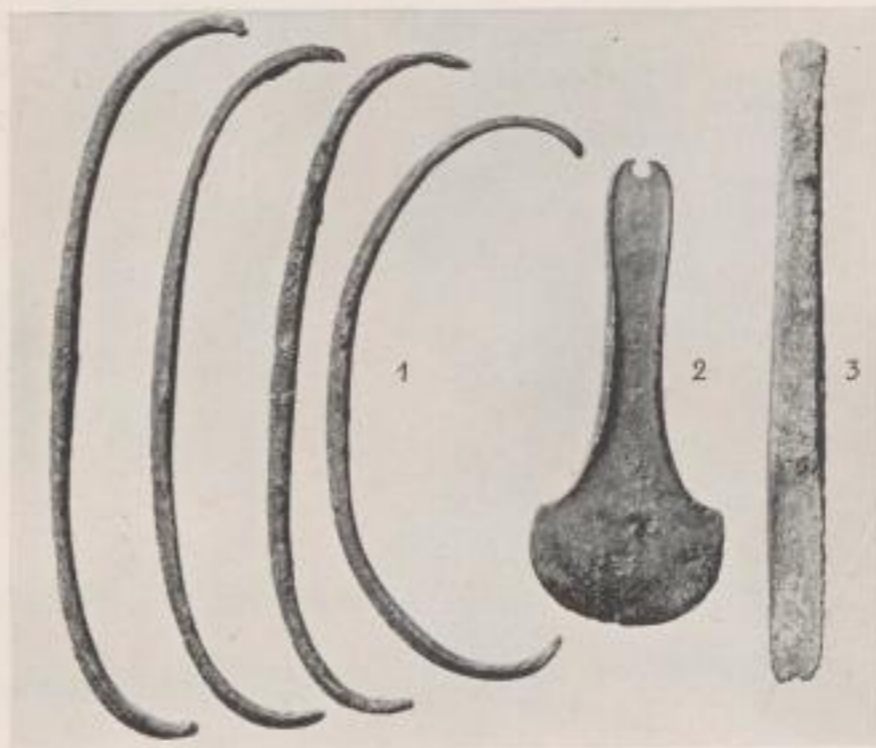




A: Fund von Heimhülsen.

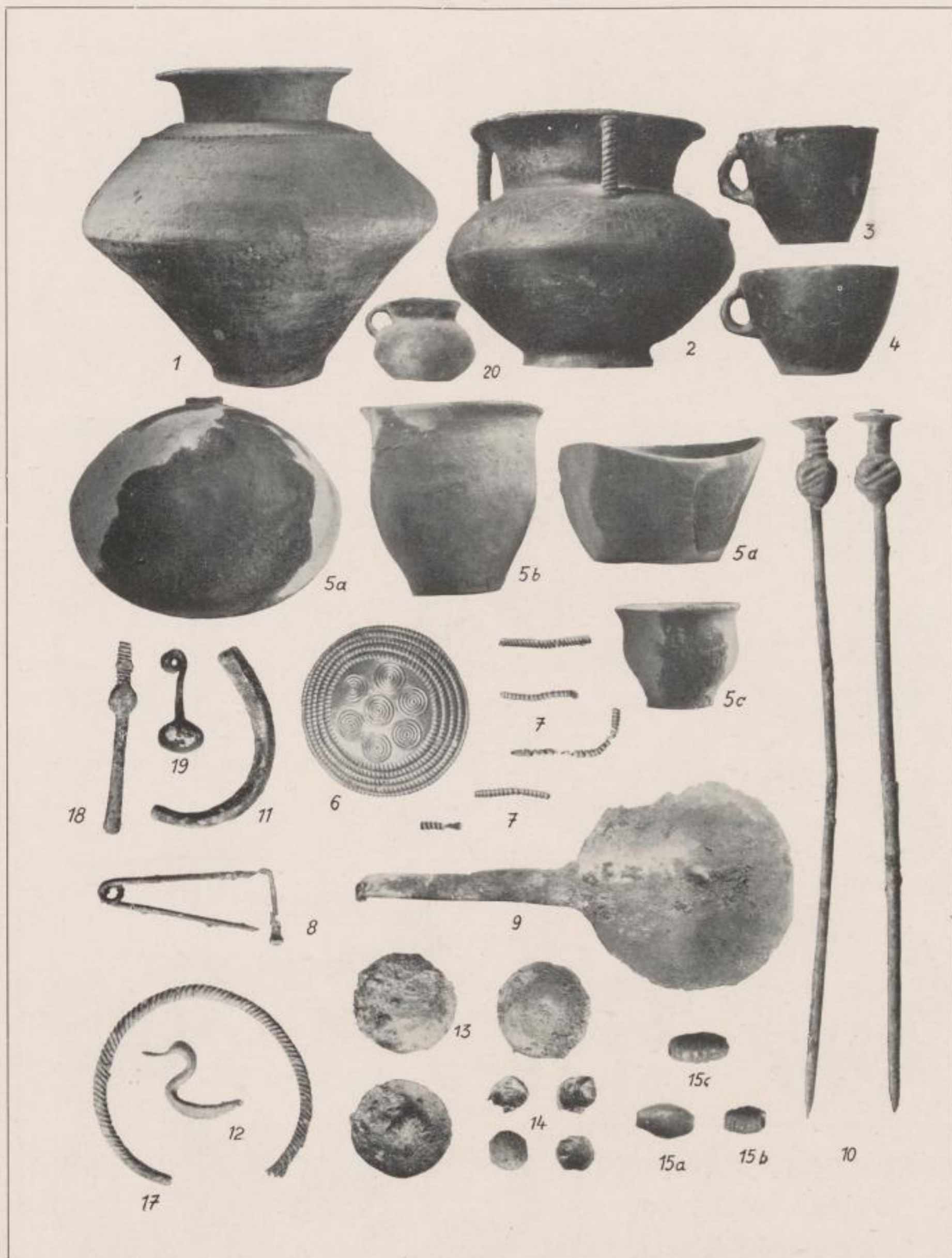


B: Aus dem Depotfund vom Luitpoldpark, München.
(Aus: Geldel, Münchens Vorzeit. Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München)



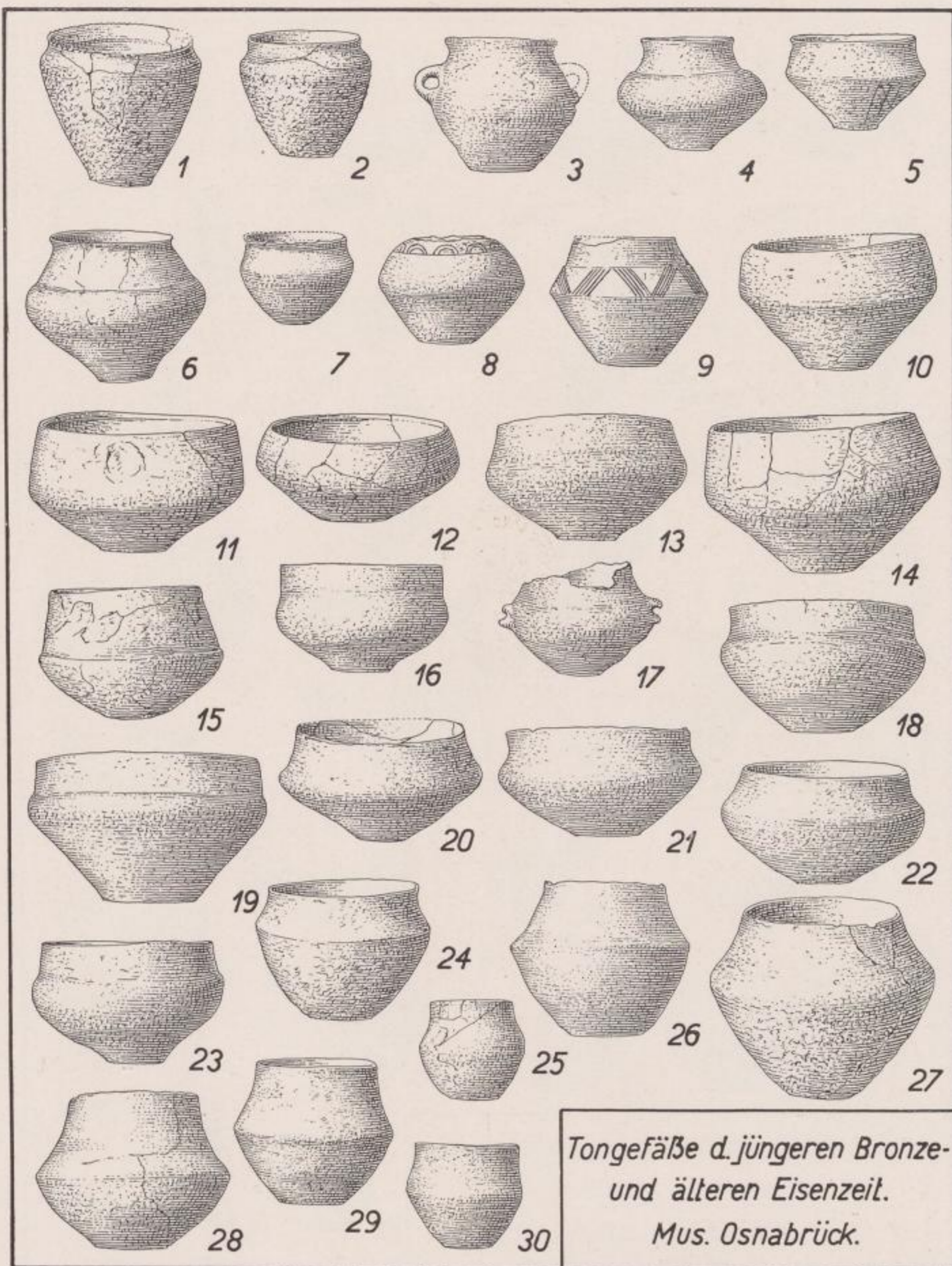
C: Aus dem Depotfund von Waging (Nat.-Mus. München).



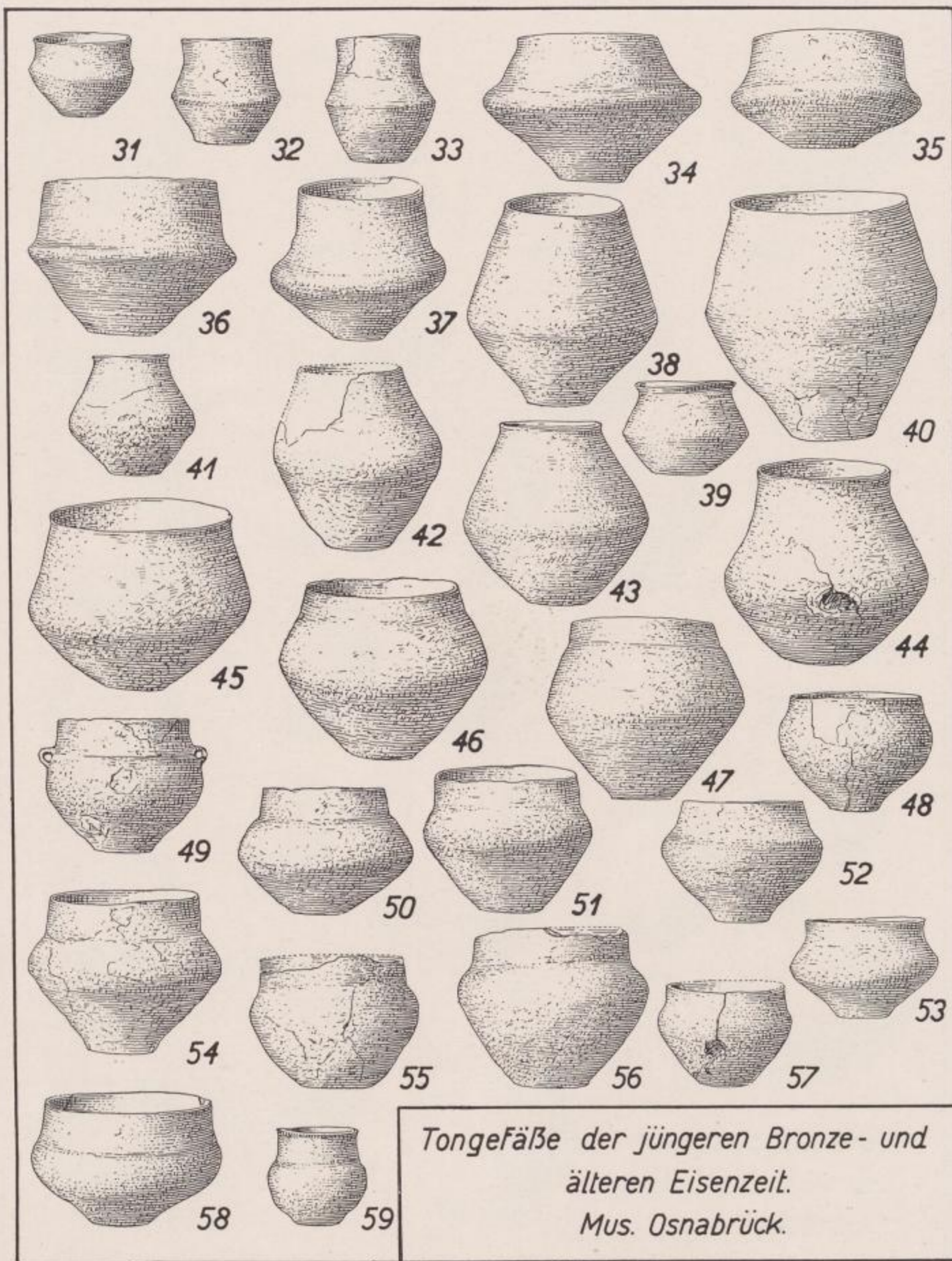


Mühlau: Grab 1. (Maße im Text.)

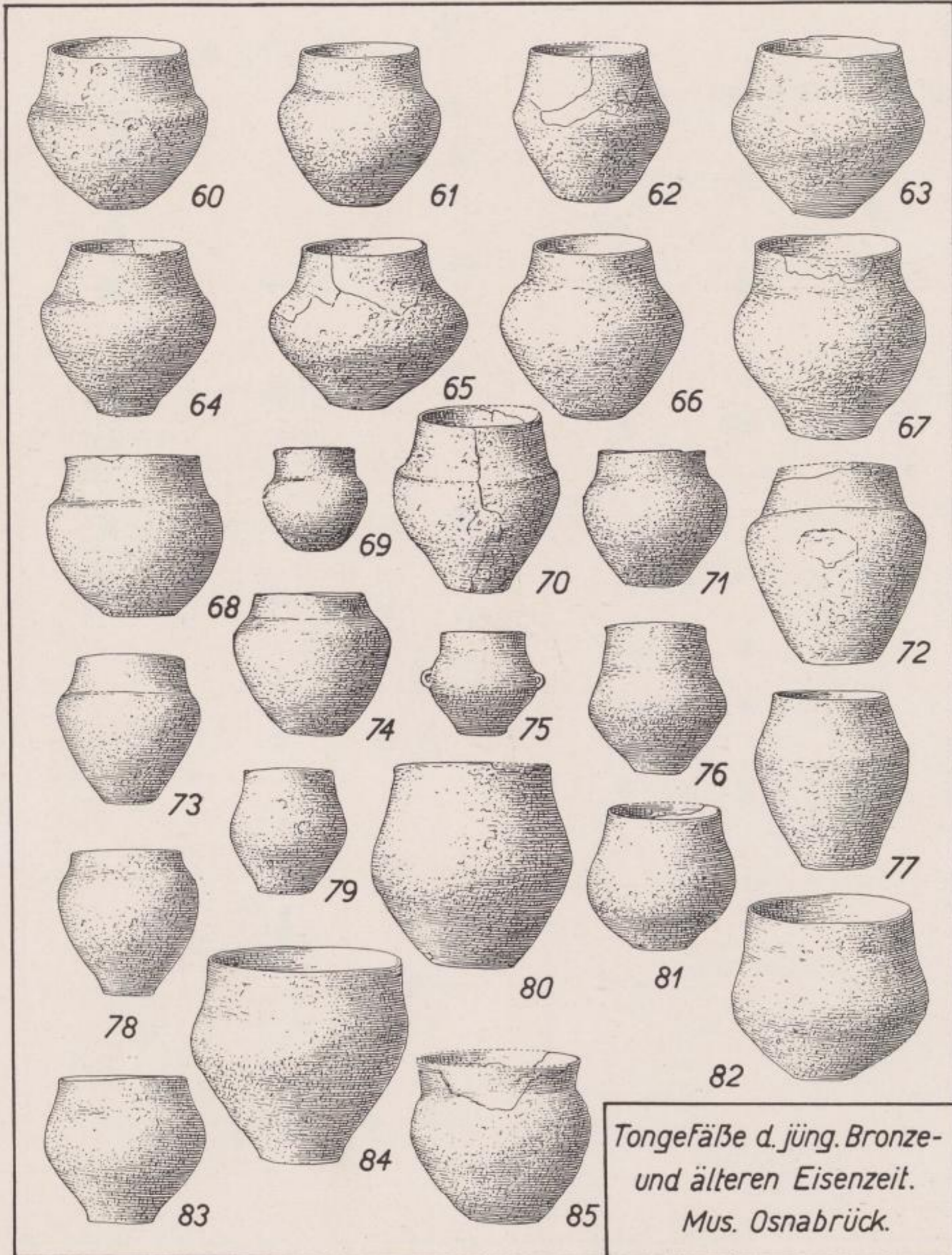




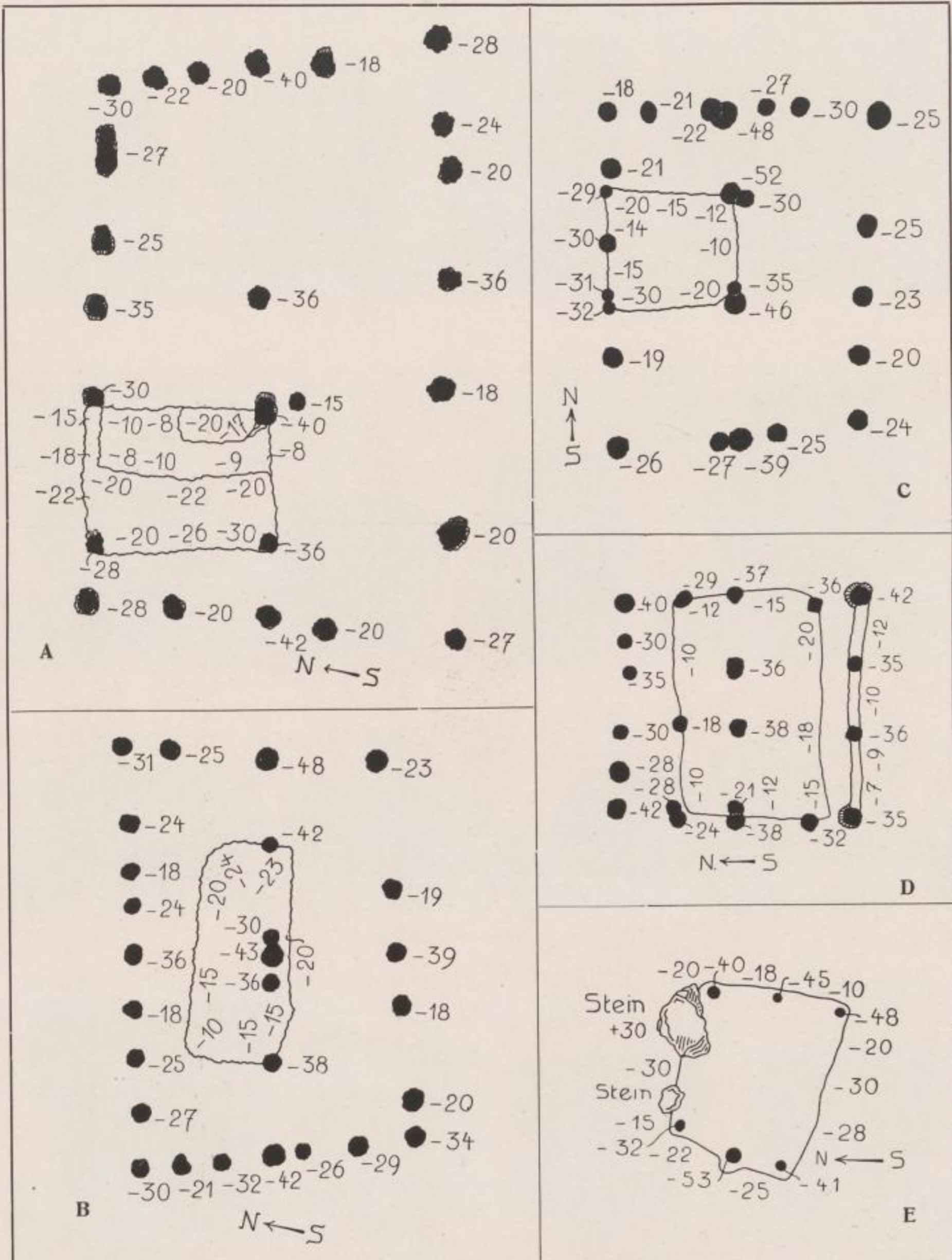












Grundrisse von fünf Mittel-La-Tène-Häusern vom Goldberg (Wttbg. O.-A. Neresheim) 1 : 100.





A



B

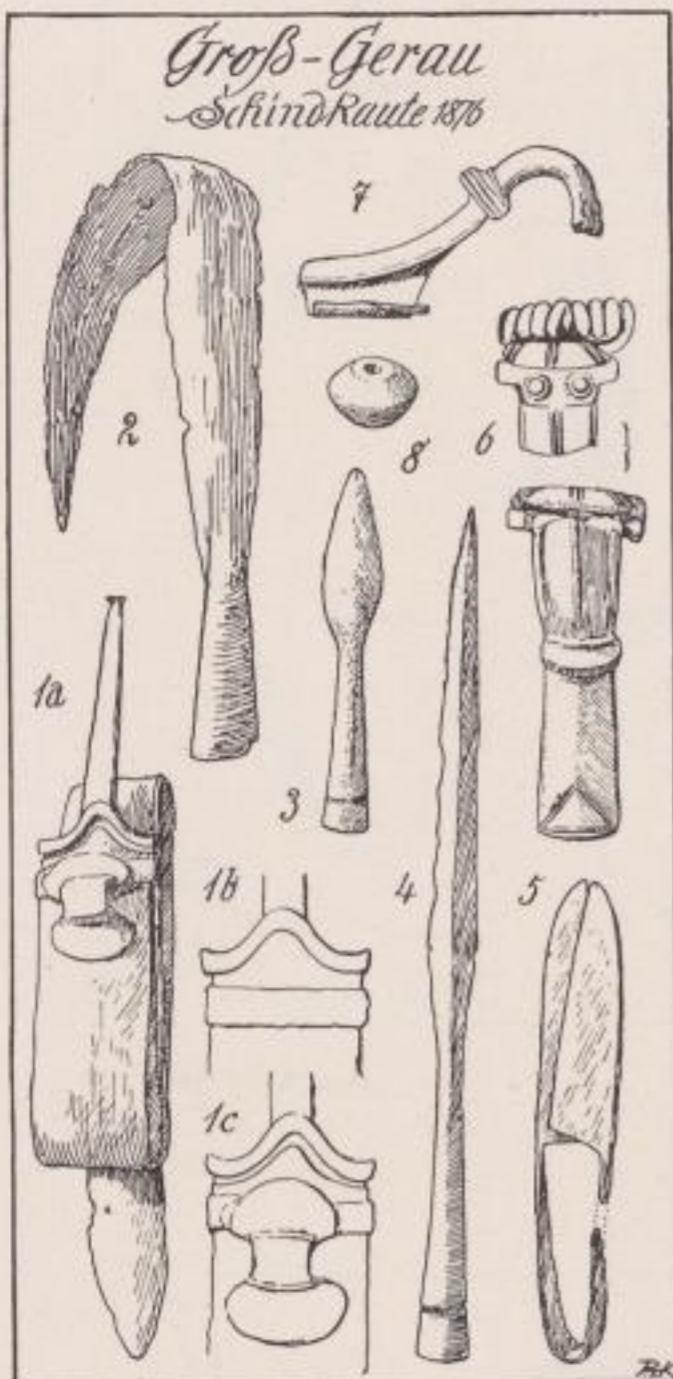


C

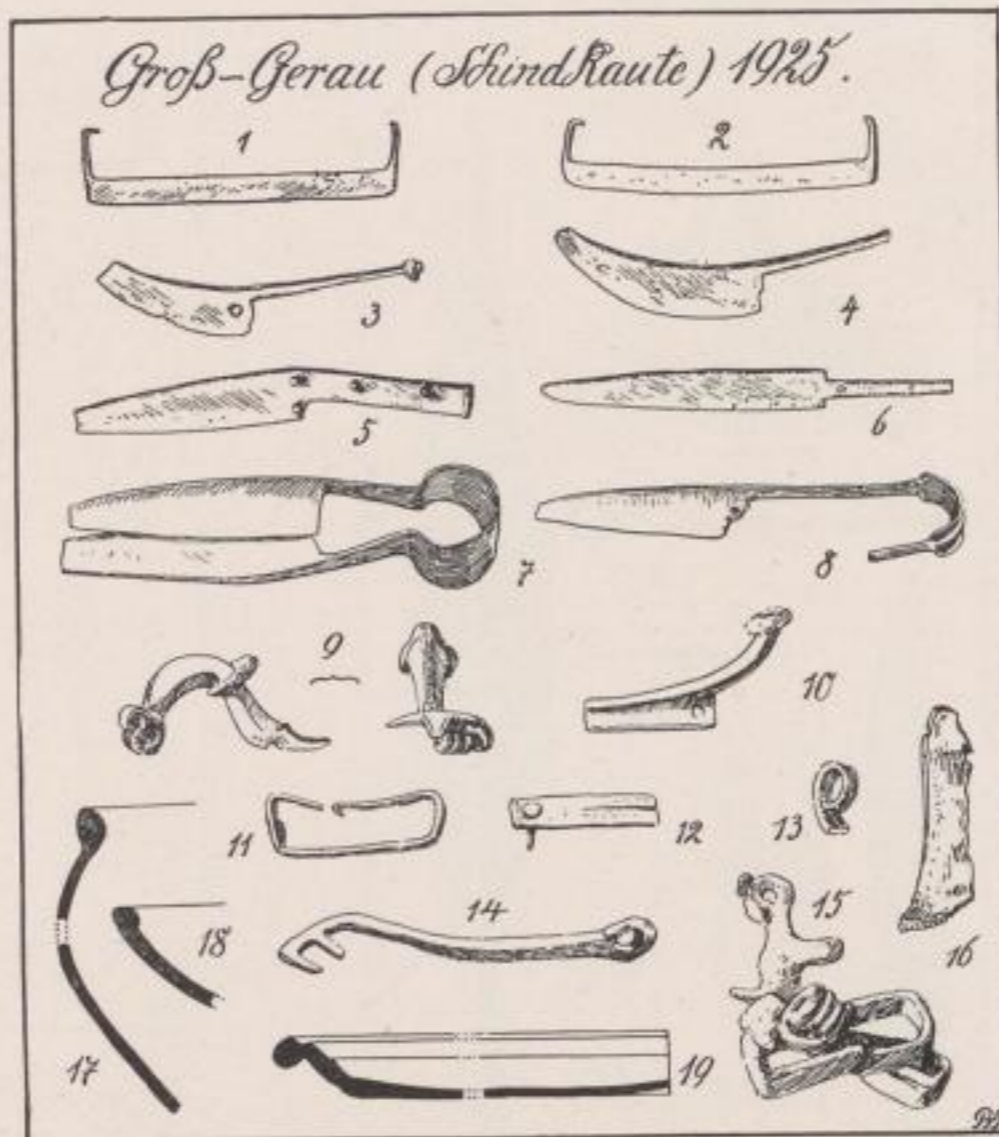


D

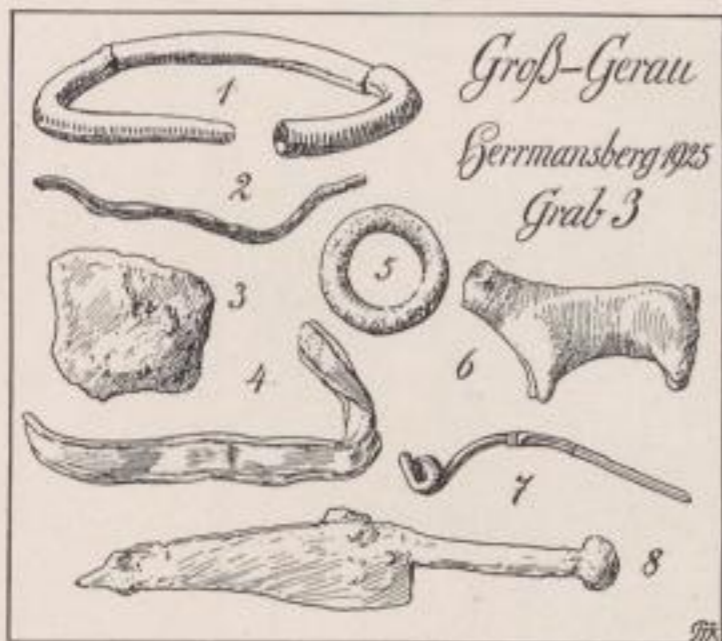




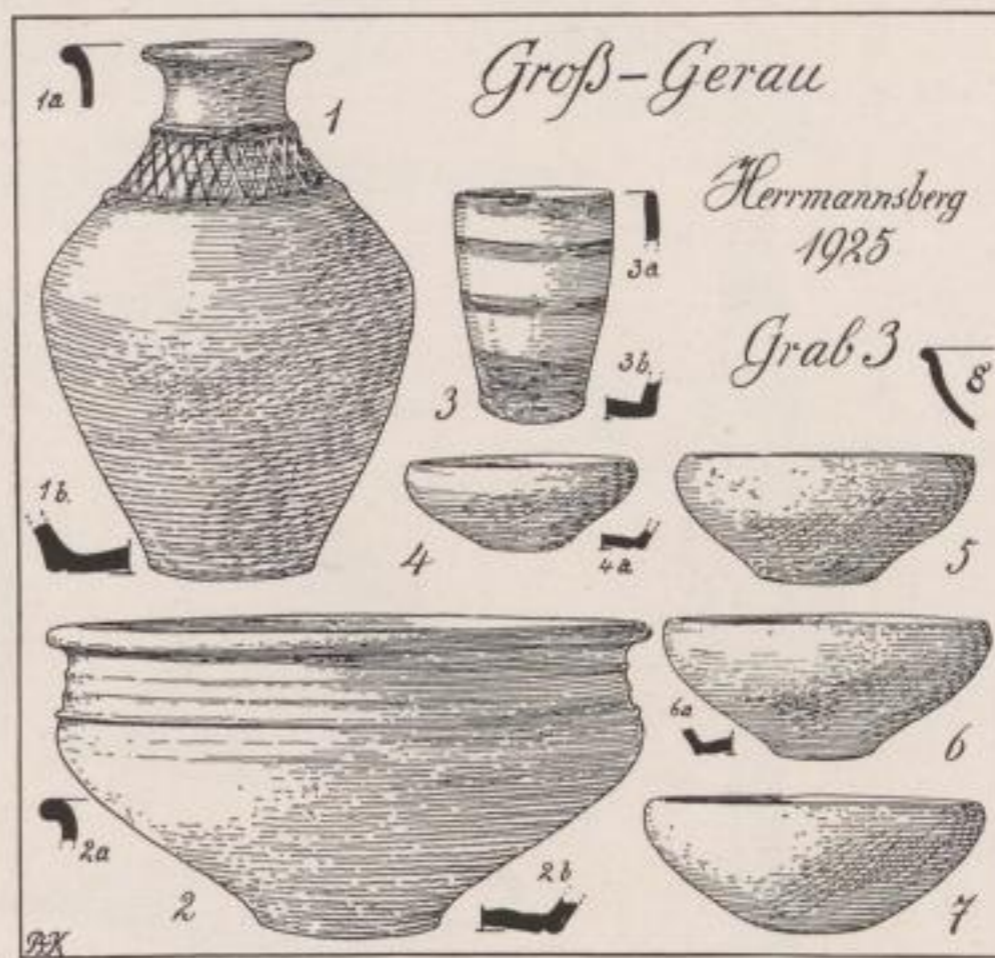
A. Groß-Gerau, Schindkaute, 1876.



B. Groß-Gerau, Schindkaute, 1925.

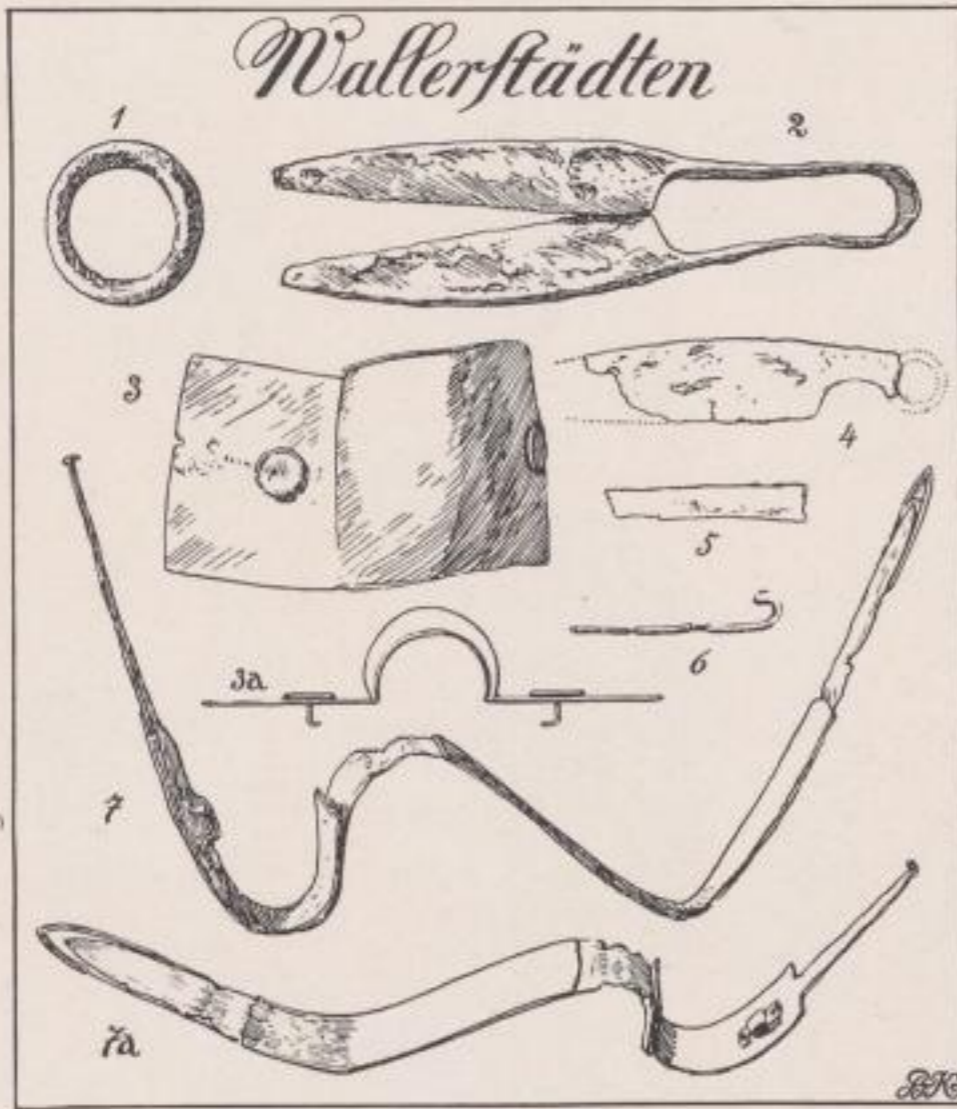


C. Groß-Gerau, Herrmannsberg, Grab 3, Kleinfunde.



D. Groß-Gerau, Herrmannsberg, Grab 3, Keramik.

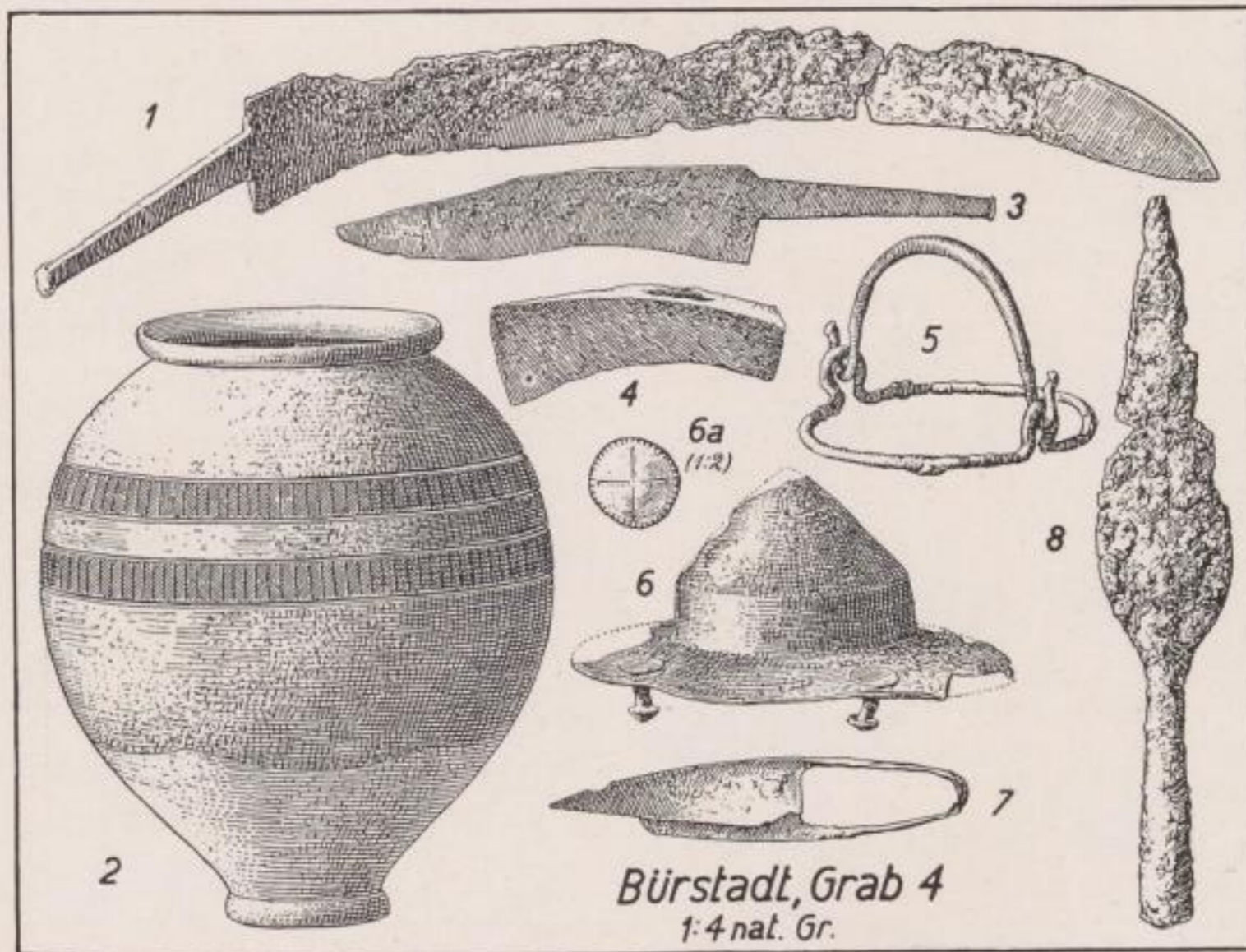




A: Wallerstädten.

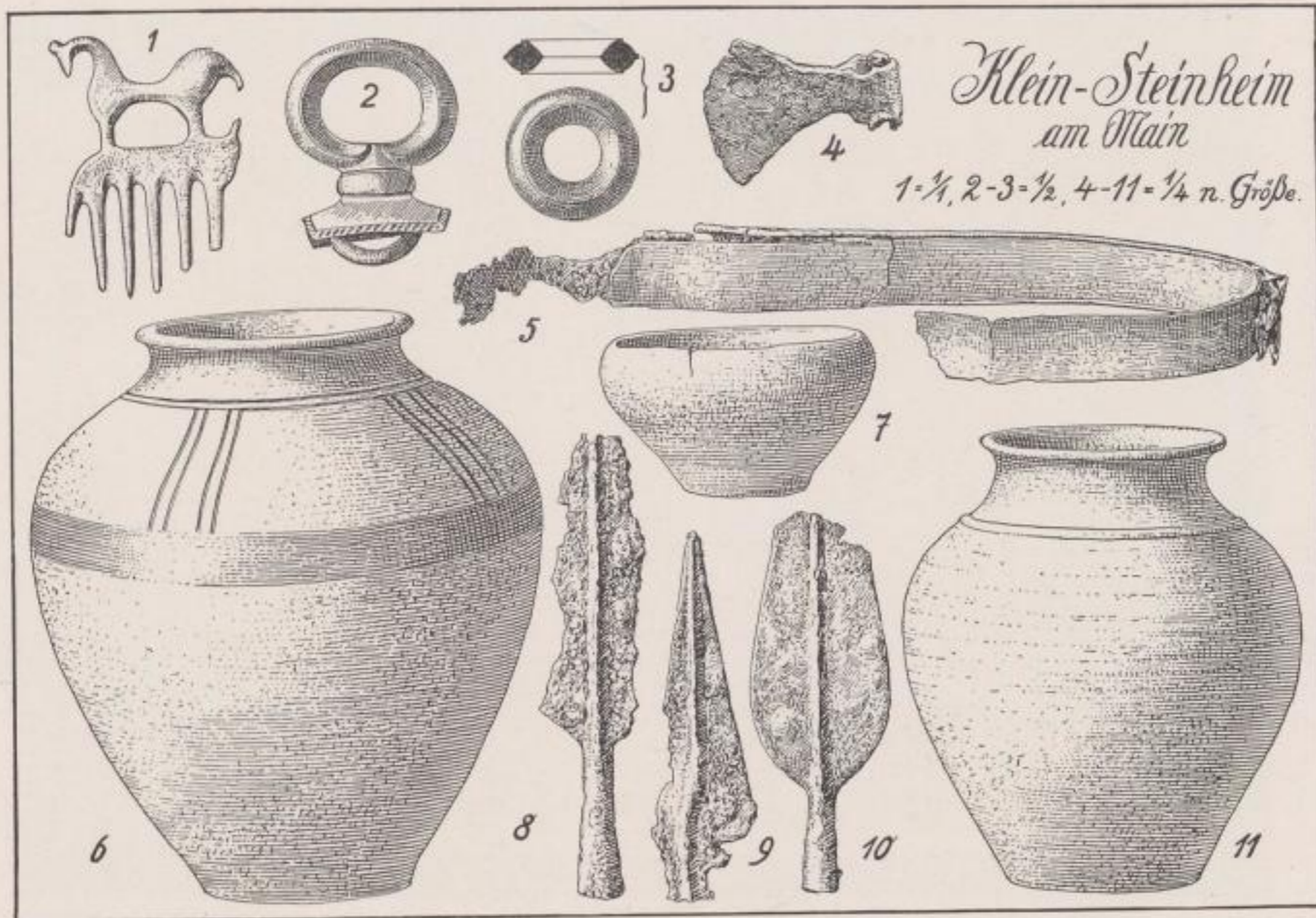


B: Bürstadt, Grab 7.

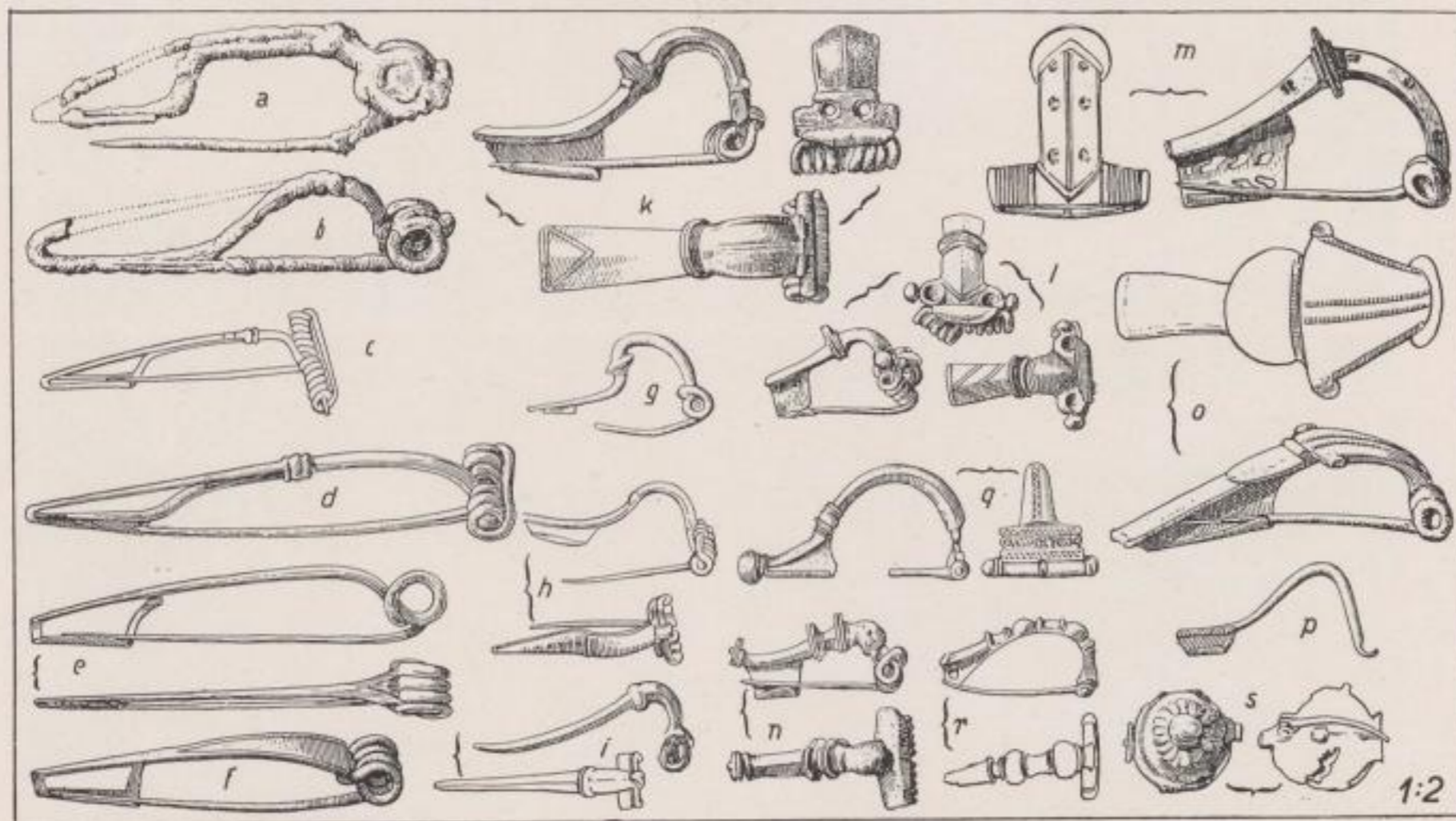


C: Bürstadt, Grab 4.





A: Klein-Steinheim, Grab 16.



B: Fibeltypen aus dem Gerauer Lande.





1: Grabpfeiler des Ourittakos in S. Remy.



2: Grabpfeiler in S. Remy,
Gesamtansicht.



3: Grabpfeiler in S. Remy, die Inschrift von Nr. 2.





1: Grabpfeiler des Bimmos in S. Remy.



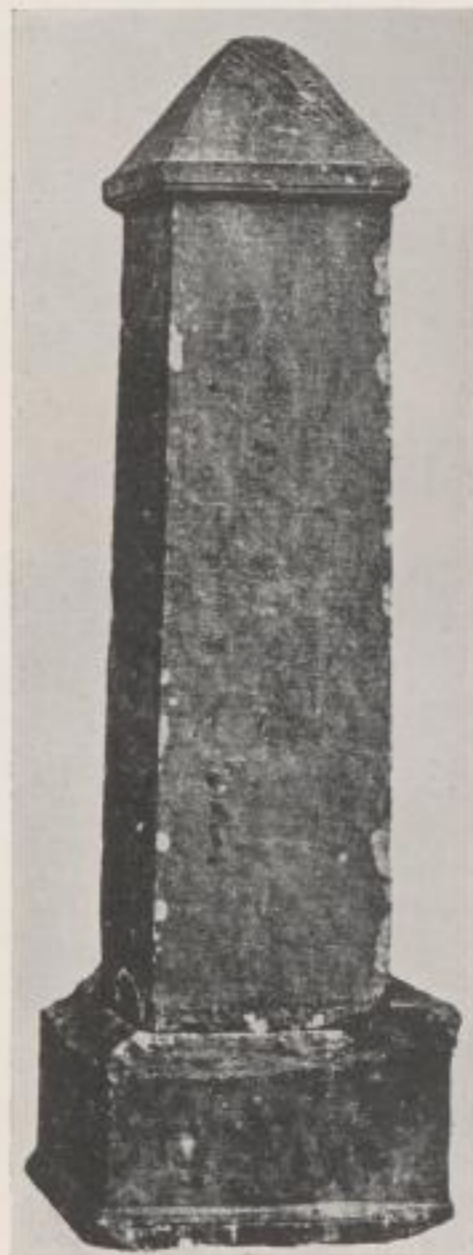
4: Grabpfeiler aus der Senonenekropole von Montefortino: Rückseite.



2: Arkadische Götterpfeiler.



3: Vorderseite zu 4.



5: Massebe von Kitlon.





1. Kunsthandel.
(1 : 1)



2. Kunsthandel.
(4 : 3)



3. Slg. Schiller.
(1 : 1)



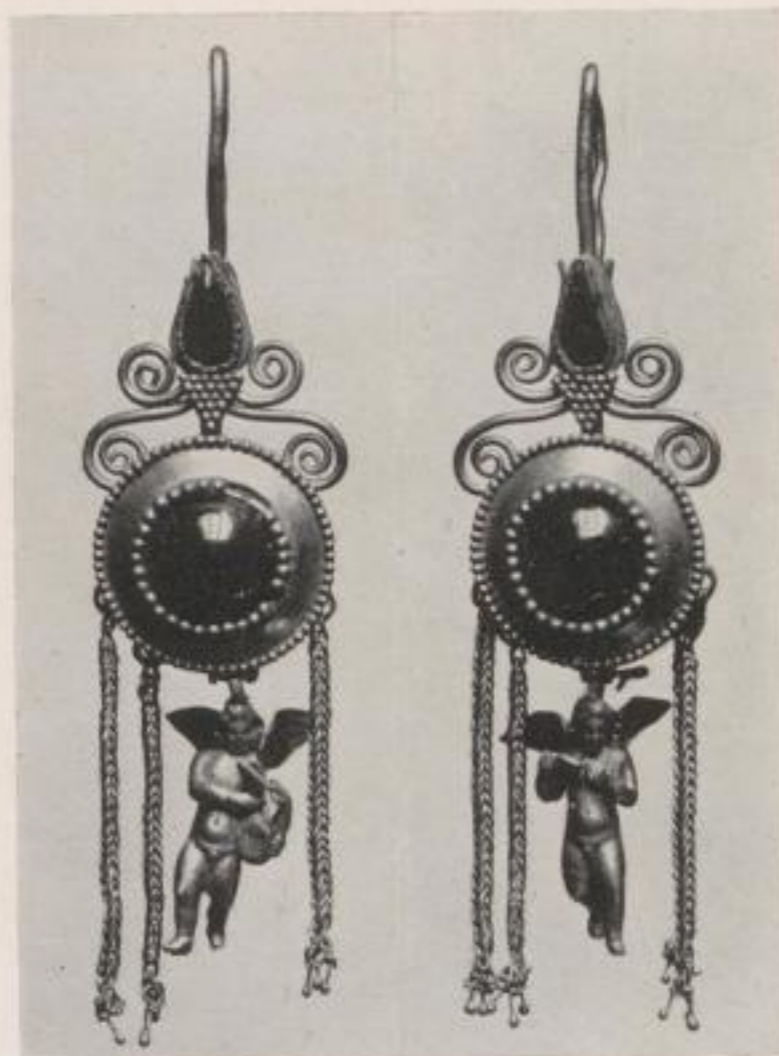
4. Slg. Gans.
(1 : 1)



6. Kunsthandel.
(3 : 4)



7. Kunsthandel.
(1 : 1)



5. Slg. Schiller.
(1 : 1)





A



B



C



D

Zwei Neger. Berlin, Antiquarium.





1: Terrakotte einer Mater Parca, aus der Umgegend von Gerolstein und Pelm (1:2).



2: Kleines Relief des Dreikopfes zusammen mit den drei Matres Parcae, aus Trier (1:2).



3: Drei Parcae-Terrakotten: a. Die Parca von Gerolstein-Pelm; b. Parca mit Schriftrolle von Dhronneck; c. Kopf einer gleichen ebendaher (1:3).



4: Der Trierer Fabrikantenstempel LASF auf: a. Terrakottenbruchstück aus Dhronneck; b. thronender Mater aus Trier; c. Mater Parca aus Gerolstein-Pelm (1:3).



5: Matronenköpfchen aus Terrakotta mit germanischer Haube: a aus Alttrier; b und c aus Dhronneck (1:2).





Abb. A.



Abb. B.

Römische Grabfiguren von Ingelheim.





Abb. A:
Seitenansicht von Abb. B.



Abb. B:
Römische Grabfigur von Ingelheim.



Abb. C:
Seitenansicht von Taf. 25 Abb. A.





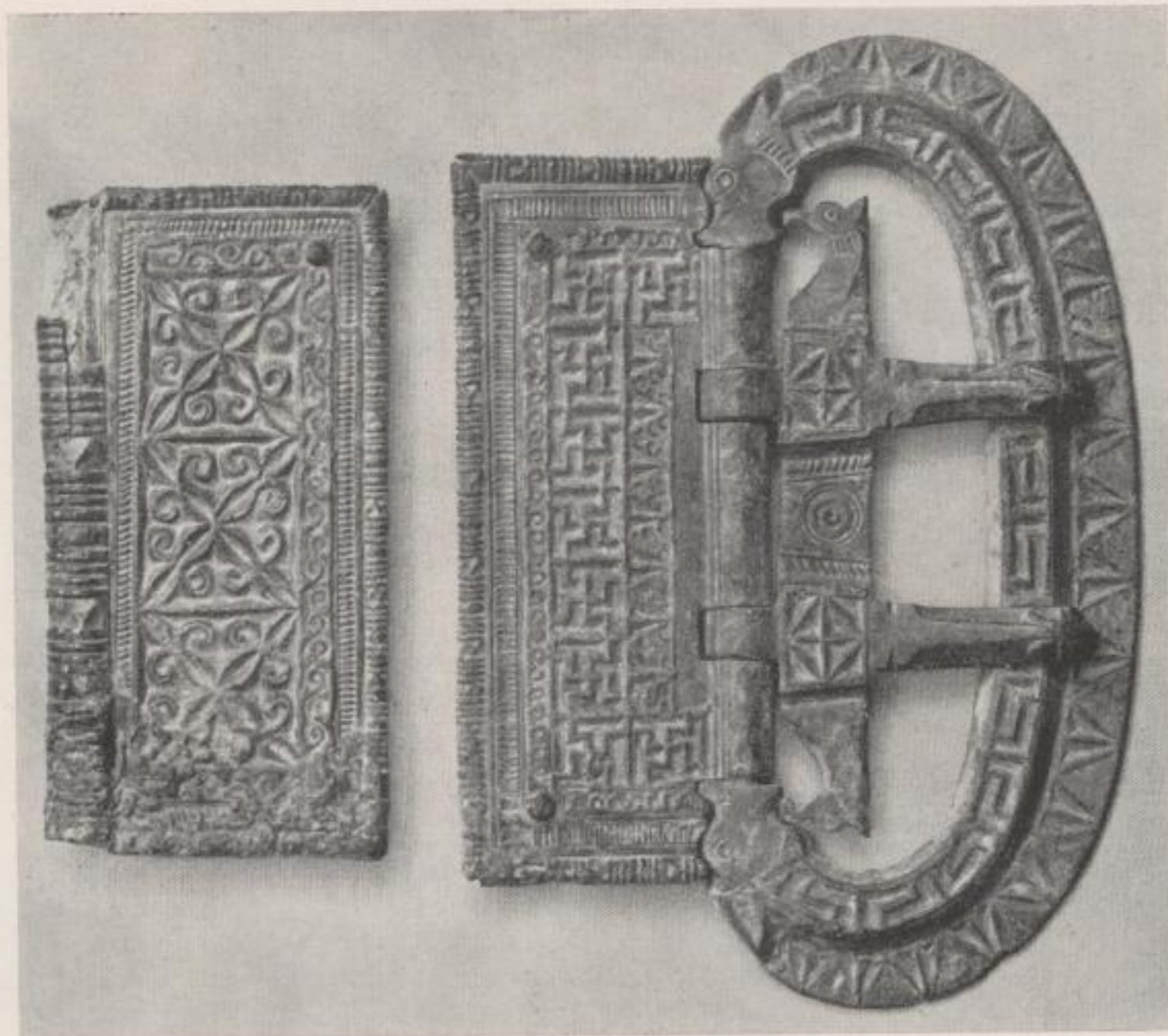
Satyrbüste aus Worms im Landesmuseum Darmstadt.



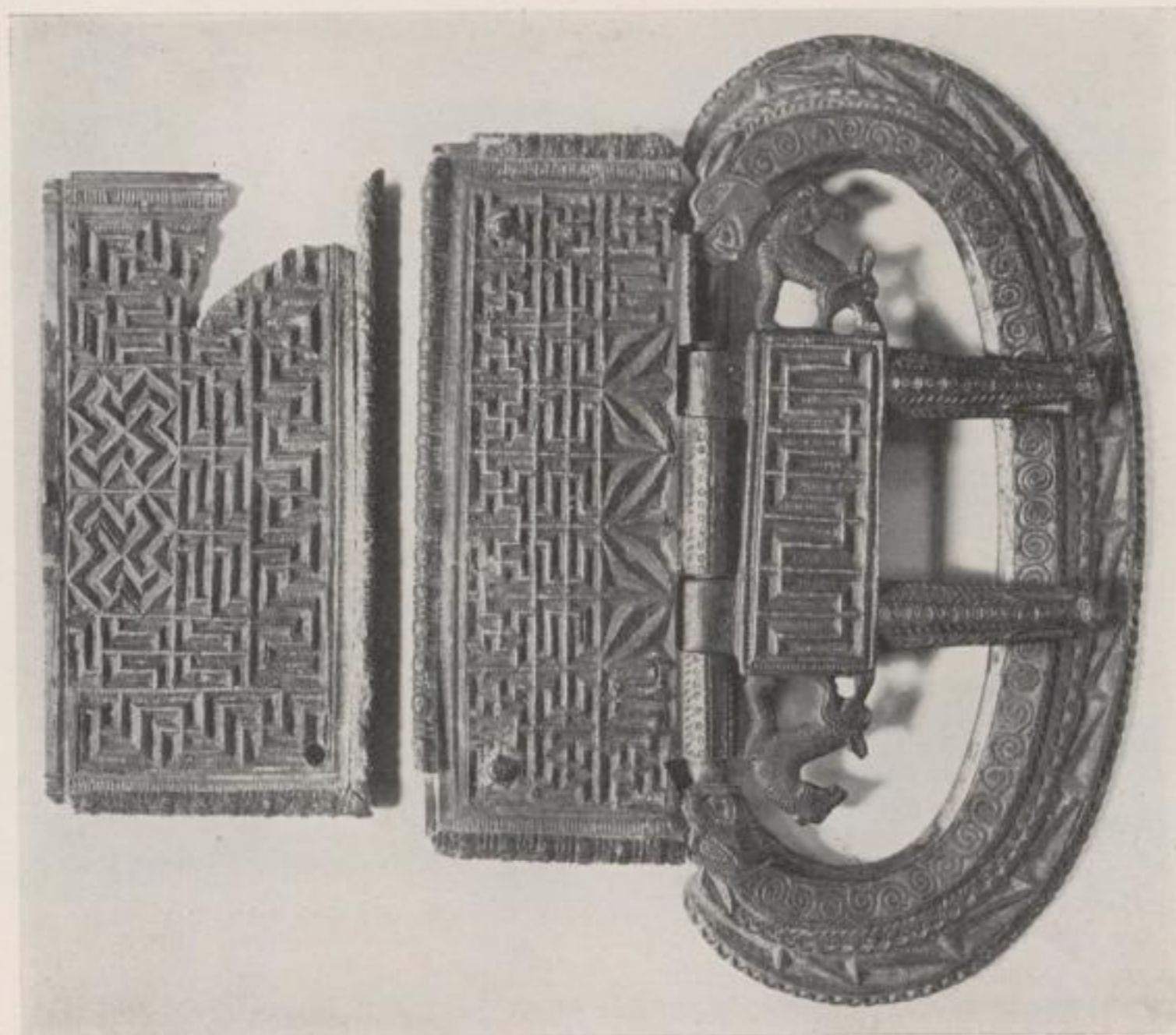


Kopflehne eines Speisesofas in Paris.



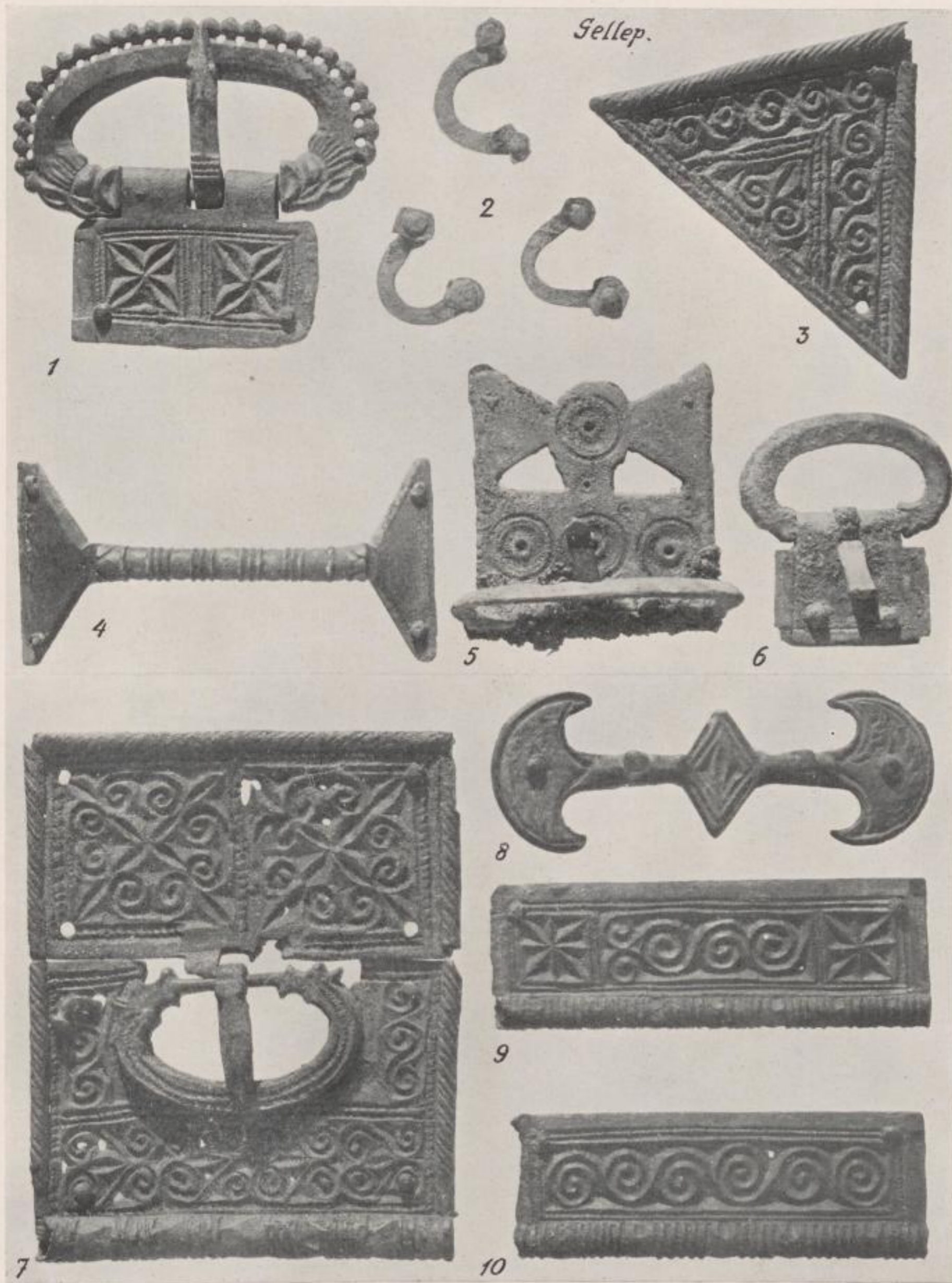


A



B





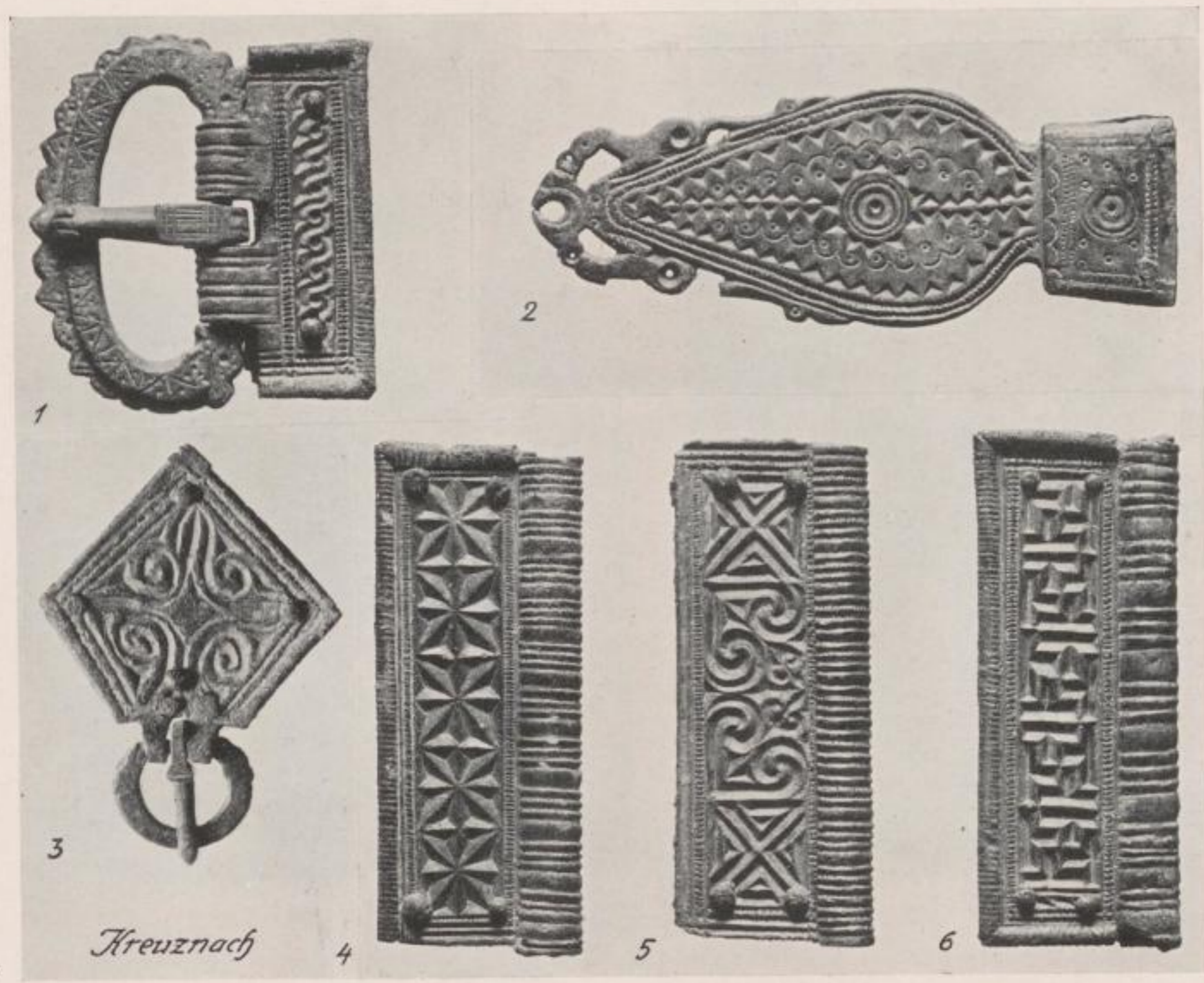








A



B

Kreuznach





A: Horenkelch des Cn. Ateius (Archives phot., Paris).



C: Kelch des Cn. Ateius Zollus (Neuß).

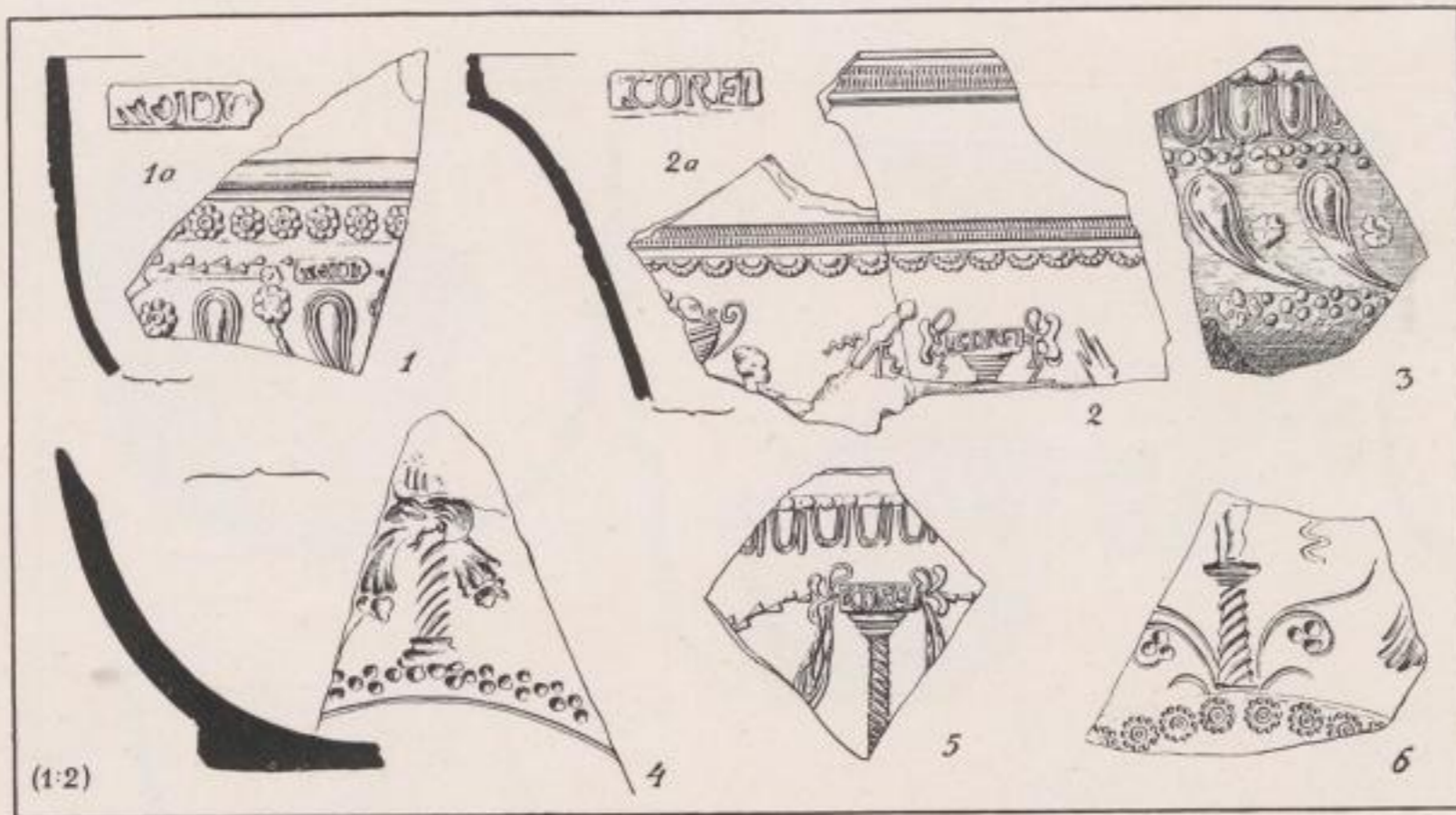


B: Kelch des Cn. Ateius Chrestus (Archives phot. Paris).

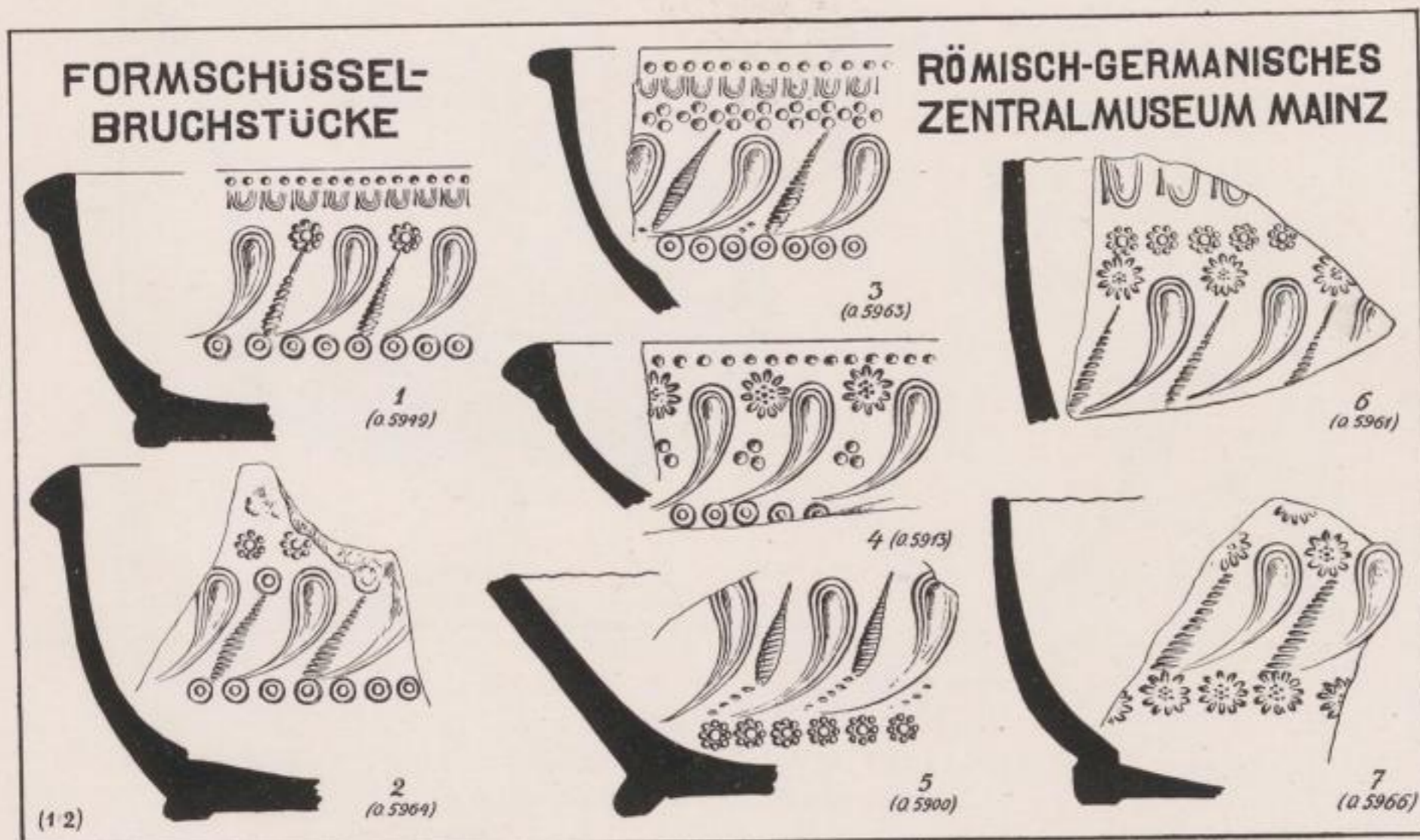


D: Kelch des Cn. Ateius Xanthus (Foxton).



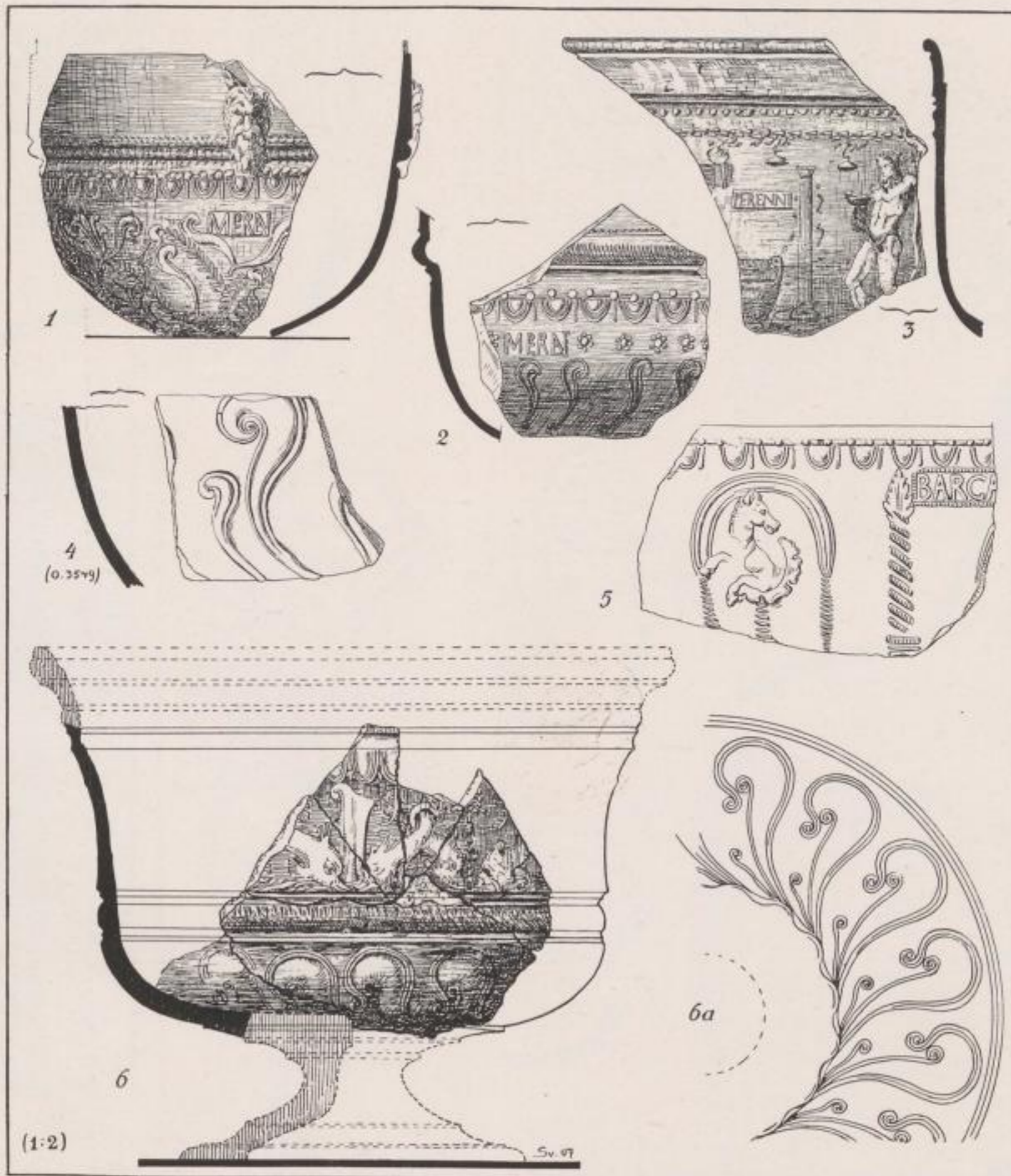


A: Stücke von Kelchen (1. 2. 3. 5) und Formschüsseln (4. 6) des P. Cornelius.



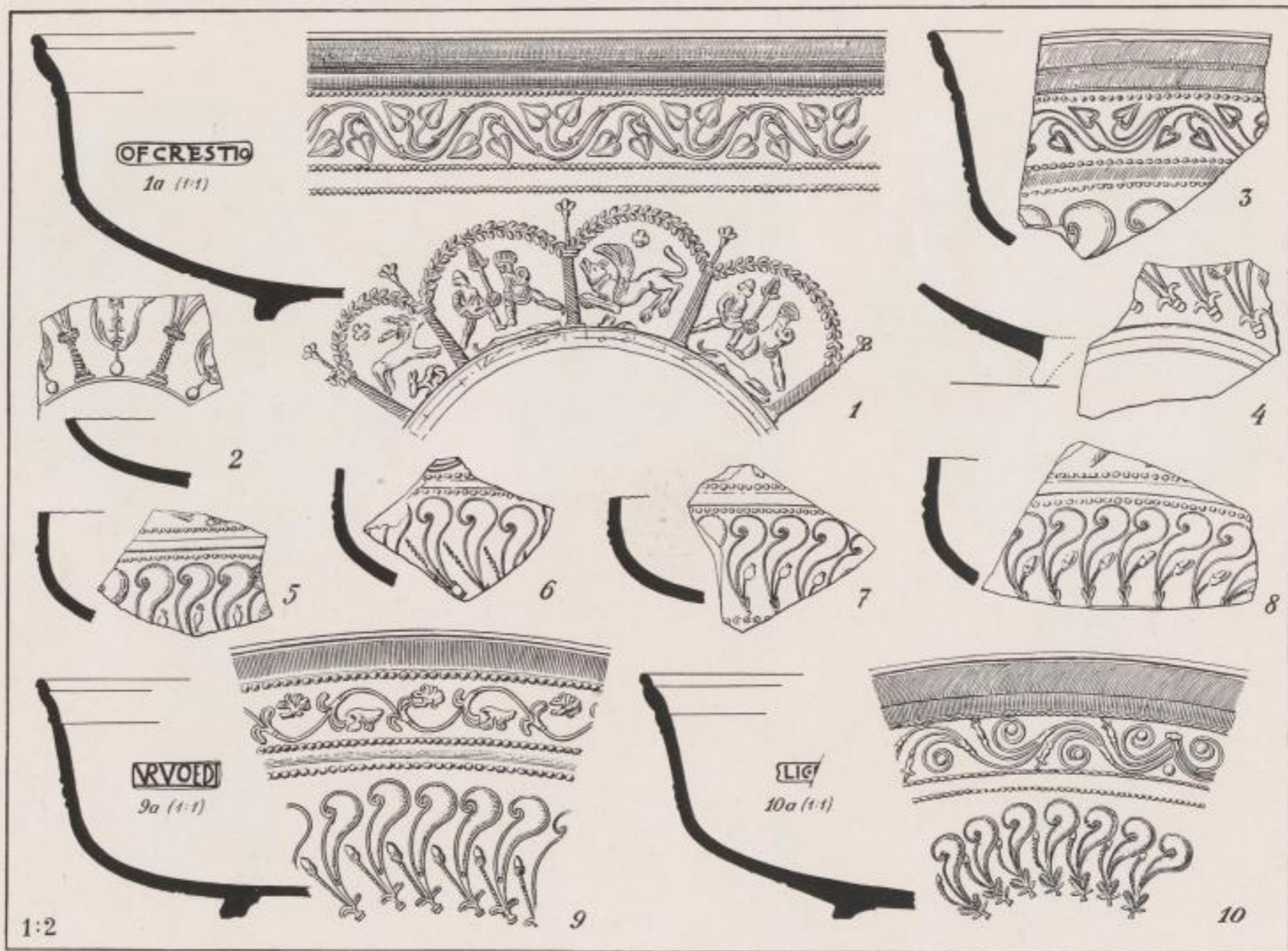
B: Formschüsseln des P. Cornelius aus Arezzo.





1. 2: Gefäße des M. Perennius Bargathes.
 3: Gefäß des M. Perennius (Tigranus).
 4. 5: Formschüsselstücke des M. P. Bargathes.
 6: Kelch des Cn. Ateius Xanthus.





1:2

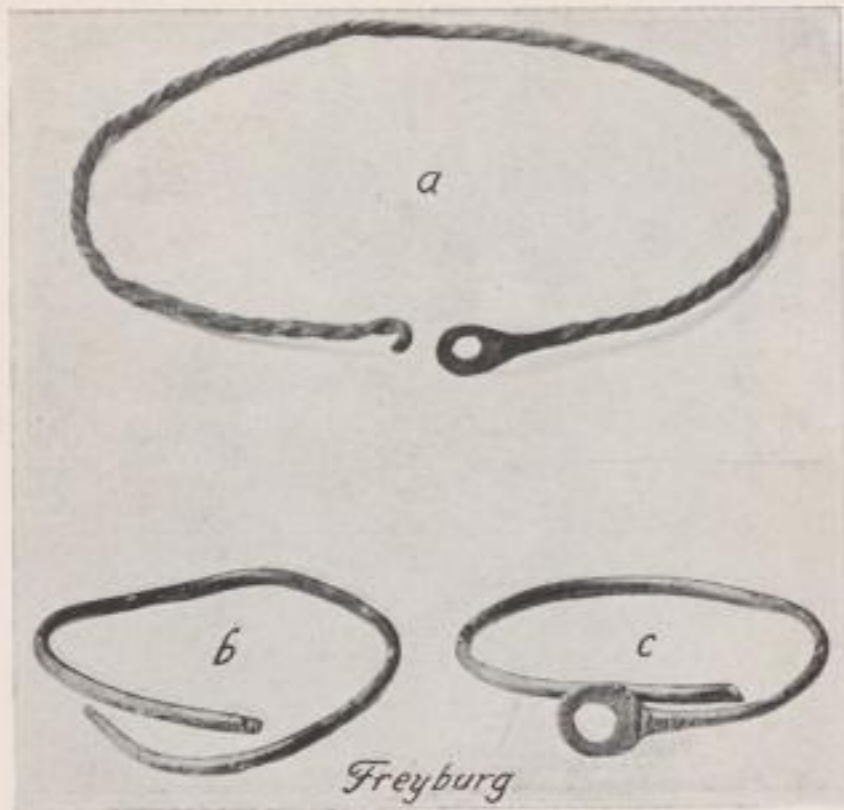
Gallische Reliefschüsseln, Form Drag. 29 (F. O. Mainz).



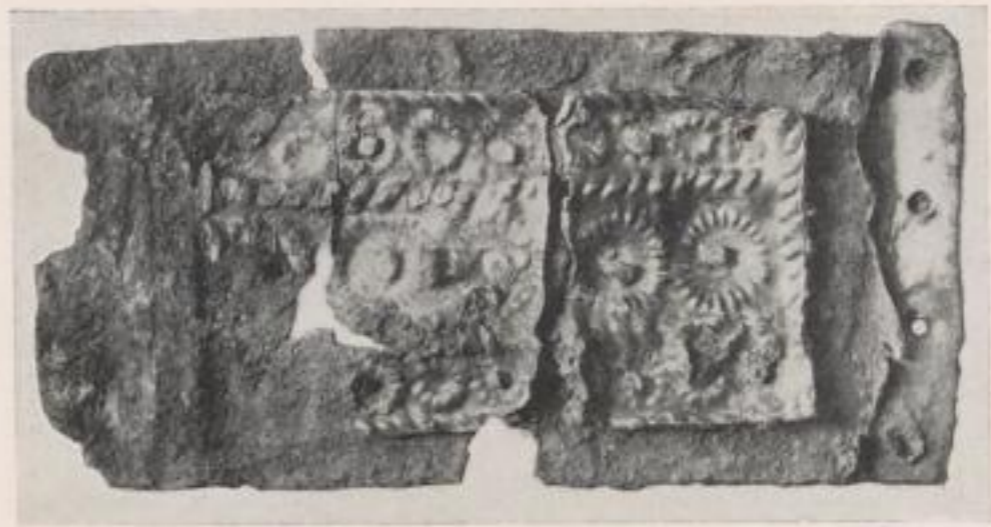


Römische Kasserolle in Hamburg.





A 1 : 2



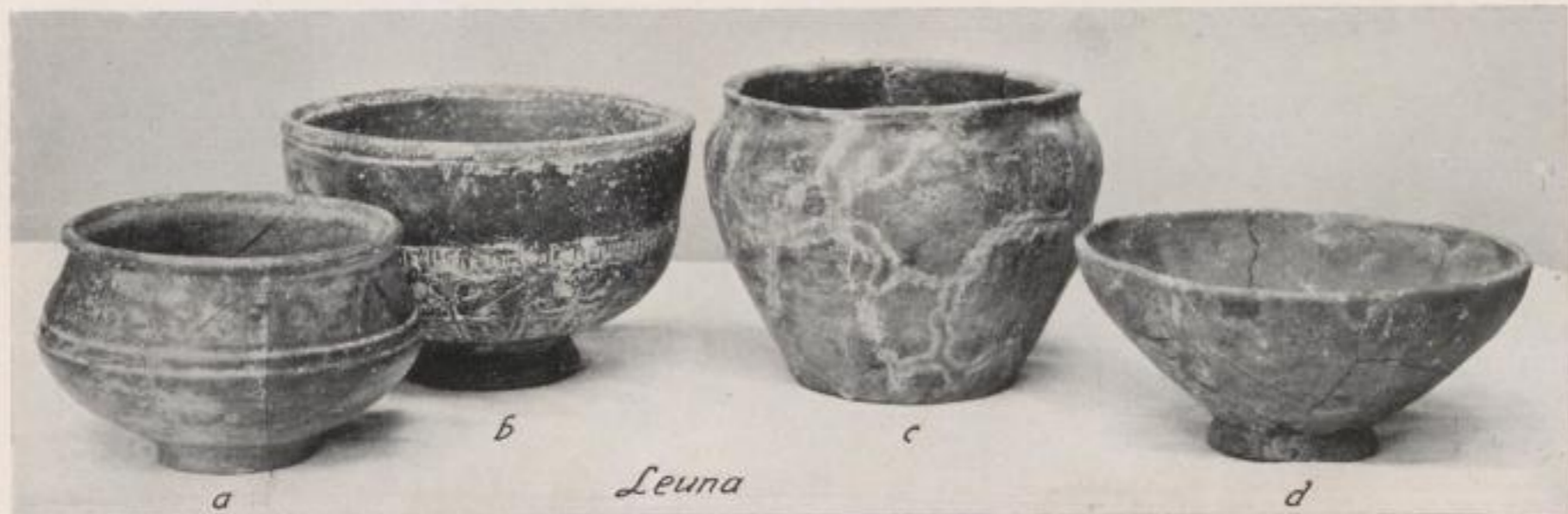
B 1 : 1



C 1 : 1



D knapp $\frac{2}{3}$



E Tongefäße aus dem Grab 12 von Leuna, Kr. Merseburg (1 : 4).





A: Bronzene Bacchus-Statuette von Greifenhagen.
Höhe 11,8 cm. — Prov.-Mus. Stettin (P S 752).

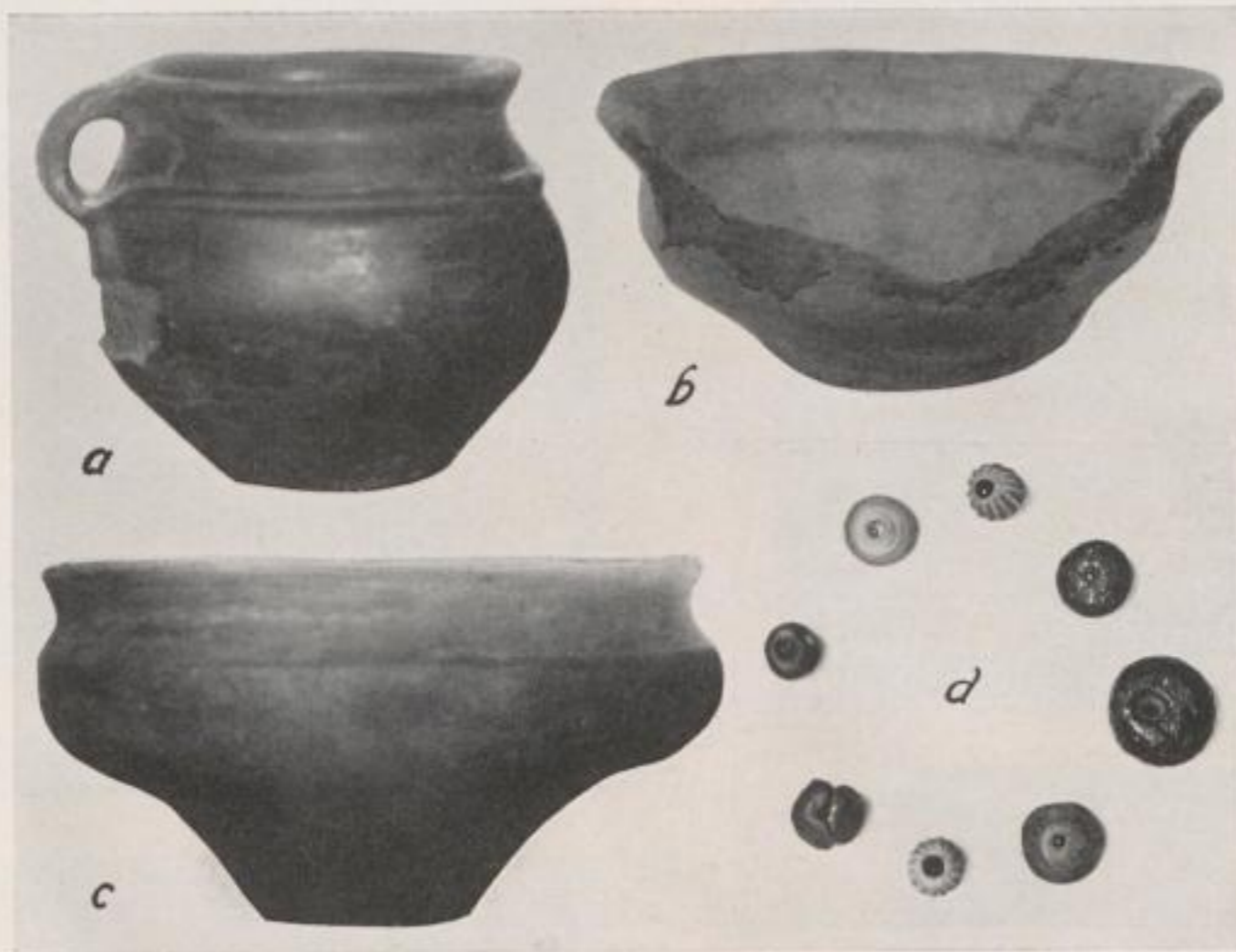


B: Grabfund von Kowalk, Kr. Belgard.
a: Beinkamm, 9,5 cm breit; b—d: Bronzeanhänger,
Scheiben-Durchm. 2,2 cm; e: Tongefäß, 9 cm; f: Glas-
becher, 11 cm hoch. — Prov.-Mus. Stettin (P S 588—590).



C: Schwarze Mäanderkanne mit Röhrenhenkel aus dem Brandgrab in Rützow, Kr. Schivelbein.
Höhe 17,5 cm. — Prov.-Mus. Stettin (P S 758).





A: Drei Tongefäße (Höhe 10 und 7 cm) aus Skelettgräbern, Bernstein-, Ton- und Glasperlen aus Brandgrubengräbern bei Rützow, Kr. Schivelbein (Priv.-Bes.).



B: Bronzekessel aus dem Grab in Rützow, Kr. Schivelbein. Höhe 14,5 cm. — Prov.-Mus. Stettin (P S 759).





A: Trier, Prov.-Museum.



B: Berlin, K. F. M.



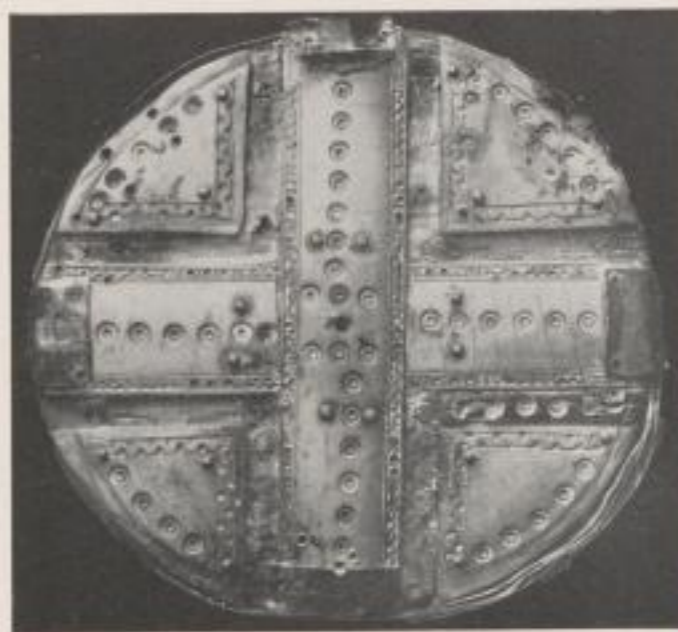
C: Paris, Cluny.



D: Berlin, K. F. Museum.



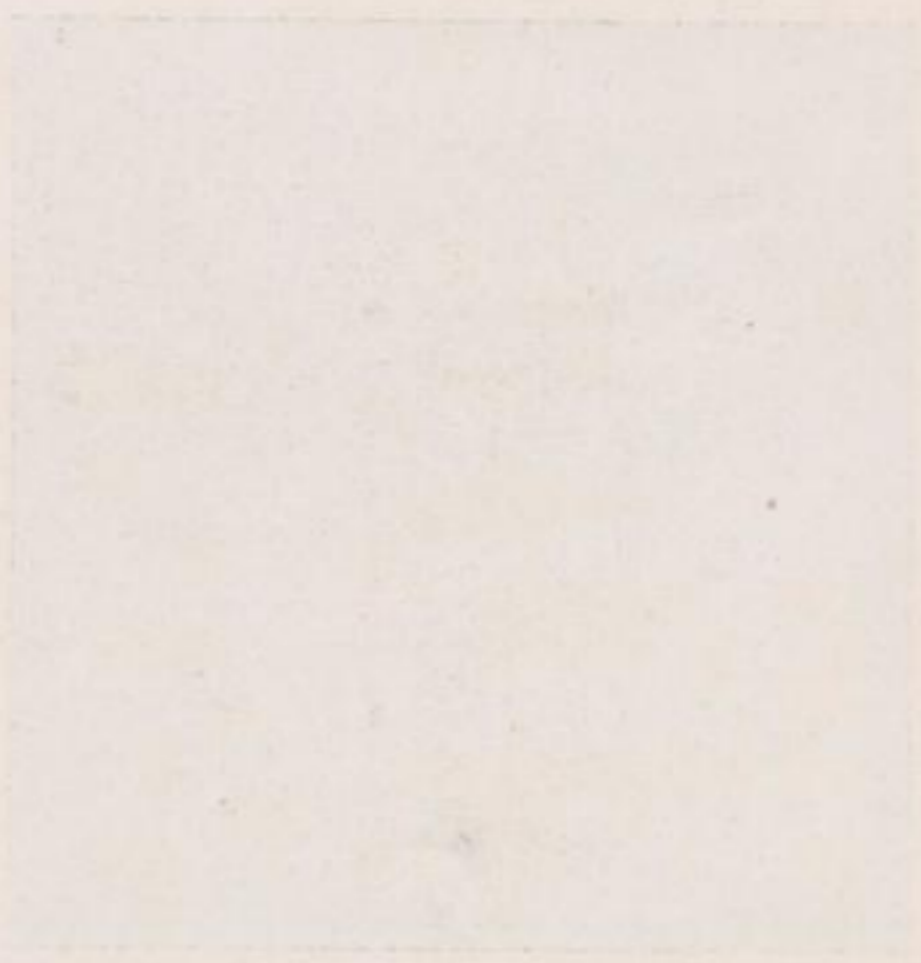
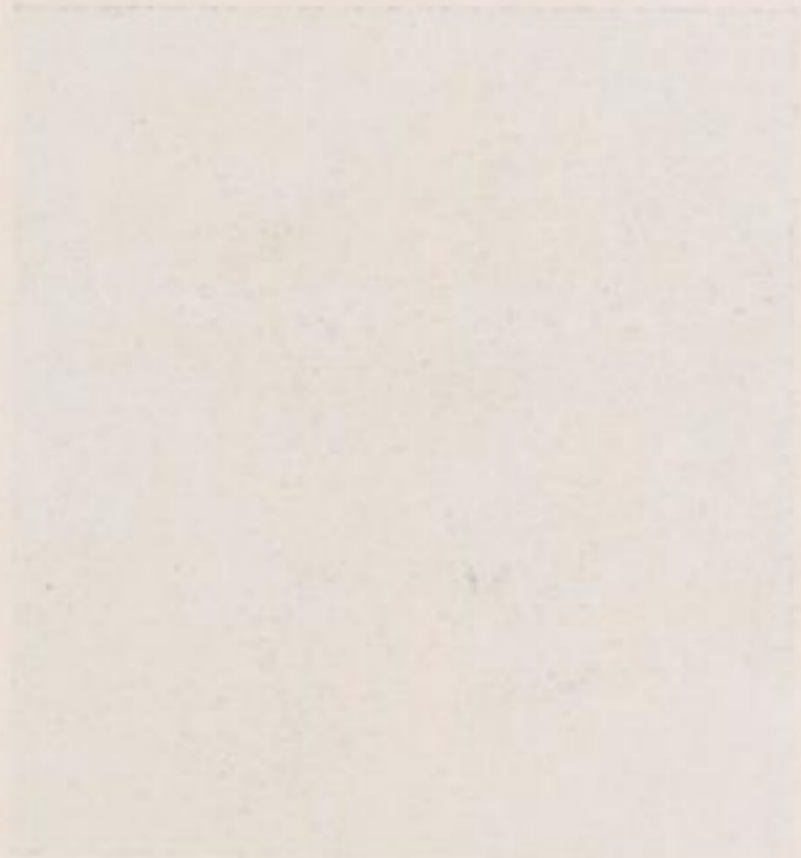
E: Wiesbaden, Landesmuseum.

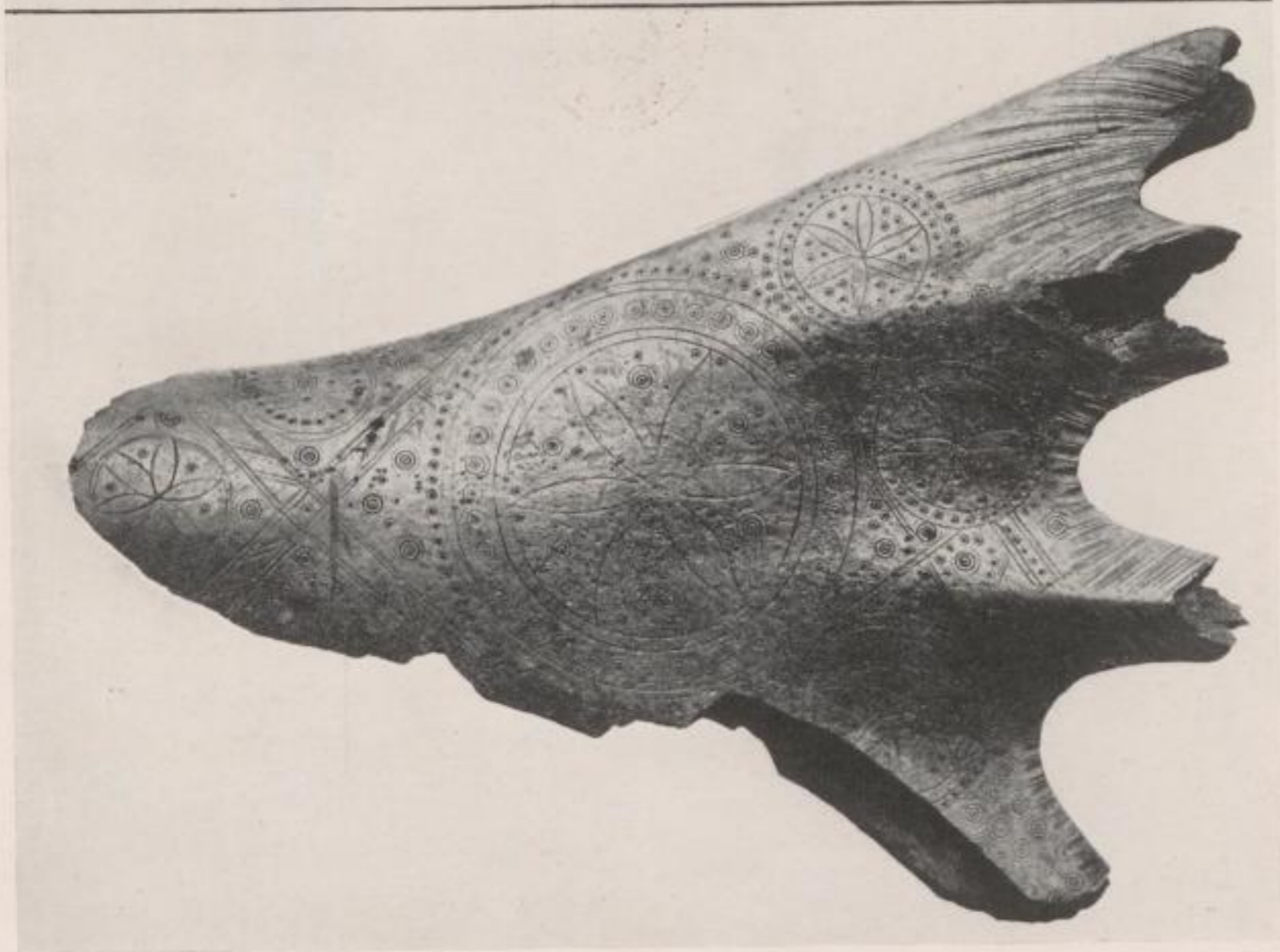
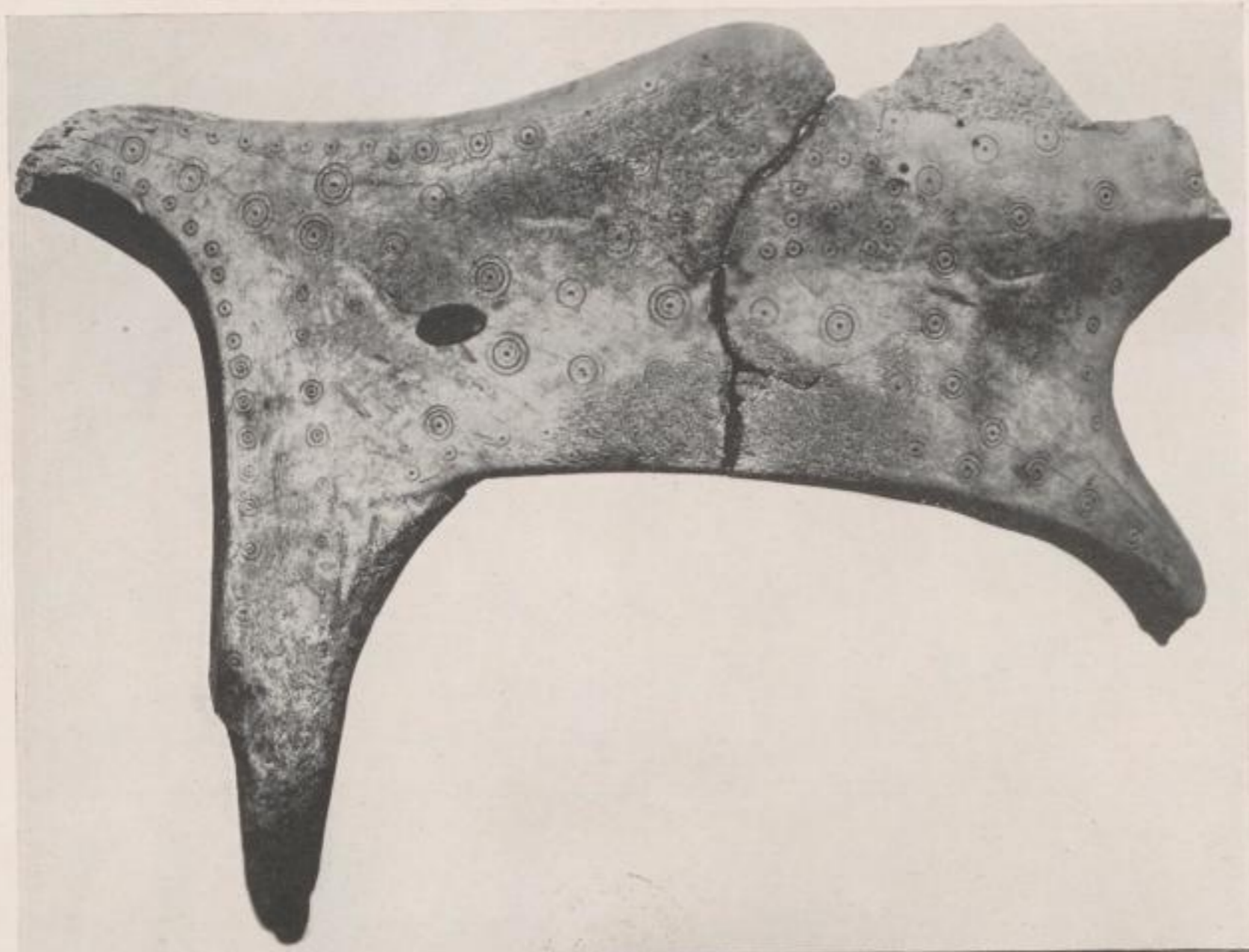


F: Wiesbaden, Landesmuseum.

1777

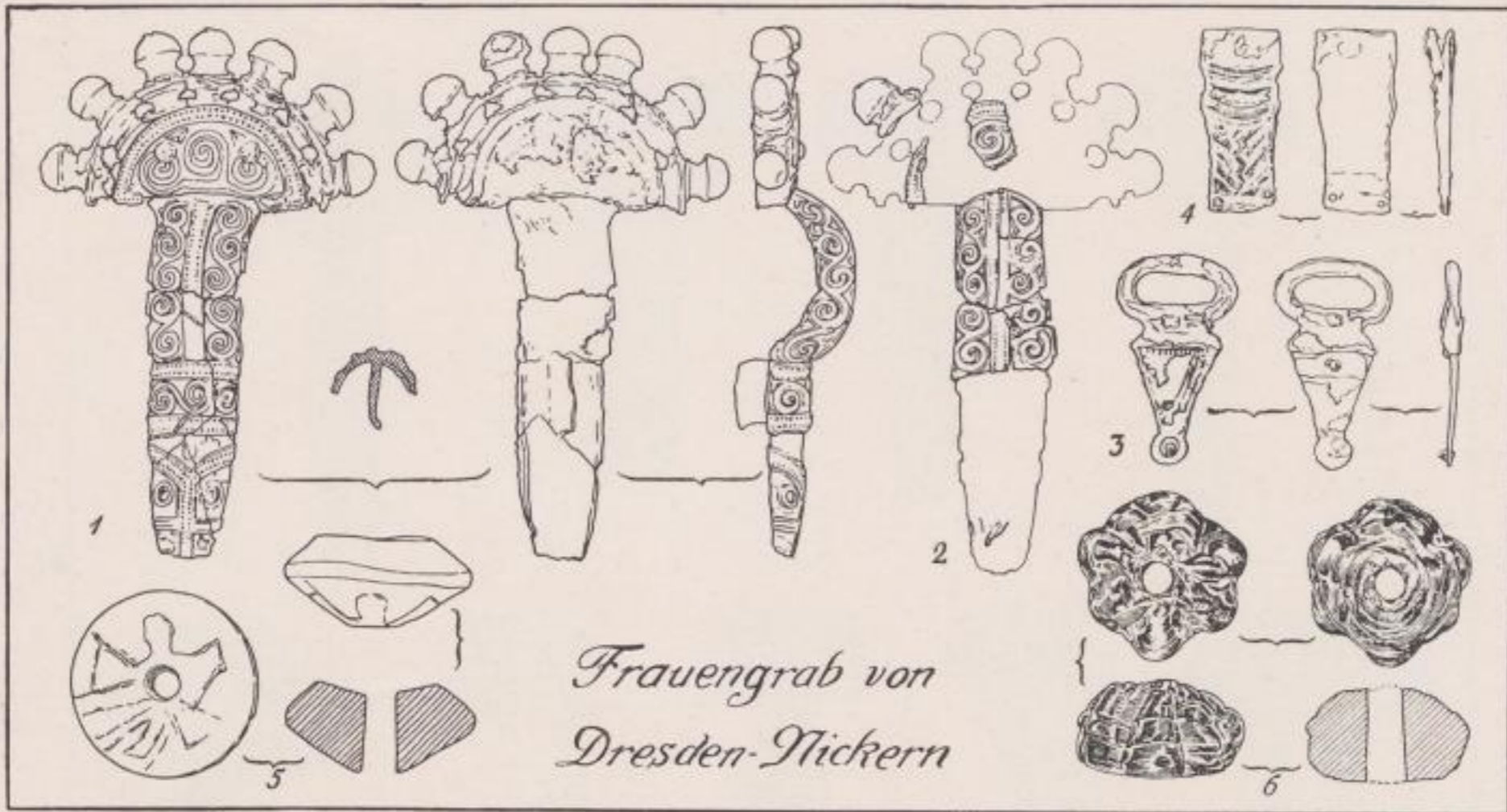
1777



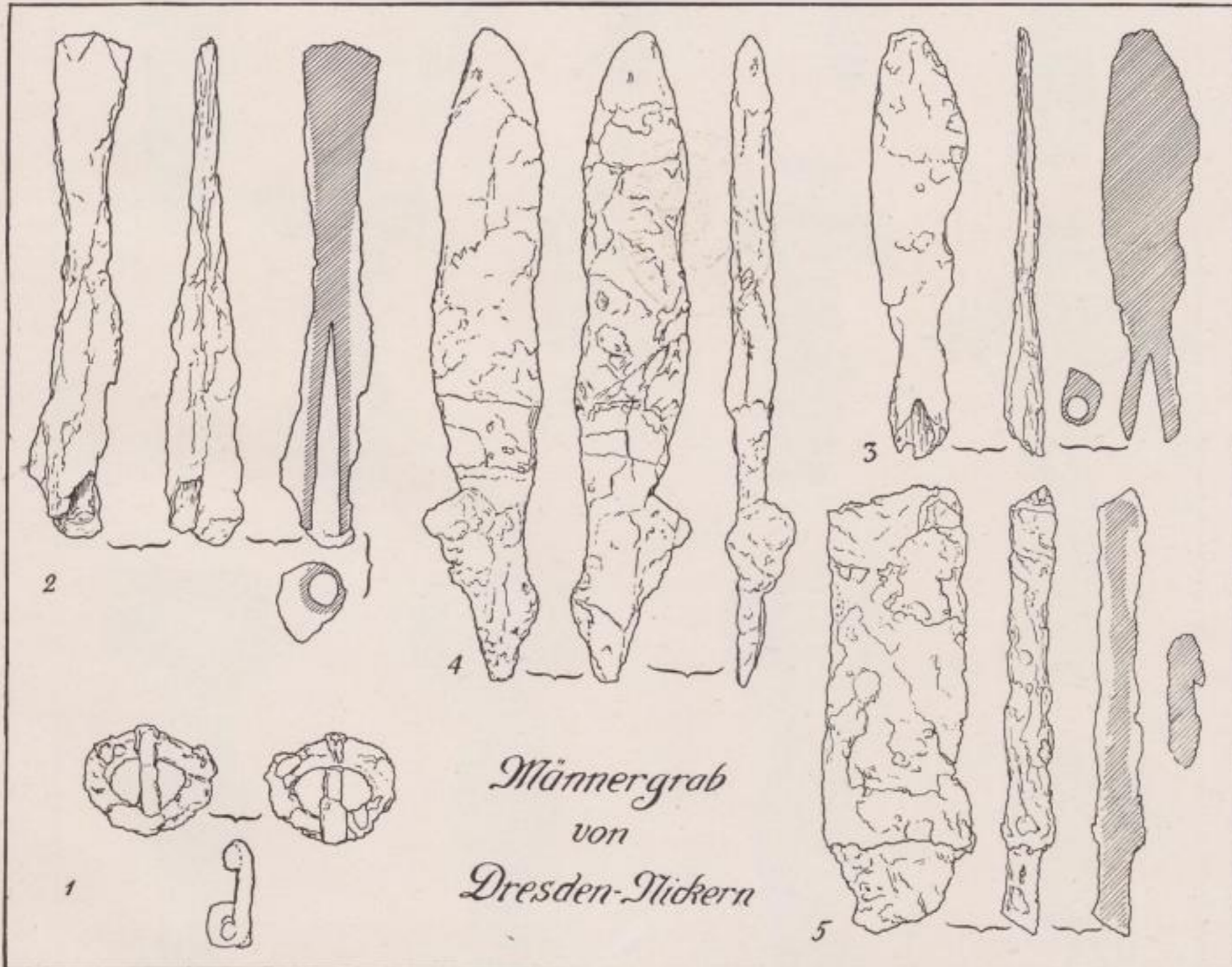


Damhirschaufel. Trier, Provinzialmuseum.





A. $\frac{2}{3}$ nat. Größe.



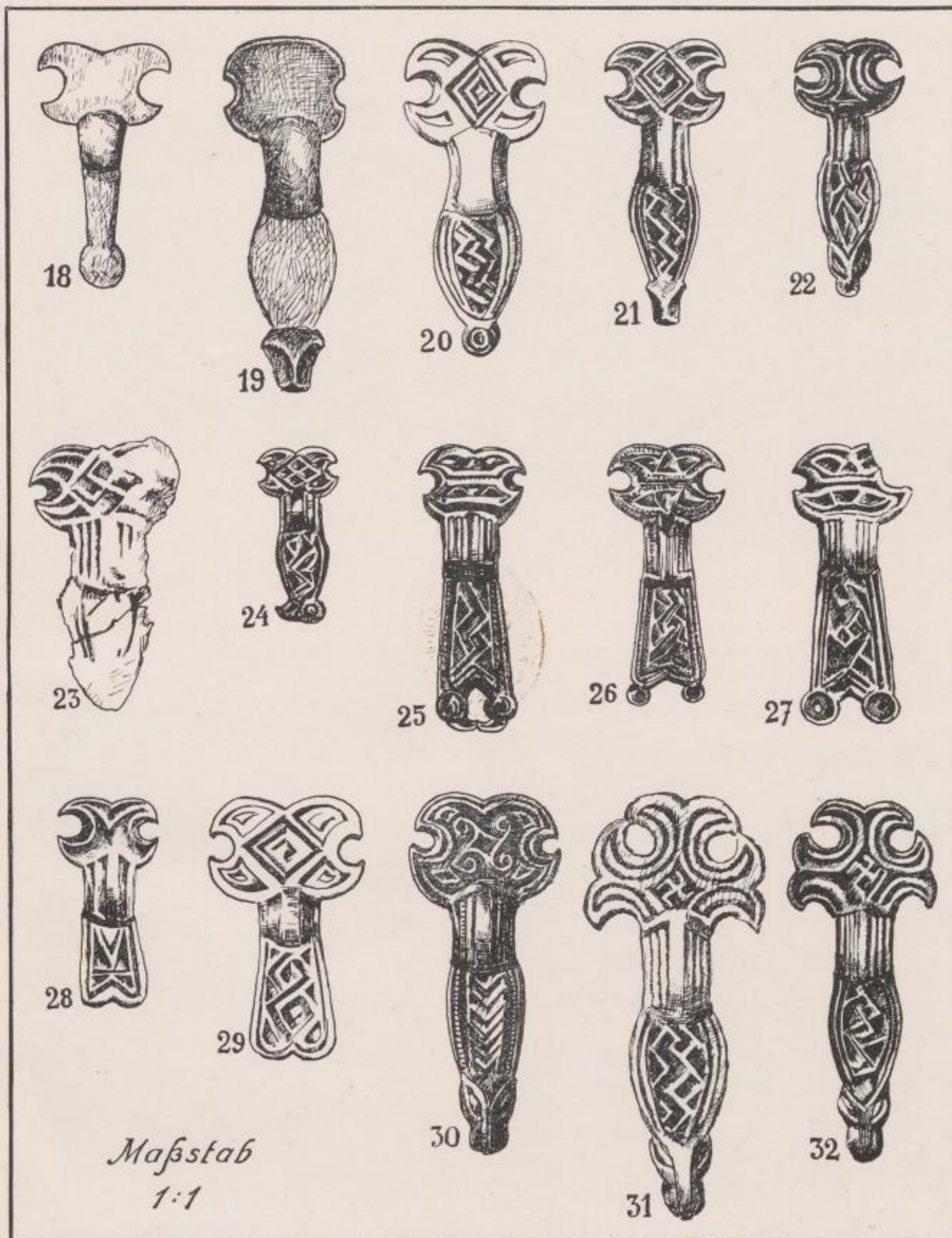
B. 1, 4 und 5: $\frac{2}{3}$ nat. Größe. — 2 und 3: $\frac{1}{3}$ nat. Größe.





Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte mit Vogelköpfen (etwa nat. Größe). Fundorte siehe Seite 350.





Fibeln mit ausgezackter Kopfplatte in Zangenform (etwa nat. Größe). Fundorte siehe Seite 350.





A: Stein von Vallstena.



B: Reiterstein von Stenkyrka.





A: Stein von Ardre.



B: Stein mit Reiter und Schiff von Stenkyrka.





Goldene Adler-Fibel mit Zellen-Email und Edelsteinen aus dem 11. Jahrh. im Altertumsmuseum der Stadt Mainz.





28. 06. 72

• 7. 01. 75

X

3

4

X

3

4

VI S., 373 S., Taf. 2-48, 2 Bl.
1 Taf. a. S. VI

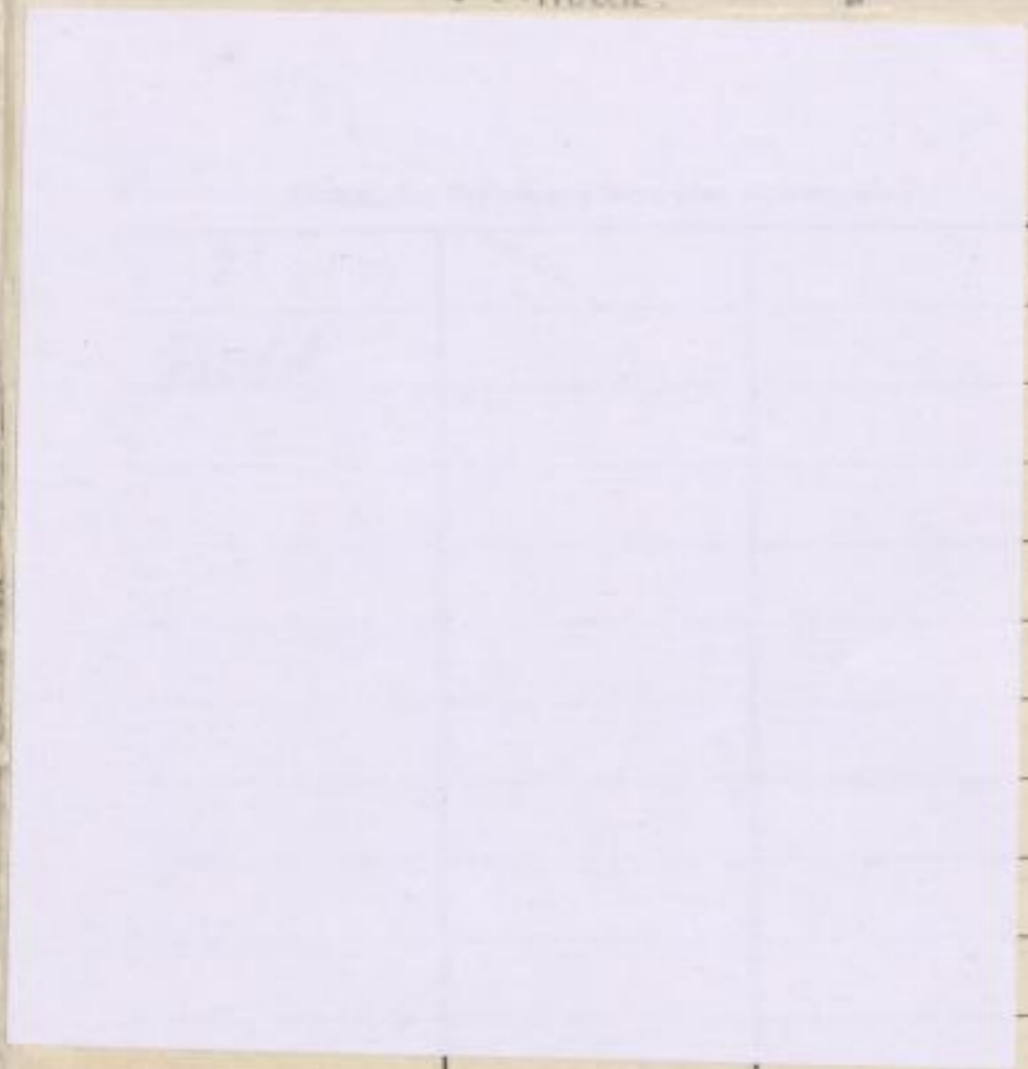
Bio - Ka

Kulturb. Taf. 27
Flecke S. 73, 343

Re. 237.87

(1) Archäol. St.
St. misc.

(1) Orth. plast. Gr.



ages geb. 1860.)

III/9/280 JG 162/6/85

4. 4°. 656

SLUB Dresden



3 1265065